B. Martin

<36611196010010

Gotthold Ephraim Lessing's
sämmtliche Schriften.

Dritter Band.

Gotthold Ephraim Lessing's

sämmtliche Schriften.

Herausgegeben von

Karl Lachmann.

Auf's Neue durchgesehen und vermehrt von

Wendelin von Maltzahn.

Dritter Band.

Leipzig.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

1853.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Das Neueste aus dem Reiche des Witzes. 1751.

Aus dem Naturforscher,

einer physicalischen Wochenschrift. 1747.[1]

Herr Naturforscher,

Ich habe alle ihre Blätter bishero gelesen, weil ich ihr Freund bin. Ich kann es leicht errathen, daß ihnen diese Ursache nicht allzuwohl gefallen wird. Schlecht genug! werden sie sagen, daß es bloß aus Freundschaft geschehen ist. Sie hätten sie lesen sollen, weil sie schön und gründlich geschrieben sind. Nun gut, gut! erzürnen sie sich nur nicht! Ich habe das letzte noch nicht geläugnet, da ich ihnen das erste von mir berichte. Ihre Blätter können gründlich und schön seyn. Muß ich sie aber deswegen lesen? Ich müßte viel Zeit auf das Studiren zu wenden haben, wenn ich alle Schriften von dieser Gattung lesen wollte. Was ich lesen soll, muß mich vergnügen können. Sie wissen schon, was ich unter dem Worte vergnügen verstehe. Und in diesem Verstande, ich sage es ihnen unter die Augen, fehlt es ihren Blättern noch sehr an dieser, zur Erhaltung meines Beyfalls, nothwendigen Eigenschaft. Ich merke, ich bin nun ziemlich nahe bey dem Zwecke meines Briefes. Ich wollte ihnen nämlich schreiben, sie sollten sich gefallen lassen, mich künftighin entweder nicht mehr unter ihre Leser zu rechnen, oder in ihren Stücken mehr Einfälle, mehr Witz, kurz, mehr von dem anzubringen, was mich und meines

[1] Lessings Theilnahme ward im achten Stücke, den 19. des Augustmonats 1747 durch obigen Brief und dieses Vorwort des ungenannten Herausgebers Christlob Mylius angekündigt. „Folgendes ist mir vor wenig Tagen eingehändiget worden. Ich werde mich aller Beyträge meines anakreontischen Freundes bedienen, weil ich weis, daß ich viele anakreontische Leser habe."

gleichen vergnügen kann. Sie schreiben zu trocken. Wo hat denn jemals Anakreon so geschrieben? Ich weis wohl, Anakreon war kein Naturforscher, und sie als Naturforscher, wollen kein Anakreon seyn. Wenn ich nun aber alle andere Scribenten, ausgenommen die anakreontischen, mit Verdruß lese: wollen sie denn, daß ich sie auch mit Verdruß lesen soll? Entschuldigen sie sich nur nicht mit der Trockenheit ihrer Materie. Wenn sie nur wollen, sie wird ihnen oft genug Gelegenheit geben, die feinsten Scherze von Liebe und Wein anzubringen. Gesetzt aber, dieses wäre wider ihr physikalisches Gewissen: nun wohl! so tragen sie es einem andern auf, dessen Gewissen nicht so zärtlich ist. Wenn sie mir ein gut Wort geben wollten, vielleicht thäte ich es selbst, und theilte ihnen dann und wann meine Einfälle mit. Sie möchten nur so schlecht seyn, als sie wollten: so viel würden sie doch dadurch erlangen, daß ich einer von ihren Lesern bliebe. Denn, es ihnen nur im Vertrauen zu gestehen, ich lese mich selbst gar gern. Wollen sie etwan eine Probe von meiner Arbeit sehen? Hier ist eine. Ihr viertes Stück hat mir den Stoff dazu gegeben. Ich bin ꝛc.

L.

Die Beylage folgt im nächsten Stück.

Die drey Reiche der Natur. [1]

Die Wetterprophezeyung.

Mein Herr, [2]

Die Griechen und die Römer ziehen wider sie zu Felde, wofern sie noch mehr anakreontische Freunde zu Mitarbeitern annehmen. Der Beyfall unserer witzigen Jünglinge wird sie nicht vor dem Zorne schützen, den sie bey den Vertheidigern der Alten erregen. Die ersten fangen zwar an,

[1] Dies und das folgende Lied im neunten Stück. Sonnabends, den 26. des Augustmonats, 1747. Vergl. Bd. I. S. 81 u. 105. Vorher steht die Bemerkung: Hier folgt die vor 8 Tagen zurück gebliebene Beylage. Die darauf folgende kleine Ode, und alle künftigen Gedichte, worunter der Buchstabe L stehet, kommen von meinem anakreontischen Freunde. Ich mache dieses einmal für allemal bekannt, damit ich dem verdienten Ruhme seines muntern Witzes nichts entziehen und mit fremden Schönheiten prangen zu wollen scheinen mögen.

[2] Zehntes Stück. Sonnabends, den 2. des Herbstmonats, 1747. Nach der kurzen Antwort steht das Lied: Der Sommer. S. Bd. I. S. 106.

ihre Blätter, wie die Ebräer, von hinten zu lesen: damit ihnen die artigen Briefe ihrer Correspondenten zuerst in die Augen fallen: allein die griechischen Gelehrten unserer Zeiten verschwören es, eine Zeile von ihnen anzusehen, wofern sie nicht dem Anakreon eine Ehrenerklärung thun lassen. Ist denn nun aber die Beleidigung so groß, die am Ende ihres achten Stückes diesem Dichter wiederfahren ist? Sie dürfen keinen Augenblick zweifeln, wenn sie nur die Worte selbst, mit ihren Folgen, in Erwägung ziehen. Anakreon, der grundgelehrte Anakreon, den Fontenelle den größten Philosophen mit Recht an die Seite stellet, soll ein bloßer Witzling, und kein Naturforscher, gewesen seyn? Um der Musen willen! das ist zu viel. Das ist eine Lästerung wider das ganze Alterthum, die nicht ungeahndet bleiben kann. Denn, nur eins zu gedenken: wer hat wohl jemals unter allen Menschen die Natur des Weines, und die geheimsten Wirkungen der Zärtlichkeit so genau erforscht, als dieser alte Jüngling? Und wer hätte wohl über die Eigenschaften der Rosen, des Balsams, der Lotusblätter artiger und scharfsinniger philosophiren können, als er, der an Feinheit des Geschmacks, und an langer Erfahrung die stärksten Weltweisen übertraf? Soll ich noch mehr Gründe anführen, Anakreons tiefe Einsicht in die Naturlehre zu beweisen? so erinnern sie sich nur seiner neunzehnten Ode. Darinne liegt ein ganzes Königreich von Wahrheiten verborgen. Einer von meinen Freunden verfertiget ein philologisch-critisch-historisch-philosophisches Dissertatiönchen von dreyßig neuen physikalischen Entdeckungen, die er in den Schriften dieses philosophischen Dichters gemacht hat. Von ihm, als von einem jungen Gelehrten, haben sie eben nicht so viel zu besorgen, ob er gleich in seinen Meynungen hitzig ist. Aber wenn ich ihnen aufrichtig rathen soll: so verderben sie es ja nicht mit den Graubärten. Diese sind unversöhnlich; und wer den griechischen Verfassern nur eine scheele Mine macht, der verdienet wenigstens den Namen eines Ketzers. Wenn sie noch gnädig mit ihm verfahren: so verdammen sie ihn gewiß zum Feuer; und daraus ist freylich keine Erlösung zu hoffen. Lassen sie sich also bey Zeiten warnen. Ich bin 2c.

C.

Mein Herr,
Sie haben recht. Ich bin 2c.

L.

Herr Naturforscher,[1]

Mein Mägdchen hat ihr 17. Stück von mir zu lesen bekommen. Sie schickte mir es heute wieder zurück, und zugleich gegenwärtiges Liedchen. Ich muß es ihnen doch mittheilen, ob es gleich nur für mich alleine ist. Sie hat zwey Lehrmeister im Singen; mich und die Liebe. Von mir lernt sie die Reime, und von der Liebe die Empfindungen. Wenn sie die letztern durch die erstern verunstaltet, so schreiben sie es mir zu. Ich bin rc.

L.

Die Versteinerung.

Holz und Beine
Werden Steine
Durch des Wassers Kraft.
Werden Holz und Beine
Durch des Wassers Kraft,
Werden die zu Steine:
Sagt, ihr Wasserfreunde,
Sagt, ihr Rebenfeinde,
Werden eure Herzen
Nicht versteinert seyn?

Mark und Beine
Fühlen, Weine,
Eures Feuers Kraft.
Wenn mein Liebster trinket,
Trinkt er Rebensaft,
Bis er sich betrinket.
Sollt ich ihn nicht lieben?
Ja, ich will ihn lieben,
Weil sein Herz erhitzet,
Nicht versteinert ist.

E***.

[1] Neunzehntes Stück, den 4. des Wintermonats 1747. Lessings Beiträge zum Naturforscher sind zuerst wieder (aber ungenau) abgedruckt in G. Mohnike, Lessingiana. Leipzig. 1843.

Beyträge
zur Historie und Aufnahme des Theaters.

1750.

Erstes, Zweytes, Drittes und Viertes Stück. Stuttgard, bey Johann Benedict Metzler. 1750 kl. 8. Mitherausgeber war Ch. Mylius.

Beyträge

zur Historie und Aufnahme des Theaters.

1750.

[illegible]

Vorrede.

Wir wollen uns nicht lange entschuldigen, daß wir der Welt eine neue periodische Schrift vorlegen, wir wollen vielmehr dem Leser alsbald unsere Absicht etwas umständlicher entdecken, und versichert seyn, daß, wenn ihm diese gefällt, ihm auch unsere Arbeit nicht unangenehm seyn werde. Entweder man hat etwas nützliches unter Händen oder nicht. Im ersten Falle sind die Entschuldigungen überflüßig, im andern vergebens.

Deutschland kann sich nunmehro bald rühmen, daß es in den Werken des Witzes Stücke aufzuweisen habe, welche die schärffste Critik und die unbilligsten Ausländer nicht scheuen dürfen. Wir trauen unsern Lesern mehr Geschmack zu, als daß wir nöthig zu haben glauben, sie ihnen zu nennen. Es sind nicht nur Kleinigkeiten. Das Heldengedicht und die Fabel, das Schauspiel und das Trinklied, eines sowohl wie das andre, haben ihre Geister gefunden. Nur in der Menge dieser Geister muß unser Vaterland andern Ländern weichen. Allein man erwarte nur die Jahre, man bemühe sich nur, den guten Geschmack allgemein zu machen, so wird auch dieser Vorwurf wegfallen. Dieses letztre ist eine Zeit lang die Absicht unterschiedener Monatsschriften gewesen. Weil eben nicht lauter Meisterstücke dazu nöthig sind, so hat jede ihren Nutzen gehabt. Wir wollen damit nicht die Rangordnung unter ihnen aufheben, noch Sachwalter aller unglücklichen und verwegnen Schriftsteller dieser Art werden; wir sagen nur, daß sie zu jetzigen Zeiten alle auf gewisse Weise und nach gewissen Stufen was gutes gestiftet haben. Diese Zeiten sind größtentheils Zeiten der Kindheit unsers guten Geschmackes gewesen. Kindern gehöret Milch, und nicht starke Speise. Von Weisen auf Hallern wäre ein allzugrosser

Sprung gewesen, und diese schnelle Veränderung hätte vielleicht dem guten Geschmacke eben so gefährlich seyn können, als es einem Kinde seyn würde, welches man nach der Milch gleich zu starken Weinen gewöhnen wollte. Waren nicht also auch diejenigen nöthig, die eben so weit unter den einen, als über den andern waren? Wenigstens für die Menge, die sich nur stufenweise zu bessern fähig ist. Auf diese Art haben sie die Liebhaber vermehrt, und manchen Kopf ermuntert, der vielleicht durch lauter Meisterstücke wäre abgeschreckt worden. Eines ist nur zu bedauern, nämlich daß meistentheils die Einrichtung dieser Monatsschriften nicht vergönnet hat, sich in alle Theile, besonders der Poesie, gleich weit einzulassen. Wir wollen nur den dramatischen Theil anführen. Hat dieser nicht allezeit den kleinsten Theil darinnen eingenommen? In vielen hat man gar nicht an ihn gedacht. Gleichwohl hätte man ihn am wenigsten vergessen sollen, da er die meisten Liebhaber nöthig hat. Wir verlangen eben nicht, daß man uns allezeit Originalstücke hätte vorlegen sollen. Hierzu gehöret allzuviel Zeit und Arbeit. Allein warum hat man uns nicht die Werke der Alten, und der Ausländer darinnen näher bekannt gemacht? Wie viele kennen die griechischen und römischen dramatischen Dichter? Wie viele kennen die Schaubühne der Italiener, Engländer, Spanier, Holländer? Die einzigen Franzosen hat man durch häufige Uebersetzungen sich eigen zu machen gesucht. Dadurch hat man aber unser Theater zu einer Einförmigkeit gebracht, die man auf alle mögliche Art zu vermeiden sich hätte bestreben sollen. Wenn man auch nur in das Theoretische der Schaubühne sich etwas eingelassen hätte, entweder durch eigne oder fremde Abhandlungen das Leere in den meisten Lehrbüchern der Dichtkunst zu erfüllen: wir glauben gewiß, es würde um das Theater noch besser stehen, es würde vielleicht mehr Arbeiter und weniger Stümper gefunden haben, es würde vielleicht von mehr Gönnern seyn unterstützt worden. Denn wie wir schon gesagt, dazu sind die Monatsschriften, sie breiten den guten Geschmack und die Liebe zu den Werken des Witzes aus, und ermuntern zur Nacheifrung.

Diese Betrachtung hat uns auf einen Einfall gebracht, den wir jetzt auszuführen anfangen. Wir wollen einholen, was man versäumet hat. Wir wollen uns bemühen, so viel in unsern Kräften steht, zur Aufnahme des Theaters beyzutragen. Der Plan, den wir uns zur Erhaltung dieser Absicht gemacht haben, besteht in folgenden. Wir wollen theils auf

die sehen, die zu ihrer Arbeit, oder zur Verbesserung ihres Geschmacks, noch Vorschriften nöthig haben; theils auf die, die nur durch Muster aufgemuntert zu werden brauchen. Der Erstern wegen wollen wir alles aufsuchen, was sowohl alte als neue, sowohl einheimische als ausländische Kunstrichter von der Einrichtung der Schauspiele geschrieben haben. Doch wollen wir gleich im voraus melden, daß wir die ersten Anfangsgründe dieser Kunst übergehen werden, sie müßten denn so genau mit wichtigern Betrachtungen verknüpft seyn, daß sie nicht zu trennen wären. Die drey Einheiten sind auch Schülern bekannt. Allein Abhandlungen über die Wahrscheinlichkeit, über das Comische, über das Erhabene, über die Charaktere, über die Sittensprüche, und über andre beträchtliche Theile sowohl der Tragödie als Comödie werden vielen, wo nicht was ganz Neues, doch was Angenehmes seyn. Wo wir von diesem oder jenem keine Abhandlung, in was für einer Sprache es sey, finden, wollen wir unsre eignen Gedanken mittheilen. Wir wollen uns bestreben, daß sie allezeit von der Vernunft und von den Beyspielen alter und neuer Meister unterstützt seyn mögen. Was wir alsdann von den Regeln sammeln, wollen wir in der Beurtheilung der neusten theatralischen Stücke anzuwenden suchen. Diese Beurtheilung soll allezeit ohne Bitterkeit, ohne Vorurtheile angestellt werden. Wir wollen, wider die Gewohnheit der Kunstrichter, mehr das Schöne als das Schlechte aufsuchen. Wir wollen mehr loben, als tadeln. Wir glauben also, daß niemand unsere Critik scheuen werde. Doch so sehr wir uns ein Gewissen machen werden, jemanden abzuschrecken, so sehr wollen wir uns auch hüten, die theatralische Arbeit als eine Kleinigkeit, als eine Arbeit, der jeder gewachsen sey, vorzustellen. Hierzu werden genaue Charaktere, die wir in ihrem Umfange von dem comischen und dem tragischen Dichter machen wollen, dienlich seyn. Wir wollen untersuchen, wie weit sich beyder Witz und beyder Gelehrsamkeit erstrecken müsse, und Vorschläge thun, wie jeder seine Kräfte prüfen könne.

Was die Muster, die wir vorlegen wollen, anbelangt, so glauben wir uns in den Stand gesetzt zu haben, daß wir aus dem Griechischen und Lateinischen, aus dem Französischen, Italiänischen, Englischen, Spanischen und Holländischen unsern Lesern von uns übersetzte Stücke werden liefern können. Auf die erstern zwey wollen wir unsern Fleiß besonders wenden. Wir wollen zuweilen aus dem Sophokles, Euripides und Aeschylus

ein Stück übersetzen; wozu wir allezeit ein solches wählen wollen, das von neuern Poeten ist nachgeahmet worden, oder von dessen Inhalte wenigstens ein ähnliches neueres Stück zu finden ist. Dieses wollen wir auch mit dem Aristophanes, Plautus, Terenz und dem tragischen Seneca thun. Wir wollen sie dabey selbst untereinander vergleichen, und zu bestimmen suchen, was Sophokles vor dem Euripides, dieser vor jenem, beyde vor dem Aeschylus, und dieser vor beyden eignes habe. Auf gleiche Art wollen wir mit dem Terenz und Plautus verfahren. Es soll uns nicht genug seyn, ein Stück von ihnen zu übersetzen, wir wollen auch zeigen, worinne und wie Terenz den Plautus, und Plautus den Aristophanes nachahme. Wir wollen dabey mit allem Fleisse diejenigen Stücke und Stellen aufsuchen, welche die neuern Dichter von diesen geborgt haben. Wir werden daraus nothwendig einsehen lernen, welches die wahre und die falsche Art, nachzuahmen sey, und den Vorzug der Alten vor den Neuern, oder, in gewissen Stücken, dieser vor jenen, daraus feste setzen können. Hierzu sollen besondere Abhandlungen gewidmet werden. Von den Stücken der neuen Ausländer aber, werden wir nur solche übersetzen, die in Deutschland bisher am wenigsten sind bekannt gewesen, und die man als Muster in ihrer Art ansehen muß. Wir werden besonders unser Augenmerk auf das englische und spanische Theater richten. Shakespeare, Dryden, Wicherley, Vanbrugh, Cibber, Congreve sind Dichter, die man fast bey uns nur dem Namen nach kennt, und gleichwohl verdienen sie unsere Hochachtung sowohl als die gepriesenen französischen Dichter. Eben so ist es mit dem Lopez de Vega, Augustin Moreto, Antonio de Mendosa, Francisco de Rojas, Fernando de Zarate, Juan Perez de Montalvan, Antonio de Azevedo, Francisco Gonsalez de Bustos und andere. Diese sind alle Männer, die zwar eben so grosse Fehler als Schönheiten haben, von denen aber ein vernünftiger Nachahmer sich vieles zu Nutze machen kann. Doch wollen wir auch die Franzosen, Italiäner und Holländer nicht vergessen. Von den erstern haben die Deutschen schon sehr vieles genommen; wir werden uns also hüten, alte Stücke von ihnen aufzuwärmen, und deswegen größtentheils nur auf die itztlebenden Verfasser sehen, deren Arbeit in Ansehung der ältern Stücke viel besonders hat, und von denen jeder meistentheils einen eignen Weg zu gehen sucht. Von den Italiänern und Holländern aber werden wir nur das, was sie regelmäßiges und eigenthümliches haben, aufsuchen. Sollte es hernach

nicht möglich seyn, dasjenige fest zu setzen, was jede Nation vor der andern vorzügliches und eigenthümliches habe? Wir glauben, ja, und sind so gar überzeugt, daß aus keiner andern Sache das Naturell eines Volks besser zu bestimmen sey, als aus ihrer dramatischen Poesie. Wir wollen dieses an seinem Orte weitläufiger ausführen. Nur ist gewiß, daß es eine kleine Ausnahme in Ansehung der deutschen Schaubühne leiden werde. Wir haben zu wenig eigne Stücke; und den meisten dieser Stücke merkt man das Ausländische allzusehr an. Der sicherste Charakter also, den man daraus von den Deutschen wird bestimmen können ist, daß er überall das Gute, wo er es findet, billige, und es sich zu Nutze mache. Das ist gewiß, wollte der Deutsche in der dramatischen Poesie seinem eignen Naturelle folgen, so würde unsre Schaubühne mehr der englischen als französischen gleichen.

Dieses ist es, was wir zur Aufnahme des Theaters unter uns beyzutragen hoffen. Wir hätten gerne noch dieses hinzugefügt, daß wir auch dann und wann einige von unsern eignen Stücken mittheilen wollten. Allein der Leser hat noch allzuwenig Grund, sich etwas Gutes davon zu versprechen, daß wir es also auf sein eigen Urtheil wollen ankommen lassen, ob wir auch hierinnen unsere Absicht erreichen werden. Wir geben ihm zugleich das Recht, unsere Arbeit eben so scharf zu beurtheilen, als wir es mit anderer Arbeit machen werden. Uebrigens wollen wir ihm nicht vorschreiben, ob er es auf eine bescheidene oder unbescheidene Art thun wolle. Das gilt uns gleich viel. Wir werden aus dem einen sowohl als aus dem andern uns zu bessern suchen.

Eines hätten wir bald bey diesem Plane vergessen. Wer weis nicht, daß die dramatische Poesie nur durch die Vorstellung in dasjenige Licht gesetzt werde, worinne ihre wahre Schönheit am deutlichsten in die Augen fällt? Sie reizet, wenn man sie lieset, allein sie reizet ungleich mehr, wenn man sie hört und sieht. Derjenige, der durch die bloße Lesung, zum Exempel eines Trauerspiels, bis zu süssen Thränen gebracht wird; muß schon selbst ein Mensch von Empfindungen seyn. Er muß schon mehr zu denken, und mehr als der gemeine Haufe zu fühlen gewohnt seyn. Und solche Leute sind selten. Mit dem größten Theile muß man zufrieden seyn, wenn durch die Gewalt der Sinne ihr schweres und kaltes Herz in diejenige Bewegung gesetzt wird, die der Dichter zur Absicht hatte. Wer sieht also nicht, daß die Vorstellung ein nothwendiges Theil

der dramatischen Poesie sey? Die Kunst dieser Vorstellung verdienet derohalben unsrer Aufmerksamkeit eben sowohl, als die Kunst der Verfassung. Sie muß ihre Regeln haben, und diese wollen wir aufsuchen. Es sind uns einige neue Schriftsteller hierinne schon vorgegangen, und wir werden uns ihrer Arbeit auf eine erlaubte Art zu bedienen wissen. Diese Regeln erstrecken sich nicht allein auf die Schauspieler, sie können allen nutzen, welche die Beredsamkeit des Körpers brauchen. Es ist ohnedem zu bedauern, daß wir die Kunst zu declamiren, die bey den Alten so hoch geachtet war, theils verlohren haben, theils geringe schätzen. Ihre größten Redner übten sich darinne, und Cicero selbst hat sich nicht geschämt, sich in einen Wettstreit mit dem Roscius einzulassen. Wenn man itziger Zeit etwas mehr Fleiß darauf wendete, so würde man gewiß mehr Redner als Stöcke auf unsern Kanzeln finden, und diejenigen, die oft einem Rasenden daselbst ähnlicher als einem Apostel sehen, würden mit mehrerer Mäßigung und Annehmlichkeit zu reden wissen. Denn wir wollen doch nimmermehr hoffen, daß diese äusserliche Anständigkeit auch unter die Eitelkeit der Welt mit gehöre. Zu der Vorstellung der dramatischen Poesie gehört aber noch mehr, als die Beredsamkeit des Körpers; die Auszierung des Schauplatzes; die gehörige und wahrscheinliche Verkleidung der Personen ist nichts weniger nöthig. Wir wollen also auch darüber dann und wann unsre Gedanken eröffnen, und die unzähligen Ungereimtheiten, die, in diesen Stücken, noch auf dem und jenem Theater sind, zu vermindern suchen.

Dieser Entwurf wäre weitläufig genug, und wir würden an Materie sobald keinen Mangel haben: gleichwohl haben wir für dienlich gefunden, mit erwähnter Absicht noch eine andre zu verbinden, damit die Abwechslung in unsrer periodischen Schrift desto größer, und der Gebrauch desto allgemeiner seyn könne. Es sind nun vier Jahr, daß uns bey dem Beschlusse der deutschen Schaubühne, der Herr Professor Gottsched Hoffnung zu einer Historie des Theaters machte. Es ist gewiß, wir sind nicht die einzigen, die der Erfüllung dieses Versprechens mit Vergnügen und mit einem unruhigen Verlangen entgegen gesehen haben. Man muß gestehen, daß er sehr geschickt dazu seyn würde, und daß seine Verdienste, die er unwidersprechlich um das deutsche Theater hat, dadurch zu ihrer vollkommnen Größe anwachsen würden. Es ist also um so vielmehr zu bedauern, daß ihn ohne Zweifel wichtigere Geschäffte von dieser Arbeit

abhalten, die fast einen eignen Mann erfordern will. Noch mehr aber würde es zu bedauern seyn, wenn sie gar unterbleiben sollte. Wir glauben schwerlich, daß sich außer ihm derselben jemand unterziehen möchte, wenn er weis was für eine weitläuftige Belesenheit, und was für Hülfsmittel dazu erfordert werden. Sollte es aber nicht möglich seyn, dieses schwere Werk zu erleichtern? Ein Gebäude ist leichter und geschwinder aufzuführen, wenn die Baumaterialien bey der Hand sind; und wenn man diese mit Musse herbeyschaffen kann, so wird die Arbeit nicht halb so schwer. Es würde unendliche Mühe kosten, wenn der Maurer jeden Stein, den er gebrauchet, selbst herbeyschaffen sollte. Dessen Mühe aber wird nicht geringer seyn, der zu Verfertigung der Geschichte des Schauplatzes alle Kleinigkeiten selbst ausspähen muß. Wir hoffen also nichts Ueberflüßiges oder Unnützliches zu thun, wenn wir die vornehmsten Nachrichten, die dazu nöthig sind, sammeln. Diese werden theils den Ursprung, den Fortgang, den Verfall, und die Wiederherstellung der Schaubühne bey allen gesitteten Völkern; theils die Lebensbeschreibungen sowohl der dramatischen Poeten, als der Schauspieler; theils historische Auszüge aus den vornehmsten theatralischen Werken, betreffen. Wir wollen übrigens alles sammeln, was sowohl für als wider die Schauspiele ist geschrieben worden; und deswegen von den Kirchenvätern anfangen, und bis auf unsere heutigen Gottesgelehrten kommen. Hieraus wird deutlich erhellen, mit was für Gründe sich diese auf das Beyspiel jener berufen; daß alle die Gründe, welche die erstern wider die Schauspiele vorgebracht haben, zu den itzigen Zeiten wegfallen; und daß die letztern sie aus Unwissenheit und Stolz verachten. Vielleicht gewinnen wir damit so viel, daß unbedachtsamer Eifer etwas gelinder urtheilen, und mit ihrer Verdammung etwas mehr an sich halten lernen. Darauf zwar wollen wir uns nicht allzugroße Rechnung machen. Denn manche Leute sind gewohnt, am meisten zu eifern, wenn sie am wenigsten zu antworten haben. Sie sind genugsam durch ihren Irrthum, und durch die Schande, mit den größten und gründlichsten Gottesgelehrten nicht übereinzustimmen, gestraft. So viel ist zwar leider! wahr, daß durch ihr Schmälen bey dem Pöbel das Vorurtheil wider das Theater, und wider die, die daran arbeiten, erhalten wird. Allein vielleicht kommen bald die Zeiten, da auch der Pöbel klüger, als sie, seyn wird, und da sie die einzigen seyn werden, denen man einen gesündern Verstand zu wünschen hat.

Bey diesen historischen Beyträgen wollen wir vornehmlich auf das deutsche Theater mit sehen. Wir wollen alle die verdienstvollen Männer hervorsuchen, die mit ihrem Witze oder mit ihrem Vermögen und Ansehen demselben nützlich gewesen sind, und ihnen zu demjenigen Ruhme zu verhelfen suchen, den nur die unparteyische Nachwelt geben kann. Von unsern alten theatralischen Stücken haben viele einen allzuverächtlichen Begriff. Es ist wahr, sie sind wenig regelmäßig, sie haben wenig von den Schönheiten, die itzo Mode sind; allein wer vielen von ihnen den Witz, das ursprünglich Deutsche, und das Bewegende abspricht, der muß sie entweder nicht gelesen, oder seinen Geschmack allzusehr verekelt haben. Wir werden zu seiner Zeit von dergleichen Stücken unsern Lesern einen Auszug machen, von welchen meistentheils nichts, als der Titel aus des Herrn Prof. Gottscheds Verzeichnissen bekannt ist.

Nunmehr kömmt es auf den geneigten Leser an, zu urtheilen, ob das, was wir hier versprochen haben, und welches wir uns auf alle mögliche Art zu halten bestreben werden, seine Aufmerksamkeit verdiene. Wir wollen das Beste hoffen, und in dieser Hoffnung alle Quartale mit dieser Arbeit fortzufahren versprechen. Jedes Stück soll ohngefähr 10 Bogen, und jeder Band 4 Stück, oder ein Jahr, ausmachen. Diejenigen werden uns allezeit den angenehmsten Dienst erweisen, die uns darinne beystehen, oder, wo wir etwan irren sollten, uns zurechte führen werden.

Im Oktober, 1749.

Die Verfasser.

II.

Abhandlung

von dem Leben, und den Werken des Marcus Accius Plautus.

Wir sind Willens, dem Leser in der Folge einige Lustspiele des Plautus übersetzt vorzulegen. Wir haben uns schon in der Vorrede erklärt, wie und warum wir dieses thun wollen. Es wird also nicht unbillig seyn, wenn wir vorher das nöthige sammeln, was uns den Verfasser und seine Arbeit näher kennen lehrt.

Von dem Plautus [1] selbst finden wir wenige Nachricht. Alles was wir von seinen Lebensumständen wissen, beruhet auf einigen Stellen des Cicero, Gellius, Festus, Servius, und Hieronymus. Horaz, Plinius der jüngere, Quintilian, Macrobius und andere gedenken zwar auch sein, allein alles was sie uns von ihm sagen, sind Lobeserhebungen oder Beurtheilungen. Marcus Accius [2] Plautus soll in Sarsina, [3] einer Stadt in Umbrien, gebohren seyn. Seine Aeltern und die Zeit seiner Geburt sind gleich unbekannt. Man glaubt gemeiniglich, daß seine Vorfahren Leute von sehr geringem Stande, ja gar Sklaven sollen gewesen seyn. Pareus beruft sich deshalb auf eine Stelle bey dem Minutius Felix, wo **Plautinae prosapiae homo**, einen Menschen von der allerniedrigsten Herkunft anzeige. Ich weis nicht, ob dieses Beweis genug ist. Wenn man übrigens von der Geschicklichkeit und dem feinen Witze eines Menschen

[1] Man hat schon einige Lebensbeschreibungen von dem Plautus. Derjenigen nicht zu gedenken, die man theils vor einigen Ausgaben und Uebersetzungen seiner Werke, theils in unterschiedenen Nachrichten von den lateinischen Schriftstellern findet, so hat Casp. Sagittarius ein besonderes Buch de Vita, scriptis, editionibus, interpretibus, lectione atque imitatione Plauti, Terentii, et Ciceronis, Altorfii, 1672, in 8. herausgegeben. Ich würde mir vielleicht viel Mühe haben ersparen können, wenn ich es zu bekommen gewußt hätte.

[2] Einige schreiben ihn auch Attius.

[3] Man schreibt sie auch Sarcina und Saßina. Janus Parrhasius nennt sie gar Farsina, aus welchem Grunde, weis ich nicht. Sie führt noch bis itzo diesen Namen, und liegt an dem apenninischen Gebirge an dem Flusse Sapis, in der heutigen Provinz Romagna, 24 Meilen westwärts von Rimini. Sie ist ein bischöflicher Sitz, und gehöret unter den Erzbischof von Ravenna. Limiers, in der Lebensbeschreibung des Plautus, die er seiner Uebersetzung vorgesetzt hat, meynt also fälschlich, daß man Sarcina heutiges Tages nicht mehr fände.

auf seine gute Erziehung und von dieser auf seine Aeltern einigermaßen schließen kann, so möchte die Vermuthung von des Plautus geringer Herkunft am ersten wegfallen. Wenigstens könnte man nicht ohne Grund glauben, daß er unter gesitteten und artigen Leuten müsse seyn auferzogen worden. Vielleicht ist er zeitig nach Rom gekommen, vielleicht hat er eben das Glück gehabt, welches Terentius hatte, daß er mit den größten Leuten seiner Zeit umzugehen Gelegenheit fand. Doch das sind Vermuthungen, die keinen gewissern Grund als die gegenseitigen haben. Das Glück mag einen großen Geist aus einem Stande entspringen lassen, aus welchem es will, er wird sich allezeit hervorbringen und zur Bewunderung der Welt werden. Der Ruhm des Plautus wird nur noch größer, wenn er auch selbst in seinen ersten Jahren ein Sklave gewesen wäre. Man bewundert den Epictet; und ich sollte fast meynen, daß es schwerer sey in der Sklaverey ein Poete als ein Philosoph zu werden. Das Unglück giebt oft die beste Anleitung zur Weltweisheit, allein ob es zum Dichten gleich nützlich sey, daran kann man um so viel mehr zweifeln, je mehr man Beyspiele von Dichtern anführen könnte, welche Armuth und Niedrigkeit entkräftet und zu Boden geschlagen hat. So viel ist gewiß, Plautus muß sehr zeitig Comödien zu schreiben angefangen haben, wenn alle, die man für seine Arbeit ausgegeben hat, wirklich von ihm sind. Im Anfange muß er mit seiner Arbeit glücklich gewesen seyn. Er hatte nämlich, wie uns Gellius berichtet, damit so viel gewonnen, daß er eine Handlung anfangen konnte. [1] Vielleicht, daß er seine Stücke an die Aediles verkaufte, vielleicht, wann diese Einrichtung, damals, noch nicht war, daß er sie selbst auf seine Unkosten aufführen ließ, und den Nutzen davon zog. Aus den Worten des Gellius kann man nichts gewisses schließen. Das erste ist zwar wahrscheinlicher, weil aus einigen Stellen in seinen Lustspielen klar ist, [2] daß die Aediles schon damals die Aufsicht über die Schauspiele gehabt haben. Dem sey wie ihm wolle. Plautus war aus einem comischen Dichter ein Handelsmann geworden. Er suchte sich vielleicht dadurch in solche

[1] Gellius im 3 Hauptst. des 3 Buchs seiner attischen Nächte: *Saturionem* et *Addictum*, et tertiam quandam, cujus nunc mihi nomen non suppetit, in pistrino Plautum scripsisse Varro et plerique alii memoriae tradiderunt, cum pecunia omni, quam in operis artificum scenicorum pepererat, in mercationibus perdita, inops Romam redisset, et ob quaerendum victum ad circumagendas molas, quae trusatiles appellantur, operam pistori locasset. Sicut de Naevio quoque accepimus, Fabulas eum in carcere duas scripsisse, Hariolum et Leontem.

[2] Siehe den Vorredner des Amphitruo, v. 72.

Glücksumstände zu versetzen, worinn er seiner Neigung mit mehr Bequemlichkeit genugthun könne. Allein seine Hoffnung schlug ihm fehl. Er verlohr durch seinen Handel alles, was er sich so rühmlich verdient hatte, und kam in größter Armuth wieder nach Rom zurück. Hier nun nahm er seine erstern Bemühungen wieder vor. Allein ein Lustspiel ist nicht gleich gemacht, und ohne Zweifel fand er auch nicht gleich Gelegenheit es unterzubringen. Die Noth zwang ihn also, sich zu einem Becker zu vermiethen, bey dem er die Handmühlen [1] drehte. Gewiß eine niedrige Beschäfftigung für einen Dichter. [2] Allein die Schande fällt nicht auf ihn, sondern auf die undankbaren und unempfindlichen Römer. Ungeacht dieser knechtischen und fast viehischen Arbeit, behielt Plautus noch immer einen genugsam aufgeräumten und muntern Geist, seine komischen Werke fortzusetzen. Er machte die Zeit über, da er sich in der Mühle aufhielt, drey Lustspiele; zwey davon nennt uns Gellius, *Saturio* und *Addictus.* Er beruft sich auf das Zeugniß des Varro, diligentissimi investigatoris antiquitatis, wie ihn Cicero nennt. Die Stücke selbst sind verlohren gegangen, auch von ihrem Inhalte weis man nichts zu sagen, und aus den Benennungen läßt sich wenig oder gar nichts schließen. [3] Aus dem Addictus führt der ungenannte Ausleger des Virgils über das 1 Buch Georg. eine Zeile an:

Opus facere nimio quam dormire mavolo: veternum metuo.

Ohne Zweifel hat der gute Plautus damals auch, wann er vom Drehen ermüdet war, zur Erquickung lieber an seinen Lustspielen arbeiten, als schlafen wollen. Aus dem Saturio aber hat uns Festus unterschiedene Stellen aufbehalten. Man findet in der Nachricht des Gellius und des

[1] Diese Handmühlen hießen bey den Römern Trusatiles sc. molae. Von dem alten Zeitworte Trusari, dem Frequentativo von trudi. Bey den Griechen heißen sie χειρομυλα.

[2] Athenäus erzählt ein gleiches von den Weltweisen Asklepiades und Menedemus. Sonst ist auch aus dem Laertius bekannt, daß der stoische Weltweise Cleanthes des Nachts Wasser, zur Begießung der Pflanzen, gepumpt, und damit seinen Unterhalt gesucht hat.

[3] Herr Limiers übersetzt Addictus durch le Valet obeissant. Ich kann nicht begreiffen, wie die wahre Bedeutung des Wortes Addictus einem Uebersetzer des Plautus hat unbekannt seyn können. Ich will nicht leugnen, daß es nicht dann und wann ergeben, gehorsam heiße, Plautus aber braucht es in einem ganz andern Verstande. Addicti wurden nämlich diejenigen genennt, die ihre Schuldner nicht befriedigen konnten, und ihnen deswegen von dem Richter als Knechte zugesprochen wurden. Sie wurden auch nicht eher wieder frey, als bis sie ihre Schulden bezahlt hatten. Man sehe die Bacchid. im 5 Aufzuge im 2 Auftritt v. 86. desgleichen im Rudens, Aufz. 3. Auft. 6. v. 53. Ohne Zweifel hat also Plautus in diesem Stücke etwan einen Hurenwirth, der seinen Klägern von dem Prätor zum Sklaven übergeben wird, aufgeführt. Saturio ist der Name eines Schmarotzers, dergleichen Plautus auch in der Persa vorgestellet hat.

Hieronymus,[1] die sie uns beyde von der Mühlarbeit des Plautus geben, einen kleinen anscheinenden Widerspruch. Gellius nämlich spricht, wie wir schon angeführet, daß ihn seine eigne Noth so weit gebracht habe; Hieronymus aber sagt, daß er wegen damaliger Theurung hierzu hätte greifen müssen. Allein sie sind leicht zu vergleichen. Es kan beydes wahr seyn. Plautus kam von seinem Handel arm wieder nach Rom, und zu allem Unglück war Theurung in Rom, so daß ihm seine Freunde, die er ohne Zweifel wird gehabt haben, nicht beyspringen konnten. Es scheint, daß er von diesem Zufalle einen beynahe schimpflichen Zunamen bekommen habe. In den drey Handschriften, die C. Langius zusammengehalten hat, hat er ihn allezeit M. A. Plautus Asinius benennt gefunden. Joh. Meursius glaubt, daß es ein Versehen der Abschreiber sey, und daß es heißen müsse Asinus, weil alle diejenigen, die in den Mühlen gearbeitet, und mit den Eseln beynahe gleiche Verrichtungen gehabt hätten, zur Verachtung, Asini wären genennet worden. Allein ich glaube vielmehr, daß es überhaupt ein Zusatz unbesonnener Abschreiber sey, oder wenn ja Plautus auch bey seinen Lebzeiten diesen Zunamen sollte gehabt haben, daß ihn gewiß niemand, als der niedrigste Pöbel, oder seine ärgsten Feinde, damit werden belegt haben. Wenn es ein Name gewesen wäre, den man ihm durchgängig gegeben hätte, so würde man ihn gewiß auch bey andern Schriftstellern finden.

Durch die angeführten drey Lustspiele mochte sich Plautus nun wohl wieder so viel verdienet haben, daß er die Mühle verlassen, und vor sich leben konnte. Vielleicht hatte auch die Hungersnoth aufgehört. Er konnte nunmehro mehr Zeit auf seine Arbeit wenden, und seinem nachfolgenden Fleiße haben wir ohne Zweifel dasjenige zu danken, was uns von ihm übrig geblieben ist. Wenn ich nicht dem spanischen Schriftsteller, dessen Taubmann[2] gedenket, gleich werden, und in Ermanglung gegründeter

[1] Hieronymus in der Chronike des Eusebius: Olymp. 145. Plautus ex Vmbria Sarsinas Romae moritur, qui propter annonae difficultatem ad molas manuarias pistori se locaverat. Ibi quoties ab opere vacaret, scribere fabulas et vendere solitus consueverat.

[2] Zum Schlusse seiner Ausgabe vom Jahr 1605. Narro tibi, lector, cum extremus hasce pagellas typographiae adornarem, commodum mihi e Bibliotheca Lud. personii JC. et Elect. Sax. Consil. ac Prof. primarii, libellus ab amico offertur Nob. cujusdam Hispani, in quo ille, pag. 19. germ. edit. ut rem certam ponit, Plautum nostrum in juventute variis fuisse moribus: sectatum esse militiam: per maria circumvectum esse: pistorem fuisse: mercaturam et imprimis oleariam exercuisse: factum etiam vestiarium et sarcinatorem: tandemque in bonis litteris acquievisse. Sed nisi potior ab aevo prisco juvet auctoritas, qui credam ista omnia Taubmannus?

Nachrichten von dem Plautus, meine Erdichtungen oder Vermuthungen dem Leser aufhängen will, so kann ich weiter nichts zur Lebensbeschreibung unsers Dichters beyfügen, als seinen Tod. Plautus starb in Rom. Die Zeit seines Todes haben uns Cicero und Hieronymus aufbehalten. Hieronymus sagt in dem oben angeführten Orte, er sey in der 145ten Olympiade gestorben. Er läßt uns also die Wahl, ob wir es auf das erste, andere, dritte oder vierte Jahr dieser Olympiade setzen wollen. Cicero bestimmt das Jahr genauer, und zwar, wie wir sehen werden, mit einem ganz beträchtlichen Unterschied.[1] Der Ort befindet sich in dem 15ten Hauptstücke seines Brutus, wo er von dem Cethegus, und seinem Zeitgenossen dem Nävius redet. Er sagt uns, daß Nävius unter dem Bürgermeisteramte des Cethegus und des P. Tuditanus, zur Zeit des zweyten punischen Krieges, als M. Cato Quästor war, gestorben sey. Er bestimmt uns diese Zeit noch genauer, nämlich gleich 140 Jahr vor seinem Consulate. Und zwanzig Jahr hernach, spricht er, als P. Claudius und L. Porcius Consuls, und Cato Censor waren, starb Plautus. Wenn wir also das Jahr wissen, in welchem Cicero Consul war, so ist das Uebrige leicht auszurechnen. Dieses Jahr nun ist das 690ste nach Erbauung der Stadt Rom. In dem 550sten also starb Nävius, und 20 Jahr nachhero im Jahr 570 Plautus. Dieses nun ist das zweyte Jahr der 148sten Olympiade. Hieronymus läßt also den Plautus wenigstens zehn Jahr zu früh sterben. Wir wollen nicht untersuchen, woher dieser Unterschied komme: so viel bleibt doch gewiß, daß sich Plautus zur Zeit des zweyten punischen Krieges, zu Lebzeiten des Cato, durch seinen komischen Geist beliebt gemacht hat. Rom hatte also damals zu einer Zeit zwey der größten Geister, die aber ihrer Gemüthsbeschaffenheit nach, einander sehr ungleich waren. Wer war ernsthafter, als Cato? Wer war scherzhafter, als Plautus?

– – Credat Judaeus Apelles, non ego.

Wo ich nicht irre, so ist dieser Spanier Antonius von Guevara. Denn so viel ich mich besinne, glaube ich an einem Orte seiner Schriften ein gleiches gelesen zu haben.

[1] Es lautet also: At hic Cethegus consul cum P. Tuditano fuit bello punica secundo. Quaestorque his consulibus M. Cato, modo plane annis 140. ante me consulem, et id ipsum nisi unius esset Ennii testimonio cognitum, hunc vetustas, ut alios fortasse multos, oblivione obruisset. Illius autem aetatis qui sermo fuerit, ex Naevianis scriptis intelligi potest. His enim Consulibus, ut in veteribus commentariis scriptum est, Naevius est mortuus: quanqum Varro noster, diligentissimus investigator antiquitatis, putat in hoc erratum, vitamque Naevii producit longius. Nam Plautus P. Claudio, L. Porcio, viginti annos post illos, quos ante dixi consules, mortuus est, Catone censore.

Wenn wir einigen Auslegern des Plautus glauben wollen, so ist sein Körper noch weit drollichter gewesen, als sein Geist, und man könnte sagen, daß ihn die Natur recht darzu ausgekünstelt habe, seine ernsthaften Mitbürger zum Lachen zu bringen. Ein schwärzliches Gesicht, rothes Haar, ein hervorhangender Bauch, ein großer Kopf, ein Paar scharfe Augen, ein rother Mund; diese Stücke stelle man nach ihrer Lage auf ein Paar übermäßig große Beine mit dicken Waden, so möchte man ungefähr das Bild unsers Comödienschreibers haben. Allein woher weis man denn, daß er so ausgesehen hat? Ich muß doch meinen Lesern den schönen Grund mittheilen. Plautus soll sich selbst so unter der Gestalt des Pseudolus, in dem Lustspiele, das von diesem schlauen Betrüger den Namen hat, geschildert haben. Er läßt daselbst den Harpax eine Beschreibung von dem machen, dem er das Symbolum gegeben hatte, und zwar in diesen Worten: (siehe des 4 Aufz. VII. Auft. v. 120).

Rufus quidam, ventricosus, crassis suris, subniger,
Magno capite, acutis oculis, ore rubicundo, admodum
Magnis pedibus . .

Hier fällt ihm der alte Simo ins Wort:

Perdidisti, postquam dixisti pedes.
Pseudolus fuit ipsus.

Und dieses letztre, vermuthe ich, hat Gelegenheit gegeben, daß man diese Stelle auf die Gestalt des Plautus selbst angewendet hat: Man behauptet nämlich, und dieses zwar nicht ohne Grund, daß sein eigentlicher Name Marcus Accius gewesen sey, daß er aber von seinen platten Füßen den Zunamen [1] Plautus bekommen habe. Weil nun hier das deutlichste Kennzeichen des Pseudolus gleichfalls die Beine sind, so hat man sichs gefallen

[1] Festus sagt: Ploti appellati sunt Vmbri pedibus planis quod essent, unde soleas dimidiatas, quibus utuntur in venando, quo planius pedes ponerent, vocant semiplotia, et ab eadem causa M. Accius Poeta, quia Vmber Sarsinas erat, a pedum planitie initio Plotus, postea Plautus coeptus est dici. Scaliger vermeint, daß das Wort Plotus ein umbrisches Wort sey, allein wahrscheinlicher Weise kömmt es wohl von dem griechischen πλατύς her; und in der That heißt es auch nichts anders, als breit, platt, welches letztre auch dem Tone nach eine große Gleichheit mit ihm hat. Man sagt es auch von Hunden, und plauti canes heißen Hunde mit breiten herabhangenden Ohren. Wenn man es von den Füßen sagt, so heißen es Füße, wo die Fußsohlen nicht die gehörige Höhlung haben, und also ganz platt auf der Erde aufliegen. Allein ich begreife nicht, warum alle Umbrier diesen Fehler sollen gehabt haben. Ich vermuthe also vielmehr, daß sie von ihren Schuhen, die sie vielleicht ganz platt machten, den Zunahmen bekommen haben. Die angeführte Stelle des Festus scheint diese Meinung zu bestärken, da er glaubt, daß die Semiplotia von ihnen den Namen haben.

lassen, so wohl dieses, als das vorhergehende, auf den Verfasser selbst zu deuten. Ob gleich nach der gemeinen Meinung Plautus nicht große, sondern platte Füße soll gehabt haben. Die Herren Kunstrichter sind überhaupt sehr scharfsichtig. In einer andern Stelle [1] wollen einige von ihnen auch das Vaterland des Plautus gefunden haben. Ich aber und andere ehrliche Leute können nichts als eine frostige Verwechslung des Worts Umbra, da es bald der Schatten, bald eine Weibsperson aus Umbrien heißen kann, darinnen finden. Wenn man sonst nicht wüßte, daß Plautus aus Sarsina in Umbrien gewesen wäre, wie würde man es ewig daraus schließen können?

Gellius berichtet, daß sich Plautus selbst eine Grabschrift gemacht habe. Sie klingt etwas hoffärtig, allein kann man es einem großen Manne verdenken, wenn er auch von seinen Verdiensten überzeugt ist? Genug, er hat die Wahrheit gesagt, und seine Prophezeyung ist allerdings eingetroffen. Die Grabschrift ist diese:

Postquam est mortem aptus Plautus, Comedia luget:
Scena est deserta. Hinc ludus risusque jocusque
Et numeri innumeri simul omnes collacrimarunt.

Wir kommen nunmehro auf die Werke des Plautus, wo wir schon ein viel weitläuftiger Feld vor uns haben. Die Anzahl seiner Lustspiele ist nicht geringe, allein es ist unmöglich, sie gewiß zu bestimmen. Zu des Gellius Zeiten waren ihrer auf hundert und dreyßig, die des Plautus Namen hatten. [2] Allein es war auch damals schon ausgemacht, daß die

[1] Diese Stelle siehe in der Mostellaria im 3 Aufz. 2 Auft. v. 83.

[2] Gellius im 3 Buch s. attischen Nächte im 3 Hauptst. Verum esse comperior, quod quosdam bene litteratos homines dicere audivi, qui plerasque Plauti Comoedias curiose atque contente lectitaverunt, non indicibus Aelii, nec Sedigiti, nec Claudii, nec Aurelii, nec Accii, nec Manilii super his fabulis, quae dicuntur ambiguae, credituros, sed ipsi Plauto moribusque ingenii atque linguae ejus. Hac enim judicii norma Varronem quoque esse usum videmus. Nam praeter illas unam et viginti, quae *Varronianae* vocantur, quas idcirco a caeteris segregavit, quoniam dubiosae non erant, sed consensu omnium Plauti esse censebantur; quasdam item alias probavit adductus stylo atque facetia sermonis Plauto congruentis: easque jam nominibus aliorum occupatas Plauto vindicavit: sicuti istam quam nuperrime legebamus, cui est nomen Boeotia. Nam cum in illis una et viginti non sit et esse Aquilii dicatur, nihil tamen Varro dubitavit, quin Plauti foret, neque alius quisquam non infrequens Plauti lector dubitaverit, si vel hos solos versus ex ea fabula cognoverit, qui quoniam sunt, ut de illius more dicam, Plautinissimi, propterea et meminimus eos, et adscripsimus. Parasitus ibi esuriens haec dicit:

Ut illum Dii perdant, primus qui horas repperit etc.

Favorinus quoque noster, cum Nervolariam Plauti legerem, quae inter incertas est habita, et audisset ex ea Comoedia versum hunc:

meisten nicht von ihm waren. Varro meinet, daß ein andrer römischer Komicus gewesen sey, mit Namen Plautius, dessen Stücke man mit den seinigen vermengt habe. Es kann seyn. Doch ist auch die Vermuthung des Gellius nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß viele von diesen Stücken die Arbeit ältrer Poeten wären; Plautus aber habe sie vielleicht durchgearbeitet und verbessert, daher man darinnen hin und wieder den plautinischen Ausdruck fände. Er erzählt uns übrigens nicht wenige, die sich bemüht hätten, die wahren Stücke des Plautus auszusuchen, und sie in richtige Verzeichnisse zu bringen. Aelius, Sedigitus, Claudius, Aurelius, Accius, Manilius, und vornehmlich Varro, dessen Buch von den plautinischen Comödien er anführet, welches sich aber, leider, unter den verlohrnen Büchern des Varro befindet. Varro hatte nur 21 für ächte plautinische Stücke erkannt, weswegen sie die Varronianischen hießen, und die auch in der That von allen einmüthig für die Arbeit des Plautus erkannt wurden. Er war aber nicht so strenge, daß er nicht auch andre, in welchen er den Witz und die Schreibart des Plautus fand, ihm hätte

Strateae, scrupedae, strativolae, sordidae,

delectatus faceta verborum antiquitate, meretricum vitia atque deformitates significantium: vel unus hercle, inquit, hic versus Plauti esse hanc fabulam satis potest fidei fecisse. Nos quoque ipsi nuperrime, cum legeremus *Fretum* (nomen est id Comoediae, quam Plauti esse quidam non putant) haud quicquam dubitavimus, quin Plauti foret, et omnium maxime genuina, ex qua duos hos versus exscripsimus, ut historiam quaereremus Oraculi arietini:

Nunc illud est
Quod arietinum responsum magnis ludis dicitur:
Peribo, si non fecero: si faxo, vapulabo.

Marcus autem Varro in libro de Comoediis Plautinis primo verba haec ponit: Nam nec *Gemini*, nec *Lenones*, nec *Condalium*, nec *Anus* Plauti, nec *Bis compressa*, nec *Boeotia* unquam fuit, neque adeo ἀγροικος, neque *Commorientes;* sed M. Acutici. In eodem libro Varronis id quoque scriptum est, Plautium fuisse quempiam Poetam Comoediarum, cujus quoniam Fabulae Plauti inscripte forent, acceptas esse quasi Plautinas, cum essent non a Plauto Plautinae, sed a Plautio Plautianae. Feruntur autem sub Plauti nomine circiter centum atque triginta. Sed homo eruditissimus L. Aelius quinque et viginti esse ejus solas existimavit. Non tamen dubium est, quin istae, et quae scriptae a Plauto non videntur, et nomini ejus addicuntur, veterum Poetarum fuerint, et ab eo retractatae et expolitae sint, ac propterea resipiant dictum Plautinum. Dieser Lucius Aelius, welcher hier zu zweyenmalen genennet wird, ist ohne Zweifel wohl der, dessen Suetonius in seinem Buche von berühmten Grammatikern gedenket. Er sagt unter andern daselbst von ihm: Lucius Aelius cognomine duplici fuit: nam et Praeconius, quod pater ejus praeconium fecerat, vocabatur: et Stilo, quod orationes nobilissimo cuique scribere solebat: tantus obtimatum fautor, ut Quintum Metellum Numidicum in exilium comitatus sit. Eben dieser Lucius Aelius Stilo, wie uns Quintilian im 10 B. im 1 Hauptst. meldet, hat zuerst das Urtheil vom Plauto gefellt: Musas Plautino sermone locuturas fuisse, si latine loqui vellent.

zueignen sollen. L. Aelius, ein gelehrter Grammaticus, gab dem Plautus 25 Stücke. Man lese die angeführte Stelle des Gellius. Servius berichtet uns in seinen Anmerkungen über das erste Buch der Aeneis, daß einige dem Plautus zwanzig, andre vierzig und andere hundert Lustspiele zuschrieben. Da also schon die Alten so gar sehr uneinig hierüber gewesen sind, so muß es uns genug seyn, wenn wir wissen, er habe sehr viele gemacht, und daß die, die uns unter seinem Namen übrig geblieben sind, die Varronianischen, das ist, diejenigen sind, die er ohnstreitig verfertiget hat. Von vielen der zweifelhaften Stücke haben uns die alten lateinischen Sprachkundigen theils die Namen, theils einige Stellen, oder nur einzelne Worte aufbehalten. Es ist aber in den meisten dieser Fragmente so wenig Saft und Kraft, daß es sehr unnöthig seyn würde, sie hier anzuführen.

Bey den Alten machte die Erklärung der Lustspiele einen großen Theil ihrer schönen Wissenschaften aus. Daher kam es, daß sich viele von den Römern, deren Hauptwerk die Studia doch nicht waren, so sehr darauf legten, daß sie die Schreibart des Plautus, seine Art zu denken und zu scherzen so genau inne hatten, daß sie gleich sagen konnten, dieses oder jenes ist von ihm, oder ist nicht von ihm. Außer dem was Gellius von dem Favorinus anführet, so versichert schon Cicero,[1] daß Servius Claudius, der Bruder des Papirius Pätus, an den wir unterschiedene Briefe von ihm lesen, besonders diese Stärke im Urtheilen besessen habe. Die alten Römer schätzten den Plautus besonders zweyer Stücke wegen sehr hoch; theils wegen seiner Schreibart, theils wegen seiner anmuthigen Scherze. Und gewiß beydes ist unverbesserlich, wenn man von dem ersten das allzu alte und den possenhaften Ausdruck, von diesem aber das Allzufreye wegnimmt. Sie glaubten, die Musen würden plautinisches Latein sprechen, wenn sie römisch reden wollten. Hiermit stimmen die neuern Critici durchgängig überein. Es würde eine unendliche Arbeit seyn, wenn ich alle die Lobeserhebungen sammeln wollte, die man ihm deswegen gegeben hat. Seine Scherze haben ihm nicht mindern Beyfall erworben. Cicero[2] stellet sie den Scherzen der alten Attischen Comödie, und der

[1] Im 9 Buche s. Briefe an Untersch. im 16 Briefe. Sed tamen ipse Caesar habet peracre judicium: et ut Servius frater tuus, quem literatissimum fuisse judico, (er war damals schon todt, denn er ist unter dem Consulate des Metellus und Afranius gestorben) facile diceret, hic versus Plauti non est, hic est, quod tritas aures haberet notandis generibus poetarum, et consuetudine legendi etc.

[2] Cicero im 29 Hauptstücke des ersten Buchs von den Pflichten: Duplex omnino est

Socratischen Weltweisen gleich. Der h. Hieronymus ergötzte sich daran, wenn er in vielen Nachtwachen aus Reue über seine begangnen Sünden herzliche und bußfertige Thränen vergossen hatte. [1] Man mag hierüber schelten oder spotten, wie man will, ich sehe weder was unbegreifliches, noch vielweniger was verdammliches darinnen. Darf denn ein Christ keine Erholung genießen? Ist es denn ein so großer Widerspruch das Laster verlachen, und das Laster beweinen? Ich sollte vielmehr glauben, daß man beydes zugleich sehr wohlthun könne. Entweder man betrachtet das Laster als etwas das unsrer unanständig ist, das uns geringer macht, das uns in unzählige widersinnische Vergehungen fallen läßt: oder man betrachtet es, als etwas, das wider unsre Pflicht ist, das den Zorn Gottes erregt, und uns also nothwendig unglücklich machen muß. Im ersten Falle muß man darüber lachen, in dem andern wird man sich darüber betrüben. Zu jenem giebt ein Lustspiel, zu diesem die heilige Schrift die beste Gelegenheit. Wer seine Laster nur beständig beweint und sie niemals verlacht, von dessen Abscheu dargegen kann ich mir in der That keinen allzuguten Begriff machen. Er beweint sie nur vielleicht aus Furcht, es möchte ihm übel darbey gehen, er möchte die Strafe nicht vermeiden können. Wer aber das Laster verlacht, der verachtet es zugleich, und beweiset, daß er lebendig überzeugt ist, Gott habe es nicht etwan aus einem despotischen Willen zu vermeiden befohlen, sondern daß uns unser eignes Wohl, unsre eigne Ehre es zu fliehen gebiethe. Allein, kann man mir einwerfen, wie hat Hieronymus so viele nicht allzu gesittete und reine Stellen, die in dem Plautus vorkommen, mit gutem Gewissen lesen können? Die zulänglichste Antwort darauf ist, daß den Reinen alles rein ist. Ich könnte zwar diesen scheinheiligen Richtern sagen, daß der Charakter derjenigen Personen, die Plautus aufgeführet hat, und die Umstände manchmal etwas Freyes erfodert hätten, ich könnte ihnen sagen, daß vieles von dem, was sie

jocandi genus, unum illiberale, petulans, flagitiosum, obscenum: alterum elegans, urbanum, ingeniosum, facetum: quo genere non modo Plautus noster et Atticorum antiqua Comoedia, sed etiam Philosophorum Socraticorum libri sunt referti.

[1] Hieronymus in seinem Buche von der Bewahrung der Keuschheit: Post noctium crebras vigilias, post lachrymas, quas mihi praeteritorum recordatio peccatorum ex imis visceribus eruebat, Plautus sumebatur in manus. Es sind zwar einige, welche hier vor Plautus lieber Plato lesen wollen, wie man denn auch dieses in der Baseler Ausgabe von 1490 findet. Allein die Handschriften haben sonst alle Plautus; übrigens leidet auch der Zusammenhang dise Aendrung nicht. Und da wir aus andern Stellen versichert seyn können, daß Hieronymus den Plautus sehr fleißig gelesen habe, so können wir wegen der gemeinen Leseart um so viel gewisser seyn.

verdammen, nicht in der Absicht geschrieben sey zu ärgern, sondern vielmehr zu bessern, allein hierzu möchten sie mehr Ueberlegung nöthig haben, als sie darauf wenden wollen. Sie müssen sich also mit der Versicherung begnügen lassen, daß es Leute, außer ihnen, giebt, welche die so genannten anstößigen Stellen in den plautinischen Lustspielen, mit gleich unsträflichen Gedanken lesen können, als sie etwa die Geschichte der Bathseba. Und aus dieser Zahl war auch Hieronymus.

Man wird mir diese kleine Ausschweifung nicht verübeln. Ich will wieder einlenken. So viel auch Plautus Verehrer in alten und neuen Zeiten fand, so hat er doch auch seinen Verächter gefunden. Das übelste darbey ist, daß es ein Mann ist, den die Welt nicht nur als einen großen Dichter, sondern auch als einen gründlichen Kunstrichter bewundert, der also viele durch seinen Ausspruch, ehe sie ihn untersuchen konnten, auf seine Seite gezogen hat. Es ist Horaz, und sein Urtheil ist dieses: (siehe von der Dichtk. v. 270. f. f.)

At nostri proavi Plautinos et numeros et
Laudavere sales: nimium patienter utrumque,
Ne dicam stulte, mirati: si modo ego et vos
Scimus inurbanum lepido seponere dicto,
Legitimumqne sonum digitis callemus, et aure.

Zwar unser Väter Mund hat Plautus Scherz und Kunst
Im Lustspiel sehr gelobt; allein aus blinder Gunst.
Man hat ihn wahrlich nur aus Einfalt hochgeschätzet:
Dafern ich anders weis, was euch und mich ergötzet,
Was ein erlaubter Scherz, was grob und garstig ist,
Und wenn ein reiner Vers ganz ungezwungen fließt:
Wenn wir das Sylbenmaaß an unsern Fingern zählen,
Und was den Klang betrifft, das Ohr zum Richter wählen.

Gottsched.

Gewiß es wird mir gleich schwer ihm zu widersprechen, als ihm Recht zu geben. Wenn ich jenes thun wollte, so würde ich zwar nichts mehr thun, als was schon die größten Gelehrten gethan haben. J. J. Scaliger sagt: Horatii judicium sine judicio est. Turnebus (im 25 B. im 16 Hauptst. s. Adverſ.) spricht in Plauti salibus existimandis accedo potius sententiae veterum ingenuorum Romanorum, quam Flacci, Venusini hominis ac libertino patre nati. Camerarius gar, wird durch

die angeführte Stelle so erhitzt, daß er den Horaz in vollem Affecte anredet: (s. seine Dissert. von den Lustspielen des Plautus) **Imo illi (proavi) merito et recte ac sapienter Plautum laudarunt et admirati fuerunt: tuque ad Graecitatem omnia, quasi regulam, poemata gentis tuae exigens, immerito et perperam atque incogitanter culpas.** Doch hat es dem Horaz auch nicht an Vertheidigern gefehlt. Unter den Neuern hat besonders Daniel Heinsius [1] seine Sache auf sich genommen. Und er geht so gar noch weiter, als selbst Horaz gegangen ist. Wenn wir genau überlegen, was dieser sagt, so finden wir, daß er eigentlich nichts an ihm aussetze, als seine unharmonischen Verse, und seine hin und wieder angebrachten frostigen und unhöflichen Scherze. Vielleicht könnte man ihm auch manchmal Recht geben, wenn er sich nur nicht so gar unbestimmt erklärt hätte; wenn es nur nicht schiene, er habe alle Verse des Plautus vor schlechte Verse und alle Scherze vor ungesittete Scherze gehalten. Gleichwohl kann ich mir nimmermehr einbilden, daß Horaz mit der Vertheidigung des Heinsius zufrieden seyn sollte, wenn er sie lesen könnte. Er verwirft darinne überhaupt die ganze Schreibart des Plautus, er behauptet, sie sey, außer dem Schauplatze, unbrauchbar, indem er nur das Lächerliche auszudrucken gesucht hätte. Er giebt ihm übrigens unzähliche Fehler so wohl wider die Wahrscheinlichkeit, wider die Einheit des Orts und der Zeit, als auch wider das Sittliche der Lustspiele, Schuld. Wenn man aber seine Vorwürfe prüfet, so hat er oft den Plautus nicht verstanden, oft auch ganz falsche Begriffe von der Comödie gehabt. Das Billigste bey dieser Streitigkeit ist, daß man den Plautus nicht allzu unbehutsam, auf Unkosten des Horazes, erhebt, noch auch dem Horaz, auf Unkosten des Plautus, völlig beyfällt. Niemand ist gründlicher dabey verfahren, als die Frau Dacier, diese macht in der Vorrede zu ihrer Uebersetzung einiger plautinischen Lustspiele, drey Anmerkungen, welche das Urtheil des Flaccus theils erklären, theils lindern. Erstlich, sagt

[1] Danielis Heinsii ad Horatii de Plauto et Terentio judicium Dissertatio. Man hat sie unter andern auch der Ausgabe des Terentius zum Gebrauch des Dauphins, vordrucken lassen. Er fängt mit den Worten des Horatius an, und spricht: Durum equidem judicium, et quod non nemo hac aetate de leporum omnium parente, summo Critico, ac maximo Poeta excidisse nollet: cujus tamen vernae melius de Plauto judicabant, quam qui familiam in literis hac aetate tueri creduntur. etc. Man kann leicht sehen auf wen er zielt. Ich finde, daß er nachher von dem Bened. Floretti ist wiederlegt worden, dieser gab im Jahr 1618. in 8 heraus Apologiam pro Plauto oppositam scaevo judicio Horatiano et Heinsiano. Wir wollen so wohl die Abhandlung des Heinsius als diese Apologie dem Leser ein andermal bekannter machen.

sie, muß man erwegen, daß, als Plautus anfing seine Stücke zu verfertigen, das römische Volk noch an die Satyren, welche vorher den Schauplatz besessen hatten, gewöhnt war. Diese Satyren waren zwar ein regelmäßiges Gedichte, aber es hatte noch so viel rauhes von seinem Ursprunge behalten, so wohl was die Scherze als die Einrichtung selbst anbelangte, daß es freylich, in einem so wenig artigen Jahrhunderte, noch sehr hart seyn mußte. Plautus war also genöthiget, seinen Stücken Beyfall zu verschaffen, einen Theil von diesen Scherzen beyzubehalten. Dieses war an ihm um so viel erträglicher, je weniger er sich dadurch von der alten griechischen Comödie, die er nachzuahmen sich vorgesetzt hatte, entfernte. Zum andern machen die Verse und die Scherze so wenig das Wesen der Lustspiele aus, daß ein Dichter ein vortrefflicher Comicus seyn kann, ob er gleich harte Verse und einige schlimme Späße hat. Endlich muß man die Stelle des Horazes nicht allzu sehr nach dem Buchstaben nehmen, als wenn dieser Poete alle Scherze und alle lustigen Einfälle des Plautus verdammte. Er konnte unmöglich dieser Meynung seyn, ohne Vernunft und Wahrheit zu beleidigen. Plautus hat ohne Zweifel grobe und seichte Scherzreden, allein er hat auch sehr viele, die sehr fein, zärtlich und wohl angebracht sind. Dieserwegen stellt ihn auch Cicero, welcher gewiß kein übler Richter von dem war, was die alten Römer urbanitatem nennten, zum Muster im Scherzen vor. Und wie man dem Cicero sehr Unrecht thun würde, wenn man glaubte, er habe diejenigen Stellen gelobt, die Horaz tadelt, so wird man auch sehr übel von dem Horaz urtheilen, wenn man meinet, er tadle das, was Cicero so sehr erhoben hat. Sie haben alle beyde Recht. Der erste redet nur von den Schönheiten, die man nicht lesen kann, ohne von ihnen bezaubert zu werden; der andre aber nimmt nur die üble Seite, und berühret nichts als gewisse frostige, und unehrbare Possenreden; die er auch nicht einmal an und vor sich selbst verdammet, und die man zwar entschuldigen könnte, allein weder loben noch nachahmen muß. Wir unterschreiben dieses Urtheil um so viel lieber, je gerner wir so wohl des einen als des andern Ehre mögen gerettet sehen. Wir werden ein andermal Gelegenheit haben unsre Gedanken weitläuftiger von dem Vortrefflichen und von dem Tadelhaften in den Lustspielen des Plautus zu entdecken, wenn wir vorher einige Stücke von ihm, wie wir schon versprochen, werden übersetzt haben, damit der Leser zugleich mit uns urtheilen könne. Jetzo wollen wir uns etwas näher zu seinen uns

hinterlaßnen Stücken machen, doch auf diesesmal nichts mehr, als eine historische Nachricht davon ertheilen. Es sind auf uns nicht mehr als zwanzig Lustspiele des Plautus gekommen. Wenn es also diejenigen sind, die man die Varronianischen genennet hat, so fehlt uns noch eine daran. Ich hoffe, daß es vielen nicht unangenehm seyn wird, wenn wir vorher die vornehmsten Ausgaben davon bekannt machen. Alsdann wollen wir das Nöthigste von ihren Uebersetzungen, von ihren Nachahmungen und von ihrem allgemeinen Inhalte anführen.

Die erste gedruckte Ausgabe von dem Plautus haben wir dem Georgius Merula zu danken. Dieser Mann hat lange Zeit zu Venedig und Meyland gelehrt, und die plautinischen Comödien an dem erstern Orte in Folio 1472 drucken lassen. Von dieser Zeit an, bis zum Anfange dieses jetzigen Jahrhunderts, würde es uns was leichtes seyn, beynahe alle Jahre eine neue Ausgabe, wenigstens Auflage, und oftmals in einem Jahre mehr als eine, anzumerken. Allein so ein Verzeichniß möchte den meisten Lesern allzutrocken vorkommen, wir berühren also nur die vorzüglichsten; und dieses sind nach der Ordnung der Jahre folgende:

1499 zu Venedig, in Fol. mit den Anmerkungen des Valla und Saracenus.

1500 zu Meyland, in Folio mit dem Commentar des Joh. Baptista Pius.

1512 hat in Leipzig Veit Werler einige Comödien des Plautus einzeln drucken lassen, als die Cistellaria, den Truculentus, den Stichus. Er war Professor daselbst, und Joachim Camerarius hat bey ihm über den Plautus gehört, wie er uns in der oben angeführten Abhandlung von den Plautinischen Fabeln berichtet.

1513 zu Paris von Simon Carpentarius, in 8.

1514 zu Straßburg in 4 sind 5 Comödien des Plautus mit dem Commentar des Pilades, aus Brescia, gedruckt worden.

1522 in Venedig eine Aldinische Ausgabe in 8.

In eben diesem Jahre kamen auch die 20 Lustspiele des Plautus cum acri Judicio (wie es auf dem Titel heißt) Nicolai Angelii zu Florenz in 8 heraus.

1530 in Paris von Robert Stephanus gedruckt in Fol.

In eben diesem Jahre des Gisb. Longolius Ausgabe in 8.

1538 gab Joachim Camerarius seine in Basel heraus. Er ist derjenige, dem wir das Meiste in Verbesserung des Plautus zu danken

haben. Er hat unzählige Stellen wiederhergestellt, und die Menge derjenigen Kunstrichter, welche vor ihm daran gearbeitet, hatten ihn mehr verdorben als verbessert. Er klagt selbst hierüber in seiner angeführten Dissertation, wo er uns auch von einer Handschrift des Plautus Nachricht giebt, die er aus der Bibliothek des vorhin erwähnten Veit Werlers bekommen hatte, welche zwar alt genug war, allein von einer sehr ungelehrten Hand mochte seyn verfertiget worden.

1566 kam Carl Langens Ausgabe mit den unterschiednen Lesearten des Turnebus, Junius und anderer heraus. In Antw.

1577 in Paris des Lambinus Ausgabe in Fol. Seine Verbesserungen sind oft allzu verwegen und eigenmächtig. Man findet bey ihm viel Gelehrsamkeit, aber wenig Kenntniß des Comischen.

1590 des Janus Dousa, in Lübeck in 8. Die erste Ausgabe zwar von ihm ist von 1589.

1593 in Frankf. mit Anmerk. unterschiedner Gelehrten.

1605 in Wittenberg in 4 von Fried. Taubmann. Der Fleiß, den dieser Gelehrte daran gewendet hat, ist ungemein zu rühmen. Er hat aus den Anmerkungen der vornehmsten Gelehrten einen nützlichen Auszug gemacht, und auch das, was er von dem seinen darzu gesetzt hat, ist allezeit gelehrt und sinnreich. Es ist kein Wunder, daß ein Mann, der selbst so anmuthig gescherzt, die Scherze des Plautus am besten verstanden hat.

1610 gab Ph. Pareus in Frankf. in 8 den Plautus heraus. Er hat sich ungemein verdient um ihn gemacht. Außer dieser Ausgabe haben wir auch von ihm Analecta plautina, ein Lexicon plautinum, eine Abhandlung de Metris Plauti und eine andre de Imitatione Terentiana, ubi Plautum imitatus est. Daß Terentius den Plautus in der That nachgeahmet habe, gesteht er selbst in der Vorrede zu seiner Andria

> Quorum (Plauti sc., Naevii, Ennii) aemulari exoptat negligentiam
> Potius, quam istorum obscuram diligentiam.

Pareus hat auch mit Grutern viele Streitigkeit des Plautus wegen gehabt, weswegen er 1620 Provocationem ad senatum Criticum pro Plauto et Electis plautinis herausgab.

1621 in 4 gab Janus Gruterus den Plautus mit dem Commentar

des Taubmanns heraus. Diese Ausgabe ist in der That die allerbrauchbarste.

1640 hat ihn zu Wittenberg in 12 Buchnerus herausgegeben. Diese Ausgabe ist daselbst zu unterschiednenmalen wieder aufgelegt worden.

1645 trat Boxhorns Ausgabe in Leiden in 8 ans Licht. Sie ist mit Anmerkungen unterschiedner Gelehrten; dergleichen auch

1664 J. Fr. Gronovius zu Leiden in 8 herausgab.

1679 sah die Welt die Ausgabe des Jacob Operarius zum Gebrauch des Dauphins. Zu Paris in 4. Man weis schon ohne mein Erinnern, wie diese Ausgaben beschaffen sind. Nach dieser Ausgabe, mit der Erklärung und den Anmerkungen des Operarius, hat in diesem Seculo 1724 Samuel Patrick in London vier Comödien **Amphitruo, Captivi, Epidicus, Rudens** in 8 herausgegeben. Und außer dieser ist auch keine in diesem Jahrhunderte merkwürdige, als etwa die noch, die

1725 in Padua, in des Josephs Cominus Buchdruckerey, nach der Taubmannischen Ausgabe, in 8 ans Licht gekommen ist.

An statt ihn zu ediren, und sich über seine dunkeln Stellen zu zanken, haben unsre neuern Gelehrten es vor dienlicher gehalten ihn theils zu übersetzen, theils nachzuahmen. Unter den Franzosen haben sich besonders in diesem und zum Ausgange des letztern Seculi vier Federn bemüht diesen Vater aller Comödienschreiber ihren Landsleuten in ihrer Muttersprache vorzulegen. Man kennet die Frau Dacier, und weis was sie vor einen Fleiß auf die Uebersetzung des Terentius gewandt hat. Eben diesen Fleiß fing sie auch 1683 an dem Plautus genießen zu lassen. Sie gab nämlich drey vorzügliche Stücke, den **Amphitruo, Rudens** und **Epidicus** in einer treuen und zierlichen Uebersetzung, mit Anmerkungen und Beurtheilungen nach den Regeln des Theaters, in drey kleinen Bändchen zu Paris heraus. Aus der Vorrede haben wir oben schon etwas angeführt, sie giebt außerdem noch darinnen eine kurze Nachricht von dem Ursprunge der Lustspiele und besonders bey den Römern; und stellet alsdann eine kleine doch sehr gründliche Vergleichung des Plautus und Terentius an. Sie verspricht darinn sich nun auf gleiche Art über den Aristophanes zu machen, welches sie auch gethan hat, alsdann die griechischen Tragödienschreiber durchzugehen, und von dar wieder auf den Plautus zurück zu kommen. Ich zweifle nicht, daß sie ihr Versprechen

nicht würde gehalten haben; allein wie manchen schönen Vorsatz hat der Tod nicht schon zu nichte gemacht? Von ihren Beurtheilungen, werden wir ein andermal Gelegenheit nehmen ausführlicher zu reden. Der andre französische Uebersetzer des Plautus ist Herr Cost, welcher uns die Gefangnen des Plautus französisch geliefert hat. Die Arbeit ist glücklich gerathen. Herr Cost also und die Frau Dacier haben sich nur, wie wir sehen, über einzelne Stücke gemacht; die Franzosen sind derowegen dem Herrn von Limiers, und dem Herrn Gueudeville besondern Dank schuldig, welche ihnen in zwey verschiednen Uebersetzungen alle sämmtlichen Stücke des Plautus zu lesen verschafft haben. Beyde Uebersetzungen sind in einem Jahre nämlich 1719 herausgekommen. Des Herrn Limiers ist in Amsterdam in 10 Octavbänden gedruckt worden. Er hat diejenigen Stücke sich zugeeignet, welche schon, wie wir erwehnt, von dem Herrn Cost und der Fr. Dacier waren übersetzt worden. In der Vorrede erzählt er kürzlich des Plautus Leben, und ertheilt von seiner Arbeit Nachricht. Der lateinische Text ist mit beygedruckt. Er sagt, daß er sich besonders einer Aldinischen Ausgabe bedienet habe. Jedem Stücke hat er nach Art der Fr. Dacier eine wohlgeschriebene Critik und Zergliederung vorgesetzt, auch wo es nöthig, kurze Anmerkungen beygefügt. Diese sind zwar größtentheils aus dem Taubmannischen Commentar genommen, doch hat er auch gewisse geschriebne Anmerkungen von Gronoven hin und wieder dabey gebraucht. Die Uebersetzung selbst ist an den meisten Orten treu, besonders muß man seine Geschicklichkeit loben, mit welcher er die anstößigen Stellen eingekleidet hat. Zwey Stücke nämlich **Stichus** und **Trinummus** hat er in Verse übersetzt. Man hätte ihm vielleicht außer dieser Probe geglaubt, daß er reimen könne. Uebrigens ist es wohl ein französisches Vorurtheil, daß dieses allein die rechte Art wäre, die Comicos zu übersetzen. In dem zehnten Bande befinden sich theils die Fragmente, theils eine Sammlung auserlesener Lehrsprüche [1] aus dem Plautus, theils zwey ganz nützliche Register. Eine Stelle wollen wir doch aus seiner Vorrede anführen. „Ich habe mich bemüht, sagte er, „so viel mir möglich gewesen ist, die Lebhaftigkeit der Gespräche zu erhalten. Und meiner Uebersetzung desto mehr Anmuth zu geben, habe

[1] Die Sittensprüche aus dem Plautus haben außer ihm schon sehr viele gesammelt. Dahin gehören des Uladeraccius Flores Plauti, die zu Antw. 1597 gedruckt worden, desgleichen des Heupolds Plautus redivivus, der 1628 herausgekommen, wie auch des Georg Cassanders sententiae selectiores ex Plautinis Com. und viel andre mehr.

„ich sie dadurch zu unterstützen geglaubt, wenn ich mir die theatralische „Vorstellung lebhaft dabey einbildete. Dieserwegen sahe ich allezeit auf „Molieren zurück, und untersuchte, so weit ichs fähig war, welcher Aus= „drücke er sich wohl würde bedient haben, wenn er diese oder jene Ge= „danke hätte ausdrücken sollen. Alsdann brachte ich die Personen des „Plautus auf das französische Theater, und stellte mir die Bewegungen, „mit welchen die besten Schauspieler in Paris etwa diese oder jene Person „vorstellen würden, vor. Hatte ich einen bossenhaften Knecht vor mir, „so gedachte ich an la Terilliere oder an Poißon. [1] Sollte ich einen „Liebhaber oder einen Stutzer reden lassen, so ruft ich mir das Bezeigen „des Barons, oder des Beauburgs [2] ins Gedächtniß zurück. Die la „Beauval und die la Des=mar [3] gaben mir den Begriff von einer ge= „schickten Buhlerinn. Es ist unglaublich, wie mich diese Beyhülfe in „meiner Arbeit unterstützet hat, und wie viele Ausdrücke ich diesem Kunst= „stücke schuldig bin, auf die ich ausserdem wohl schwerlich würde gefallen „seyn." Dieser Vortheil besteht wirklich in keiner leeren Einbildung, er ist gegründet, und man kann sich desselben mit eben so vielem Nutzen auch bey Verfertigung eigner Stücke bedienen. Diejenigen welche einen Koch, einen Heydrich, einen Bruck, eine Lorenzin und eine Kleinfelderin gekannt haben, werden leicht die Stellen der angeführten französischen Schauspieler mit ihnen besetzen können. Ich komme auf die Uebersetzung des Herrn Gueudeville. Diese ist zu Leiden gleichfalls in 10 Octav= bänden herausgekommen, doch ohne den lateinischen Text. Er hat eine Vorrede vorgesetzt, in der er die Schauspiele auf eine sehr muntre Art vertheidigt. Die Uebersetzung selbst ist sehr frey. Die Schreibart ist zwar comisch, und der Verstand ist größtentheils sehr wohl beybehalten, allein es sind so viel eigne Einfälle mit untermengt, daß man die Plau= tinischen mit Mühe darunter erkennen kann. Oft hat er auch den Plau= tus mehr zu einem Poßenreißer, als gescheiten Comödienschreiber gemacht. So viel muß ich zwar gestehn, seine Uebersetzung läßt sich angenehmer lesen, als des Herrn von Limiers, nur muß man nicht sagen, daß man den Plautus gelesen habe. Er hat jedem Stücke eine freye Zergliede= rung vorgesetzt, und jedem Stücke hat er auch eine wohl geschriebene

[1] Ein Paar vortreffliche Schauspieler zu Paris vor das Comische.
[2] Sie waren besonders in den ernsthaftern Rollen stark.
[3] Zwey unvergleichliche Schauspielerinnen vor die verschmitzten Frauensrollen.

Untersuchung seiner Charaktere beygefügt. Der letzte Band enthält die Fragmente, und ein Verzeichniß aller anstößigen Stellen. Dieses werden die Keuschen so wohl als die Unkeuschen zu gebrauchen wissen. Außer diesen Uebersetzungen haben die Franzosen zwar schon lange Zeit vorher die Uebersetzungen des Mich. von Marolles gehabt, die in Paris 1658 in 4 Octavbänden nebst der Uhrschrift ist gedruckt worden, allein sie ist so schlecht, so unangenehm, so unverständlich, daß sie in keine Erwegung zu ziehen ist. Eine englische Uebersetzung des Plautus haben wir nur vor einigen Jahren, 1742 von dem Herrn Cokes erhalten. Ich habe sie nicht gesehen, und bin also nicht im Stande davon zu urtheilen. Noch weniger kann ich von Uebersetzungen in andere Sprachen sagen; die deutsche ausgenommen, in der ich aber nicht mehr als zwey Stücke unsers Poeten anzuführen weis. Das eine ist die Aulularia, doch hat man eine doppelte Uebersetzung davon. Die eine hat nur ohnlängst ein geschickter Schulmann, mit dem Texte und Anmerkungen herausgegeben. Ich habe sie nicht bey der Hand und kann mich auch auf seinen Namen nicht besinnen. Die andre aber ist sehr alt und 1535 in Magdeburg gedruckt worden. Der Tittel heißt: Eine schöne lustige Comödia des Poeten Plauti, Aulularia genannt, durch Joachimum Greff von Zwickau deutsch gemacht und in Reimen verfaßt, fast lustig und kurzweilig zu lesen.

Quisquis es, o faveas nostrisque laboribus adsis,
His quoque des veniam.

In der Vorrede kommen viel nützliche Sachen vor, woraus man sieht, daß der Uebersetzer allerdings ein vernünftiger Mann muß gewesen seyn, der einen sehr guten Begriff von den Comödien und ihrem Nutzen gehabt hat. Die größte Hinderniß der Aufnahme des Theaters bey den Deutschen, sagt er, sey, daß man die Leute, welche sich damit zu thun machten, nicht unterstütze. Er glaubt es würde sehr nützlich seyn, wenn man in Deutschland fleißig spielte, und lobt deswegen die Niederlande, wo fast alle Sonntage Comödien gehalten würden, wodurch denn manche Gotteslästerung, mancher Todschlag, Saufen, Fressen und viel Uebles unterbleiben könnte. Die Uebersetzung ist vor die damaligen Zeiten noch sehr gut. Der Anfang des Prologs klingt so:

Es möchte vielleicht euch Wunder nehm,
Wer ich doch sey, woher ich quehm,

Ich wills euch sagen alsobald,
So ihr ein wenig zuhören wolt. ꝛc.

Das andre Stück des Plautus, von welchem man eine deutsche Uebersetzung hat, sind die Gefangnen. Es ist beynahe eben so alt, nämlich von 1582, und durch M. Mart. Hoyneccium übersetzt. Ich kenne es bloß aus den Verzeichnissen der alten deutschen Lustspiele, die wir dem Fleiße des Herrn Prof. Gottscheds zu verdanken haben. In eben diesen Verzeichnissen finde ich von 1608 ein Lustspiel von Wolfrath Spangenbergen, unter dem Tittel die Geburt des Herculis. Vielleicht ist dieses eine Uebersetzung oder wenigstens eine Nachahmung des Amphitruos. Ich will mich bemühen, daß ich es meinen Lesern ein andermal näher berichten kann.

Wir wollen nunmehr den Stücken des Plautus selbst etwas näher treten. Es sind ihrer, wie wir schon gesagt, an der Anzahl zwanzig, die nach den Buchstaben geordnet zu seyn scheinen. Das erste ist

Amphitruo. In der Abwesenheit des Amphitruos hatte Jupiter desselben Gestalt angenommen, und seine Stelle bey der Alcumena vertreten. In diesem Lustspiele nun werden die Unruhen bey der Ankunft des wahren Amphitruos vorgestellt, welche sich mit der Entdeckung des Jupiters und der Geburt des Hercules und Iphiclus endigen. Plautus nennt es eine Tragicomödie, weil hohe und niedrige Personen, Götter und Menschen darinne vermischt sind. Es ist in neuern Zeiten vom Molieren, unter eben diesem Tittel, und im Englischen von Dryden unter der Benennung the two Sosias nachgeahmet worden. Von der erstern Nachahmung sagt Bayle, wenn aus des Plautus und aus des Molieres Amphitruo der Vorzug der Alten oder der Neuern sollte fest gesetzt werden, so würde er nothwendig auf die letztern fallen. Ich wundre mich, wie dieses Urtheil diesem großen Manne entwischt ist. Gesetzt Moliere hat einige sinnreichere Wendungen, einige feinere Einfälle; gesetzt seine ganze Einrichtung sey vortrefflicher: so bleibt doch, welches das vornehmste ist, die Ehre der Erfindung dem Plautus. Wenn ein Meister, wie Moliere war, einen Plautus zum Vorgänger hat, so ist es ja kein Wunder, wenn er ihn übertrifft. Wo man auf das gute nicht sinnen darf, da kann man leicht auf die Vermeidung der Fehler denken. Wenn der erwehnte Streit durch diese zwey Stücke sollte ausgemacht werden, so müßte Moliere diesen Stoff nach seiner eignen Erfindung, wie es Plautus gethan hat, abgehandelt haben. Aus einer Stelle des

Arnobius erhellet, daß dieses Lustspiel noch zu Zeiten des Diocletians, das ist dreyhundert Jahr nach Christi Geburt, zu Rom sey aufgeführet worden. Nach dem Amphitruo kommen die übrigen Stücke in folgender Ordnung.

Asinaria. Dieses Lustspiel hat Plautus von dem Diphilus imitirt, und nicht, wie gleichwohl die meisten Ausgaben lesen, von dem Dimophilus. Von dem ersten hat man auch noch einige Fragmente *ἐκ της ὀνηγου*, welches ohne Zweifel das Vorbild des Plautus gewesen ist.

Inest lepos, ludusque in hac Comoedia.

Ridicula res est.

Ein listiger Knecht nämlich betriegt seine Frau um das Geld, welches ihr für einige Esel soll ausgezahlt werden. Mit diesem Gelde befreyt er die Liebste seines jüngern Herrn, und dem Vater wird sie, für seine Einwilligung, auf eine Nacht versprochen, welches aber die Frau erfährt und hintertreibt.

Aulularia. Dieses ist das bekannte Stück, woraus Moliere zu seinem Geizigen die schönsten Züge erborgt hat. Es ist nur zu betauren, daß sie nicht ganz zu uns gekommen ist. Antonius Codrus, Professor zu Bononien, der zu den Zeiten Sigismunds und Friedrichs des dritten gelebt hat, hat sie zwar ergänzt, allein seine und des Plautus Arbeit unterscheiden sich allzusehr. Sie hat den Namen von dem Geldtopfe (olla), den Euclio gefunden hatte.

Captivi. Wir wollen von dem Inhalte dieses Stücks nichts gedenken, weil es das erste seyn soll, welches wir unsern Lesern übersetzt vorlegen wollen. Es ist gewiß, daß es das vortrefflichste Stück ist, welches jemals auf den Schauplatz gekommen ist.

Curculio. Dieses Stück hat von dem Schmarotzer, der darinnen vorkömmt, den Namen. Der Inhalt ist sehr einfach, und die ganze Verwicklung beruhet auf dem Ringe, den dieser entwendet, und dadurch seinem Patrone seine Liebste ohne Entgeld in die Hände spielt.

Casina. Dieses ist der Name der Magd, über welche in diesem Lustspiele gestritten wird. Plautus hat es abermals von dem Diphilus erborgt, der es *κληρουμενοι* genennet hatte, weil beyde Partheyen darinnen um die Casina loßen. Es ist ungemein comisch. Der Prolog, ob er gleich nicht vom Plautus selbst ist, ist gleichwohl lesenswürdig. Wir wollen einandermal über unterschiedne Stellen daraus unsre Gedanken mittheilen.

Cistellaria. Dieses Stück hat von dem Schmuckkästchen (cistella), welches verlohren wird, und wodurch hernach ein Frauenzimmer von ihren Aeltern erkannt wird, den Namen.

Epidicus. Dieses ist der Name des betriegerischen Knechts, der die vornehmste Rolle darinne zu spielen hat. Man hat eine italienische Nachahmung von diesem Stücke, unter folgendem Titel: La Emilia Comedia nova di Luigi Groto, Cicco di Hadria. Sie ist in Paris 1609. nebst der französischen Uebersetzung herausgekommen. Allein diese Nachahmung hat ihr vortreffliches Urbild sehr schlecht erreicht. Wir werden einandermal davon reden.

Bacchides. Sie hat ihren Namen von den beyden Buhlerinnen, die von dem Plautus aufgeführet werden.

Apud lenones rivales filiis fiunt patres.

Dieses ist der kurze Inhalt davon.

Mostellaria. Wer des Regnard seine unvermuthete Wiederkunft gelesen hat, der hat von diesem Stücke eine glückliche Nachahmung gelesen. Es hat seinen Namen von den Abentheuern (monstris, wovon das diminut. Mostellum) die der Knecht seinem zurückkommenden Herrn weis macht.

Menaechmi. So heißen die zwey ähnlichen Brüder, von welchen dieses Lustspiel handelt. Regnard hat es gleichfalls unter eben dieser Benennung nachgeahmt.

Miles gloriosus. Dieses Stück ist genugsam wegen des von alten und neuen Poeten so oft nachgeahmten Charakters eines großsprecherischen Soldatens, bekannt genug.

Mercator. Aus dem Titel wird man es schwerlich errathen, daß dieses Stück von einem alten verliebten Narren handelt, der seinem Sohne seine Liebste vor dem Maule wegnehmen will. Dieses Stück ist von Joh. Maria Cecchi, einem Florentiner, in einer Comödie in Prosa, nachgeahmet worden, die nebst seinen andern Schauspielen 1550 zu Venedig ist gedruckt worden.

Pseudolus. Ueber dieses Stück und über den Truculentus soll sich Plautus, nach dem Zeugnisse des Cicero, am meisten gefreuet haben. Es hat seinen Namen von dem Knechte, den Plautus darinnen in der Schelmerey rechte Wunder thun läßt.

Poenulus. Der Inhalt betrifft ein Paar Erkennungen, und weil

diese Erkennungen durch einen punischen Knecht geschehen, so hat dieses Stück von ihm den Namen bekommen.

Persa. Ein Schmarotzer betriegt einen Hurenwirth, indem er ihm seine Tochter als eine Sklavinn verkauft, für das erhaltene Geld seines Patrones Liebste von ihm befreyet, und ihm hernach seine Tochter, als eine Freygebohrne, wieder entreißt. Sie hatte sich müssen für eine Persianerinn ausgeben, welcher Umstand dann dem Stücke seine Benennung ertheilet hat.

Rudens. Heißt eigentlich ein Schiffsseil. Es sollte vielmehr der glückliche Schiffbruch heißen, und ist eines von den anmuthigsten Stücken des Plautus. Die Jungfer Helena Balletti Riccoboni hat es sehr artig unter dem Titel le Naufrage nachgeahmet. Diese Nachahmung ist zu Paris 1726 in 12 gedruckt worden.

Stichus. Der Herr von Limiers benennt dieses Stück in seiner Uebersetzung den Triumph der ehelichen Treue. Der Hauptinhalt ist auch so ziemlich dadurch ausgedrückt; ein Paar Weiber nämlich, die ihre Männer verlassen haben, wollen sich, des Verlangens ihres Vaters ungeachtet, doch nicht wieder verheirathen, sondern bestehen darauf die Rückkunft ihrer Männer zu erwarten, welche auch erfolgt. Den Namen hat dieses Stück von dem Knechte, der diese Männer begleitet hat, und sich den Tag der Rückkunft mit seinem Cameraden, und ihrer gemeinschaftlichen Liebsten, lustig macht.

Trinummus. Nach den Gefangenen des Plautus ist dieses sein vortrefflichstes Stück. Er hat es aus dem Griechischen des Philemo erborgt, bey dem es einen weit anständigern Titel hat, nämlich: der Schatz. Das letzte Stück des Plautus ist endlich:

Truculentus. Dieses Lustspiel ist am allerfehlerhaftesten unter den Werken des Plautus auf uns gekommen. Den Inhalt machen die verschiedenen Kunstgriffe aus, die eine Buhlerinn anwendet, drey unterschiedene Liebhaber auf ihrer Seite zu gleicher Zeit zu behalten. Den Namen aber hat es von dem groben Knechte, der darinnen mit vorkömmt.

Zu diesen 20 Comödien fügen Pareus und einige andre Ausgaben noch die ein und zwanzigste unter dem Titel Querulus. Dieses Stück hat Peter Daniel zu Paris 1564 in 8. zum erstenmale herausgegeben. Außerdem ist es auch 1595 mit Conrad Rittershusius und des Janus Gruterus Anmerkungen an das Licht gekommen. Ob nun zwar auch einige

Manuscripte dieses Stück dem Plautus zueignen, so haben doch die Kunstrichter erwiesen, daß es weit neuer, und ungefähr zu den Zeiten des Theodosius des jüngern geschrieben sey.

Dieses haben wir vor diesesmal von dem Leben und Schriften des Plautus anführen wollen. Wir werden schon noch öftrer Gelegenheit haben, von ihm zu reden, wo wir dasjenige, was wir etwa noch übergangen haben, nachholen werden.

[I.][1]

Die Gefangnen,

ein Lustspiel.

Aus dem Lateinischen des M. Accius Plautus übersetzt.

Vorbericht des Uebersetzers.

Wir halten hiermit unser Versprechen, und scheuen uns nicht, noch einmal zu behaupten, daß die Gefangnen des Plautus mit eines von den schönsten Stücken sind, die jemals auf den Schauplatz gekommen sind. Johann Douza, ein Mann, der sich in seinen Anmerkungen über den Plautus als einen wahren Kenner komischer Schönheiten gezeigt hat, spricht: Quotiescunque manum Plauti Captivis iniectare libet, me sibi prorsus consimilem, hoc est *captivum* reddunt, eadem opinor ratione qua olim *Graecia capta ferum victorem cepit,* et sic ut iis ultro vinciendum me praebeam, faveamque ipse servituti meae: neque adeo si liceat aufugere velim: *ita isthaec nimis lenta* (ut meo more Plautissem) *vincla sunt literaria. Quo magis intendas, tanto adstringunt arctius* etc. Wir könnten noch mehr solche Urtheile anführen, wenn wir den Leser nicht lieber selbst wollten urtheilen lassen. Dieser Vorbericht ist auch zu nichts bestimmt, als nur etwas weniges von unserer Uebersetzung zu gedenken. Wir haben uns bestrebet, sie so einzurichten,

[1] Zweytes Stück.

daß sich Plautus darinne ähnlich bleiben möge. Wir haben genau übersetzt, wo es möglich gewesen ist; wir sind von dem Originale abgegangen, wo es der natürliche und komische Ausdruck der Gedanken, oder unübersetzliche Wortspiele nothwendig erforderten. Mit den letztern würden unsere feinern Kunstrichter vielleicht etwas tyrannischer umgegangen seyn, als wir es zu thun gewagt haben. Sie würden sie mit einer verächtlichen Miene übergangen, und uns dafür mit einigen von ihren ausgesuchten und zärtlichen Wendungen beschenkt haben, die eben so weit von dem Komischen entfernt sind, als des Plautus Spielwerke nimmermehr von dem wahren Witze. Sie werden uns mit Erbarmung ansehn, daß wir uns Mühe genommen haben, die Wortspiele theils durch ähnliche Wortspiele zu übersetzen, theils in die Anmerkungen zu bringen, daß der Leser ja nichts von diesem Schatze verliere. Doch sie werden so gütig seyn uns so lange als Uebersetzer, welche mit ihrem Originale gewissenhaft umgehen wollen, anzusehen, bis wir einmal unsere Gedanken von dem Gebrauch der Wortspiele in den Komödien entdecken, und ihnen das Recht geben, unsern Geschmack zu verdammen. Wir waren Anfangs Willens in den Anmerkungen alle Schönheiten unsers Dichters zu entwickeln; allein wir fanden, daß sie zu weitläuftig würden als daß man sie mit Vergnügen, bey dem Stücke zugleich, lesen könne. Wir entschlossen uns also, die Empfindungen unserer Leser ungehindert fortgehen zu lassen, und unsere Gedanken darüber in eine besondere Abhandlung, die wir in dem dritten Stücke liefern wollen, zu bringen. Die wenigen Anmerkungen aber, welche noch geblieben sind, enthalten größtentheils nichts, als was wir zur Erklärung unsers Originals, und zur Rechtfertigung unsrer Uebersetzung, nothwendig beybringen mußten. Findet unsre Arbeit Beyfall, so wird es uns ungemein ermuntern, alles mögliche anzuwenden, daß wir einmal die sämmtlichen Lustspiele des Plautus unsern Landsleuten übersetzt vorlegen können. Könnte man was bessers thun, den itzt einreißenden verkehrten Geschmack in den Lustspielen einigermaßen zu hemmen?

Personen des Lustspiels.

Hegio. Ein Alter.
Ergasilus, ein Schmarutzer.
Philokrates, } die Gefangnen.
Tyndarus, }
Aristophontes.
Ein Scherge.
Ein Knecht des Hegio.
Philopolemus, des Hegio Sohn.
Stalagmus.

Der Vorredner an die Zuschauer.

Diese zwey Gefangnen, die ihr hier stehen sehet, sitzen nicht, sondern [1] .. stehen. Es kann mir es jeder von euch bezeugen, daß ich die Wahrheit rede. Der Alte, welcher hier wohnet, heißt Hegio, und ist dieses Gefangnen Vater. Wie es aber komme, daß er bey seinem eignen Vater diene, will ich euch, wenn ihr mir zuhören wollt, erzählen. Hegio hatte zwey Söhne. Einen davon, als ein Kind von vier Jahren, entführte ihm ein Knecht, welcher sich damit fortmachte, und ihn in Elis an den Vater dieses andern Gefangnen verkaufte. Ihr begreift es doch? . . Nun gut. Wie aber? Du, dort unten im Winkel, du sprichst, nein? Tritt näher her. Wenn du keinen Platz zum sitzen finden kannst, hier ist Platz zum stehen. Soll sich denn der Schauspieler zum Bettler schreyen? Nimm mir es nicht übel, deinetwegen werde ich mich nicht zerreißen. Ihr aber, die ihr einen bequemen Ort inne habt, dankt es euerm Reichthum, und hört vollends das Restchen, denn ich bleibe die Restchen nicht gerne schuldig. Der flüchtige Knecht, wie ich schon gesagt habe, verkaufte seinen jungen Herrn, den er von Hause mitgenommen hatte, an dieses Vater. Dieser schenkte ihn alsobald seinem Sohne zu seinem besondern Knechte, weil sie beynahe von einem Alter waren. Nunmehro aber dient er in seinem väterlichen Hause seinem eignen Vater, ohne daß es der Vater weis. In der That, die Götter spielen auch mit den Menschen, wie mit Fangebällen. Nunmehro wißt ihr, wie er den einen Sohn verlohren hat. Der andre aber ist im Kriege, den die Aetolier und Elienser mit einander geführt haben, zum Gefangnen gemacht worden, (denn das geschieht, so viel ich weis, im Kriege dann und wann) und der Arzt Menarchus in Elis hat ihn an sich gekauft. Hegio gegentheils kauft eliensische Gefangne auf, in Hoffnung, daß er einen darunter finden wird, mit dem er seinen gefangnen Sohn austauschen könne; weis aber nicht, daß einer davon sein eigner Sohn sey. Weil er nun gestern gehört, daß ein sehr

[1] Ich mag diesen Einfall eben nicht vertheidigen. Plautus hat es ohne Zweifel selbst eingesehen, daß er nicht der vortrefflichste ist. Es ist ihm genug gewesen, wenn er nur seine Absicht, die Römer zum Lachen zu bewegen, damit erlangt hat. So ein Anfang verspricht eine reiche Erndte lächerlicher Sachen. Man sehe übrigens, mit was für Lebhaftigkeit er das, was die Zuschauer wissen sollen, erzählet, und mit was für Kunst er das versteckt, was sie itzo nicht wissen, sondern was sie selbst bald sehen sollen. Und man sage mir, ob in vielen neuen Komödien die ersten Auftritte, ob sie gleich das Dialogische voraus haben, so angenehm sind, als dieser Prolog?

vornehmer eliensischer Ritter sey gefangen worden, so hat er, zu seines Sohnes Besten, keine Unkosten angesehen, sondern hat diesen Ritter, nebst seinem Knechte, bey den Quästors von der Beute erkauft, damit er durch ihn seinen Sohn desto leichter wieder erhalten könne. Diese aber haben sich folgende List ausgesonnen, wodurch der Knecht seinen Herrn nach Hause verhelfen könne: sie haben nämlich Kleider und Namen unter einander verwechselt, daher heißt nun dieser Philokrates und jener Tyndarus, und Tyndarus spielt heute des Philokrates, und Philokrates des Tyndarus Rolle. Dieser wird seine List vortrefflich ausführen, und nicht allein seinen Herrn in die Freyheit versetzen, sondern zugleich seinen eignen Bruder erhalten, und ihn als einen Freyen in sein Vaterland zu seinem Vater zurück helfen. Alles das aber wird er von ungefähr thun, wie es denn meistentheils geschieht, daß die Menschen mehr Gutes von ungefähr [1], als mit Willen, thun. Denn von ungefähr haben sie, ohne jemands Einrathen, ihre List also eingerichtet, daß dieser bey seinem eignen Vater in der Knechtschaft bleiben muß. Er dienet nun also seinem eignen Vater, ohne daß er es weis. Was für eine elende Creatur ist der Mensch, wenn ichs bedenke!

Dieses nun, ihr Zuschauer, ist es, was ihr als eine wahre Geschichte, wir aber als eine Fabel [2] anzusehen haben. Eines habe ich noch mit wenigem zu erinnern. Es verlohnt sich, in der That, der Mühe,

[1] — — itidem ut saepe iam in multis locis
Plus insciens quis fecit, quam sciens, boni.

Dieses sind des Plautus Worte. Wir wollen hierbey die Stelle aus dem Terentius anmerken wo er eben dieses den Parmeno zum Schlusse der Hecyra sagen läßt:

equidem plus hodie boni
Feci imprudens, quam sciens ante hunc diem unquam.

Aus dieser Stelle darf es nicht allein bewiesen werden, daß Terentius den Plautus nachgeahmet habe.

[2] Haec res agetur nobis, vobis fabula: so heißt eigentlich die Stelle. Wenn ich sie aber nach der Einsicht beurtheile, welche Plautus nothwendig von der Einrichtung der Schauspiele muß gehabt haben; so komme ich auf die Vermuthung, daß die beyden Pronomina versetzt worden sind, und daß es heißen solle: Haec res agetur vobis, nobis fabula. Denn dieses eben macht die Vollkommenheit der Schauspiele aus, wenn die Zuschauer eine wahrhafte Geschichte, und keine Vorstellung einer erdichteten Begebenheit, zu sehen glauben. Die Schauspieler aber müssen es niemals aus den Gedanken lassen, daß sie nur vorstellende Personen sind, und ihre Vorstellungen so wahrscheinlich machen müssen, daß sie den Zuschauer zu hintergehen im Stande seyn können. Doch kann es auch seyn, daß die erste Leseart die rechte ist, und daß Plautus ganz was anders dabey gedacht hat.. Vielleicht will er den Vorredner dadurch sagen lassen: ihr könnt zwar das, was wir vorstellen werden, für eine Fabel ansehen, für uns aber ist es schon eine etwas wichtigere Sache, weil unsere Belohnungen, wenn wir es gut machen, darauf beruhen.

daß ihr diesem Spiele zuhört. Denn es ist nicht so oben hin nach der gemeinen Weise gemacht; es sind keine unzüchtigen Verse darinne, mit welchen man das Gedächtniß zu beladen sich schämen muß. Es kömmt kein meyneidiger Hurenwirth, keine treulose Buhlerinn, kein großsprecherischer Soldat vor.

Uebrigens dürft ihr euch des Kriegs wegen nicht bange seyn lassen, den, wie ich gesagt habe, die Aetolier und Elienser mit einander führen. Es kömmt nichts auf dem Schauplatze davon vor. Denn es wäre sehr unbillig, wenn wir, da die Zuschauer ein Lustspiel erwarten, plötzlich in ein Trauerspiel fallen wollten. [1] Will aber jemand von euch Krieg haben, der fange nur Händel an. Wenn es ihm glückt, daß er an einen kömmt, der stärker ist als er, so wird es gewiß ein so artiges Treffen setzen, daß er sich gerne in Zukunft für alle Treffen bedanken wird.

Lebet wohl, ihr gerechtesten Richter im Frieden, und tapfersten Helden im Kriege! Ich gehe ab.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Ergasilus.

Die Jugend hat mir den Zunamen Hure gegeben, weil ich beständig ungerufen bey ihren Gastereyen bin. Ich weis wohl, die Herren Witzlinge sagen, daß der Zuname sehr albern sey; allein ich . . ich sage, daß er schon recht ist. Denn wenn ein Buhler bey der Schmauserey würfeln will, so ruft er seine Hure dabey an. Nicht wahr, sie ist also angerufen? Freylich. Ist es denn nun viel anders mit uns Schmarutzern, die wir niemals zu einem Schmause gerufen werden? Wir sind also allezeit ungerufen? Angerufen und ungerufen aber ist ja nicht so weit

[1] Hoc paene iniquum est Comico choragio,
Conari de subito nos agere Tragoediam.

Die neuern Comici würden sehr wohl thun, wenn sie diese kleine Erinnerung merken wollten. Es ist, als wenn sich unsere Zeiten verschworen hätten, das Wesen der Schauspiele umzukehren. Man macht Trauerspiele zum Lachen, und Lustspiele zum Weinen. Den Franzosen könnte man es noch eher erlauben, daß sie sich diese kleine Abwechselung machten. Sie haben schon Trauerspiele genug, die zum Weinen, und Lustspiele, die zum Lachen bewegen. Warum die Deutschen aber, die ihnen hierinne noch weichen müssen, da mit Ruhm anzufangen glauben, wo diese mit Schanden aufgehöret haben, das begreifen wir nicht.

von einander.[1] Wir ernähren uns beständig, wie die Mäuse, von fremder Kost. Wenn sich die Leute Feyertage machen, und aufs Land begeben, so haben auch unsere Zähne Feyertage. So wie die Schnecke bey der Hitze, wenn kein Thau fällt, sich ganz verborgen hält, und von ihrem eignen Safte zehret; so bleiben auch die Schmarutzer, wenn die, die sie sonst beschmausen, auf dem Lande sind, ganz versteckt, und leben von ihrem eignen Safte. Alsdann gleichen sie den Windhunden, nach und nach aber, wenn die Leute in die Stadt zurück kommen, werden sie wieder zu dicken unbequemen und verdrüßlichen Bollenbeißern. Es ist zwar hier auch ganz aus mit ihnen; wer nicht Ohrfeigen leiden, und sich die Töpfe auf dem Kopfe zerschmeißen lassen kann, der mag nur den Sack nehmen und vors Thor betteln gehen. Und wer weis, ob mirs besser gehen wird, da mein Patron im Kriege, den die Aetolier und Elienser mit einander führen, zum Gefangenen ist gemacht worden. Itzo ist er nun in Elis, der arme Philopolemus; denn ich bin hier in Aetolien, und zwar bey seines Vaters des Hegio Hause. Der gute alte Mann! Sein Haus ist mir jetzo ein recht Jammerhaus geworden, ich kann es ohne Thränen niemals ansehen. Er hat, seinem Sohne znm Besten, einen recht schimpflichen Handel, und der seinem Naturell gar nicht gemäß ist, angefangen. Er kauft nämlich Gefangne auf, in Hoffnung, daß er einen darunter finden wird, mit welchem er seinen Sohn vertauschen kann. Ich muß ihn doch besuchen. Doch die Thüre geht alleweile auf, woraus ich so oft dicke und berauscht gegangen bin.

Zweyter Auftritt.

Hegio. Ein Scherge. Ergasilus.

Hegio. Höre, was ich sage. Mache die zwey Gefangnen, die ich gestern bey den Quästors von der Beute gekauft habe, von ihren großen Ketten, womit sie gefesselt sind, los, und lege jedem eine besondre an.

[1] Ich habe dieses Wortspiel einigermaßen beyzuhalten gesucht. In dem Lateinischen ist es ungleich artiger, weil invocatus zugleich angerufen und ungerufen heißen kann. Ehe ich es aber gar übergehen wollte, so habe ich es lieber so gut übersetzen wollen, als es die deutsche Sprache verstattet. Uebrigens wird man so billig seyn, und dieses Spielwerk nach dem beurtheilen, in dessen Munde es ist. Die Scherze nach den unterschiednen Charakteren einzurichten, ist ein Kunststück, welches wenig in einer solchen Stärke besitzen, wie Plautus. Bey den meisten scherzet der Knecht eben so fein, wie sein Herr, oder der Herr eben so grob, wie sein Knecht.

Laß sie, drinnen und draußen, frey herumgehen, nur daß sie mit der größten Sorgfalt bewacht werden. Mit einem Gefangnen, dem man zu viel Freyheit läßt, ist es nicht anders, als mit einem Vogel. Wenn er einmal Gelegenheit davon zu fliegen findet; so ist es geschehen. Er läßt sich nimmermehr wieder fangen.

Der Scherge. Ja freylich sind wir allesammt lieber frey, als in der Knechtschaft.

Hegio. Doch scheinst du eben nicht von den allen zu seyn.

Der Scherge. Willst du denn also, da ich dir nichts geben kann, daß ich mich auf die Flucht begeben soll?

Hegio. Begieb dich nur, begieb; du sollst schon sehen, was sich alsdann mit dir begeben soll.

Der Scherge. Je nu, ich will es machen, wie du sprichst, daß es die Vögel machen.

Hegio. Gut, und eben deswegen werde ich dich ins Käficht sperren. Doch, genug gespaßt. Thue was ich dir befohlen habe und pack dich fort.

Ergasilus. Wie gerne wollte ich, daß der ehrliche Mann seinen Zweck erhielte. Denn wenn er seinen Sohn' nicht wieder erhält, so ist es mit meiner Erhaltung geschehen. Von der übrigen Jugend ist gar nichts zu hoffen. Sie lieben sich alle selbst zu sehr. Das war noch der einzige Jüngling von altem Schrot und Korne. Ich habe ihn niemals umsonst vergnügt gemacht. Sein Vater ist auch noch von der guten Art.

Hegio. Ich will zu meinem Bruder, bey dem ich meine übrigen Gefangenen habe, gehen. Ich muß sehen, ob sie die Nacht keine Unordnung angefangen haben. Von dar will ich alsbald wieder nach Hause kommen.

Ergasilus. Es thut mir leid, daß der arme alte Mann, zum Besten seines Sohnes, so eine kerkermäßige Handthierung treiben muß. Wenn er ihn zwar auf keine andere Art wieder erhalten kann, so mag er gar einen Schinder abgeben. Ich kann es wohl leiden.

Hegio. Wer redt hier?

Ergasilus. Ich, den deine Betrübniß ganz abmergelt. Ich veralte, verschmachte und verschwinde darüber. Ich bin vor lauter Magerkeit nichts als Haut und Knochen. Es bekömmt mir kein Bissen, den ich zu Hause esse; kaum daß mir das, was ich bey guten Freunden koste, noch gedeyet.

Hegio. Willkommen Ergasilus.

Ergasilus. Die Götter stehen dir bey, Hegio.

Hegio. Nu, nu, weine nur nicht.

Ergasilus. Ich soll nicht weinen? Ich soll so einen rechtschaffnen Jüngling nicht beweinen?

Hegio. Ich habe wohl gesehen, daß mein Sohn und du gute Freunde waret . .

Ergasilus. So gehts. Wir Menschen erkennen unser Glück nicht eher, als bis wir es wiederum verlieren. Seit dem dein Sohn ist gefangen worden, seit dem hab ich erst eingesehen, wie hoch ich ihn zu schätzen habe. Ach wie sehne ich mich nach ihm!

Hegio. Da einem Fremden sein Unglück so nahe geht, wie soll es mich nicht schmerzen, da er mein einziger Sohn ist?

Ergasilus. Ich ein Fremder? Dein Sohn mir ein Fremder? O Hegio, sage dieses nicht; glaub es nicht. Er ist dein einziger Sohn, aber mir . . mir ist er noch viel einziger.

Hegio. Ich lobe dich, daß dich deines Freundes Ungemach wie das deine schmerzt. Doch sey nur gutes Muths.

Ergasilus. Ach!

Hegio. Der gute Schelm ist ganz betrübt, weil die Schmausereyen nunmehr abgedankt sind. Hast du denn aber niemanden gefunden, der unterdessen diese abgedankten Schmausereyen in seinen Sold nehmen und commandiren will?

Ergasilus. Du glaubst es wohl; aber nein. Nachdem dein Sohn **Philopolemus** ist gefangen worden, bedankt sich jedermann für dergleichen Commando.

Hegio. Es wundert mich auch eben nicht, daß sie sich dafür bedanken. Man hat gar zu viel und gar zu vielerley Soldaten dazu nöthig. Da sind erstlich Beckersoldaten. Und von diesen Beckersoldaten giebts wieder unterschiedne Arten. Man braucht Brodsoldaten; man braucht Kuchensoldaten. Hernach kommen die Ziemersoldaten, die Schnepfensoldaten. Und was hat man nicht endlich für eine Menge Fischsoldaten nöthig?

Ergasilus. Wie doch manchmal die größten Köpfe im Verborgnen bleiben! Was solltest du nicht für ein General seyn, und mußt doch als eine Privatperson leben?

Hegio. Sey nur gutes Muths. Ich hoffe, daß ich meinen Sohn

in wenig Tagen wieder zu Hause haben will. Denn ich habe gestern einen jungen eliensischen Gefangnen, der von sehr vornehmen und reichen Geschlechte ist, bekommen, und mit diesem hoffe ich ihn zu vertauschen.

Ergasilus. Die Götter geben es!

Hegio. Aber sage mir doch, bist du heute auf den Abend zu Gaste gebeten?

Ergasilus. So viel ich weis, nicht. Aber warum fragst du das?

Hegio. Es ist heute mein Geburtstag, ist will dich also auf den Abend einladen.

Ergasilus. Das war sinnreich gesprochen!

Hegio. Aber du mußt mit wenigem können zufrieden seyn.

Ergasilus. Wenn es nur nicht allzuwenig ist.

Hegio. Wie ich ordentlich zu speisen pflege.

Ergasilus. Nu, nu, biethe mich nur.

Hegio. Wenn mich nur niemand überbiethet. [1]

Ergasilus. Ey! was für ein Geboth sollte mir und meines gleichen wohl lieber seyn? Mit solchen Bedingungen will ich mich dir mit Grund und Boden zuschlagen lassen.

Hegio. O sage vielmehr ohne Grund und Boden [2] . . Doch, wenn du kommen willst, so mußt du bey Zeiten kommen.

Ergasilus. Ich kann itzo gleich kommen.

Hegio. Nein, nein, gehe nur, und sieh, ob du sonst wo etwa einen Hasen auftreiben kannst, die Lerche bleibt dir doch gewiß; [3] denn meine Mahlzeit ist allerdings auch für dich ein wenig zu harte und zu rauh.

[1] Die Anspielung, die im Lateinischen auf den Kauf überhaupt ist, habe ich nur auf eine Art des Kaufs, auf die Versteigerung, einschränken müssen, damit ich den Scherz beybehalten konnte.

[2] Wegen seiner Gefräßigkeit.

[3] Ich glaube, daß dieses der natürlichste Verstand sey, weil er mit der ersten Rede des Hegio, emtum, nisi qui meliorem affert, am besten übereinkömmt. Ich biethe dich zwar zu Gaste, will Hegio sagen, aber du brauchst deswegen keine beßre Mahlzeit zu versäumen. Findest du einen, der dir was bessers vorsetzen kann, laß dich nicht abhalten. Ich könnte hier dem ältern Scaliger eine gelehrte Untersuchung, was Ciris sey, abborgen, wenn ich glaubte, daß meinen Lesern was daran gelegen seyn würde. Ich habe es nach der gemeinen Art schlechtweg, durch Lerche übersetzt; ich will mir aber diejenigen nicht dadurch zu Feinden machen, welche gebratene Lerchen einem gebratenen Hasen vorziehen. Eine kleine Anmerkung will ich hier noch über den Charakter der Schmarutzer machen. Man wird wenig Stücke bey dem Plautus finden, worinne nicht ein Parasitus vorkommen sollte. Ich kann mich aber in der That auf kein einziges von den neuern Lustspielen besinnen, wo so eine Person wäre lächerlich gemacht worden Doch ist es kein Wunder. Man würde vielleicht ein Hirngespinste lächerlich gemacht haben. Der Charakter eines Schmarutzers hat das Unglück gehabt, mit der Gastfreyheit auszusterben.

Ergasilus. O! o! Denke nicht, Hegio, daß du mich dadurch abschrecken wirst. Ich kann meinen Zähnen Schuhe anziehn.

Hegio. Nu, nu, meine Kost wird stachlicht genug seyn.

Ergasilus. Du wirst doch nicht gar Dörner speisen?

Hegio. Lauter Feldgerichte . .

Ergasilus. Das Schwein ist auch ein Feldthier.

Hegio. Vor allen Dingen viel Kraut . .

Ergasilus. Das kannst du den Kranken zu Hause vorsetzen. Hast du mir sonst noch was zu befehlen?

Hegio. Nichts, als daß du bey Zeiten kommen sollst.

Ergasilus. Das hätte ich so nicht vergessen.

Hegio. Ich will herein gehen, und doch überschlagen, wie viel ich Geld bey dem Wechsler stehen habe. Den Gang zu meinem Bruder kann ich versparen bis hernach.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Die Schergen. Philokrates und **Tyndarus**, die Gefangnen.

Ein Scherge. Da die unsterblichen Götter euch zu diesem Unglück auserseben haben, so habt ihr es mit Geduld zu ertragen. Durch diese könnt ihr euch eure Last erleichtern. Ich will es glauben, daß ihr in eurem Vaterlande frey gewesen seyd. Da ihr aber itzo in die Knechtschaft gerathen seyd, so wird es gut seyn, wenn ihr euch darein schickt, und sie euch, durch den Gehorsam gegen euren Herrn, so erträglich macht, als es nur möglich ist. Alles was der Herr thut, muß euch recht seyn, wenn es gleich nicht recht ist.

Die Gefangnen. Ach!

Ein Scherge. Der Seufzer war unnöthig, und euer Weinen ist euch zu nichts gut, als die Augen zu verderben. In Trübsalen ist nichts besser, als ein guter Muth.

Die Gefangnen. Allein, wir schämen uns, daß wir gefesselt seyn.

Ein Scherge. So darf es euren Herrn hernach nicht gereuen, daß er euch, die ihr ihm so viel Geld kostet, frey, ohne Ketten, hat gehn lassen, wenn ihr etwa . .

Die Gefangnen. Was befürchtet er sich denn von uns? Wir wissen schon, was unsere Schuldigkeit ist, wenn er uns gleich ungebunden gehen ließe.

Ein Scherge. Ha! ha! Ich sehe schon, worauf ihr umgeht. Ihr sucht zu entfliehn.

Die Gefangnen. Wir entfliehen? Und wohin?

Ein Scherge. Nach Hause.

Die Gefangnen. Geh! Es würde sich schlecht für uns schicken, zu entfliehn.

Ein Scherge. Nu, nu, wenn sich die Gelegenheit etwa eräugen sollte, so will ich es euch nicht abrathen.

Die Gefangnen. Eine kleine Bitte haben wir an euch zu thun.

Ein Scherge. Worinne besteht die?

Die Gefangnen. Wir wollten gerne mit einander sprechen, ohne, daß uns weder du, noch jemand von diesen, zuhörte.

Ein Scherge. Gut, das soll euch erlaubt seyn. Weg von hier! Laßt uns unterdessen hier zurück treten. Allein macht es kurz.

Philokrates. Dieses wünschte ich eben. Komm hier her Tyndarus.

Ein Scherge. Fort hier! Packt euch zurück!

Tyndarus. Wir sind euch beyde sehr verbunden, daß ihr uns diese Gefälligkeit erzeigt.

Philokrates. Komm also näher hieher, damit sie nichts von unsern Reden auffangen können. Sie müssen von unserer List nicht das geringste merken. Denn eine List ist keine List, wenn sie nicht heimlich gehalten wird; sie ist vielmehr das größte Unglück, so bald sie auskömmt. Wenn du dich also für meinen Herrn ausgeben willst, und ich mich als deinen Diener anstellen soll, so müssen wir uns wohl vorsehn, daß wir alles behutsam und ohne Behorcher verrichten. Wir müssen allen unsern Fleiß, allen unsern Witz dabey anwenden. Die Sache ist zu wichtig, als daß sie sich schläfrich treiben ließe.

Tyndarus. Ich will alles thun, wie du es befiehlst.

Philokrates. Das hoff ich.

Tyndarus. Du siehst wohl, daß ich itzo für dein mir so werthes Leben, mein eigen Leben in die Schanze schlage.

Philokrates. Es ist wahr.

Tyndarus. Aber gedenke auch daran, wenn du deinen Zweck wirst

erlangt haben. Denn ich weis wohl, wie die meisten Menschen sind. So lange als sie nach etwas streben, so lange sind sie gut; so bald sie es aber erlangt haben, so bald werden sie aus den Besten, die Schlimmsten und Ungetreuesten. Doch ich will hoffen, daß du so seyn werdest, wie ich es wünsche. Ich könnte es mit meinem Vater nicht besser meynen, als ich es mit dir meyne.

Philokrates. In der That, ich habe dich mit Recht meinen Vater zu nennen. Denn nach meinem wirklichen Vater hast du dich am väterlichsten gegen mich bewiesen.

Tyndarus. Ja! Ja!

Philokrates. Ich ermahne dich also, gedenke ja fleißig daran, daß ich nun nicht mehr dein Herr, sondern dein Knecht, bin. Nur das einzige bitte ich dich, da uns die Götter itzo ihren Willen kund gethan, und mich, deinen vorigen Herrn, zu deinem Mitknechte gemacht haben: dieß einzige bitte ich dich, ich, der ich dir sonst mit Recht zu befehlen hatte, ich bitte es dich um unsers ungewissen Glücks, um der Gütigkeit, die dir mein Vater erzeigt hat, um unserer gemeinschaftlichen Knechtschaft willen; ehre mich nicht anders, als ich dich geehrt habe, da du mir dientest, und erinnere dich fleißig, was du gewesen seyst, und was du nun bist.

Tyndarus. Ich weis schon. Ich bin nunmehro du, und du bist ich.

Philokrates. Gut. Wenn du das wohl merken kannst, so können wir hoffen, daß unsre List gelingen werde.

Zweyter Auftritt.

Hegio. Philokrates. Tyndarus.

Hegio. Ich werde gleich wieder herein kommen. Ich will nur diese erst etwas fragen. Wo sind sie, die ich vor die Thüre zu führen befohlen habe?

Philokrates. O, du hast schon dafür gesorgt, daß wir nicht weit seyn können. Wir sind ja mit Ketten und Wachen ganz umschanzt.

Hegio. Wenn man sich auch noch so sehr vorsieht, man kann sich doch nimmermehr zu viel vorsehn. Wenn man manchmal glaubt, sich am besten vorgesehn zu haben, so ist man mit aller seiner Vorsicht betrogen. Oder thue ich etwa unrecht, daß ich euch so scharf bewache, da ich euch für so viel baares Geld gekauft habe?

Philokrates. Es würde uns nicht geziemen, wenn wir dir deine Vorsicht übel nehmen wollten. Doch würde es sich auch für dich nicht schicken, es uns zu verdenken, wenn wir uns bey Gelegenheit davon machen sollten.

Hegio. Wie ich euch hier bewachen lasse, eben so wird mein Sohn bey euch bewacht.

Philokrates. Ist er auch gefangen worden?

Hegio. Leider!

Philokrates. So sind wir doch nicht die einzigen Bärenhäuter gewesen.

Hegio. Komm hier her. Ich möchte dich gerne alleine um etwas fragen, worinne du mich aber nicht belügen mußt.

Philokrates. Was ich weis, will ich dir wahrhaft gestehen. Wenn ich aber etwas nicht weis, so mußt du mir es auch nicht verdenken, daß ich es nicht weis.

Cyndarus. Nun ist der Alte in der Barbierstube. Das Messer ist schon angesetzt. Gleichwohl giebt er ihm nicht einmal das Tuch um, daß er sich das Kleid nicht garstig mache. Ob er ihn aber glatt, oder über den Kamm scheeren wird, weis ich noch nicht. Wenn er aber gescheid ist, so wird er ihn rechtschaffen zerkratzen.

Hegio. Höre! Willst du lieber frey, oder ein Knecht seyn? Sprich!

Philok. Ich will nichts, als was dem Guten am nächsten kömmt, und von dem Uebel am weitesten entfernt ist. Vielen zwar ist die Knechtschaft eben nicht sehr beschwerlich gewesen. Darunter gehöre auch ich. Mein Herr hat mich nicht anders, als sein eigen Kind gehalten.

Cynd. Gut! In der That, nicht einmal für ein Talent wollte ich den Thales aus Milet kaufen. Denn gegen dem seine Weisheit ist die seinige Kinderpossen. Mit was für einer Art hat er nicht die Rede auf die Knechtschaft zu bringen gewußt!

Hegio. Aus was für einem Geschlechte ist dieser Philokrates?

Philok. Aus dem polyplusischen, welches daselbst das mächtigste und geehrteste Geschlecht ist.

Hegio. Aber er selbst, in was für einem Ansehen stehet er in seiner Vaterstadt?

Philok. In großem. Die vornehmsten Leute schätzen ihn.

Hegio. Da er nun, wie du sagst, in solcher Hochachtung bey den Eliensern steht, wie steht es denn um seinen Beutel? Ist er fett?

Philok. Er könnte Unschlitt daraus kochen. Der Alte . .[1]

Hegio. Was? der Alte? Lebt sein Vater auch noch?

Philok. Als wir von Hause abreiseten, hat er noch gelebt. Ob er aber itzo noch lebt, das muß der Tod am besten wissen.

Tynd. Das geht vortrefflich. Er lügt nicht nur, er fängt auch gar an zu philosophiren.

Hegio. Wie heißt sein Vater?

Philok. Thesaurocrypsonicochrysides.

Hegio. Den Namen hat man ihm gewiß wegen seines großen Reichthums gegeben.

Philok. Nicht allein. Auch wegen seines Geizes, und seiner Kühnheit. Denn sein eigentlicher Name ist Theodoromedes.

Hegio. Was sagst du? So ist sein Vater geizig?

Phylok. Nur gar zu geizig. Zum Exempel, daß du doch siehst, was er für ein Mann ist; wann er seinem Genius opfert, so braucht er lauter irdene Gefäße zu dem heiligen Werke, aus Furcht sein Genius möchte sie ihm sonst entwenden. Daraus kannst du sehen, wie viel er andern trauen mag.

Hegio. Gut! Komm, tritt unterdessen hier her. Ich will mich auch bey diesem erkundigen. Philokrates,[2] dieser hat als ein rechtschaffner Mensch, wie es auch seine Schuldigkeit war, gehandelt. Ich weis von ihm, aus was für einem Geschlechte du bist. Er hat mirs gestanden. Wenn du mir es auch gestehen willst, es wird dein Schade nicht seyn. Unterdessen will ich dir doch sagen, daß ich alles schon von ihm weis.

Tyndarus. Er hat seine Schuldigkeit gethan, da er dir die Wahrheit gestanden hat; ob ich gleich mit aller Sorgfalt meinen Adel, mein Geschlecht und meine Reichthümer habe verbergen wollen. Da ich aber

[1] Vnde excoquat sevum senex heißt es in den meisten Ausgaben, Douza aber unterscheidet die Personen also: *Phil.* Vnde excoquat sevum. *Heg.* Senex quid pater? vivitne? Allein das Senex kann ganz wohl noch bey der Rede des Philokrates bleiben, nur so, daß es einen neuen Perioden anfängt, worinne er von seinem Vater etwas gedenken will, wo ihm Hegio aber alsbald ins Wort fällt? quid pater? etc. Daß man also vielleicht lesen muß:

Phil. Vnde excoquat sevum. Senex – – –
Heg. Quid Pater? vivitne?

[2] In den Ausgaben, die ich habe nachsehen können, stehet: Philocrates hic fecit, hominem frugi ut facere oportuit. Dieses ist offenbar falsch. Bey Philokrates ist das Comma unentbehrlich, welches hier die Anrede seyn muß; denn Hegio wußte es ja nicht, daß es Philokrates, mit dem er geredt hätte.

Vaterland und Freyheit verlohren habe, so kann ich es ihm freylich nicht verdenken, daß er mich weniger als dich fürchtet. Die feindliche Gewalt hat meinen Stand dem seinigen gleich gemacht. Vorher durfte er mich nicht mit einem Worte beleidigen; itzo kann er es mit der That thun. Aber, wie du siehst, das Glück verfährt mit uns Menschen nach seinem Kopfe. Ich war frey, nun bin ich ein Knecht. Vom höchsten macht es mich zum letzten. Sonst war ich gewohnt zu befehlen, nun muß ich mir befehlen lassen. Wenn ich zwar einen Herrn bekommen habe, wie ich selbst gegen meine Leute gewesen bin, so darf ich mich nicht befürchten, daß er mir was ungerechtes oder allzu beschwerliches gebiethen werde. Dieses einzige, Hegio, will ich dir nur sagen, . . wenn du es nicht übel nehmen willst . .

Hegio. Rede frey.

Tyndar. Ich bin eben sowohl frey gewesen, als dein Sohn. Wir haben, sowohl er als ich, durch die feindliche Macht unsre Freyheit verlohren. Er dienet bey uns nicht anders, als ich bey euch diene. Es ist ganz gewiß ein Gott, welcher, was wir thun, hört und sieht. Wie du mich hier halten wirst, so wird er machen, daß man deinen Sohn auch bey uns hält. Führst du dich gütig gegen mich auf, so wird es ihm zu statten kommen, bist du hart gegen mich, so wird man es auch gegen ihn seyn. So sehr du nach deinem Sohne verlangst, so sehr verlangt auch mein Vater nach mir.

Hegio. Ich glaube alles das. Doch wirst du mir es gestehen, was er mir gestanden hat?

Tynd. Ich gestehe dir, daß mein Vater großen Reichthum besitzet, und daß ich aus vornehmen Geschlechte bin. Allein ich bitte dich, Hegio, laß dich meine Reichthümer nicht geiziger machen; und bringe meinen Vater nicht dahin, daß er es für anständiger halten muß, mich, ob ich gleich sein einziger Sohn bin, lieber bey dir in der Knechtschaft zu lassen, wo du mich auf deine Unkosten satt machen und kleiden mußt, als mich da, wo es mir am wenigsten anständig seyn würde, betteln zu sehen.

Hegio. Ich bin durch den Segen der Götter, und den Fleiß meiner Vorfahren reich genug. Zwar glaube ich nicht, daß man den Gewinnst allezeit verachten muß, ich weis vielmehr, daß viele Leute dadurch groß geworden sind. Allein ich weis auch, daß zuweilen Schaden besser ist, als Gewinnst. Ich hasse das Geld, es ist vielen ein schlechter Rathgeber gewesen. Höre also, und vernimm meine ganze Sinnesmeynung. Mein Sohn dienet

bey euch in Elis, als ein Gefangner. Wenn du mir ihn zurück schaffst, so sollst du keinen Häller mehr geben. Ich will dich und deinen Knecht gehen lassen. Anders aber laß ich euch nicht frey.

Cynd. Dein Verlangen ist gut und billig. Du bist der rechtschaffenste Mann. Allein ist dein Sohn ein privat oder ein öffentlicher Gefangner?

Hegio. Ein privat Gefangner, bey dem Arzt Menarchus.

Phil. Vortrefflich. Menarchus ist dieses sein Client. Die Sache wird gehn, als ob sie geschmiert wäre. [1]

Hegio. Mache also, daß er ranzionirt wird.

Cynd. Es soll geschehn. Aber das bitte ich dich Hegio . .

Hegio. Nur bitte nichts, was diesem Vornehmen zuwider läuft; sonst alles . .

Cynd. Höre mich nur. Ich verlange nicht, daß du mich eher frey lassen sollst, als du deinen Sohn wieder bekommen hast. Allein das bitte ich dich. Schlag mir diesen um ein Gewisses an. Ich will ihn zu meinem Vater schicken, damit er deinen Sohn ranzioniren kann.

Hegio. Ich dächte, wir schickten lieber einen andern, so bald als Waffenstillestand seyn wird. Ein andrer kann sich mit deinem Vater eben so wohl besprechen, und deine Befehle nach deinem Willen ausrichten.

Cynd. Nein, einen Unbekannten an ihn zu schicken, taugt nichts. Es wäre alles umsonst. Schicke diesen. Der wird alles ausrichten können, wenn er hinkömmt. Du kannst keinen Getreuern, keinen, dem er mehr zutraute, schicken. Es ist ein Knecht, der völlig nach seinem Sinne ist. Wem sollte er also wohl seinen Sohn sichrer vertrauen können? Besorge nichts, ich will auf meine Gefahr seine Treue probiren. Ich verlasse mich auf seine Ehrlichkeit, weil er weis, daß ich gütig gegen ihn gesinnt bin.

Hegio. Gut, wenn du es so haben willst, so mag er auf deine Gefahr gehen. Ich will dir ihn anschlagen.

Cynd. Ich sähe aber gerne, daß du ihn je eher je lieber abfertigtest.

Hegio. Willst du mir aber, wenn er nicht wieder kömmt, zwanzig Pfund für ihn geben?

Cynd. Ja, die will dir geben.

[1] Man halte mir den Ausdruck zu gute. Ich habe etwas setzen wollen, welches dem Lateinischen, welches ein Sprüchwort zu seyn scheinet, ein wenig ähnlich sey.

Hegio. Ihr da! Nehmt diesem die Ketten, oder nehmt sie vielmehr allen beyden ab.

Tynd. Die Götter beglücken dich mit allem was du wünschest, da du mich so vieler Ehre würdigest, und mir die Ketten abnimmst. In der That, es ist mir eben nicht beschwerlich, daß ich das Halsband ablegen soll.

Hegio. Rechtschaffnen Leuten ist der Dank für die Wohlthat, die sie rechtschaffnen Leuten erzeigt haben, zuwider. Wenn du ihn also nach Hause senden willst, so sage, unterrichte, befiehl, was er deinem Vater melden soll. Soll ich ihn herrufen?

Tynd. Ja ruf ihn. [1]

Dritter Auftritt.

Hegio. Philokrates. Tyndarus.

Hegio. Wollten die Götter, daß dieses Vorhaben für mich, meinen Sohn und euch glücklich ausschlage! Du, dein neuer Herr befiehlt dir deinem alten Herrn, in allem was er verlangt, treulich zu gehorchen. Ich habe dich ihm für 20 Pfund angeschlagen. Er spricht, er wolle dich zu seinem Vater schicken, damit dieser meinen Sohn ranzionire, und wir also unsre Söhne mit einander austauschen können.

Philok. Ich halte meine Dienste auf allen Seiten bereit. Ihr könnt mich wie eine Töpferscheibe gebrauchen. Ich lasse mich zu dir und zu ihm drehen, wie ihr es verlangt.

Hegio. Diese deine Dienstfertigkeit wird dir das meiste nutzen, da du dich bey deiner Knechtschaft so verhältst, wie es dir geziemet. Folge mir! Hier ist er.

Tynd. Ich danke dir, daß du mir Macht und Gewalt giebst, diesen als einen Bothen zu meinem Vater zu schicken, der ihm alles umständlich berichte, wie es mit mir hier stehe, und wie ich es wolle gehalten haben. Hegio und ich, Tyndarus, sind mit einander eins geworden, daß ich dich nach Hause schicken soll. Er hat dich mir um ein gewisses angeschlagen. Ich soll ihm nämlich, wenn du nicht wieder zurück kömmst, zwanzig Pfund für dich bezahlen.

[1] Ich weis in der That nicht, warum hier ein neuer Auftritt angehen soll. Tyndarus war ja nicht abgegangen, sondern Hegio hatte ihn nur bey Seite geführt, und er war bloß einige Zeit ohne Handlung geblieben.

Philok. Das habt ihr sehr wohl ausgemacht. Denn dein Vater wartet gewiß, daß du mich oder einen Bothen an ihn schicken wirst.

Tynd. Vernimm also wohl, was du meinem Vater zu Hause berichten sollst.

Philok. Wie ich mich, Philokrates, bis anhero gegen dich erzeiget habe, will ich mich noch stets erzeigen. Alles, was deinen Umständen am zuträglichsten ist, will ich mich mit Leibs- und Seelenkräften auszurichten bestreben.

Tynd. Du thust dadurch, was dir geziemt. Doch höre mir nunmehro zu. Vor allen Dingen grüße meinen Vater und meine Mutter und unsere Verwandten, und alle, die uns sonst wohlwollen. Sage ihnen, daß ich mich wohl befinde, daß ich bei diesem rechtschaffnen Manne diene, und daß er mir alle Ehre erzeige.

Philok. Das brauchst du mir nicht zu befehlen. Ich würde es so thun.

Tynd. Ich wäre bey ihm wie frey, nur daß ich einen Wächter um mich hätte. Und endlich sage meinem Vater, auf was für Art ich mit ihm, wegen seines Sohns, einig geworden wäre.

Philok. Du hältst dich nur auf, da du mir etwas befiehlst, was ich ohnedem thun würde.

Tynd. Nämlich, daß er seinen Sohn ranzioniren, und ihn an unser beyder Statt zurück schicken solle.

Philok. Das will ich nicht vergessen.

Hegio. Er soll es aber, so bald als möglich, thun, weil beyden Theilen daran gelegen ist.

Philok. O die Begierde, seinen Sohn wieder zu sehn, wird bey ihm nicht geringer als bey dir seyn.

Hegio. Ja, ich liebe meinen Sohn, und ein jeder liebt den seinigen.

Philok. Hast du sonst noch was an den Vater zu bestellen?

Tynd. Daß ich mich hier wohl befinde. Außerdem kannst du ihn, Tyndarus, auch kühnlich versichern, daß wir sehr wohl mit einander ausgekommen wären, daß du keinen Fehler begangen habest, und daß ich dir nicht zuwider gewesen sey. Du habest deinem Herrn in diesen Trübsalen treulich beygestanden; du habest mich niemals verlassen, und seyst mir in zweifelhaften und unglücklichen Fällen mit Rath und That an die Hand gegangen. Und wenn mein Vater hören wird, wie du, Tyndarus,

gegen seinen Sohn seyst gesinnt gewesen, so wird er nimmermehr so geizig seyn, daß er dir deine Freyheit nicht ohne Entgeld ertheilte. Ich selbst will, wenn ich nach Hause komme, alles mögliche beytragen, daß er es desto eher thue. Denn dir, deiner Leutseligkeit, Tugend und Weisheit habe ich es zu danken, daß ich wieder zu meinen Aeltern werde zurück kehren können. Nach deiner Weisheit entdecktest du dem Hegio mein Geschlecht und Vermögen, und nur dadurch befreytest du deinen Herrn aus den Ketten.

Philok. Ich habe alles gethan, was du sagst, und es ist mir lieb, daß du dich dessen erinnerst. Ich habe nach meiner Pflicht mit dir gehandelt. Denn wenn ich, Philokrates, itzo auch erzählen wollte, wie viel Wohlthaten du mir erzeigt hast, so würde sich der Tag eher als meine Erzählung endigen. Denn wenn du auch selbst mein Knecht wärest, so hättest du nicht ergebner gegen mich seyn können.

Hegio. O ihr Götter, was sind das für großmüthige Seelen! Sie pressen mir Thränen aus. Wie herzlich sie sich lieben. Mit was für Lobsprüchen belegt nicht der Knecht seinen Herrn.

Philok. O, er verdient hundertmal mehr gelobt zu werden, als er mich gelobt hat.

Hegio. Wann du also so treulich an ihn gehandelt hast, siehe, hier hast du eine Gelegenheit, deine Verdienste gegen ihn vollkommen zu machen. Sey auch hierinne treu.

Philok. Man soll nicht treuer seyn können, so treu will ich mich zu seyn bestreben. Und daß du mir, Hegio, desto eher glaubest, so rufe ich den höchsten Jupiter zum Zeugen an, daß ich dem Philokrates nimmermehr untreu seyn werde.

Hegio. Du bist ein wackrer Mensch!

Philok. Ich will an ihm handeln, wie ich an mir selbst handeln würde.

Cynd. Gut! Bekräftige nur diese deine Reden auch mit der That. Weil ich dir aber noch nicht alles, was ich wollte, gesagt habe, so höre, doch hüte dich, daß du dich durch meine Worte nicht zum Zorne reizen lassest. Ich bitte dich, bedenke, daß du auf mein Wort nach Hause geschickt wirst, daß du mir angeschlagen bist, und daß ich mein Leben hier für dich zum Pfande setze. Vergiß mich nicht etwan, so bald du mich aus den Augen gelassen hast. Da du mich für dich hier in der Gefangenschaft lässest, so glaube nicht, daß du selbst frey seyst, und könnest dein

Pfand in Stiche lassen; und brauchtest dich nicht zu bemühen, daß sein Sohn für mich ranzionirt werde. Bedenke es ja, du bist mir um 20 Pfund angeschlagen. Mache mein Vertrauen auf dich nicht zu Schanden. Laß dein Wort nicht in Wind gesprochen seyn. Ich weis, der Vater wird alles thun, was ihm zu thun zukömmt. Mache, daß du mich zu deinem beständigen Freunde behältst, und an dem Hegio einen neuen Freund gefunden habest. Sieh, ich bitte dich um des Handschlags, den meine Rechte der deinen giebt, sey mir nicht ungetreuer, als ich dir bin. Bedenke, du bist itzo mein Herr, mein Patron, mein Vater. Auf dich gründet sich itzo meine Hoffnung und mein Glück.

Philok. Du hast mir genug befohlen. Bist du zufrieden, wenn ich das, was du mir befohlen hast, ausrichte?

Tyndarus. Ja.

Philok. Ich hoffe mit Ehren nach deinem, und meinem Wunsche wieder zurück zu kommen. Ist sonst noch was?

Tynd. Komm, so bald es möglich ist, wieder.

Philok. Das versteht sich.

Hegio. Folge mir, ich will dir von meinem Wechsler Reisegeld auszahlen lassen, und will dir zugleich von dem Prätor einen Paß verschaffen.

Tynd. Was für einen Paß?

Hegio. Den er mit sich nehmen muß, daß ihn unsre Truppen in sein Vaterland reisen lassen. Gehe du unterdessen herein.

Tynd. Reise also glücklich Tyndarus.

Philok. Lebe wohl.

Hegio. Ich danke es den Göttern, daß ich diese zwey von den Quästors gekauft habe. Ich habe meine Sache durch sie auf einen rechten guten Fuß gesetzt. Mein Sohn ist also, wenn es die Götter wollen, so gut als frey. Und ich konnte noch bey mir anstehen, ob ich sie kaufen, oder ob ich sie nicht kaufen sollte? Ihr Knechte, bewacht ihn drinnen wohl. Laßt ihn keinen Schritt, ohne ihn zu beobachten, thun. Ich werde gleich wieder zu Hause seyn. Ich will nur erst sehn, was bey meinem Bruder die übrigen Gefangnen machen. Ich muß mich doch zugleich erkundigen, ob einer von ihnen diesen Jüngling kennt. Du folge mir, daß ich dich reisen kann lassen, denn dieses geht allen andern vor.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ergasilus.

Das ist ein elender Mensch, der seine Nahrung sucht, und sie mit Mühe findet; der ist aber noch viel elender, der sie mit Mühe sucht, und sie gar nicht findet.[1] Ja, ja, das ist der allerelendeste, der gerne essen will, und nichts zu essen hat. Ich möchte diesem Tage gleich die Augen auskratzen, wenn es angienge; so unbarmherzig sind alle Sterbliche heut gegen mich. Ich habe keinen verhungertern, keinen fasttäglichern Tag gesehen. Es geht mir nichts an demselben von Statten, ich mag anfangen, was ich will. Magen und Kehle feyern also heute bey mir Fastnachten. Nun kannst du dich, du ganze Schmarutzkunst, nur an Galgen packen; denn die Jugend entfernt sich von uns armen Possenreißern ganz und gar. Was bekümmern sie sich itzo mehr um die lakonischen Schlägefaulen, um die Prügelgeduldigen, welche wohl Einfälle, aber weder Brodt, noch Geld, haben. Sie bitten nur itzo die zu Gaste, die sie, wenn es ihnen geschmeckt hat, wieder bitten können. Sie kaufen gar itzo selber zur Mahlzeit ein, welches doch sonst die Schmarutzer thun mußten. Sie verhüllen sich eben so wenig den Kopf, wenn sie vom Markte zum Hurenwirth gehen, als wenn sie in ihrer Zunft zu eines Verdammung ihre Stimme geben. Sie achten die Lustigmacher nicht einen Pfiff mehr. Sie lieben sich alle nur alleine. Als ich von hier weg gieng, machte ich mich auf dem Markte unter die Jünglinge. Seyd gegrüßt, sprach ich. Wo wollen wir heute zu Mittage speisen? Keiner antwortet. Nu, wer wird uns denn einladen? Aber alle sind stumm. Keiner will über mich lachen. Wo wollen wir zu Abend speisen? fragte ich wieder. Und alle schütteln den Kopf. Ich bringe darauf ein schnackisches Wort, eine von meinen besten Schnacken vor, eine, die mir wohl sonst einen ganzen Monat lang den Tisch verdienen mußte. Allein, niemand lacht. Ich merkte bald, daß es eine abgeredte Sache war. Keiner von ihnen wollte es nicht einmal wie die geneckten Hunde machen, daß er wenigstens die Zähne gefletscht

[1] In dem Lateinischen scheinet eine dreyfache Gradation zu seyn; die andre und dritte aber ist, wenn man sie recht betrachtet, einerley; daß also der Superlativus nichts als eine Bestätigung des Comporativi hier seyn kann, wie ich es in der Uebersetzung deutlicher zu machen mich bemüht habe.

hätte, da er nicht lachen wollte. Weil ich sehe, daß man mich so zum Narren hat, so gehe ich fort. Ich komme zu andern, wieder zu andern, und wieder zu andern: alle sind einerley. Sie sind alle von einem Schlage, wie die Oelmäckler auf dem Velabrum.[1] Ich komme eben von da her, weil ich mich nicht länger wollte verspotten lassen. O es sind noch mehr Schmarutzer, die alle vergebens auf dem Markte auf und nieder spazieren. Ich habe es aber nunmehro beschlossen, mein Recht nach den römischen Gesetzen auszuführen. Ich will denen einen Termin setzen; ich will sie rechtschaffen straffen, die darauf umgehn, daß sie mir zu essen und zu leben verwehren wollen. Sie sollen mir zehn Mahlzeiten geben müssen, so wie ich sie verlange, und noch dazu bey der theuersten Zeit. Ja, das will ich thun. Voritzo aber will ich nach dem Hafen gehen. Ich habe da noch eine kleine Schmausehoffnung; wird aber auch dieser der Hals gebrochen, so muß ich mich schon mit der rauhen Mahlzeit bey dem alten Hegio begnügen.

Zweyter Auftritt.

Hegio.

Was ist angenehmer, als wenn man, mit allgemeinem Beyfall[2], eine Sache wohl ausgeführt hat, wie ich gestern gethan habe, da ich die zwey Gefangnen kaufte? Wer mich sieht, kömmt mir entgegen, und wünscht mir deswegen Glück. Sie haben mich durch ihr Stillestehnlassen und durch ihr Zurückhalten ganz ermüdet. Mit Mühe und Noth konnte ich mich durch die vielen Glückwünsche durchdringen. Endlich kam ich doch bis zum Prätor, wo ich ein wenig ausruhte, und um einen Paß bath. Ich bekam ihn. Ich habe ihn auch schon dem Tyndarus gegeben, welcher sich alsobald mit auf den Weg machte. Von dar komme ich nun itzo nach Hause. Auf dem Rückwege aber bin ich bey meinem Bruder eingesprochen, wo ich meine übrigen Gefangnen habe. Ich fragte sie, ob einer von ihnen

[1] Velabrum hieß ein Platz in Rom an dem aventinischen Berge, wo die Oelverkäufer ihre Buden hatten. Plautus hat zwar in diesem Stücke den Schauplatz nach Aetolien verlegt, gleichwohl macht er sich kein Bedenken, Oerter, welche in Rom waren, darinne so anzuführen, als ob sie an dem Orte selbst wären, wo diese Vorstellung geschieht. Die römischen Zuschauer mußten zu seiner Zeit noch nicht sehr ekel seyn, weil er dergleichen Verwirrungen, ohne getadelt zu werden, brauchen konnte. In dem ersten Auftritt des ersten Aufzugs haben wir schon ein Exempel davon gehabt, wo er von der porta trigemina redet, welche in Rom war, und an der die Bettelleute am häufigsten saßen.

[2] Ich glaube nicht, daß bono publico etwas anders hier heißen kann. Denn des Lambinus Erklärung ist sehr weit hergeholt.

den Philokrates aus Elis kenne? Endlich schreyt dieser, es wäre sein guter Freund. Ich sagte ihm, er wäre bey mir; worauf er mich inständigst bath, daß er ihn sehen dürfe. Ich ließ ihn auch alsobald los schließen. Du, folge mir nunmehro, daß ich deine Bitte erfüllen kann. Du sollst ihn sprechen.

Dritter Auftritt.

Tyndarus.

Ach! Itzo wollte ich auch lieber gelebt haben, als leben. Hoffnung, Rath und Hülfe fliehen und verlassen mich. Dieses ist der Tag, an welchem ich keine Rettung meines Lebens mehr zu hoffen habe. Es ist keine Zuflucht mehr für mich; keine Hoffnung, die mir diese Furcht benehmen könnte. Ich weis auf keine Art meine betrügrische Lügen zu bemänteln, auf keine Art meine sykophantischen Teuschereyen zu beschönigen. Ich kann eben so wenig meine Untreue abbitten, als entfliehen. Die Hartnäckigkeit wird mir eben so wenig, als neue List, helfen. Allein, unsre Geheimnisse sind entdeckt. Unsre List ist verrathen. Alles ist offenbar. Es ist ausgemacht, ich bin verlohren, für mich und meinen Herrn. Aristophontes, der eben itzo kam, ist mein Unglück. Er kennt mich. Er ist des Philokrates Verwandter und guter Freund. Wenn mich auch die Erettung selbst erretten wollte, sie kann es nicht; es ist unmöglich. . . Wo ich mich nicht noch auf eine List besinne . . Aber, zum Henker, auf was für eine? Was soll ich erdenken? Ich will . . Ach, es ist alles nichts; es sind Possen. Da steck ich!

Vierter Auftritt.

Hegio. Tyndarus. Aristophontes.

Hegio. Nu, wo ist der aus dem Hause hingerennt?

Tyndarus. Nunmehr bin ich verlohren. Die Feinde kommen auf dich los, Tyndarus; was wirst du sagen? Was wirst du vorbringen? Was wirst du leugnen? Was wirst du gestehn? Ach, ich bin in allen ungewiß. Worauf soll ich mich verlassen? Daß du doch eher umgekommen wärest, Aristophontes, als du aus deinem Vaterlande kamest. Du verwirrest alle unsre Anschläge. Alles ist zu nichte, wenn ich nicht eine recht erschreckliche List ersinne . . .

Hegio. Folge mir. Hier ist er. Gehe zu ihm, rede mit ihm.

Tyndarus. Wer kann unglücklicher seyn, als ich?

Aristophontes. Was ist das? Warum wendest du denn die Augen von mir weg, Tyndarus? Warum verachtest du mich denn, als einen Fremden, als wenn du mich niemals gekannt hättest? Ich bin itzo so gut ein Knecht, als du; ob ich gleich zu Hause bin frey gewesen, und du von deiner Kindheit an in Elis gedient hast.

Hegio. O, ich wundre mich gar nicht, daß er dich nicht ansehn will. Er zürnt auf dich, daß du ihn, anstatt Philokrates, Tyndarus nennest.

Tyndarus. Hegio, dieser Mensch ist in Elis für rasend gehalten worden. Höre ja nicht auf seine Reden. Er hat Vater und Mutter mit dem Wurfspieße verfolgt. Daher bekömmt er auch noch zuweilen die schwere Noth. Mache dich also ja nicht allzunahe an ihn.

Hegio. Fort mit dem von mir! Fort!

Aristophontes. Was sagst du Galgenstrick? Ich rasend? Ich hätte meinen Vater und meine Mutter mit dem Wurfspieße verfolgt? Und ich hätte eine Krankheit, daß man mich anspeyen müßte? [1]

Hegio. Gieb dich zufrieden. Es sind mehr Leute mit diesem Unglücke behaftet, denen das Anspeyen ganz heilsam gewesen ist.

Tyndarus. O, es hat auch vielen in Elis geholfen.

Aristophontes. So? Und du glaubst ihm das?

Hegio. Was soll ich ihm glauben?

Aristophontes. Daß ich rasend sey.

Tyndarus. Siehst du, mit was für einem gräßlichen Gesichte er uns ansieht? Es ist am besten, man giebt ihm nach, Hegio, wie ich dir es gesagt habe, seine Raserey nimmt zu, nimm dich in Acht.

Hegio. Ich merkte es gleich, daß es nicht richtig mit ihm stehen mußte, weil er dich Tyndarus nannte.

Tyndarus. Je, er weis ja manchmal seinen eignen Namen nicht, und kennt sich selber nicht.

Hegio. Aber er sagte auch, du wärst sein guter Freund.

Tyndarus. Das könnt ich eben nicht sagen. Alkmäo, Orestes

[1] Man weis nicht, ob die Alten, wenn sie einen solchen Kranken sahen, ihn deswegen angespien haben, weil sie glaubten, daß es ihm gesund sey, oder ob sie es aus Abscheu gethan haben: so viel ist aus einigen Stellen des Plinius klar, daß Morbus qui insputatur nichts anders als die Epilepsie sey.

und Lykurgus könnten sich mit eben so vielem Rechte meinen guten Freund nennen, als er.

Aristophontes. Und du nichtswürdiger Kerl unterstehst dich, so viel Uebles von mir zu sprechen? Kenne ich dich etwa nicht?

Hegio. Das ist ganz offenbar, daß du ihn nicht kennest. Sonst würdest du ihn nicht Tyndarus, anstatt Philokrates, genannt haben. Den, den du siehst, kennst du nicht, und nennst den, den du nicht siehst.

Aristophontes. Nein, nein, sondern er giebt sich für einen aus, der er nicht ist, und wer er ist, verleugnet er.

Tyndarus. So? Du willst der seyn, der den Philokrates Lügen straft?

Aristoph. Aber du, wie ich wohl sehe, willst der seyn, der die Wahrheit durch seine Lügen unterdrückt? Sieh mich doch recht an, ich bitte dich.

Tyndar. Nu.

Aristoph. Ey! Und du sprichst, du wärst nicht Tyndarus?

Tyndar. Eben das sprech ich.

Aristoph. Du sprichst, du wärst Philokrates?

Tyndar. Das sprech ich, ja.

Aristoph. Und du glaubst ihm?

Hegio. Mehr als dir und mir. Der, für den du ihn ausgiebst, ist heute von uns nach Elis zu dieses Vater gesandt worden.

Aristoph. Seinem Vater? Der Knecht?

Tyndar. Bist du doch itzo auch ein Knecht, ob du gleich sonst frey warest. Und ich, ich hoffe es auch zu seyn, so bald sein Sohn durch mich die Freyheit wird erhalten haben.

Aristoph. Was sprichst du, Galgenstrick? Du nennst dich frey gebohren.

Tyndar. Nicht doch, ich heiße nicht Freygebohren, sondern Philokrates.

Aristoph. Was? Höre einmal, Hegio, was er noch für Narrenspossen treibt. Glaube mir, es ist der Knecht selbst, und er hat niemals einen Knecht außer sich selbst gehabt.

Tyndar. Da du selbst in deinem Vaterlande Mangel leidest und nichts zu leben hast, so wundert mich es gar nicht, daß du dir alle gleich zu seyn wünschest. Die Unglücklichen sind meistentheils so, sie sind misgönstig, und beneiden die Glücklichen.

Aristoph. Ich bitte dich nochmals, Hegio, höre auf ihm so ohne Grund zu trauen. So viel ich vermuthe, hat er dir ohne Zweifel schon einen Streich gespielt. Was er von der Auslösung deines Sohnes spricht, das will mir gar nicht gefallen.

Tyndar. Ich glaub es wohl, daß du es nicht gerne sehen würdest. Gleichwohl will ich es thun, wenn mir die Götter beystehen. Ich will ihm seinen Sohn wieder zustellen, und er wird ein gleiches mit mir meinem Vater thun. Und in dieser Absicht habe ich den Tyndarus nach Hause geschickt.

Aristoph. Bist denn dus aber nicht selber? Es ist ja sonst in ganz Elis kein Knecht dieses Namens.

Tyndar. So fährst du doch fort, mir meine Knechtschaft vorzuwerfen, in die mich die feindliche Gewalt gezwungen hat?

Aristoph. Nein, länger kann ich mich nicht halten.

Tyndar. Hörst du, was er sagt? Mache dich ja fort! Bald wird er uns mit Steinen verfolgen, wenn du ihn nicht gleich zu binden befiehlst.

Aristoph. Welche Marter!

Tyndar. Die Augen brennen ihm. Nun ist der Strick nöthig, Hegio. Siehst du nicht, wie er im Gesichte ganz schwarzgelbe wird? Das schwarze Geblüte macht ihn unsinnig.

Aristoph. Aber dein böses Geblüte sollte dir der Schinder schon abzapfen, wenn Hegio klug wäre.

Tynd. Er redt schon ganz verkehrt. Die Furien schrecken den armen Mann.

Hegio. Wie, Philokrates, wenn ich ihn binden ließe?

Tynd. Du könntest nicht klüger thun.

Aristoph. Ich ärgre mich, daß ich keinen Stein bey der Hand habe; damit ich dem verdammten Kerl, der mich durch seine Reden unsinnig machen will, den Hirnschädel zerschmeißen könnte.

Tynd. Hörst du? Er sucht einen Stein.

Aristoph. Ich will dich alleine sprechen, Hegio.

Hegio. Bleib nur dort, wenn du mir was sagen willst, ich will es schon von weitem hören.

Tynd. Zum Henker, wenn du dir ihn auch ließest näher kommen, so wärs um deine Nase gewiß geschehen. Er würde dir sie mit Wurzel und Stiel wegbeißen.

Aristoph. Glaube nicht, Hegio, daß ich unsinnig bin, oder daß ich es jemals gewesen sey. Ich habe die Krankeit nicht, deren er mich beschuldiget. Wenn du dich aber vor mir fürchtest, gut, so laß mich binden, nur laß diesen auch mit binden.

Tynd. Ja, ja, Hegio, laß ihn nur binden, wie er es selbst begehrt.

Aristoph. Schweig nur. Ich will dich schon, falscher Philokrates, noch heute überführen, daß du der wahre Tyndarus bist. Nu, was winkst du mir mit dem Kopfe?

Tynd. Ich winkte dir? [1]

Aristoph. Was würde er nicht thun, wenn du weiter davon stündest.

Hegio. Was meynst du, ob ich wohl mit dem Unsinnigen rede?

Tynd. Er wird dir Possen vormachen, er wird dir Zeug schwatzen, das weder Kopf noch Schwanz hat. Es ist der vollkommne Ajax, nur daß ihm sein Anputz fehlt.

Hegio. Es schadet nichts; ich will doch mit ihm reden.

Tynd. Nun bin ich verlohren. Itzo stehe ich auf der gefährlichsten Stufe. Was soll ich anfangen?

Hegio. Aristophontes, ich will dir doch zuhören, wenn du mir was zu sagen hast.

Aristoph. Du wirst also hören, daß das die Wahrheit sey, was du für eine Lügen gehalten hast. Vor allen Dingen aber mußt du überzeugt seyn, daß ich kein Unsinniger bin, und daß ich keine Krankheit habe, außer meiner Knechtschaft. Wenn ich und du aber nicht eben so wohl Philokrates sind, als dieser, so strafe mich der König aller Götter und Menschen, und lasse mich mein Vaterland niemals wieder sehen.

Hegio. Nu so sage mir doch, wer ist er denn sonst?

Aristoph. Kein andrer, als für den ich ihn gleich anfangs ausgegeben habe. Und wenn du es anders befindest, als ich es sage, so will ich meiner Freyheit und meiner Aeltern bey dir verlustig werden.

Hegio. Was sagst du dazu?

Tynd. Daß ich dein Knecht bin, und du mein Herr bist.

Hegio. Darnach frage ich nicht. Bist du frey gewesen?

[1] Diese und die folgende Rede ist in allen Ausgaben nur eine. Allein ich sehe nicht, was Tyndarus mit dem andern sagen wollte; wenn man es aber dem Aristophontes in den Mund legt, wie ich es hier gethan habe, so hat es einen ganz natürlichen Verstand. Er winkt mir, will er sagen, da du so nahe dabey stehst, wenn du weiter davon stündest, so würde er mich gar schweigen heißen.

Tynd. Ja.

Aristoph. Nein, er ist es niemals gewesen. Er hintergeht.

Tynd. Wie kannst du denn das wissen? Bist du denn etwa bey meiner Mutter Hebamme gewesen, daß du es so kühnlich behaupten kannst?

Aristoph. Ich habe dich, da wir beyde noch Kinder waren, gekannt.

Tynd. Und ich kenne dich itzo, da wir beyde erwachsen sind.

Aristoph. Siehst du, wie er wieder Possen treibt! [1]

Tynd. Wenn du klug wärest, so solltest du dich um mich gar nicht bekümmern; denn bekümmre ich mich denn um dich?

Hegio. Hat sein Vater nicht Thesaurocrypsonicochrysides geheißen?

Aristoph. Nichts weniger. Ich habe Zeit meines Lebens den Namen nicht gehört. Des Philokrates Vater heißt Theodoromedes.

Tynd. Nun ist es aus mit mir. O so ruhe doch, mein Herz, oder geh an Galgen. Du hüpfest, und ich armer Teufel kann vor Furcht kaum stehen.

Hegio. So kann ich es gewiß glauben, daß dieser in Elis gedienet hat, und daß er Philokrates nicht ist?

Aristoph. Ja, und du wirst es niemals anders befinden. Aber wo ist denn der rechte Philokrates?

Hegio. Da, wo er sich am liebsten, und ich ihn am wenigsten zu seyn wünsche. Und so bin ich doch durch dieses Ruchlosen Betrügerey so jämmerlich angeführt worden; so hat man mich doch, nach eignem Belieben, bey der Nase herumgezogen? Aber hüte dich . .

Aristoph. Ich sage dir nichts, als was ich ganz gewiß weis.

Hegio. Ganz gewiß also?

Aristoph. Du wirst niemals was gewissers finden. Philokrates und ich sind von den ersten Jahren der Kindheit an gute Freunde gewesen . .

Hegio. Aber sage mir doch, wie sieht denn dein guter Freund Philokrates aus?

Aristoph. Ich will dir es sagen. Er hat ein hagres Gesicht, eine spitzige Nase, bleiche Farbe, schwarze Augen, etwas röthlich krauses Haar, das er in Locken legt . .

[1] Das Hem rursum tibi! habe ich lieber dem Aristophontes in Mund legen wollen. Tyndarus hatte sich schon oben einmal durch eine solche Wendung aus dem Handel ziehen wollen: und itzo versucht er es wieder, welches freylich Aristophontes nicht unangemerkt lassen konnte.

Hegio. Alles trifft überein.

Tynd. O, zu was für einer übeln Stunde bin ich heute aufgestanden! Wehe den armen Ruthen, die heute auf meinem Rücken sterben werden!

Hegio. Ich sehe wohl, ich bin betrogen.

Tynd. Was zaudert ihr noch ihr Fesseln, kommt, leget euch um meine Schenkel, ich will euch redlich bewachen.

Hegio. So bin ich denn rechtschaffen von diesen unglücklichen Gefangnen hintergangen worden. Der Freygebohrne gab sich für den Knecht, und der Knecht für den Freygebohrnen aus. Den Kern habe ich verlohren, und die Schale hat man mir zum Pfande gelassen. Und durch dieses Blendwerk hab ich mich aus Unvorsichtigkeit schimpflich hintergehen lassen. Doch . . wenigstens soll mich dieser nicht auslachen. He! Colaphus! Cordalio! Corax! kommt heraus, und bringt die Stricke mit.

Fünfter Auftritt.

Die Schergen. Hegio. Tyndarus. Aristophontes.

Die Schergen. Wir werden gewiß wieder Holz tragen sollen.

Hegio. Gleich fesselt dem Galgenschwengel die Hände.

Tynd. Was soll das heißen? Was hab ich gethan?

Hegio. Du fragst noch, du unglücklicher Säemann und Schnitter der größten Uebelthaten.

Tynd. Warum nennst du mich denn nicht zuerst den Egger? Denn die Bauern eggen allezeit eher, als sie säen.

Hegio. Noch so unverschämt kannst du mir vor den Augen stehn?

Tynd. Ein unschuldiger Knecht muß unerschrocken seyn, besonders gegen seinen Herrn.

Hegio. Bindet ihm die Hände recht scharf.

Tynd. Ich und also auch meine Hände gehören dir; du kannst mir sie gar abzuhauen befehlen. Aber was ist denn das? Warum bist du denn auf mich zornig?

Hegio. Weil du mein ganzes Vornehmen, das sich auf euch allein gründete, durch deine verdammten betrügrischen Lügen, zu nichte gemacht hast. Durch alle meine Rechnungen hast du mir einen Strich gemacht. Durch deine List hast du mir den Philokrates aus den Händen gespielt.

Ich habe ihn für den Knecht und dich für den Freygebohrnen gehalten. So nanntet ihr euch selbst, und so hattet ihr eure Namen verwechselt.

Cynd. So will ich es denn nur gestehen. Ja, es ist alles wahr, was du sagst. Durch meine Mühe und Arglistigkeit ist Philokrates dir entgangen. Aber, ich bitte dich, wie kannst du darüber ungehalten auf mich seyn?

Hegio. Nu, nu, es soll dir nicht unbelohnt bleiben.

Cynd. Wenn ich nur wegen keiner Uebelthaten umkomme, so werde ich es wenig achten. Muß ich hier sterben, und Philokrates kömmt, wie du befürchtest, nicht wieder, so wird mir meine That noch nach meinem Tode Ruhm bringen, daß ich meinen gefangnen Herrn aus der Knechtschaft und aus den Händen der Feinde frey in sein Vaterland zu seinem Vater wieder geschafft, und lieber mein, als sein Leben, der Gefahr ausgesetzt habe.

Hegio. Fort! Macht also, daß dieser wackre Mann diesen Ruhm am Galgen haben kann.

Cynd. Wer um der Tugend willen umkömmt, kömmt nicht um.

Hegio. Wenn ich dich werde rechtschaffen haben martern lassen, wenn du deiner Betrügereyen wegen wirst zu Tode seyn gepeiniget worden, so mögen sie meinetwegen sagen, du seyst umgekommen oder nicht; wann du nur umkömmst, so gilt mir es gleich viel, wenn sie auch sagten, du lebtest.

Cynd. Wenn du das thust, so wirst du es gewiß nicht umsonst gethan haben, wenn Philokrates wiederkömmt, wie ich gewiß hoffe.

Aristoph. O ihr unsterblichen Götter, nun bekomm ich in der Sache Licht. So ist mein Freund Philokrates frey? So ist er in seinem Vaterlande bey seinem Vater? Wohl. Wem sollte ich dieses Glück lieber gönnen, als ihm? Aber, wie schmerzt es mich, daß ich diesem einen so schlechten Dienst gethan habe. Meinetwegen, meiner Entdeckung willen ist er gebunden.

Hegio. Habe ich dich nicht nachdrücklich gewarnt, mich nicht zu belügen?

Cynd. Ja.

Hegio. Warum hast du es also gewagt?

Cynd. Weil dem, für dessen Wohl ich besorgt war, die Wahrheit geschadet hätte. Itzo nutzt ihm die Lügen.

Hegio. Und dir wird sie schaden.

Cynd. Wohl gut! Habe ich doch meinen Herrn erhalten, über dessen Erhaltung ich mich freue; denn der alte Herr hatte mich ihm zum Beschützer gegeben. Aber sprich, ist es eine Lasterthat, was ich begangen habe?

Hegio. Eine erschreckliche.

Cynd. Ich aber bin andrer Meynung, und behaupte, es sey eine gute That. Denn bedenke, wenn dein Knecht gegen deinen Sohn sich so verhalten hätte, wie würdest du ihm danken? Würdest du ihn frey lassen oder nicht? Würde er dir nicht der angenehmste Knecht seyn? Antworte.

Hegio. Ja wohl.

Cynd. Warum zürnst du denn also auf mich?

Hegio. Weil du ihm getreuer gewesen bist, als mir.

Cynd. So? Du hast also gemeynt, einen neuen Gefangnen in Nacht= und Tages=Frist zu überreden, daß er dir mehr wohlwolle, als dem, mit dem ich von Kindheit an aufgewachsen bin?

Hegio. Du magst also auch nur von ihm den Dank erwarten. Führt ihn nur fort, damit ihr ihm schwere und starke Fußeisen anlegen könnt. Von dar bringt ihn nur gleich in die Steingruben. Anstatt, daß andre daselbst des Tages nur acht Stück brechen dürfen, so soll er alle Tage anderthalb Tagewerk verrichten müssen, oder alle Tage 600 Stockschläge gewärtig seyn.

Aristoph. Hegio, ich bitte dich um der Götter und Menschen willen, laß diesen Menschen nicht umkommen.

Hegio. O dafür soll schon gesorgt werden. Des Nachts über will ich ihn gebunden bewachen lassen, und des Tags über soll er Steine aus den Gruben bringen müssen. Ich will ihn lange genug martern. Sorge nicht, daß er es mit einem Tage soll überstanden haben.

Aristoph. Und das willst du gewiß thun?

Hegio. So gewiß als ich einmal sterben werde. Fort! Führt ihn alsobald zu dem Schmidt H i p p o l y t. Laßt ihm fein starke Beineisen anlegen, und alsdann führt ihn sogleich vor das Thor zu meinem Freygelaßnen C o r d a l u s, damit er in die Steinbrüche gebracht wird. Sagt, daß es mein ausdrücklicher Wille wäre, er solle es nicht schlimmer haben, als die, die es am allerschlimmsten haben.

Cynd. Je nu, ich will mich nicht wider deinen Willen erhalten

wissen. Setze mich immer in Lebensgefahr, es geschieht auf deine Gefahr. Ich habe, nach dem Tode, im Tode nichts Uebles zu befürchten. Und wenn ich auch das größte Alter erreichte, so muß ich doch nach kurzem das, womit du mir droheſt, einmal ausstehen. Lebe wohl, ob du es gleich nicht um mich verdieneſt. Dir Aristophontes möge es so gehen, wie du es an mir erholt haſt. Nur du biſt die Ursache meines Unglücks.

Hegio. Führt ihn fort.

Tynd. Das einzige bitte ich euch; wenn **Philokrates** wieder zurück kömmt, macht, daß ich mit ihm sprechen kann.

Hegio. Ihr seyd unglücklich, wo ihr ihn mir nicht gleich aus dem Gesichte führet.

Tynd. Nu, das heißt doch noch Gewalt brauchen, ein ziehen und stoßen zugleich.[1]

Hegio. Er wird an seinen verdienten Ort gebracht. Ich muß wegen der andern Gefangnen nothwendig ein Exempel statuiren, damit andre nicht auch so ein Bubenstück wagen. Wenn ich es nicht thäte, da man mir doch diesen Streich so öffentlich gespielt hat, so würde jeder sagen, er wolle mir meinen Sohn frey schaffen, und mich also betrügen. Ich habe mirs nun feste vorgenommen, keinem mehr zu glauben. Es ist genug, daß ich einmal bin betrogen worden. Ich armer Mann hoffte meinen Sohn dadurch aus der Gefangenschaft zu befreyen. Meine Hoffnung ist zu Schanden worden. Einen Sohn habe ich schon verlohren, den mir ein Knecht als ein Kind von vier Jahren entwendet hat. Ich habe weder des Knechts, noch des Sohnes, wieder habhaft werden können. Der andre nun ist auch in der Gewalt der Feinde. Was für ein Schicksal! Habe ich denn nur Kinder gezeugt, sie zu verlieren? . . Du folge mir, ich will dich wieder hinführen, wo du hergekommen biſt. Ich will mich auch gewiß keines mehr erbarmen, weil sich niemand meiner erbarmet.

Aristoph. Ich bin kaum einen Augenblick aus den Ketten gewesen, und nun, seh ich, muß ich schon wieder herein.

[1] Ich weis nicht, wie einige Erklärer des Plautus diese Ironie nicht haben einsehen können, daß sie ihre Erläuterungen so weit hergesucht haben. Wenn die Alten bey erlittener Gewalt schrien: Haec vis est, so wollten sie zugleich um Hülfe rufen, welches aber dem **Tyndarus** hier ganz unnöthig gewesen wäre. Man wird es durchgängig finden, je gelehrter die Commentatores sind, je weniger Witz lassen sie dem Schriftsteller, den sie erklären wollen.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ergasilus.

Höchster Jupiter! so willst du mich doch erhalten, und meine Umstände verbessern! O mit was für Ueberfluß, mit was für köstlichen Leckerbißchen, mit was für Lob, Gewinnst, Spiel und Scherz, mit was Feyer= und Freudentagen, mit was für Pracht, mit was für Vorrath, mit was für Zechen, mit was für Sättigkeit, mit was für Wollust beglückest du mich! Nun darf ich gewiß keinem Menschen mehr gute Worte geben. Nun kann ich allen meinen Freunden helfen, und allen meinen Feinden schaden. O angenehmer Tag, mit was für angenehmen Annehmlichkeiten überschüttest du mich! Was für eine austrägliche Erbschaft ist auf mich gefallen! Ich muß gleich meinen Lauf zu dem alten Hegio richten, dem ich so viel gute Nachricht bringe, als er sich nur selber wünscht, und noch weit mehr. Ich will eilend, wie die komischen Knechte zu thun pflegen, meinen Mantel auf die Schulter werfen, damit er die Bothschaft von mir zuerst höre. Ich weiß gewiß, ich werde dafür eine ewige Mahlzeit bey ihm haben.

Zweyter Auftritt.

Hegio. Ergasilus.

Hegio. Je mehr ich diesen Zufall bey mir überlege, je größer wird mein Verdruß. Auf so eine Art bin ich heute hintergangen worden? Und ich konnte den Betrug nicht einsehn. Die ganze Stadt, wenn sie es erfährt, wird mich auslachen. Wenn ich werde auf den Markt kommen, so wird einer zum andern sagen: das ist der Alte, den sie so betrogen haben. . . Aber, sehe ich nicht den Ergasilus dort von ferne? Und zwar mit auf die Schulter geworfnem Mantel. Was muß er vorhaben?

Ergas. Fort, zaudre nicht, Ergasilus; thue was zu thun ist. Ich will es niemanden rathen, daß er mir in Weg kömmt, wenn er nicht am längsten will gelebt haben. Wer mir entgegen kömmt, den will ich zur Erde schmeißen . .

Hegio. Ich glaube gar, er will Balgereyen anfangen?

Ergas. Ja, ja. Es soll ganz gewiß geschehn. Es mögen nur alle ihre Gänge aufschieben; es mag sich nur niemand auf dieser Straße was zu thun machen. Meine Faust soll mir statt der Balista, mein Ellebogen statt der Katapulta seyn; Schulter und Knie sind meine Mauerböcke, damit will ich meine Feinde zu Boden werfen. Wer mir in Weg kömmt, soll seine Zähne müssen auf der Gasse suchen.

Hegio. Was sind das für Drohungen? Ich kann mich nicht wundern genug.

Ergas. Ich will gewiß machen, daß er dieses Tags, dieses Orts, und meiner nimmermehr vergißt. Wer meinen Lauf hemmet, soll sein Leben schnell gehemmet haben.

Hegio. Was muß das Wichtige seyn, das er mit solchen Drohungen anfängt?

Ergas. Ich sage es fein zuerst, damit niemand durch sein Versehn unglücklich werde. Haltet euch in den Häusern, und hütet euch vor meiner Gewalt.

Hegio. Das muß was ganz besonders seyn, wenn ihn nicht etwa der volle Bauch so übermüthig macht. Wehe dem armen Mann, durch dessen Kost er so gebiethrisch geworden ist!

Ergasilus. Besonders ihr Becker, die ihr so viel Säue mit Kleyen mästet, daß man wegen des Gestanks bey euren Läden nicht vorbey gehen kann. Wenn ich welche von euren Schweinen auf der Gasse antreffe, so will ich ihnen gewiß mit meinen Fäusten die Kleyen aus den Ranzen prügeln, ich meyne ihren Besitzern.

Hegio. Nu, die Warnungen sind königlich und herrscherisch genug. Er muß ganz gewiß satt seyn. Er trotzt auf seinen vollen Bauch.

Ergasilus. Auch euch, ihr Fischer, die ihr dem Volke stinkende Fische feil biethet, welche ihr mit einer hinkenden Schindmehre in die Stadt bringt, und die durch Gestank alle Pflastertreter von der Basilica auf den Markt verjagen, euch will ich die Fischkörbe wacker unter die Nasen reiben, damit ihr doch auch fühlet, was sie andern Nasen für Verdruß machen. Was euch aber anbelangt, ihr Fleischer, die ihr die Schafe der Kinder beraubt, die ihr Lämmer zum abschlachten einkauft, mit dem Lammfleische das Volk betrügt [1], und einen verschnittnen Hammel einen

[1] Die Gelehrten machen zu dieser Stelle die Anmerkung, die Alten hätten das Lammfleisch nicht gerne gegessen. Wie können sie aber dieses mit einer kurz darauf folgenden Stelle

Schafbock nennt, wenn ich so einen Schafbock auf öffentlicher Straße sehe, so will ich den Schafbock und seinen Herrn, zu den unglücklichsten Thieren von der Welt machen.

Hegio. Nu, das sind doch noch ädilische Verordnungen. Es sollte mich sehr wundern, wenn ihn nicht die Aetolier zu ihrem Marktmeister machen sollten.

Ergasilus. Itzo bin ich kein Schmarutzer, sondern ein königlicher König der Könige, da so vieler Proviant für meinen Magen im Hafen angelangt ist. Doch zaudre ich noch den Hegio mit dieser Freude zu überschütten? Kann wohl jemand glücklicher seyn, als dieser Alte ist?

Hegio. Nu, was ist denn das für eine Freude, die er mir so voller Freuden schenkt?

Ergasilus. Nu? Holla? Wo steckt ihr? Wird keiner die Thüre aufmachen?

Hegio. Ha! Ha! Er findet sich zur Abendmahlzeit bey mir ein.

Ergasilus. Macht die Thüren alle beyde auf, ehe ich sie in Grund und Boden stoße.

Hegio. Ich muß ihn doch anreden. Ergasilus.

Ergasilus. Wer ruft den Ergasilus?

Hegio. Sieh mich doch an!

Ergasilus. Das thut das Glück an dir nicht, und soll es auch nimmermehr thun.

Hegio. Wünschest du mir das? [1]

Ergasilus. Aber was giebt es denn?

Hegio. Sieh dich doch um, ich bin Hegio.

Ergasilus. O! bist dus, du allerbester der allerbesten Männer? Du kömmst zu rechter Zeit.

Hegio. Ich weis nicht, wen du in dem Hafen mußt angetroffen haben, bey dem du auf den Abend schmausen wirst, weil du so hochmüthig geworden bist.

Ergasilus. Gieb mir die Hand.

Hegio. Die Hand?

vergleichen, wo der Schmarutzer unter andern Leckerbissen, die Hegio soll zurechte machen lassen, auch ausdrücklich agninam mit nennet?

[1] Es hat mir natürlicher geschienen, wenn ich das hoc me iubes als eine Frage dem Hegio in Mund legte, ob ich gleich nicht leugne, daß es einen guten Verstand hat, wenn es auch Ergasilus sagt.

Ergasilus. Gieb mir deine Hand, sage ich; gleich!

Hegio. Nu, da!

Ergasilus. Freue dich!

Hegio. Weswegen soll ich mich freuen?

Ergasilus. Weil ich dirs heiße. Fort! freue dich nur.

Hegio. Die Betrübniß ist bey mir größer als die Freude.

Ergasilus. Sey nicht böse auf mich. Ich will dir bald alle Betrübniß benehmen. Freue dich nur! Auf mein Wort!

Hegio. Gut. Ich freue mich, ob ich gleich nicht sehe warum?

Ergasilus. So recht! Nun befiehl auch . .

Hegio. Was soll ich befehlen?

Ergasilus. Daß man ein entsetzliches Feuer anmache.

Hegio. Ein entsetzliches Feuer?

Ergasilus. Ja, ja, was ich sage; und es muß recht sehr groß seyn.

Hegio. Was willst du denn verbrennen? Glaubst du, daß ich deinetwegen mein Haus anstecken werde?

Ergasilus. Werde nicht böse. Befiehl auch zugleich, daß die Töpfe angesetzt, und die Schüsseln aufgewaschen werden. Laß nur den gespickten Braten ans Feuer bringen, und unterdessen schicke einen andern nach Fischen.

Hegio. Ich glaube er träumt wachende.

Ergasilus. Einen andern schicke nach Schweinefleisch, nach Lammfleisch und nach jungen Hühnern.

Hegio. Nu, du weißt doch was gut schmeckt, aber woher nehmen?

Ergasilus. Laß Schinken, Kuhlparse, Makrellen, Stockfische und Wallfische, und weichen Käse holen. [1]

Hegio. Nu, nu, nennen kannst du es wohl, ob du es aber wirst bey mir zu essen bekommen, mein guter Ergasilus . .

Ergasilus. Glaubst du denn, daß ich es meinetwegen anzurichten befehle?

Hegio. Betrüge dich nicht. Ich will dir zwar nicht nichts, aber doch nicht viel mehr als nichts vorsetzen. Bringe also von deinen Bäuchen nur den für die Alltagskost mit.

[1] Ich habe diese Namen so gut übersetzt, als es möglich ist, einige habe ich gar weggelassen, weil sie unsern heutigen Köchen allzu besonders vorkommen möchten. Cetus heißt zwar jede Art von großen Fischen, ich glaube aber doch, daß ihn der Schmarutzer eher zum Scherze als im Ernste dazu gesetzt hat.

Ergasilus. Wie aber, wenn du diesen Aufwand, auch ohne mein Geheiß, machen wirst?

Hegio. Ich?

Ergasilus. Eben du.

Hegio. Alsdann will ich dich für meinen Herrn erkennen.

Ergasilus. O! ich werde ein ganz gütiger Herr seyn. Soll ich dich glücklich machen?

Hegio. Wenigstens lieber als unglücklich.

Ergasilus. Gieb mir die Hand.

Hegio. Da ist sie.

Ergasilus. Die Götter erbarmen sich deiner.

Hegio. Ich weis nichts davon.

Ergasilus. Aber bald wirst du es wissen. Unterdessen gebiethe nur, daß man dir die Gefäße zu dem heiligen Werke fertig halte; und laß ein eignes und fettes Lamm holen.

Hegio. Warum das?

Ergasilus. Weil du opfern mußt.

Hegio. Und welchem Gotte denn?

Ergasilus. Mir. Ich bin itzo dein höchster Jupiter, ich bin deine Errettung, dein Glück, dein Licht, deine Freude, dein Vergnügen; wenn du nur diesen deinen Gott wacker satt machest, damit er dir gnädig sey.

Hegio. Du bist mir also hungrig, wie es scheint?

Ergasilus. Ich bin mir hungrig und nicht dir.

Hegio. Ey, hol dich der . .

Ergasilus. Du solltest dich lieber bey mir bedanken für die Nachricht, die ich dir aus dem Hafen bringe. O was für eine vortreffliche Nachricht! Wirst du mir so wieder gut?

Hegio. Geh, Narre, du kömmst zu spät.

Ergasilus. Das hättest du können sagen, wenn ich bey einer andern Gelegenheit gekommen wäre. Doch vernimm nur endlich die Freude, die ich dir bringe. Ich habe itzo gleich deinen Sohn Philopolemus lebend, gesund und frisch in dem Hafen gesehen. Er kam mit dem öffentlichen Jagtschiffe. Es war noch ein andrer Jüngling bey ihm, und deinen Knecht Stalagmus, der dir mit deinem Sohne, als einem Kinde von vier Jahren, davon gegangen ist, bringt er auch mit.

Hegio. Du willst mich zum besten haben. Geh! pack dich!

Ergasilus. Ich schwöre dir es bey der heiligen Sättigkeit! Ihr Name soll nie zu meinem Namen können gefügt werden; wenn ich nicht alles das gesehen habe.

Hegio. Meinen Sohn hast du gesehen?

Ergasilus. Deinen Sohn, und meinen Schutzengel.

Hegio. Und den elidensischen Gefangnen?

Ergasilus. *μα τον ἀπολλω!* [1]

Hegio. Und meinen Knecht Stalagmus, der mir meinen Sohn entwendet hat?

Ergasilus. *νη ταν σοραν!*

Hegio. Schon lange?

Ergasilus. *νη ταν πραινεϛην!*

Hegio. Kömmt er?

Ergasilus. *νη ταν σιγνιαν!*

Hegio. Ganz gewiß?

Ergasilus. *νη ταν φρουσινωνα!*

Hegio. Aber du . .

Ergasilus. *νη ταν ἀλατριον!*

Hegio. Bey was für barbarischen rauhen Städten schwörest du?

Ergasilus. Sie sind eben so rauh, als deine Speisen, wie du sagtest, seyn sollten.

Hegio. Verdammtes Maul!

Ergasilus. Du willst mir aber ja nichts glauben, was ich dir doch so umständlich berichte. [2]

Hegio. Nein, sage mir aufrichtig, kann ich dir Glauben zustellen?

Ergasilus. Sehr vielen.

[1] Ich habe diese griechischen Schwüre beybehalten, weil sie unmöglich zu übersetzen waren. Ich kann auch den Leser versichern, daß er nicht viel darunter verliert. Der erste Schwur ist bey dem Apollo, der andere bey der Proserpina, und die übrigen bey unterschiednen italiänischen Städten, die er auf eine lächerliche Art als Gottheiten ansieht, bey welchen er schwören kann.

[2] Hier habe ich drey Zeilen ausgelassen, weil ich sie nicht so genau zu übersetzen weis, daß meine Leser den Sinn des Plautus daraus begreifen könnten. Hier sind sie:

Sed Stalagmus cuius erat tunc nationis, cum hinc abiit?
Heg. Siculus. *Er.* At nunc Siculus non est, Boius est, Boiam terit.
Liberorum quaerundorum causa ei, credo, uxor data est.

Dieses zu verstehen, darf man nur wissen, daß Boiae oder Boia eine Art von Ketten waren, Boii aber gewisse gallische Völker. Der Scherz in der dritten Zeile aber beruht darauf, daß Boia auch ein Weibsbild aus diesem Volke heißen kann. Man mag es selbst versuchen, ob es sich auf eine Art übersetzen läßt, daß diese Anspielungen nicht ganz verlohren gehen.

Hegio. O ihr unsterblichen Götter, ich bin von neuem gebohren, wenn es wahr ist was er sagt.

Ergasilus. Und ich glaube, wenn ich die heiligsten Schwüre thäte, würdest du doch noch zweifeln. Doch kurz, Hegio, wenn du meinen Betheurungen so wenig trauest, so gehe selber zum Hafen.

Hegio. Das soll auch geschehn. Mache unterdessen drinnen die nöthigen Anstalten. Verlange, nimm, fodre was du willst. Ich mache dich zu meinem Ausgeber.

Ergasilus. Wenn ich das Amt nicht reichlich verwalte[1], so sollst du das Recht haben mich wacker zu prügeln.

Hegio. Du sollst ewig einen aufgedeckten Tisch bey mir finden, wenn du die Wahrheit gesagt hast.

Ergasilus. Wie so?

Hegio. Bey mir, und meinem Sohne.

Ergasilus. Versprichst du mir das?

Hegio. Ich versprech es.

Ergasilus. Und ich verspreche dir nochmals, daß du deinen Sohn gewiß im Hafen finden wirst.

Hegio. Besorge alles aufs beste.

Ergasilus. Glück auf den Hinweg und Herweg!

Dritter Auftritt.

Ergasilus.

Er geht, und hat mir sein gemeines Küchenwesen übergeben. O ihr unsterblichen Götter, wie viel Rümpfe sollen die Hälse verlieren! Was für eine Pest soll unter die Schinken, was für ein Sterben unter den Speck gerathen! Was für eine Abnahme soll über den Schmeer, was für eine Niederlage über die Schweinslenden kommen! Wie will ich die Schlächter, wie will ich die Schweinshändler abmatten! Doch, wenn ich alles erzählen wollte, was zur Sättigung des Bauchs gehört, so würde ich mich zu sehr aufhalten. Ich will lieber mein Amt antreten, und dem

[1] Die Lesart mantissinatus scheint mir die bequemste zu seyn, so daß man es von mantissa ableite. Mantissa, spricht Festus, est additamentum lingua Tusca, quod ponderi additur. Er will also sagen: ich will zu dem Fleische, das ich zum Schmause werde abwiegen lassen, nicht wenig zugeben, damit die Gerichte desto größer werden. Ich hab es etwas allgemeiner ausgedrückt.

Specke sein Urtheil sprechen; und will die armen aufgehangnen Schinken los schneiden lassen.

Vierter Auftritt.

Ein Knecht des Hegio.

Daß du, Ergasilus, mit deinem Bauche, mit allen Schmarutzern, und mit allen, die die Schmarutzer füttern, verunglückteſt! Was für Unfälle, was für Unmäßigkeiten sind in unser Haus gerathen! Er ist wie ein hungriger Wolf, ich mußte fürchten, er würde auch mich anfallen. Ich hatte es in der That Ursache zu fürchten, so knirschte er mit den Zähnen. Was für Unordnung hat er in dem Fleischbehältnisse mit dem Fleische angefangen. Er ergriff das Beil und hackte gleich drei geschlachteten Schweinen die Köpfe ab. Alle Gefäße, alle Töpfe, die nicht zum wenigsten acht Kannen hielten, brach er entzwey. Er hätte lieber gar von dem Koche verlangt, daß er die ganzen Fleischtonnen ans Feuer setze. Alle Keller, alle Vorrathsschränke hat er mit Gewalt aufgebrochen. Haltet ihn ja feste, ihr Knechte, ich muß mit dem Alten deswegen reden. Ich muß ihm sagen, daß er sich nur neuen Vorrath anschaffen soll. Denn wie der es anfängt, so muß er itzo schon alle seyn, oder wird es bald werden.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Hegio. Philopolemus. Philokrates. Stalagmus.

Hegio. Ich danke dem Jupiter und allen Göttern herzlich, daß sie dich deinem Vater wiedergeschenkt haben, daß sie mich aus so vieler Kümmerniß gerissen, die mich in deiner Abwesenheit beunruhigte, daß sie diesen Bösewicht wieder in unsre Hände geliefert haben, und daß Philokrates sein Wort so redlich gehalten hat. Mein Herz hat sich genug betrübet; Sorgen und Thränen haben mich genug abgemattet. Was du ausgestanden hast, habe ich von dir weitläufig in dem Hafen gehört. Es ist vorbey . .

Philokrates. Wie nun, Hegio, da ich dir mein Wort gehalten, und deinen Sohn in die Freyheit versetzt habe?

Hegio. Du hast so an mir und meinem Sohne gehandelt, daß ich dir es nimmermehr verdanken kann.

Philopolemus. Du kannst es einigermaßen, mein Vater, und mir werden vielleicht die Götter Gelegenheit geben, daß ich mich auch unserm Wohlthäter erkenntlich erzeigen kann. Was du aber itzo thun kannst, das hat er um uns verdienet.

Hegio. Ohne so viel Worte! Er verlange nur, ich werde ihm nimmermehr was abschlagen können [1].

Philokrates. Ich verlange also, daß du mir meinen Knecht, den ich hier zum Pfande gelassen habe, wiedergebest. Mein Wohl ist ihm lieber gewesen, als das seinige. Ich muß ihn für seine redlichen Dienste belohnen.

Hegio. Ich will dir zeigen, daß ich dankbar bin. Sowohl das, als was du sonst noch verlangen willst, will ich thun. Nur nimm mir es nicht übel, daß ich mit deinem Knechte im Zorne hart verfahren habe.

Philokrates. Was hast du mit ihm gemacht?

Hegio. Ich habe ihn gefesselt in die Steingruben geschickt, so bald ich erfuhr, daß man mich hintergangen hatte.

Philokrates. O ich Unglückseliger! Der beste Mensch soll meinetwegen so viel leiden?

Hegio. Dieserwegen sollst du auch keinen Häller für ihn bezahlen. Ich will ihn umsonst frey geben.

Philokrates. Du handelst in der That gütig, Hegio. Allein befiehl nur, daß er herausgebracht werde.

Hegio. Ja. Holla! Geht, und bringet gleich den Tyndarus her! Gehet unterdessen herein. Ich will sehen, ob ich aus dieser schlägefaulen Bildsäule erfahren kann, was er mit meinem jüngsten Sohne gemacht hat. Mittlerweile waschet euch.

Philopolemus. Folge mir hier herein Philokrates.

Philokrates. Ich folge.

Zweyter Auftritt.

Hegio. Stalagmus.

Hegio. Nun, du wackrer Mann, komm doch näher her. Du bist ein sehr feiner Knecht.

[1] Der Ausdruck ist hier im Lateinischen sehr artig, ich habe ihn aber nicht zu erreichen gewußt: lingua nulla est, spricht er, qua negem, quicquid roges.

Stalagmus[1]. Was muß ich denn noch thun, damit sich so ein Mann wie du, nicht in seinem Urtheile von mir irret? Ich bin niemals fein, wacker, noch gut gewesen. Ich habe niemals was getaugt, und werde auch Zeitlebens nichts taugen. Hoffe nur nicht, daß ich mich bessern werde.

Hegio. Du kannst leicht einsehen, wie deine Sachen stehn. Es wird dir nicht schaden, wenn du die Wahrheit redest. Deine schlimme Sache wird weniger schlimm dadurch werden. Rede aufrichtig . . Doch du hast niemals aufrichtig gehandelt . .

Stalagmus. Ich glaube gar du meynst, ich werde mich schämen dir es zu gestehn?

Hegio. Die Scham soll schon bey dir aufsteigen. Ich will dich über dich über und über roth machen lassen.

Stalagmus. Das glaube ich wohl. Allein drohst du denn deine Schläge einem unversuchten?[2] Weg mit den Possen. Sage was dein Anbringen ist, wenn du was von mir wegbringen willst.

Hegio. Ey! wie beredt du bist. Doch, erspare die vielen Worte . .

Stalagmus. Wohl, es geschehe dann!

Hegio. In deiner Jugend warst du bescheiden, aber freylich schickt es sich itzo nicht mehr für dich. Doch zur Sache. Höre zu, und gestehe mir, was ich dich frage. Es wird deine Umstände nicht verschlimmern, wenn du mir die Wahrheit gestehst.

Stalagmus. Ach, das sind Worte! Glaubst du denn nicht, daß ich weis, was ich verdient habe?

Hegio. Du kannst aber wenigstens deine Strafe lindern, wenn du ihr auch nicht entfliehst.

Stalagmus. O eine solche Strafe, als ich verdient habe, ist zu groß, als daß sie durch das Lindern kleiner werden könnte. Ich bin dir nicht allein entflohen, sondern ich habe auch deinen Sohn mitgenommen, und ihn verkauft.

Hegio. An wen?

[1] Alle die Verbesserungen, die man mit dieser Stelle hat machen wollen, scheinen mir ganz vergebens zu seyn. Ich glaube den rechten Sinn ohne eine Veränderung zu machen, getroffen zu haben. Stalagmus nämlich nimmt das, was ihm Hegio sagt, für Ernst auf, und antwortet ihm: ich habe dir deinen Sohn entwandt, und du kannst mich noch für einen wackern Mann halten? Was soll ich denn noch für ein Schelmstück begehen, daß du richtiger von mir urtheilen lernest?

[2] Ich glaube dieses nicht unbillig in eine Frage verwandelt zu haben. Denkst du, will er sagen, daß mich deine Drohungen so schrecken, als ob ich nicht wüßte was Prügel wären?

Stalagmus. An den polyplusischen Theodoromedes in Elis, für sechs Pfund.

Hegio. Unsterbliche Götter! Das ist Philokrates Vater.

Stalagmus. O! ich kenne ihn besser als dich, und hab ihn öftrer gesehen.

Hegio. Höchster Jupiter! Erhalte mich, und erhalte mir meinen Sohn. Um des Himmels willen, Philokrates, komm heraus! Ich muß dich sprechen.

Dritter Auftritt.

Philokrates. Hegio. Stalagmus.

Philok. Hier bin ich, Hegio. Was verlangst du? Befiehl!

Hegio. Dieser spricht er habe meinen Sohn in Elis an deinen Vater für sechs Pfund verkauft.

Philok. Wie lange ist das?

Stalagm. Es geht nunmehro ins zwanzigste Jahr.

Philok. Du lügst.

Stalagm. Entweder ich oder du. Dein Vater hat ihn dir als ein Kind von vier Jahren zu deinem eignen Knechte geschenkt.

Philok. Wie hieß er? sage mir das einmal, wenn du die Wahrheit redest.

Stalagm. Er hieß Pägnium, ihr aber gabt ihm den Namen Tyndarus.

Philok. Warum kenn ich dich aber nicht?

Stalagm. Weil es die Mode ist diejenigen zu vergessen, deren Bekanntschaft uns nichts hilft.

Philok. So ist der, den du meinem Vater verkauft hast, und den er mir zum eignen Knechte geschenkt hat, dieses sein Sohn?

Hegio. Sage, lebt er noch?

Stalagm. Ich habe mein Geld bekommen; was bekümmere ich mich um das übrige?

Hegio. Aber was sagst du?

Philok. Aus seinen Reden kann ich nicht anders schließen, als daß mein Tyndarus dein Sohn ist. Er ist mit mir aufgewachsen, und hat eine gute, und einem Freygebohrnen anständige Erziehung genossen.

Hegio. Ich bin glücklich und unglücklich, wenn ihr die Wahrheit

redet. Unglücklich, weil ich meinem eignen Sohne so hart mitgefahren habe. Ach! warum habe ich mehr und weniger thun müssen, als die Billigkeit erfoderte? Wie bekümmert mich mein Verfahren! O könnte was geschehen ist, nicht geschehen seyn. Doch hier kömmt er in seinem Schmucke. Was für ein unerschrocknes Ansehen giebt ihm seine Tugend!

Vierter Auftritt.

Tyndarus. Hegio. Philokrates. Stalagmus.

Tyndarus. Ich habe doch oft viel höllische Strafen abgemalt gesehen, aber was kann die Hölle gegen die Steingruben seyn, woraus ich komme? Das ist doch noch ein Ort, der einem nicht einen Tropfen Schweiß im Leibe läßt. So bald man herein kömmt, bringen sie einem Schubkarn, Hacke und Schaufel, von einer klein wenig dauerhaftern Art, als die sind, welche man den Kindern zum Spielen giebt.[1] Ich bekam auch eine ganz zierliche Spitzhacke, mir die Zeit zu vertreiben. . . . Doch, da steht Hegio vor der Thüre . . und, wie ich sehe, so ist auch mein Herr aus Elis wieder zurück gekommen.

Hegio. Umarme mich, mein liebster Sohn.

Tynd. Was? Ich dein Sohn? Ha! Ha! Ich merke bald warum du dich meinen Vater, und mich deinen Sohn nennest. Vielleicht, weil du mich, wie es die Aeltern thun, ans Licht bringest?

Philok. Sey gegrüßet, Tyndarus.

Tynd. Du auch, für den ich soviel ausstehen muß.

Philok. Dafür wirst du numehr in Freyheit und Reichthum versetzt. Siehe, das ist dein Vater! Das ist der Knecht, der dich ihm als ein Kind von vier Jahren entwendet, und an meinen Vater für 6 Pfund verkauft hat. Er schenkte dich mir, weil wir in einem Alter waren, zum eigenthümlichen Knechte. Wir haben diesen Dieb aus Elis wieder zurück gebracht, und er hat alles gestanden.

Tynd. Aber wie ists mit seinem Sohne geworden?

[1] Es lautet in dem Originale ein wenig anders, ich mußte aber nothwendig davon abgehen, weil wir im Deutschen kein Wort haben, das zugleich Wiedehopf und eine Spitzhacke bedeute, wie das lateinische Vpupa ist. Ich habe dergleichen Abweichungen noch hin und wieder gemacht, ohne sie angemerkt zu haben; denn es ist meine Absicht nicht, daß man alle Worte des Plautus aus meiner Uebersetzung soll verstehen lernen; ich habe sie bloß gemacht, damit die komischen Schönheiten desselben unter uns ein wenig bekannter würden.

Philok. Gehe herein, so wirst du deinen leiblichen Bruder finden.

Tynd. Was? So hast du ihn mitgebracht?

Philok. Ja, ja, drinnen ist er.

Tynd. O wie wohl hast du gethan!

Philok. Dieser ist nunmehr dein Vater, und dieser dein Dieb, der dich ihm als ein Kind gestohlen hat.

Tynd. Dafür will ich ihn nun erwachsen züchtigen lassen.

Philok. Er hat es verdient.

Tynd. Er soll seinen verdienten Lohn schon bekommen. Aber Hegio, so bist du mein Vater?

Hegio. Ja, ich bin es, mein Sohn.

Tynd. Nun besinne ich mich auch, wenn ich nachdenke. Es ist mir, als ich wie im Traume einmal gehört hätte, daß mein Vater Hegio heiße.

Hegio. Und ich eben bin es.

Philok. Nun so mache doch Hegio, daß ihm die Fessel abgenommen, und diesem angelegt werden.

Hegio. Ja, das soll auch das erste seyn. Kommt, laßt uns herein gehen. Der Schmid soll den Augenblick da seyn, dich von den Banden zu befreyen, die dein Räuber bekommen soll.

Stalagm. Du thust sehr wohl; ich habe so nichts eigenthümliches.

Der Schlußredner.

Dieses Lustspiel, ihr Zuschauer, ist für züchtige Sitten gemacht. Es kommen keine Liebsstreiche, keine Unterschiebung von Kindern, keine Geldschneidereyen darinnen vor. Kein verliebter Jüngling befreyet darinnen eine Hure wider Wissen seines Vaters. Dergleichen Spiele, worinne die Guten besser werden können, erfinden wenige Dichter. Hat es euch gefallen, und sind wir euch nicht zur Last gewesen, so gebet das gewöhnliche Zeichen; und ein jeder, der von euch gute Sitten liebet, klatsche!

[II.] [1]

Critik über die Gefangnen des Plautus.

Gleich als ich im Begriff war die meinem Leser versprochene und mir sehr angenehme Arbeit zu unternehmen, nämlich mich über die Schönheiten des Plautus mit ihm etwas umständlich zu besprechen; so erhalte ich von einem Freunde unserer Arbeit einen Brief, dessen Inhalt mit meinem Vorhaben allzuviel Verwandtschaft hat, als daß ich ihn nicht mit Vergnügen bekannt machen sollte. Er ist zwar mehr wider als für mich. Doch daraus mag man schließen, was ich für ein Vertrauen zu meiner gerechten Sache und zu der Billigkeit meines Gegners habe. Der ganze Inhalt bezieht sich auf drey Stücke. Erstlich macht er überhaupt über unser Vorhaben einige Anmerkungen. Zum andern beurtheilet er meine Uebersetzung des plautischen Lustspiels. Endlich tadelt er den Plautus selbst. Was die ersten zwey Stücke angeht, darauf werde ich ihm in beygefügten kurzen Anmerkungen antworten. Das letzte ist das wichtigste, und verdienet also eine besondre Antwort. Mein Gegner zeigt überall eine wohlangebrachte Belesenheit, welche ich, wie seine Einsicht in die Regeln der dramatischen Dichtkunst, nicht wenig loben würde, wenn er nicht mein Gegner wäre. Denn seine Gegner zu loben ist eine sehr kützliche Sache. Alles Gute, das man ihnen beylegt, entzieht man sich, und . . Doch ohne längre Vorrede, hier ist der Brief.

Mein Herr,

Ich bin einer von denen, die Ihnen sehr verbunden sind, daß Sie zur Aufnahme des Theaters, durch eine der artigsten Monatsschriften unserer Zeit, den guten Geschmack und die Liebe zu den Werken des Witzes ausbreiten wollen. Ich habe von Jugend auf ein großes Vergnügen an der dramatischen Dichtkunst gefunden, und wenn mich die Natur einen Dichter hätte lassen gebohren werden, so würde ich vielleicht in keiner andern als dieser Art der Dichtkunst meine Kräfte versucht haben. Was Wunder also, daß Ihre Monatsschrift meinen Beyfall erhalten hat?

[1] Drittes Stück.

Die Vorrede Ihres ersten Stücks hat mich in eine Verwunderung gesetzt, welche dem Erstaunen sehr nahe war. Ich sahe die fast unendliche Reihe von Dingen, welche alle zu erreichen Sie sich vorgesetzt, und welche alle zu erfüllen Sie sich anheischig gemacht hatten. So gleich aber fiel mir ein: sollte wohl alles dieses so leicht seyn, als man es sich einbildet? und wird nicht dieses schöne Vorhaben vielleicht ein bloßer schöner Vorsatz bleiben? Nicht, daß ich an Ihren Kräften zweifelte; nein, ich versprach mir vielmehr viel davon. Der Geist, den man in Ihrer Vorrede wahrnimmt, zeiget von Ihrer Stärke in Dingen dieser Art. Allein ich hatte an einem andern Orte gelesen, daß eine Gesellschaft, die wie die Ihrige ist, und beynahe ein gleiches Absehen gehabt hat, gestehen müssen, daß sie nicht eher begriffen habe, wie schwer es sey, in Dingen dieser Art etwas mehr als trockne Namen anzuführen, als bis sie Hand an das Werk gelegt. Die Gedanken hierüber sind so schön, daß ich mich nicht enthalten kann solche hier anzuführen. Sie befinden sich in der Vorrede des ersten Theils der Histoire du Theatre françois depuis son origine »jusqu'à present etc. Amsterdam, 1735, 8. »Il est de certains »tableaux, qui, considerés dans l'eloignement, presentent aux yeux »des plaines charmantes, des coteaux rians, des montagnes superbement elevées, des rivieres larges, profondes et remplies d'une »eau argentine, enfin tous les agremens d'une belle campagne. »Aproche-t-on de cette perspective? tout disparoit, et des traits »couchés grossierement sur une muraille prennent la place des »objets enchanteurs, que l'oeil trompé par l'art du peintre regardoit avec admiration. Voila la juste comparaison de ce qui arrive »à ceux qui forment le dessein de donner une histoire du Theatre » . . . Tout semble leur promettre une carriere aisée et brillante, »pieces singulieres, auteurs célèbres, faits anecdotes interessans, »Comediennes et Comediens renommés dans leur art. Mais ces »flateuses idées se trouvent totalement confonduës lorsqu'on con»sulte les histoires . . . A l'égard des acteurs, le talent qu'ils ont »exercé ne les a point tirés du néant dont ils sortoient, et ils y »sont rentrés si parfaitement qu'on n'en retrouve que peu de ves»tiges. . . . Ces difficultés sont sans doute rebutantes, et nous ne »doutons point qu'elles ne soient la cause pour laquelle jusqu'à »ce jour le personnes qui possedent le plus de cette maniere, se

»sont refusés au pénible et dangereux emploi de remplir les sou- »haits du public en lui donnant un ouvrage qu'il s'imagine pouvoir »être exécuté dans toutes ses parties.« [1]

Doch vielleicht finden alle diese Schwierigkeiten bey Ihnen eine Ausnahme, und man darf hoffen, daß Sie so schöne Versprechungen nicht werden gethan haben, ohne zu wissen, daß es Ihnen leicht seyn werde, solche zu erfüllen. Wie viel Ehre werden Sie sich dadurch erwerben? Wie viel werden wir und unsre witzigen Nachkommen Ihnen schuldig seyn? Und wie reizend ist diese Aufmunterung?

Wenn alle diejenigen, so heut zu Tage Vorreden schreiben, so viel lehrreiches darinne anbrächten, als Sie in der Ihrigen, so würden die Vorreden öfters mehr scharfsinniges enthalten, und mehr Nachdenken erfodern, ja selbst lesenswürdiger seyn, als manche Werke selber. Was Sie unter andern darinnen von der Declamation sagen, scheint mir wahr zu seyn, nicht nur vielleicht darum, weil ich derselben Meynung bin, sondern weil es mit der Vernunft, der Erfahrung, und der Empfindung verständiger Kenner übereinstimmt. Dieses Theil der Beredsamkeit ist eines von Dingen, an welchen ich von der Zeit an, da ich denken gelernt, einen großen Gefallen gehabt, und worinne ich mich bey aller Gelegenheit aus einer natürlichen Neigung geübt. Ungeachtet ich niemals das Glück gehabt öffentlich zu reden, so habe ich es doch gewiß dieser Uebung allein zu danken, daß ich von einer sehr schwachen Stimme, die ich von Natur hatte, zu einer männlichen gesetzten Aussprache gelangt bin. Ich weis die Regeln davon, und kann also meinen Reden allen Nachdruck geben, wodurch ich mir öfters mehr Beyfall erwerbe, als andre durch die ausgesuchtesten Ausdrücke.

Mein damaliger Aufenthalt an einem Orte, wo ein gekrönter Weltweise das prächtigste der Schauspiele, oder wie andre sagen, das ungereimteste Werk, so der menschliche Verstand jemals

[1] Die Schwierigkeiten, welche die Verfasser der Historie des französischen Theaters vor sich gefunden, treffen uns nur zum Theil. Jene wollten eine aneinander hangende Geschichte liefern, uns aber ist dieses niemals in Sinn gekommen. Wir haben nur versprochen, die wichtigsten Nachrichten zu sammeln, und demjenigen, der es einmal wagen möchte, eine vollständige Historie des Schauplatzes bey allen Völkern zu unternehmen, die Arbeit in etwas zu erleichtern. Bey den angeführten französischen Verfassern wäre durch einen jeden beträchtlichen Umstand, den sie übergangen, oder nicht allzu hinlänglich vorgetragen hätten, die ganze Kette ihrer Erzählungen zerrissen worden. Bey uns aber fällt dieses weg; weil wir uns niemals zu der geringsten Ordnung oder Vollständigkeit anheischig gemacht haben. Man sehe unsre Vorrede.

erfunden, die Oper einem Volke zeigte, so bisher dergleichen kaum dem Namen nach kannte; gab mir noch mehr Gelegenheit hierauf zu denken. Ein jeder sagte seine Meynung von Arien und Recitativen, als von den allergemeinsten Sachen, so daß die Oper der Vorwurf aller Unterredungen ward. Ich befand mich bey einer derselben, wo, nachdem verschiedenes von dem Natürlichen und dem Wahrscheinlichen der Oper war geredt worden, einer von der Gesellschaft in die Worte eines Dichters unserer Zeit ausbrach: die Vernunft muß man zu Hause lassen, wenn man in die Oper geht; mithin, setzte er hinzu, müsse man nicht viel Vernunft da suchen, wo keine anzutreffen sey, sondern sich an der Wollust begnügen, die man durch das Gehör und das Gesicht empfände. Denn allerdings sey nichts widersinnischer, als zwey Helden vor sich zu sehen, welche von den allerwichtigsten und oft sehr heftig bewegenden Sachen sich singend besprechen. Ich sagte hierauf, daß man diesem Unnatürlichen abhelfen könne, wenn man nur die Arien singen ließe, und das Recitativ declamiret würde. Dieses könne der Oper, anstatt ihr etwas von ihrer Pracht zu benehmen, einen neuen Zierrath verschaffen, indem dieses liebenswürdige Schauspiel dadurch dem Natürlichen näher kommen würde. Meine Gedanken fanden damals Beyfall, wenigstens wurde ihnen nicht widersprochen. Allein mir selbst fiel hernach ein, daß sich zu der rechten Declamation keine italienische Castratenstimme schicke. Indessen suchte ich in meiner und meiner Freunde Büchersammlungen etwas über diesen Vorwurf nachzulesen. Unter allen aber gefiel mir nichts besser als des Grimarest **Traité du Recitatif dans la lecture, dans l'action publique, dans la declamation, et dans le chant, 1740, 8.**

Dieses kleine Werk ist gewiß eines der vortrefflichsten in seiner Art, und enthält so vieles, so zu ihrem Vorhaben dient, daß ich hoffen darf, Sie werden wenigstens einer Ueebersetzung [1] des 7 und 8ten Hauptst., darinne von der theatralischen Declamation und dem Singen eines Schauspielers gehandelt wird, einmal einen Platz in ihren Beyträgen vergönnen. Sie verdienen es so wohl als die Abhandlungen des Corneille, und vielleicht ist der Nutzen davon allgemeiner. Es scheint übrigens nicht,

[1] Wir werden ehestens zeigen, daß wir guten Rath anzunehmen wissen. Gleichwohl scheinet mir auch dieser Schriftsteller von der theatralischen Declamation nicht zureichend gehandelt zu haben. Das beste, was ich mich über diese Materie jemals entsinne gelesen zu haben, ist das schöne italienische Gedicht des Herrn Riccoboni von der Kunst zu agiren; vornehmlich aber das ganz neue Werk: le Comedien.

als habe der Verfasser der deutschen Dichtkunst dieses Buch gesehen, wenn er da, wo von dem Vortrage und der Aussprache der spielenden Personen gehandelt wird, verschiedene Schriftsteller anführt; die meines Erachtens lange nicht so ausführlich davon gehandelt haben, als dieser.

Doch ich entferne mich allzuweit von meinem Zwecke und komme eilends zu dem Plautus, den Sie sich zu Ihrem Helden erwählt haben; worinne Sie so glücklich gewählt, als eine Dacier und ein Limiers, obschon Horaz gesagt:

Daß seiner Väter Mund des Plautus Scherz und Kunst
Im Lustspiel sehr gelobt, allein aus blinder Gunst.

G.

Ihre Ausdrücke aber, deren Sie sich bedienen, so oft Sie Ihres Dichters gedenken, sagen deutlich genug, daß Sie sich vorgenommen haben, ihn nur zu loben. Ihrem angenommenen Satze selbst: wider die Gewohnheit der Kunstrichter mehr zu loben als zu tadeln, ist dieses vollkommen gemäß. Verzeihen Sie es also meiner Gemüthsart, welche zum Unglücke keine einzige von den Eigenschaften hat, die einen Lobredner ausmachen. Ich werde den Plautus nur tadeln. So wenig es aber vernünftig seyn würde, wenn man sagte, Sie behaupteten, daß Plautus ganz ohne alle Fehler, und alles an ihm lobenswürdig sey: eben so unbillig wäre es, wenn man mir Schuld geben wollte, als wenn ich alles an Ihrem Dichter für tadelhafte Mängel hielte.

Sie haben in dem ersten Stücke Ihrer Beyträge versprochen: in einer eignen Abhandlung von dem Vortrefflichen sowohl als dem Tadelhaften in den Schauspielen des Plautus zu handeln; und ich habe mit Verlangen diese Abhandlung erwartet. Da ich aber sahe, daß Sie in dem zweyten Stücke Ihr Wort halb zurück genommen und uns nur die Hoffnung gemacht, die Schönheiten Ihres Dichters im dritten Stücke zu entwickeln, so habe ich gemuthmaßt, daß es Ihnen vielleicht leid geworden, [1] an Ihrem Helden Fehler

[1] Wie aber, wenn sie falsch gemuthmaßt hätten? Ich glaube nimmermehr, daß man die Schönheiten eines Schriftstellers in ihr gehöriges Licht setzen könne, ohne zugleich das, was an ihm anstößig zu seyn scheinet, anzuführen, dabey aber so viel wie möglich zu entschuldigen. Diesen letzten Punkt muß man besonders bey den alten Dichtern beobachten: denn theils waren die Fehler, die man ihnen hin und wieder vorwerfen kann, zu ihren Zeiten keine Fehler; theils aber waren sie selbst von einem viel zu erhabnen Geiste, als daß sich ihre Sorgfalt zu den Kleinigkeiten hätte können hernieder lassen, welche unsre Kunstrichter alsobald in Harnisch bringen. Ich habe allezeit geglaubt, daß Plautus gewisse Fehler habe; allein diese Fehler sind

zu entdecken. Vergönnen Sie mir also, daß ich diesen zweyten Theil Ihres Versprechens ergänze, und nehmen Sie diese Critik so gütig auf, als ich mit Wahrheit versichern kann, daß sie aus keiner andern Absicht geschrieben ist, als nur zu zeigen, wie viel dazu gehöre, ein vollkommen dramatisches Gedicht zu machen, und wie groß die Verwegenheit derer seyn müsse, die heut zu Tage dergleichen in 24 Stunden zu verfertigen für nichts unmögliches halten. Wenn Meister in der Kunst, ein Plautus und Terenz fehlen, dürft ihr Lehrlinge denn schon trotzen? Dem Ruhme des Plautus wird indeß mein Tadel keinen Abbruch thun; so gewiß als Sophokles dennoch ein großer Dichter ist, obschon sein Oedipus, den Aristoteles zum Muster der Tragödie vorschreibt, nicht ohne Fehler ist. Plautus ist allerdings ein großer Geist, dessen Scharfsinnigkeit unsre Bewundrung verdient. Die alten Römer, sagen Sie, schätzten ihn zweyer Stücke wegen sehr hoch; wegen seiner Schreibart und seiner Scherze: beydes sey unverbesserlich. Racine hingegen ist der Meynung, daß alle diese Lobeserhebungen aus einem andern Grunde entsprungen sind. Er sagt in der Vorrede des Trauerspiels Berenice: »Les partisans de Terence, qui l'elevent avec raison au dessus de »tous les poetes comiques pour l'elegance de sa diction et pour la »vraisemblance de ses moeurs, ne laissent pas de confesser que »Plaute a un grand avantage sur lui par la simplicité qui est dans »la plus part de ses sujets. Et c'est sans doute cette simplicité »merveilleuse qui a attiré à Plaute toutes les louanges que les »anciens lui ont données.« [1] Daß aber in den Scherzen des Plautus viele den guten Sitten schädliche und unanständige Dinge befindlich sind, kann man nicht läugnen; so wenig man zu seiner Entschuldigung behaupten kann, daß es die Charaktere seiner Personen allemal so erfordert hätten. Denn erstlich hätte er dergleichen Charaktere auf den Schauplatz zu bringen vermeiden sollen, und zweytens hat Balzac schon gesagt, que les plus libres courtisanes de Terence sont souvent plus modestes

von mir niemals für was anders gehalten worden, als für eine Sommersprosse auf einem sonst vollkommen schönen Gesichte. Ich würde sie bemerkt haben, ohne sie zu tadeln und ohne sie zu lieben. Zu dem ersten bin ich nicht verwegen und zu dem andern nicht blind genug.

[1] Es ist unwidersprechlich, daß Plautus wegen der Einheit seiner Handlungen ganz besonders zu loben ist; daß aber die Alten vornehmlich auf die zwey von mir angeführten Stücke gesehen haben, beweiset die Stelle aus dem 29 Hauptst. des 1 Buchs von den Pflichten, und das Urtheil des Lucius Aelius Stilo; welches ich beydes in der Abhandlung von d. L. und W. des Plautus angeführt habe.

que les plus honnettes femmes de Plaute. In der That war er auch so daran gewöhnt, daß er es nicht unterlassen konnte, an allen Orten ärgerliche Dinge anzubringen. Man kann dieses aus seinen Gefangenen beweisen, wo er an unterschiedenen Stellen, die ich anmerken werde, ganz ohne Noth dergleichen Unrath ausstreuet; da er doch in diesem Stücke sich meynt Gewalt angethan zu haben, und bey dem Beschlusse derselben sagt: ad pudicos mores facta est fabula. Der Kunst des Dichters benimmt dieser Vorwurf nichts; nur schadet es den guten Sitten.

Von den verschiednen Ausgaben und Uebersetzungen des Plautus haben Sie uns hinlängliche Nachricht ertheilet; da Sie aber von allen Uebersetzungen so weitläuftig gehandelt, so wundert mich, warum Sie der vortrefflichen Uebersetzung des Coste nicht mit mehrerm gedacht, und sie nur mit dem kurzen und guten Ruhme, die Arbeit sey glücklich gerathen, abgefertiget haben. Ich bin daher auf den Argwohn gekommen, [1] daß Sie vielleicht diese Uebersetzung nicht selbst gesehen haben. Sie ist unter dem Titel: les Captifs, Comedie de Plaute, traduite en françois avec des remarques par Msr. Coste, in Amsterdam 1716 8vo herausgekommen. Der lateinische Text ist zur Seite beygedruckt, und die Anmerkungen enthalten lauter artige und lehrreiche Gedanken, die zu dem Verstande des Gedichts nöthig waren, und die Ihnen vielleicht würden haben nutzen können, wenn Sie das Buch bey der Hand gehabt hätten. Man sieht aus verschiednen Stellen, daß Herr Coste eine zweyte Ausgabe mit verschiedenen Verbesserungen davon zu liefern Vorhabens gewesen ist, so aber meines Wissens unerfüllt geblieben.

Dieser Ihr Vorgänger hat sich bemüht in einer sehr wohlgeschriebnen Vorrede zu erweisen, daß dieses Lustspiel nach allen Regeln des Theaters sey. Seine Gedanken hiervon sind sehr schön. „Dieses Stück, sagt er, „scheint mir vollkommen regelmäßig . . . Die Einheit der Handlung fällt

[1] Es ist wahr; besonders gedruckt war mir diese Uebersetzung damals noch nicht vorgekommen, ich kannte sie aber aus Limiers Uebersetzung, wo sie von Wort zu Wort eingerückt ist. Doch auch diese, die Wahrheit zu gestehen, hatte ich nicht bey der Hand; welches mir in so weit ganz lieb ist, weil ich mich vielleicht durch sein Beyspiel zu einigen Fehlern, die ich hernach bemerken will, hätte können verleiten lassen. Uebrigens hat doch der Verfasser dieses Briefes eingesehen, daß meine Absicht gar nicht gewesen, alle Ausgaben des Plautus anzuführen: sonst würde es ihm weit leichter, als einem von meinen Bekannten, geworden seyn, noch ein halb Dutzend von mir übergangner Ausgaben, ich weis nicht aus was für Katalogen zusammen zu stoppeln und gnädigst mitzutheilen.

„in die Augen . . Die Entdeckung der Betrügerey des Tyndars fließt „sehr natürlich aus dem innersten Stoffe, und dieser Zwischenfall, welches „der einzige im ganzen Stücke ist, macht den Knoten durchgängig aus . . „Die Wiederkunft des Philokrat löset ihn sehr ungezwungen. Aus einem „so einfachen Stoffe, worinne ein mäßiger Geist kaum Materie zu zwey „oder drey Aufzügen würde gefunden haben, hat Plautus durch seine „Kunst ein Stück von fünf ganz vollständigen Aufzügen zu machen ge„wußt . . Die Einheit des Orts ist eben so genau als die Einheit der „Handlungen darinne beobachtet. Alles geht ganz natürlich bey dem Hause „des Hegio vor . . Was die Dauer der Handlung anbelangt, so hat sie „Plautus gleichfalls mit vieler Sorgfalt bemerkt. Sie fängt sich des „Morgens an, und schließt sich noch vor dem Abendessen, so daß acht „oder aufs höchste neun Stunden dazu erfodert werden.

Alles dieses werde ich beantworten, und das Gegentheil darthun, wenn ich vorher einige kleine Erinnerungen werde gemacht haben, die sich nirgends besser als hier anbringen lassen.

Wenn Sie an des Limiers Uebersetzung des Plautus seine Geschicklichkeit rühmen, mit welcher er die anstößigen Stellen übersetzt, so verdient Coste eben dieses Lob; denn in seiner Uebersetzung finden Sie eben diese Behutsamkeit angewendet, so daß er selber sagt: »à la faveur de »ces changements je serois en droit de dire de ma traduction »selon toute la rigueur de la lettre ce que Plaute dit de sa piece: »*ad pudicos mores* facta est.«

Die Uebersetzung von des Plautus Aulularia, der sie gedenken, ist zu Zelle 1743 mit dem lateinischen Texte zur Seite und artigen Anmerkungen herausgekommen. Der Name aber des Uebersetzers ist nur nur durch ein bloßes M. am Ende der Vorrede angezeigt worden. In derselben wird gleich Anfangs gesagt, daß man durch diesen Versuch den Deutschen von der Stärke oder Schwäche der alten römischen Schaubühne einen Begriff habe geben wollen. Der Uebersetzer scheint nichts von der ältern Uebersetzung dieses Stücks gewußt zu haben, der Sie gedenken.

Wenn [1] Plautus der Vater aller Komödienschreiber wäre,

[1] Wenn ich den Plautus den Vater aller Komödienschreiber genannt, so habe ich nur alle diejenigen darunter verstanden, welche nach ihm gelebt haben. Ich will auch nicht glauben, daß mir mein Gegner im Ernste zutrauet, als hätte ich selbst die Griechen für Schüler dieses Dichters gehalten. Es wird ihm aber mehr als zu wohl bekannt seyn, daß uns von diesen

wie Sie ihn nennen, so müßten alle Komödienschreiber seine Schüler seyn, welches doch schwerlich wird können erwiesen werden. Ihre Meynung wird vielleicht nicht so allgemein seyn, als dieser Ausdruck es zu behaupten scheint. Hat gleich Terenz und Moliere ihn zuweilen nachgeahmt, wie viel hat jener nicht auch von andern, absonderlich den Griechen, genommen und gelernt?

Da ich in dem ersten Stücke Ihrer Beyträge las, daß Sie der Meynung wären, daß die Gefangnen des Plautus gewiß das vortrefflichste Stück wären, welches jemals auf das Theater gekommen, und ich dieses nochmals in dem zweyten Stücke wiederholt sahe; ich aber bey Durchlesung des Originals und der Uebersetzung des Herrn Coste verschiednes Unwahrscheinliches und Ungereimtes darinne wahrgenommen hatte: so schien es mir, als wäre ich anitzo aufgefodert, meine Meynung, daß dieses Stück kein Meisterstück sey, zu beweisen, oder zu ändern. Hieraus nun sind diese Gedanken entstanden. Ich erwähle Sie selbst zu meinem Richter. Mit Vergnügen will ich meinem Irrthume absagen, wenn Sie zeigen werden, daß das, so ich an diesem Stücke tadle, nicht tadelnswürdig sey, und daß das Stück selbst dennoch wirklich schön und regelmäßig bleibe, und folglich für ein vollkommnes Muster eines dramatischen Gedichts müsse angesehen werden.

Hätten Sie nur gesagt, daß die Gefangnen das schönste Lustspiel unter allen Lustspielen des Plautus, und daß dieses die Ursache wäre, warum Sie eben dieses zu übersetzen sich die Mühe gegeben; so hätte man Ihnen nichts anhaben können. Denn warum Sie sonst dieses Stück gewählt, weis ich nicht. Es scheint ihrem Vorhaben zuwider zu seyn, nach welchem Sie versprochen, zu Ihren Uebersetzungen allezeit ein solches Stück zu wählen, welches von neuern Poeten nachgeahmet worden, oder von dessen Inhalte wenigstens ein ähnliches neues Stück zu finden sey. Wer hat denn die Gefangnen des Plautus nachgeahmt? Ich weis keinen. Doch es kann

kein einziger in ganzen Stücken übrig geblieben ist, als Aristophanes. Und auch dieser ist einen ganz andern Weg in den Schauspielen gegangen, als wir heut zu Tage zu gehen pflegen; so daß wir ihn uns nur in sehr wenig Sachen zum Muster vorstellen können. Wer ist aber nach ihm der älteste Komödienschreiber? Unter denen, die uns übrig geblieben sind, gewiß kein anderer als Plautus. Alle aber, die nach ihm gekommen, haben sich eine Ehre daraus gemacht, zu bekennen, daß sie in ihren vornehmsten Stücken den Plautus zu ihrem Vorgänger erwählt. Doch muß ich erinnern, daß ich unter diesen allen nur diejenigen verstehe, die es werth sind Schüler des Plautus genennt zu werden.

seyn, daß vielleicht meine Unwissenheit daran Schuld ist, und darum würden Sie mir und andern einen großen Gefallen erzeiget haben, wenn Sie uns solches gesagt hätten, denn so hätten wir es hernach auch gewußt. [1]

Des Turnebus Urtheil, so Sie anführen, gilt hier nicht viel. Denn obschon dieser Mann seine großen Verdienste, wegen seiner erstaunlichen Gelehrsamkeit, hat; so weis man doch, wie heftig die Gelehrten des 16 Jahrhunderts die alten Schriftsteller vertheidigten, und dieses mit weit größrer Gelehrsamkeit als Scharfsinnigkeit. Absonderlich aber weis man, daß sie in Sachen des Witzes nur schlechte Ritter waren.

Weil Sie also ihren Lesern die Freyheit gelassen haben selbst zu urtheilen, so bediene ich mich derselben, doch unterwerfe ich mich gänzlich Ihrer Beurtheilung. Dieser freundschaftliche Streit wird vielleicht einem Dritten nützlich seyn. Der Streit ist bekannt, den der Abt Hedelin mit dem Menage wegen eines Lustspiels des Terentius gehabt hat. Wie viel schöne Anmerkungen haben sie nicht dabey gemacht, die ihren Nachfolgern alle genutzt, und uns vieles gelehrt haben, wofür wir ihnen Dank sagen müssen. Sie würden aber unserer Verehrung noch mehr würdig seyn, wenn sie sich nicht durch etliche niederträchtige Ausdrückungen und ihre lächerliche Hitze um einen Theil der Hochachtung, die man ihren Verdiensten schuldig ist, gebracht hätten.

Anfangs werde ich nur mehrentheils mit dem Herrn Coste allein zu thun haben, und das Gegentheil dessen erweisen, was er in seiner Vorrede behauptet. Dieses geht Ihnen auch an, in so fern Sie dieses Stück für vollkommen halten; und wenn es mir gelingt zu erweisen, daß es nicht so regelmäßig ist, als Herr Coste behauptet, daß es im Gegentheil Unmöglichkeiten enthält, und daß es hin und wieder ohne Ueberlegung gemacht ist: so habe ich zulänglich das Gegentheil Ihres Satzes erwiesen, daß es das schönste Stück sey, so jemals auf das Theater gekommen.

Dieses setze ich aber, nach den Regeln der dramatischen Dichtkunst,

[1] Ich habe geglaubt, es stehe mir frey, von den Regeln, die ich mir selbst gemacht, gleich das erstemal abzugehen; zumal da ich so wichtige Ursache vor mir sahe. Es ist wahr, ich weis selbst keine Nachahmung dieses Stücks; allein eben deswegen, weil es von einer so besondern Einrichtung ist, daß ich glaube, es zeige uns eine ganz neue Art von Lustspielen, an die sich die neuern Dichter auf keine Weise gewagt; eben deswegen, sage ich, habe ich mir geschmeichelt, der Leser würde mir es Dank wissen, daß ich mich nicht so gar genau an mein Wort gehalten hätte.

voraus, daß ein vollkommnes Gedicht dieser Art nicht nur voll sinnreicher Gedanken, artiger Einfälle, angenehmer Scherze, künstlicher Verwickelung, und natürlicher Auflösung des Knotens der Haupthandlung seyn müsse; sondern daß es absonderlich müsse wahrscheinlich seyn, und der Zuschauer nicht alle Augenblicke durch die großen Sprünge des Dichters merke, daß man ihm eine ohnmögliche Fabel vorplaudert.

»Jamais au spectateur n'offrés rien d'incroiable;
»l'Esprit n'est point emû de ce qu'il ne croit pas,

sagt Boileau in seiner Dichtkunst. . . Ich habe also itzt zu erweisen, was ich in den Gefangnen des Plautus für unanständig und unwahrscheinlich halte; was ich wider die Einheit der Handlung und wider die Dauer derselben zu sagen habe.

Vorher aber muß ich noch erinnern, daß in dieser Komödie so wie wir sie anitzo lesen, viel unrichtige Abtheilungen der Aufzüge und Auftritte befindlich, welche das Ungereimte darinne vermehren. Allein dieses lege ich dem Plautus nicht zur Last, sondern seinen Scholiasten und Abschreibern. Die Ursache davon hat mir Menage in seinem Discours sur Terence p. 216 gelehrt: Nous voyons dans Terence des scenes et des actes mal divisés. La cause de cette confusion est . . que les anciens Poetes grecs et latins n'ont laissé aucune marque de ces distinctions, non pas meme Seneque le dernier des Poetes dramatiques anciens. Dergleichen unrichtige Abtheilung befindet sich im 2 Aufzuge, welcher in 3 Auftritte abgetheilet ist, da er doch nur zwey haben sollte. Diesen Irrthum haben Sie bereits in ihrer Uebersetzung angemerkt, darum halte ich mich nicht dabey auf, und würde ihn ganz mit Stillschweigen übergangen haben, wenn ich nicht dabey anmerken wollen, daß Plautus selbst viel Schuld an diesem Irrthume sey, und vielleicht nicht besser würde abgetheilet haben. Es ist gewiß, daß in dem andern Auftritte Philokrates auf dem Theater ist, und daß, wenn man auch sagte, er habe so weit davon gestanden, daß er nicht hören können, was sie gesprochen, er sie doch hat sehen können. Mithin ist das vin' vocem ad te? des Hegio, und des Tyndars Antwort voca ungereimt. [1]

[1] Warum dieses ungereimt seyn sollte, kann ich nicht einsehen. Hegio hatte den Philokrat vorher mit Fleiß bey Seite geführt, damit er den Tyndar insbesondere vornehmen konnte. Wahrscheinlicher Weise mußte er ihn so weit weggeführt haben, daß er auch dem Tyndar keinen Wink oder ein ander Zeichen geben können. Denn dieses zu verhindern war eben die Ursache, warum er ihn wegführte. Da er sich nun hernach genugsam mit dem Tyndar

Hegio selbst ruft ihn auch nicht einmal, sondern, inzwischen daß er acht Worte spricht, nähert er sich ihm und sagt: **vult te novus herus operam dare etc.** Hier ist also keine Veränderung vorgegangen, also geht auch kein neuer Auftritt an. Selbst die Aufschriften dieser beyden Auftritte zeigen, daß in der einen eben die Personen sind, die in der andern waren: obschon dieses noch zu merken, daß außer diesen drey Personen noch andre Knechte müssen auf der Bühne gewesen seyn, welche Hegio zu Anfange des zweyten Auftritts fragen können: **ubi sunt isti quos ante aedes iussi produci foras?** Denn den Philokrat und Tyndar kann dieses nicht angehen; auch nicht einmal das vorhergehende **si ex his quae volo exquisivero.** Denn wenn Hegio den Philokrat und Tyndar damit gemeynet, wie ungereimt wäre es, daß er gleich darauf fragte, wo sie wären? Daß aber hier keine Knechte antworten, sondern Philokrat so gleich herzutritt und den andern Knechten mit der Antwort zuvorkömmt, ist ein Kunststück des Dichters, davon die Absicht einem jeden in die Augen fällt. [1]

Eben so ist auch der dritte Aufzug in 5 Auftritte abgetheilt, da es nur viere seyn müssen. Denn die beyden letzten Auftritte machen nicht mehr als einen aus. Hegio ruft am Ende des vierten Auftritts seine

besprochen hatte, und sie über die Art, wie er und sein Sohn frey könne gemacht werden, einig geworden waren: was war natürlicher, als daß Hegio sagte: Soll ich ihn also her rufen? damit du ihm sagen kannst, wie er sich in Elis zu verhalten hat? Rufe ihn, antwortet Tyndarus. Was ist aber dem Plautus daraus für ein Verbrechen zu machen, daß nunmehr Hegio den Philokrat nicht ruft, sondern gar herholt?

[1] Auch hier scheinet mir mein Gegner Schwierigkeiten zu finden, wo keine sind. Er hätte nur den vorhergehenden Auftritt mit sollen zu Hülfe nehmen, so würde ihm alles nothwendig sehr deutlich vorgekommen seyn. In dem ersten Auftritte des zweyten Aufzuges werden die beyden Gefangenen von ihrem Wächter herausgeführt. Sie bitten sich die Erlaubniß aus, daß sie ein Paar Worte im Vertrauen mit einander reden dürfen. Sie erhalten sie, gehen also etwas bey Seite und werden über ihre ausgedachte List einig. Unterdessen kömmt Hegio, so daß er die ersten Worte, iam ego revertar intus, si ex his quae volo exquisivero noch in seinem Hause, oder doch gleich vor der Thüre, das Gesicht gegen sein Haus gekehret, sagt. Als er sich aber völlig umwendet, und die beyden Gefangnen, die er hatte herausführen lassen, nicht gleich gewahr ward, weil sie, wie aus dem ersten Auftritte erhellt, etwas bey Seite gegangen waren; so mußte er freylich wohl fragen, wo sie wären? Das ex his kann also ganz wohl auf den Philokrat und Tyndarus gehen. Freylich wenn es hieße ex his, *quos hic stare video*, alsdann würde die darauf folgende Frage ungereimt seyn. Allein Plautus will sagen ex his, *quos ante aedes iussi produci foras.* Uebrigens will ich gar nicht leugnen, daß noch außer dem Hegio, Philokrat und Tyndar, noch Knechte auf dem Theater müssen gewesen seyn. In dem vorhergehenden Auftritte führt ja Plautus die Lorarios redend ein; daß sie aber im Anfange des andern Auftritts sollten abgegangen seyn, davon findet sich keine Spur, wohl aber von dem Gegentheile. Denn zu wem hätte Hegio zu Ende dieses Auftrittes sonst sagen können: Solvite istum nunc iam etc.

Knechte, sie kommen, und er befiehlt ihnen den Tyndar zu fesseln. So ist zwar alles natürlich, und es geht allerdings ein neuer Auftritt an, da die Knechte auf den Schauplatz kommen; und so haben Sie in Ihrer Uebersetzung durch eine geschickte Ordnung dieser Schwierigkeit abgeholfen. Allein in dem Originale sieht es ganz anders aus. Da ist alles in Unordnung. Hegio steht in dem vierten Auftritte vor der Thüre, und ruft seine Knechte. Diese sind entweder im Hause, oder sie sind mit ihrem Herrn vor der Thüre. Man mag wählen, welches man will, so findet man Schwierigkeiten. Heg. v. 124.

Hic quidem me nunquam irridebit. Colaphe, Cordalio, Corax,
Ite istinc atque efferte lora.

Die Knechte antworten: Num lignatum mittimur? Und damit soll sich der vierte Auftritt endigen. Hegio aber fährt fort in der fünften Scene zu seinen Knechten zu reden:

Iniicite huic manicas etc.

Das ite istinc zeiget an, daß die Knechte schon vor der Thüre sind, und Hegio zu ihnen sagt: geht hin und holet die Stricke. Es müßte aber alsdenn wohl afferte lora heißen, wenn ich das *efferte lora* nicht durch bringet heraus übersetzen kann. Hegio hat das Wort kaum ausgeredt, so sind die Stricke schon da, und er befiehlt den Tyndar zu fesseln. Ich gestehe gern, daß mir dieses unbegreiflich bleibt. Denn das ite istinc, kommet heraus heißen könne, kann ich mir nicht überreden. [1]

Der vierte Aufzug besteht aus vier Scenen und sollte nur dreye haben; denn die vierte muß die erste des letzten Aufzuges seyn. Ich wundre mich, daß Ihnen dieser große Irrthum nicht bey dem Uebersetzen in die Augen gefallen ist. Nachdem Hegio den Ergasilus in dem zweiten Auftritte zu seinem Haushofmeister gemacht, und dieser in dem dritten

[1] Ich glaube diesen Ort nicht so wohl verbessert, als nur richtig übersetzt zu haben. Freylich heißt ite isthinc nicht eigentlich kommet heraus, sondern es heißt kommet von dort hierher, und nicht gehet von hier dorthin, wie es heißen müßte, wenn es Herr Coste durch allez richtig sollte übersetzt haben. Eine einzige Stelle, die ich aus dem 57 Briefe des ersten Buchs der Briefe Ciceronis anführen will, wird zeigen, daß instinc allerdings die Bedeutung hat, die ich ihm beylege: quanquam, spricht er, qui *instinc veniunt*, partim te superbum esse dicunt, quod nihil respondeas etc. Man darf sich also nur vorstellen, Hegio habe seine Knechte unter der Hausthüre stehen sehen, und alsdann ist das ite istinc atque efferte lora sehr deutlich. Daß aber die Knechte schon sollten auf dem Theater gewesen seyn, ist gar nicht wahrscheinlich. Wenn sie da gewesen wären, so hätten sie ja nothwendig hören müssen, was vorgegangen, und hätten gewußt, wozu sie die Stricke herausbringen sollten, so daß alsdann ihre Frage: num lignatum mittimur? sehr abgeschmackt gewesen wäre.

Auftritte den schönen Vorsatz faßt, die größte Niederlage unter dem Vorrathe anzurichten, so geht er ab alle diese große Dinge zu bewerkstelligen. Hier nun sollte sich der Aufzug enden, damit Ergasilus in der Zeit, die der Raum zwischen dem vierten und fünften Aufzuge dem Dichter giebt, wirklich alles ausrichten, und alsdann der Knecht, in dem ersten Auftritte des fünften Aufzuges, die Erzählung davon machen könne. So aber ist Ergasilus noch nicht einmal von dem Theater herunter, so kömmt der Knecht schon gelaufen, und erzählt was jener für Unheil im Hause angerichtet und wie er alle Vorrathskammern durchwühlet habe. Wann, fragt hier jeder Zuschauer, hat er denn alles das gethan? Man läßt ihm ja keine Zeit darzu. Ich sehe ihn ja erst vor meinen Augen weggehen. Und siehe, der Zuschauer spüret handgreiflich, daß ihn der Dichter betrügt.[1]

Dieses sey von der unrichtigen Abtheilung der Aufzüge und Auftritte genug. Ich komme auf das, was ich wider die Einheit der Handlung in den Gefangnen zu sagen habe. Die Handlung ist allerdings einfach, so wie sie Herr Coste in seiner Vorrede zergliedert. Allein in seinem Entwurfe sagt er nichts von der Person des Tyndars, daß er ein Sohn des Hegio sey, noch daß er seinem Vater vor vielen Jahren entführet worden, und nunmehr, ohne es zu wissen, in seines Vaters Hause sich befinde. Man wird mir sagen, dieses sey nur eine Episode, die nicht zur Haupthandlung gehöre. Allein die Episoden sollen ja nach den Regeln der Dichtkunst so genau mit der Haupthandlung verbunden seyn, daß diese ohne jene unvollkommen seyn würde; ohne welche Bedingung die Episoden als besondere Handlungen können angesehen werden; so wie in der That auch in diesem Lustspiele die Handlung durch die Episode verdoppelt wird. Denn würde die Handlung dieses Gedichts nicht eben so vollkommen gewesen seyn, wenn auch diese Episode nicht darzu gekommen, wenn auch in der Person des Tyndars Hegions Sohn nicht verborgen wäre? Was trägt denn dieser Umstand zu dem Knoten oder zur Auflösung desselben bey? Er würde ganz fremde in dieser Handlung seyn,

[1] In diesem Stücke hat mein Gegner vollkommen Recht; ich bitte ihn nur, daß er die Schuld nicht auf den Plautus, sondern auf seine Abschreiber, und itzo auf mich, als seinen Uebersetzer, legen wolle. Was mich aber abgehalten hat diese falsche Abtheilung anzumerken, ist, daß wenn man die letzte Scene des vierten Aufzugs zu der ersten des fünften macht, sie gar keine Verbindung mit den übrigen bekömmt. Der Knecht läuft auf der einen Seite fort, seinen Herrn zu suchen, und auf der andern Seite kömmt er ohne daß er ihn gewahr wird. Diese kleine Unwahrscheinlichkeit war also Schuld, daß mir eine weit größre entwischte.

wenn nicht der Dichter die Zuschauer durch den Vorredner hätte warnen lassen, daß einer von diesen Gefangnen des alten Hegio Sohn sey, ohne daß es einer von ihnen beyden wisse. Hierdurch hat freylich der Dichter mit großer Kunst die Auflösung des Knotens zubereiten wollen, und die Zuschauer desto aufmerksamer auf alles gemacht, was dem Tyndar widerfährt. Allein es ist die Frage, ob der Prolog der alten Komödien kann als ein nothwendiges Theil derselben angesehen werden, und ob es nicht der Vernunft gemäßer ist, solchen für etwas ganz fremdes und nicht damit verbundenes anzusehen?

Ich kann mich hierüber dießmal nicht weitläuftig erklären. Hierinne bin ich aber ihrer Meynung, daß dieser Prolog sehr angenehm sey. Die alten Dichter hatten einen großen Vortheil bey dieser Erfindung die Zuschauer von dem Inhalte ihres Stücks zu unterrichten; allein daß man hernach diese Weise abgeschafft hat, ist gewiß aus keiner andern Ursache geschehen, als weil sie etwas sehr unnatürliches an sich haben.

Mehr werde ich wider die Einheit der Handlung in diesem Stücke nicht sagen. Wenn ich nicht erwiesen, daß sie doppelt ist, so glaube ich doch wenigstens erwiesen zu haben, daß man an der Einheit derselben zu zweifeln Ursache hat.

Was ich nun in diesem Stücke für unanständig halte, ist erstlich die Person des Schmarutzers. Der Charakter dieses Kerls ist vollkommen ausgedrückt, und man erkennt an diesem Bilde einen großen Mahler. Allein daß uns diese Person heut zu Tage etwas fremde, unwahrscheinlich und übertrieben vorkömmt, davon haben Sie uns die Ursache gar artig in einer Anmerkung entdeckt. Nur dieses gefällt mir nicht, daß dieser Parasit in drey Aufzügen allemal der erste auf dem Theater ist, und das noch darzu allemal alleine. Mir scheint, dieß sey sehr gezwungen. Man sieht wohl, Plautus hat den Parasiten zu dem Endzwecke gebraucht, wozu die Neuern den Arlequin aufgeführet haben.

Ferner ist es lächerlich, daß Ergasilus in dem ersten Auftritte sagt: **Aetolia haec est.** Ich stelle mir dabey sein ganzes Betragen vor. Vielleicht hat er eine Bewegung des Körpers darzu gemacht, welche sich zu diesem, denn ich bin hier in Aetolien, geschickt; und so gleich fallen mir die Meisterstücke der ersten Mahler bey, welche, wenn sie ein Gemählde fertig hatten, allen Irrungen vorzukommen, noch hinzuschrieben: denn dieß ist ein Pferd, und dieß ist ein Ochse. Doch Plautus ist nicht

der einzige dramatische Dichter der Alten, der diesen Fehler begangen hat. Es ist noch weit lächerlicher, wenn in dem Oedip des Sophokles, der Oedipus zu seinem Volke sagt: Ich bin Oedipus, der in aller Welt so berühmt ist; und der Priester des Jupiters ihm antwortet: Ich, der ich dich anrede, bin der Oberpriester des Jupiters. Kann was ungeräumter seyn oder erdacht werden?

Drittens sind in dieser Komödie gar sehr viele und lange so genannte Aparte, welche so ungereimt sind, daß nichts darüber ist. Ich ließ es noch gelten, wenn dann und wann eine Person ein Wort sagt, das ihr so zu sagen aus dem Munde wider Willen entwischt, und die Verfassung seiner Seelen, bey unvermutheten Zufällen, gleichsam zu verrathen scheint. Allein solche lange Reden, als hier im zweyten Auftritte des ersten Aufzuges, im zweyten Auftritte des zweyten Aufzuges, im zweyten Auftritte des vierten Aufzuges anzutreffen, haben auch nicht die geringste Spur des Natürlichen an sich. Die letzte von den angezeigten Stellen ist am allerunnatürlichsten, wo Ergasilus die größten Possen macht, und gar erstaunlich droht, wie unbarmherzig er mit dem ganzen menschlichen Geschlechte umgehen wolle, wenn ihn jemand aufhalten würde, eilends zu des Hegio Haus zu gelangen. Und siehe der Narr steht vor des Hauses Thüre.

Absonderlich aber halte ich die anstößigen Stellen, die zweydeutigen Redensarten, und die schlechten platten Scherze, die in diesem Stücke in Menge zu finden sind, für sehr unanständig. Gleich Anfangs in dem Prolog haben wir dergleichen:

Hos quos videtis stare hic captivos duos,
Illi qui astant, hi stant ambo, non sedent etc.

C'est un jeu de Theatre (sagte Coste) dont tout le succes depend de l'habilité de lacteur. Allein dieses thut mir noch keine Genüge. Ihre Anmerkung, in welcher Sie gestehen, daß dieser Einfall nicht der vortrefflichste sey, verdient mehr Beyfall. Ob er aber geschickt sey zum Lachen zu bewegen, weis ich nicht. Dieß merke ich noch an, daß also diese beyden Gefangnen, Philokrat und Tyndar, auf dem Theater gewesen sind, und Tyndar nothwendig muß gehöret haben, daß er Hegions Sohn sey. Gehört nun noch der Prolog zur Handlung? Und kann man einen Beweis daher nehmen, daß der Poet diese Episode von Anfange der Handlung schon mit Kunst vorbereitet habe?

Einen eben so schlechten Scherz findet man in dem ersten Auftritte des ersten Aufzugs, wo Ergasilus sagt:

Iuventus nomen indidit scorto mihi,

Eo quia invocatus soleo esse in convivio etc.

Anstatt dieses elende Wortspiel zu übersetzen, sagt Coste in einer Anmerkung: »Il m'a été impossible de traduire ces huit vers, parce »qu'ils ne contiennent qu'un jeu de mots si dependant de la lan»gue latine qu'il seroit tout à fait absurde, traduit en françois. »Cela même prouve sensiblement que la plaisanterie que Plaute »a pretendu mettre dans ces huit vers, semble dire quelque chose, »mais ne signifie rien dans le fond. Car ce qui est veritablement »plaisant dans une langue, peut toûjours être transporté dans une »autre. . . . Tout ce qu'on peut dire pour excuser Plaute, qui »est assez sujet à donner dans ces sortes des plaisanteries qui ne »roulent que sur des mots, c'est qu'il les met dans la bouche de »gens qui trouvent ces plaisanteries merveilleuses et sont incapables »d'en imaginer de plus fines et de plus raisonnables . . C'est pour »ce qu'Ergasilus n'a pas plûtôt lâché cette fade plaisanterie que »Plaute lui fait dire

Scio absurde dictum hoc derisores dicere etc.

Der Sinn Ihrer Anmerkung über diese Stelle trifft mehrentheils hiermit überein. Alle beyde Anmerkungen geben nichts destoweniger zu, daß dieses ein schlechter Scherz sey. Eben so ist es mit dem Scherze beschaffen, der in den Worten des Tyndars im zweyten Aufz. 2 Auft. stecken soll, wo er den verstellten Philokrates mit einem Barbier vergleicht. Und noch viel eckler ist der Einfall der Knechte im 3 Aufz. 4 Auft.[1]: Num lignatum mittimur? Es ist wahr, durch die Art, wie Sie es übersetzt, haben Sie der Ungereimtheit dieses gezwungnen Misverständnisses in etwas abgeholfen. Allein im Lateinischen ist es als eine Frage an ihren Herrn eingerichtet, und ganz unerträglich.

Die zweyte Scene im vierten Aufzuge ist voll dergleichen zweydeutiger Scherze. Im 86 V. sagt Ergasilus

Mihi quidem esurio non tibi . .

»Cette replique (sagt Coste) est très insipide et fondée sur une

[1] Aus meiner Anmerkung S. 95 werden Sie genugsam sehen, daß dieser Tadel ganz ungegründet ist.

»supposition tout a fait extravagante. Darauf sagt Hegio im 87 V.

Tuo arbitratu facile patior.

In diesen Worten, spricht der französische Uebersetzer, liegt eine schändliche Anspielung. Daß dieses wahr sey, und Hegio es wohl verstanden habe, was jener sagen wolle, kann man aus dem folgenden schliessen, da er böse wird und sagt:

Iupiter te Dique perdant . .

Sie haben dieses, die Ehre Ihres Helden zu retten, in Ihrer Uebersetzung billig ausgelassen.[1]

In dem zweyten Auftritte des vierten Aufzuges sagt Ergasilus von dem Stalagmus:

Boius est Boiam terit.

Cet equivoque (sagt Coste) porte sur une idée obscure et la plaisanterie est en elle même obscure et insipide. Und Sie haben es in Ihrer Uebersetzung eben darum auslassen müssen, weil es zu übersetzen unmöglich war. Ein Beweis eines falschen Scherzes.

In dem zweyten Auftritte des fünften Aufzuges sagt Hegio vom Stalagmus:

Bene morigerus fuit puer, nunc non decet.

Wenn man nun das ut vis fiat, das vorhergehet, dazu nimmt, so scheint es, als wenn Coste Recht hätte zu sagen: Voila une de ces passages dont j'ai dit que la pudeur n'y etoit pas assez menagée. Sie haben dieses aber in Ihrer Uebersetzung so bescheiden ausgedrückt, daß aller Argwohn einer Unfläterey weg fällt, und ich fast dadurch bewogen werde zu glauben, daß Coste sich geirret, und Plautus hier keinen niederträchtigen Gedanken im Sinne gehabt habe.

Was ich nun endlich für unwahrscheinlich in diesem Gedichte halte, und was ich absonderlich wider die Dauer desselben einzuwenden habe, gründet sich auf folgendes. Der Schauplatz ist in Aetolien, einer Provinz in Griechenland, und zwar in einer Stadt dieser Provinz Namens Calydon. Gleichwohl nennt Plautus in diesem Stücke mehr als an drey

[1] Glauben Sie nicht, daß ich diese Stelle deswegen weggelassen, weil ich geglaubt, daß sie keusche Ohren beleidigen können. Nichts weniger als dieses: sondern ich habe sie in der Ausgabe, die ich meistentheils bey meiner Arbeit gebraucht, nämlich in der Plautinischen von 1609 in 16, gar nicht gefunden. Auch in der Taubmannischen Ausgabe hatte ich sie nicht gelesen. Ich will aber an dem gehörigen Orte zeigen, daß sie ganz unschuldig ist.

Orten verschiedne bekannte Plätze der Stadt Rom, als wenn die Scene in Rom selbst wäre. Der Dichter, als er sein Gedicht schrieb, war freylich in Rom; allein die Unbedachtsamkeit seinen Aufenthalt mit dem Orte des Spiels zu verwechseln, ist nicht im geringsten zu entschuldigen. Im ersten Auftritte des ersten Aufzuges sagt Ergasilus, wenn es noch lange so gienge, würde er vor die porta trigemina gehen, und sein Brodt daselbst betteln müssen. In der ersten Scene des dritten Aufzugs sagt ebenderselbe, daß sich alle schienen beredt zu haben, als wie die Olearii in velabro, einem öffentlichen Marktplatze zu Rom. Beyde Stellen haben Sie in Ihrer Uebersetzung, und vor Ihnen schon Herr Coste, angemerkt, und beyde gestehen sie, daß es wunderlich sey in einem Spiele, wo der Schauplatz in Griechenland ist, römische Plätze zu nennen; und beyde haben nichts zu des Dichters Rechtfertigung beybringen können. Daß die römischen Zuschauer zu seiner Zeit dergleichen Verwirrungen vertragen können, heißt nichts zu seinem Ruhme sagen. Wenn Plautus nur solche Richter gehabt, so ist es ihm sehr leicht gewesen, sich ihren Beyfall zu erwerben. Muß aber unser Geschmack nicht besser seyn?

Wenn man auch zu des Plautus Vertheidigung sagen wollte, er habe mit Willen diese Benennungen erwählt, um seinen Zuschauern durch ihnen bekannte Dinge seine Meynung leicht und begreiflich zu machen, so würde auch dieses können widerlegt werden. Denn daß Plautus in diesen Fehler bloß aus Unbedachtsamkeit oder Nachläßigkeit verfallen ist, beweise ich aus dem zweyten Auftritte des vierten Aufzuges, wie Hegio sagt:

Edictiones *aedilitias* hic habet quidem:
Mirumque adeo est, ni hunc fecere sibi Aetoli *agoranomum*.

Was die Aediles bey den Römern waren, das waren die Agoranomi bey den Griechen, und wenn Plautus sich hätte wollen nach den Römern richten, so hätte er die Aediles nur alleine nennen dürfen.

Was aber am allerunglaublichsten und am allerunwahrscheinlichsten in diesem Gedichte ist, ist des Philokrates schleunige Hin- und Herreise aus Aetolien nach Elis, und von da wieder zurück in einer Zeit von weniger als drey Stunden. Hier sage ich mit Ihnen, die Zuschauer des Plautus müssen nicht sehr eckel gewesen seyn, wenn er ihnen dergleichen Dinge hat dürfen vormachen, ohne daß sie ihn darüber getadelt. Wie kann Coste nunmehr behaupten, daß dieses Stück vollkommen regelmäßig sey,

und daß seine Dauer nicht länger als 7 bis 8 Stunden währe? Ich werde meine Meinung beweisen. Die Handlung fängt des Morgens an. Plautus hat es selbst deutlich angezeigt, wenn er den Hegio sagen läßt:

Ego ibo ad fratrem ad alios captivos meos,
Visum ne nocte hac quippiam turbaverint.

Gesetzt also die Handlung gehe des Morgens an um 7 Uhr.

Zu dem ersten Aufzuge ist eine Stunde genug. 8

Zwischen dem ersten und zweyten Aufzuge wollen wir dem Dichter eine Stunde zu Gute kommen lassen, 9

Zu dem zweyten Aufzuge ist gleichfalls nicht mehr als eine Stunde nöthig, und also 10

Zwischen dem zweyten und dritten Aufzuge müssen mir dem Plautus zwey Stunden verstatten, weil Hegio viel zu verrichten hat. Er geht nämlich mit dem verstellten Philokrates zum Quästor, und fodert einen Paß. Man hält ihn aller Orten, ehe er dahin kömmt, mit Glückwünschen auf; endlich bekömmt er den Paß und Philokrates reiset ab, 11

Nachdem dieser fort ist, geht Hegio zu seinem Bruder, erkundiget sich daselbst bei den Gefangenen, ob keiner von ihnen den Philokrates kenne. Es giebt sich Aristophontes an, und Hegio nimmt ihn mit sich in sein Haus 12

Der dritte Aufzug dauert eine Stunde 1

Zwischen dem dritten und vierten Aufzuge wollen wir zwey Stunden rechnen, davon wir eine dem Dichter noch wollen lassen zu Statten kommen, als sey sie verflossen, ehe Philokrates wieder angekommen ist, 2

Die andre Stunde, wollen wir annehmen, habe Ergasilus gebraucht von dem Hafen nach Hegions Hause zu kommen 3

Und hier sind die 8 Stunden des Herrn Coste schon verflossen, ohngeachtet wenigstens noch zwey Stunden bis zu Endigung des Stücks nöthig sind.

Wenn nun ein dramatisches Gedicht nach den Regeln der Dichtkunst, und zwar derer, welche der Währung desselben die längste Zeit verstatten, nicht über 24 Stunden dauern soll; wenn es vielmehr nur 6, 8, höchstens 12 Stunden zu seinem ganzen Verlauf haben soll, und wenn der Poet, der es höher treibt, wider die Wahrscheinlichkeit handelt, wie wird hier

Plautus zu rechte kommen? Alles was man also wohl in diesen Umständen von uns fodern kann, ist, daß wir ihm die 24 Stunden lassen zu Statten kommen, und sehen, ob wir ihn können durchbringen.

Dieses genau zu bestimmen, müßte man wissen, was Aetolien und Elis für böhmische Dörfer gewesen. Eine kleine [1] Anmerkung hierüber in Ihrer Uebersetzung würde vielleicht nicht unangenehm gewesen seyn. Sind es griechische Provinzen oder Städte, und wie weit waren sie von einander entfernt? Alles was ich hiervon weis, bestehet in folgenden. Menage in seiner Abhandlung S. 14. sagt, Polybius erzähle, die Aetolier und Elienser hätten Krieg mit einander geführet, und wären mächtige Völker gewesen. Vielleicht hat Plautus von diesem Kriege die Gelegenheit zu seiner Komödie genommen. Völker die zusammen Krieg führen, wenn es auch nur kleine Staaten sind, deren Macht nicht weiter als durch die Gegend ihres Hauptsitzes geht, müssen doch wohl so gar nahe nicht beysammen liegen. Sollte es wohl nicht das mindeste seyn, wenn man sagte, sie hätten auch nur zehn Meilen von einander gelegen? So hat also Philokrates zu seiner Hin- und Herreise 20 Meilen gehabt. So bald er in Elis angekommen, hat er seinen Vater besucht, er hat ihm seine Geschichte erzählt, er ist zu dem Arzt Menarchus gegangen, er hat um die Freylassung des Philopolemus angehalten, er hat ihn los bekommen, er hat sich auf die Rückreise gemacht, ist in Aetolien wieder angelangt, und das alles in drey Stunden.

Pausanias soll uns hierinne mehr Licht geben. Ich bediene mich der französischen Uebersetzung des Abts Gedoyn, der amsterdamer Ausgabe von 1730. Daselbst sehe ich in der Karte von Griechenland, die vor dem ersten Theile befindlich ist, daß Aetolien eine große Provinz gewesen, und Elis gleichfalls keine kleine Provinz, die einen Theil des Peloponnesus ausgemacht; daß man aus Aetolien nach Elis zu kommen durch den korinthischen Meerbusen schiffen müssen, und daß alles das ziemlich weit von einander lieget. Auf einer andern Karte, die in dem dritten Theile befindlich, sehe ich, daß Elis die Hauptstadt der Provinz dieses Namens gewesen ist. Ich finde auch in der Provinz Aetolien den Ort, wo Plautus den Schauplatz hinverlegt, Namens Calydon, und der Maßstab zeigt mir, daß Elis und Calydon 400 griechische Stadia von einander entfernt

[1] Aus der Art wie ich den Plautus hierinne vertheidigen werde, wird man bald sehen, daß so eine Anmerkung ganz wider meinen Zweck gewesen wäre.

gewesen. Vierhundert griechische Stadia machen 50 römische Meilen, oder 12 deutsche Meilen, die Meile zu 4000 Schritt gerechnet.

Ich glaube also meine Meynung bewiesen zu haben, daß diese Oerter nicht nahe bey einander gelegen, und man also den Plautus hierdurch nicht retten kann. Doch dieses sind nur kleine Fehler, welche man dem Dichter eben sowohl vergeben kann, als man es dem Euripides vergiebt, daß er gedichtet, Theseus sey von Athen nach Theben mit einer großen Armee gegangen, habe daselbst eine Schlacht geliefert und hundert andre Dinge verrichtet, sey siegend wieder nach Athen auf das Theater gekommen, und das alles in 6 Stunden. (S. Menage Seite 13—22. 53—55.) Dieserwegen hat auch wohl Aristoteles von dem Euripides gesagt, daß er die Einrichtung und die Regeln des Theaters nicht verstanden. Kann man also von dem Plautus nicht ein gleiches sagen?

Wenn also bis zu Philokrates Abreise, nach meiner Rechnung, die Handlung vier Stunden dauert, und von der Zeit seiner Wiederkunft bis zu Ende noch drey Stunden gehören, so bleiben von 24 Stunden noch 17 Stunden zu des Philokrates Hin- und Herreise. Aber auch in diesen 17 Stunden kann die Reise unmöglich verrichtet werden, wenn man auch zugeben wollte, Philokrates habe bey seiner Ankunft in Elis seinen Vater und den Menarchum und alle andre gleichsam wartend auf ihn angetroffen, daß er ohne sich aufzuhalten gleich mit brennendem Kopfe wieder fortrennen können. Doch vielleicht widerspricht wohl gar Plautus selbst dieser Meynung. Sein Gedicht soll sich gegen das Abendessen enden, und der vierte Aufzug endet sich auch wirklich mit den Anstalten darzu. Nun fragt sichs, um welche Zeit aßen die Griechen zu Abend? Hedelin behauptet, daß sie sehr späte in der Nacht gegessen. Menage hingegen erweiset genugsam, daß es mit Untergang der Sonne geschehen; und also fast zu eben der Zeit, wie wir es zu thun gewohnt sind; wir wollen annehmen um acht Uhr. Da nun Herr Coste selbst sagt, daß sich das Stück einige Zeit vor dem Abendessen, etwa um 6 oder 7 Uhr, schließe; so rechne man mir nach, ob ich ihm nicht eben so viel Dauer zugestanden; nur muß man an des Philokrates Reise nicht gedenken. Diese bleibt eine Hexerey; es müßte denn seyn, daß er wie die Medea in der Tragödie, durch die Luft geflohen. Freylich ein viel kürzrer Weg.

Daß aber Plautus selbst gar wohl gewußt, daß Philokrates zu seiner Reise mehr als 3 Stunden Zeit haben müsse, beweise ich mit einer

zweyten Unwahrscheinlichkeit, die in dem Tyndar sich antrifft. Nachdem Philokrates weg ist, wird des Tyndars List im 4 Auftritte des dritten Aufzuges, und also ohngefähr um 12 Uhr Vormittags entdeckt. Hegio verdammt ihn in den Steinbrüchen zu arbeiten; er befiehlt seinen Knechten mit ihm zum Schmiede zu gehen, der ihm die Schellen anlegen solle, ihn hernach zur Stadt heraus zu führen, und ihn seinem Freygelaßnen zu übergeben. Sie können also mit ihm ohngefähr um 1 Uhr fortgehen. In dem vierten Auftritte des fünften Aufzugs kömmt Tyndar schon wieder hervor, und macht eine umständliche schreckliche Erzählung von allen den Plagen, die er in den Steingruben habe ausstehen müssen. Die Zeit da er dieses erzählt, ist die fünfte Stunde Nachmittags; mithin wenn man annimmt, daß doch wohl wenigstens eine Stunde vergangen, bis er zu den Steinbrüchen gekommen, und abermals eine Stunde verflossen, ehe er von da zurück in des Hegio Haus hat gelangen können, so bleiben nicht mehr als zwey Stunden übrig, die Tyndar in den Bergwerken zugebracht. Was kann er wohl in so kurzer Zeit für groß Ungemach ausgestanden haben, daß er davon eine so schöne Beschreibung machen könnte? Hat nicht Plautus wenigstens einige Tage zur Währung seines Gedichts haben wollen?

Was mir sonst noch unwahrscheinlich in diesem Stücke vorkömmt, ist die Person des Stalagmus. Dieser Kerl kömmt am Ende der Handlung ganz unvermuthet auf das Theater, als wenn er vom Himmel gefallen wäre; denn nichts scheint seine Gegenwart daselbst zu erfodern. Der Knoten der Haupthandlung ist aufgelöset. Er kömmt indeß mit den drey Personen der ersten Scene des fünften Aufzugs zugleich auf die Bühne, welches die sinnreichen Worte des Hegio am Ende des Auftritts anzeigen:

Vos ite intro . . Interibi ego ex hac statua erogitare volo etc.

wodurch der Dichter zugleich die Unbeweglichkeit dieses Knechts hat rechtfertigen wollen. Nun fragt der Zuschauer, wie kömmt der hier her? und was will er? Wer es sey, sagt Hegio gleich selbst, nämlich der, welcher seinen jüngsten Sohn entführt habe. Man wird sagen, Plautus brauche diese Person zur Entdeckung, daß in der Person des Tyndars dieser entführte Sohn verborgen sey: allein von dieser Episode habe ich schon oben meine Meynung gesagt, und der Einwurf, den ich hier mache, gereicht nur um so viel mehr zum Beweise, daß sie der Dichter,

so schön und künstlich sie auch ausgedacht ist, entweder hätte weglassen, oder besser einrichten sollen. Wo Stalagmus herkömmt, hat zwar der Zuschauer im dritten Auftritte des vierten Aufzugs von dem Ergasilus gehört, daß ihn nämlich Philokrat mitgebracht: allein mit alle dem kann ich in diesem Stücke keine Spur des Wahrscheinlichen, ja nicht einmal einen Zusammenhang finden. Denn warum kömmt Stalagmus wieder in ein Haus, wo er ja wohl wußte, daß er nichts als die Strafe seiner Bosheit zu holen habe. Sagt man, Philokrat habe ihn wider seinen Willen mit zurück gebracht, wie es seine Worte in dem letzten Auftritte anzuzeigen scheinen,

»Nam hunc ex Alide huc reduximus;

so frage ich aufs neue, was bewog den Philokrat darzu? Er wußte ja nicht, daß Tyndar Hegions Sohn sey, noch daß Stalagmus dem Hegio entlaufen, noch daß er ihm einen Sohn entführt, noch daß er denselben seinem Vater verkauft. Er kannte ja den Stalagmus nicht einmal, wie er selbst im 3ten Auftritte des 5ten Aufzuges sagt:

Cur ego te non novi?

Hegio wußte ja selbst nicht einmal, daß sein Sohn noch am Leben, noch vielweniger, daß er schon in seinem Hause sey; denn so, meyne ich, muß man die Worte des Hegio übersetzen,

Vivitne is homo?

nämlich is quem vendidisti patri Philocratis; so wie Sie es auch gar wohl übersetzt, da des Herrn Coste Uebersetzung ganz falsch ist. Und wo hat denn Philokrat den Stalagmus aufgetrieben? Denn daß er in des Theodoromedes Hause geblieben, kann nicht erwiesen werden. Das Gegentheil aber sieht man aus der Antwort des Knechts:

Accepi argentum, nil curavi caeterum.

Alles das sind für mich unauflösliche Schwierigkeiten und unbegreifliche Dinge.

Endlich muß ich noch des einfältigen Gedanken des Plautus gedenken, da er, nachdem Tyndar gehört, daß er Hegions Sohn sey, jenen sagen läßt:

Nunc demum in memoriam redeo, cum mecum cogito,
. . . . audisse me
Quasi per nebulam Hegionem patrem meum vocarier.

Welche Lügen! Tyndar hat hier was scharfsinniges sagen sollen, und sagt

eine große Thorheit. Er war vier Jahre alt, als er aus seines Vaters Hause kam; seit der Zeit hatte er 20 Jahr in einem fremden Lande zugebracht, wo keine Seele den Hegio kannte. Wenn hat er es denn also gehört, daß sein Vater so heiße? Als er noch zu Hause war? Wird man wohl ein Exempel beybringen können, daß ein Mensch von 24 Jahren sich einer Sache erinnert habe, so er im vierten Jahre seines Alters gehört? Widerspricht nicht die Erfahrung aller Menschen dieser Ungereimtheit?

Menage in seiner Abhandlung über den Selbstpeiniger des Terentius hat ein ganzes Hauptstück der Vertheidigung des Plautus wider die Beschuldigungen des Scaligers und des Muretus gewidmet, welche lange vor mir angemerkt, daß Plautus eine große Unwahrscheinlichkeit durch die schnelle Hin- und Herreise des Philokrates vorgebracht. Hier sind seine Worte: **Jul. Scaliger . et Muret . . accusent Plaute d'une precipitation peu vraisemblable dans sa Comedie des captifs. Ils pretendent qu'il fait passer Philocrate d'Etolie en *Aulide* et revenir en Etolie en moins de 2 ou 3 heures. Mais Turnebe a fort bien justifié Plaute de cette accusation, faisant voir par la Geographie, par l'Histoire et l'autorité de bons MScts, que les exemplaires de Plaute dont J. Scaliger et Muret se sont servis, etoient corumpûs, *et qu'au lieu d'Aulide il faut lire Elide ou Alide.* »Quoiqu'il ne soit »pas toujours necessaire que le sujet des Comedies soit veritable, »il faut qu'il soit toujours vraisemblable. Or il n'y a point d'ap»parence qu'*Aulide* qui est une ville de Beotie fort eloignée de »l'Etolie, et qui n'a jamais été fort considerable, ait fait la guerre »aux Etoliens qui etoient des peuples très puissans. Mais pour la »ville d'*Alide* ou *Elide* on voit dans Polybe, qu'elle a été en guerre »avec les Etoliens, et quand l'Histoire n'en diroit rien, *cette ville »n'etant pas eloignée d'Etolie,* il y a bien de l'apparence qu'elle a »eu quelque different avec les pepules d'Etolie: que *si on veut »donner a cette comedie le temps de 24 heures, on ne trouvera pas »grande precipitation en ce voyage de* Philocrate, particulierement »si on considere que Philocrate l'a fait *dans un de ces vaisseaux »que les anciens appelloient* CELOCES, a cause de leur vîtesse, et il »ne faut pas douter que le Poete n'ait employé ce mot a dessein »pour faire connoitre aux spectateurs que Philocrate etoit allé et**

»revenû avec diligence.« Diese Stelle ist lang, allein ich habe sie ganz einrücken müssen, weil ich zu Behauptung meiner Meynung das Unrichtige aller dieser Gegeneinwendungen zeigen muß, und wie sie so gar nicht erweisen, was sie erweisen sollen. Erstlich ist es zwar wahr, daß, wenn Scaliger und Muret Aulis statt Elis gelesen, die Schuld an den verdorbnen Handschriften gelegen. Indessen ob wir nun schon heut zu Tage alle Alis oder Elis lesen, so hebt dieses die Schwierigkeit doch lange noch nicht auf. Dieses ist genugsam erwiesen. Zum andern, wenn die Aetolier ein mächtiges Volk, und die Eleenser im Stande gewesen sind, mit ihnen Krieg zu führen, so müssen sie wohl so gar nahe nicht beysammen gelegen haben. Uebrigens ist das sehr unbestimmt geredt »cette villé n'étant pas eloignée d'Etolie.« Wenn die Rede von großen Städten ist, welche Krieg mit einander führen können, so ist eine Entlegenheit von 10 bis 20 Meilen noch nicht sehr weit von einander. Drittens, wenn man auch der Währung dieses Stücks 24 Stunden geben wollte, so würde diese Reise dennoch unwahrscheinlich bleiben. Wir haben aber schon genugsam erwiesen, das Plautus selbst die Dauer zwischen dem Morgen und der Zeit gegen das Abendessen einschließt. Wie hat Menage diesen Umstand wohl nicht wahrnehmen können? Endlich ist die Geschwindigkeit des Schiffes, wodurch man dem Dichter zu Hülfe kommen will, noch sehr zweydeutig. Im Lateinischen steht in publica celoce. Sie haben es übersetzt in einem öffentlichen Jagdschiffe, und Herr Coste le bâteau de poste. Ist es also ein öffentliches Schiff gewesen, das zur Bequemlichkeit mehrer Reisenden bestimmt war, mithin zu gewissen Stunden des Tages abgieng, wie unsre Posten heut zu Tage; so finde ich hier noch weit mehr Schwierigkeiten, als sich würden angetroffen haben, wenn Philokrat mit einer Gelegenheit gereiset wäre, so in seiner Gewalt alleine gestanden. Ich wenigstens würde zur Vertheidigung des Plautus mich dieses Grundes nicht bedient haben; denn er ist mehr wider den Dichter als für ihn.

So unrichtig als auch indessen Menage in diesem Stücke geurtheilet, so schlecht er auch den Plautus vertheidiget; (was kann man zwar mehr von ihm fodern? es war unmöglich ihn zu vertheidigen, und er hat zu seiner Entschuldigung alles beygebracht was er gekonnt) so muß ich doch gestehen, daß diese seine kleine Abhandlung so voll der gelehrtesten Anmerkungen über die theatralische Dichtkunst ist, daß ich glaube, Sie würden

auch noch aus diesem kleinen Buche manchen Gedanken nehmen können, den man mit Vergnügen in Ihren Beyträgen lesen, und der manchem noch neu seyn würde. Das Buch ist alt, und sein Titel ist auch nicht sehr reizend; er verspricht nicht viel, und gewiß niemand sucht darinne, was man darinne findet. Die Aufschrift heißt **Discours de Mr. Menage sur l'Heavtontimorumenos de Terence. à Utrecht. 1690. 12.** Dieses achtfüßige Wort schreckt schon manchen ab, das Buch in die Hände zu nehmen. Aber wenn man über den Eckel des ersten Blatts weg ist, und man sieht darinne die artigsten Gedanken über die Wahrscheinlichkeit in den dramatischen Gedichten, wie wenig sie die alten Dichter in Acht genommen, und wie sehr so gar die größten Meister, ein Euripides, ein Aeschylus und ein Aristophanes darwider gesündiget; über die Ausdehnung der Einheit des Orts, wie weit sich die Scene erstrecken könne, ohne wider die Regeln zu verstoßen; wie das Theater der Alten und die Auszierungen desselben beschaffen gewesen, und andere dergleichen Dinge, so sage ich noch einmal, daß viele von Ihren Lesern sie, wenn sie in Ihren Beyträgen stünden, mit Lust lesen würden. Wenn ein großer Kunstrichter unserer Zeit sich die Mühe gegeben hätte, ein so verlegnes Büchelchen selbst anzusehen, so würde er nicht geschrieben haben, „daß Menage den „Terenz wegen des Selbstpeinigers beschuldigen wollen, als habe er mehr „denn 24 Stunden zu diesem Stücke genommen, und also wider die Vor„schrift des Aristoteles gehandelt. . . Der Abt von Aubignac aber habe „den Terenz vertheidiget." (Crit. Dichtk. S. 733.) Was kann wohl deutlicher seyn, als die Worte des Menage gleich im Anfange? »**Mr. d'Au»bignac soutenoit que l'action de cette comedie ne comprenoit que »10 heures et je soutenois qu'elle en comprenoit plus de 12, mais »je soutenois en même tems qu'elle ne laissoit pas d'etre nean»moins reguliere . .**« Und bald darauf: »**je crois avoir demontré »que l'action de cette comedie comprend du moins 15 heures et »qu'un Poeme dramatique peut bien etre de plus de 12 heures »sans etre contre les regles . .**« Und am Ende: »**Je suis d'accord »avec vous que cette comedie est dans toute la justesse des regles »anciennes.**« Wo steht nun hier, daß dieses Lustspiel wider die Regeln des Aristoteles sey? Freylich, im Hedelin steht es. Allein, es heißt, man höre auch den andern Theil. Uebrigens ist hier wohl nicht zu fragen, wer Recht hat, ob Menage oder Hedelin?

Wenn alle diese Gründe nicht hinreichend sind, meinen Satz zu beweisen, daß das Stück des Plautus ganz und gar nicht regelmäßig sey, daß es wider die Einheit der Handlung, wider die Wahrscheinlichkeit, wider die Dauer eines guten dramatischen Gedichts verstoße, und also unmöglich das schönste Stück könne genennet werden, welches jemals auf das Theater gekommen: so weis ich nicht, wozu wir den Verstand und unsre Empfindung bey dem Natürlichen und Wahren brauchen sollen, und wie man sagen könne, eine Fabel, die nicht wahrscheinlich ist, tauge nichts, weil ihr die vornehmste Eigenschaft mangle.

Ich könnte hier meine Critik endigen, indessen, da ich während dieser Arbeit noch einige Anmerkungen gemacht habe, die Ihnen vielleicht zu fernerer Untersuchung Gelegenheit geben, und bey der Entwicklung des Schönen in dem Lustspiele des Plautus nutzen können, so theile ich sie Ihnen hier mit, so gut als sie sind.

Im Prolog stehet eine merkwürdige Stelle, welche wohl mit größtem Recht eine Erklärung gebraucht hätte. Ich meyne die Worte:

Accedito! si non ubi fedeas locus est, est ubi ambules.

Wenn ein in den Alterthümern, und besonders in den theatralischen, Unerfahrner, dergleichen Leser Sie mehr als der Gelehrten haben, dieses in Ihrer Uebersetzung lieset,[1] so weis er nicht, was er daraus machen soll? Coste hat ein Stück von dieser Anrede erläutert, doch nicht alles, und ich möchte gerne wissen, ob denn der Vorredner den Prolog aus dem Kopfe auf dem Theater gemacht, oder der Poet vorher zu Hause? und ob er vorher gewußt, daß sich bey Vorstellung seiner Komödie dergleichen Begebenheiten zutragen würde? und denn, ob die alten Komödien nur einmal vorgestellt worden, oder ob, wenn sie öfters wiederholt worden, sich diese Begebenheit allemal zugetragen, damit die Anrede passen können?

Ihre Anmerkung über das

Nam hoc paene iniquum est comico choragio etc.

ist sehr vernünftig, und was Sie an den Deutschen tadeln, hat Coste eben so in seiner Anmerkung über diese Stelle bestraft.

In dem zweyten Auftritte des ersten Aufzuges ist die Einladung des

[1] Es ist wahr, wenn ich allzu sehr bey dem Buchstaben des Textes geblieben wäre, so wäre eine Anmerkung hier sehr nöthig gewesen. Aus meiner Uebersetzung aber wird jeder, der nur jemals in einem vollen Schauplatze gewesen ist, so gleich erkennen, daß der Poet mit denjenigen zu thun hat, welche sich mit vielen Lärmen Platz zum Sitzen verschaffen wollen da sie doch noch genug Platz zum Stehen finden könnten.

Hegio an den Ergasilus bey Ihnen lange nicht so natürlich, als in der Uebersetzung des Herrn Coste. Es ist wahr, er lieset auch nicht im Texte so wie Sie; sondern nach der Verbesserung des Salmasius, und er sagt von der Leseart, wornach Sie übersetzt haben, tout cela me paroit un galimatias impenetrable.[1] Er lieset also:

Er. Facete dictum. *Heg.* Sed si pauxillum potes
Contentus esse. *Erg.* Ne perpauxillum modo,
Nam isthoc me assiduo victu delecto domi.
Heg. Agesis, rogo. *Er.* Nisi qui meliorem afferet,
Quae mihi atque amicis placeat conditio magis.

Welches ich also übersetzen würde:

Erg. Das war noch einmal recht geredt!
Heg. Aber du mußt dich mit wenigem behelfen können.
Erg. Wenn es nur nicht allzuwenig wird: denn so behelfe ich mich, leider, alle Tage zu Hause.
Heg. Ich bitte dich also.
Erg. Es mag drum seyn; der Handel ist richtig, wo ich nicht eine beßre Gelegenheit antreffe, und annehmlichre Bedingungen als die deinen.

Eben daselbst haben Sie das Cirim in den Worten

»I modo, venare leporem: nunc Cirim tenes,

durch Lerche übersetzt. Coste lieset ictim und übersetzet es durch Stachelschwein, un herisson. Er hält diese Leseart für die natürlichste und wahrscheinlichste. In der That ist der Sprung von einem Hasen auf ein Stachelschwein, nicht so groß, als bis auf eine Lerche; und alles, was folget, scheint auf dieses Thier zu spielen.[2]

Heg. Asper meus victus est.
Er. Sus terrestris bestia est.

In dem zweyten Auftritte des ersten Aufzuges haben Sie die letzten Worte des Hegio ad fratrem mox ivero so übersetzt: Den Gang zu

[1] Ich gestehe es, daß Sie hierinne einigermaßen Recht haben. Doch müssen Sie mir auch zugestehen, daß aus meiner Uebersetzung dennoch ein ganz guter Verstand komme. Uebrigens scheint mir die Leseart des Herrn Coste etwas verwegen, da das emtum oder emin' tu, oder wie man sonst lesen will, ganz hinweg gekommen ist.

[2] Ich kann es zugeben, daß es jeder übersetzt, wie er will. Der Sinn wird doch allezeit mit dem meinigen übereinkommen. Daß aber die Stellen, welche sie anführten, auf das Stachelschwein zielten, glaube ich nicht. Ißt man denn die Stachelschweine mit den Stacheln, daß sie deswegen asper victus können genennt werden?

meinem Bruder kann ich versparen bis hernach. Ich weis nicht, ob ich mich irre; mir und allen, die ich darum gefragt, scheint aus diesem Ausdrucke zu folgen, als wenn Hegio den Gang zu seinem Bruder noch lange hinaus verschöbe; da er doch wirklich so gleich hingehet, in der Zeit nämlich, die zwischen dem ersten und zweyten Aufzuge verfließt.[1] Da hingegen, wenn Sie also übersetzt hätten: Ich will herein gehen und erst überschlagen . . . hernach so gleich zu meinem Bruder hingehen: so würde man hören, daß Hegio diesen Gang nur auf einen Augenblick verschöbe.

Eben so ist es beschaffen mit den ersten Worten des zweyten Auftritts im zweyten Aufzuge. Hegio sagt

Iam ego revertar intus . .

welches Sie so übersetzt: Ich werde gleich wieder hereinkommen. Dieser Ausdruck setzet zum Voraus, daß Hegio mit jemanden geredt, der voran ins Haus gehet, und dem er dadurch zu verstehen giebt, daß er ihm folgen wolle; oder aber daß Hegio aus seinem Hause herauskömmt. Beydes ist falsch. Hegio kömmt von seinem Bruder, und ist im Begriff in sein Haus herein zu gehen. Er ist allein, und sagt gleichsam vor sich, da er seine Knechte in der Thüre sieht: Ehe ich herein gehe, muß ich doch diese Knechte noch etwas fragen, was ich von ihnen wissen will.[2] So, deucht mich, ist es natürlicher; obschon das **iam ego revertar intus** nicht von Wort zu Wort übersetzt ist; worauf aber nicht nöthig zu antworten ist. Sie wissen, was übersetzen ist.

Auch gefällt mir in einer schönen Uebersetzung der Ausdruck des Tyndars im dritten Auftritte des dritten Aufzuges gar nicht: Ich weis auf keine Art . . meine sykophantischen Teuschereyen zu beschönigen. Dieser Ausdruck ist nicht deutsch, und ich getraue mir unter 50 Ihrer Leser kaum einen zu finden, der sich einbilden könnte, was Sykophante für ein Gewächse sey. Wenn man sagt, ich weis meine

[1] Wer hat Ihnen denn gesagt, daß Hegio zwischen dem ersten und zweyten Aufzuge zu seinem Bruder gegangen? Finden Sie die geringste Spur davon in dem Stücke? Ich glaube nicht. Hegio geht nicht eher zu seinem Bruder als zwischen dem zweyten und dritten Aufzuge, nachdem er den Philokrat hat fortreisen lassen; siehe den zweyten Auftr. des dritten Aufzuges. Ich habe also das *Mox* ganz recht durch hernach gegeben.

[2] Aus der vorhergehenden Anmerkung folgt, daß Sie mich auch hierinne ohne Grund tadeln. Hegio war nicht zu seinem Bruder gegangen, sondern kömmt in dem zweyten Auftritte zu seinem Hause heraus, wie ich diese Stelle schon in einer vorhergehenden Anmerkung (S. 94) erklärt habe.

Schelmereyen nicht zu beschönigen, so weis ein jeder Deutscher was das ist.

Ich bin Ihrer Meynung, daß die Leseart, wie Sie im vierten Auftritte des dritten Aufzuges lesen: *A.* **Quid mihi abnutas?** *T.* **Tibi ego abnuto.** *A.* **Quid agat si absis longius;** die wahre sey, weil der Verstand am natürlichsten ist; obschon, wenn man auch die alte Leseart behält, und, so wie Coste es übersetzt, die letzten Worte den Tyndar sagen ließe, es auch nicht schaden würde. Man muß nur bedenken, daß dieser Auftritt für alle drey Personen ganz ungemein wichtig und beschäftigend ist. Jeder kann viel Bewegungen anbringen, mithin hat auch Tyndar Gelegenheit dem Aristophontes einen Wink zu geben, damit er das Maul halten möge; Aristophontes aber, der das Geheimniß nicht versteht, oder nicht verstehen will, sagt, daß es Hegio hört: Nu? was winkst du mir? So gleich giebt Hegio besser Acht, und weil Tyndar sieht, daß ihm die List fehlschlägt, so leugnet er es, und spricht: ich winkte dir? und zum Hegio: Siehe Herr, was er mir Schuld giebt, mich nur verhaßt bey dir zu machen? Was würde er nicht vorbringen, wenn du nicht so nahe bey uns stündest? Darauf wird Hegio böse und sagt: Was schwatzest du mir da für Zeug vor? Wie, wenn ich gleichwohl mit diesem Unsinnigen ernsthaft spräche? Darum sagt Tyndar endlich laut zum Aristophontes, weil er sieht, daß alles stumme Winken nicht helfen will:

Hem rursum tibi, meam rem non cures etc.

Höre, ich sage dir noch einmal, wenn du klug bist, so laß dich um meine Sachen unbekümmert; bekümmre ich mich doch nicht um deine. Ich stelle mir dabey vor, daß Tyndar, indem er das sagt, dem Aristophontes abermals, ohne daß es Hegio gewahr wird, einen Wink giebt, und gleichsam drohend zu ihm spricht: **hem rursum tibi!** Er würde hinzugesetzt haben: „es wird dir leid werden, das Maul nicht gehalten zu haben, „wenn du das Geheimniß erfahren wirst:" allein Hegio stehet zu nahe bey ihm.

Die Worte des Tyndars in eben demselben Auftritte:

Vae illis virgis miseris, quae hodie in tergo morientur meo:

haben Sie meiner Meynung nach allzubuchstäblich übersetzt. Kann man denn sagen, daß Ruthen sterben? [1] Man sagt zwar von einem Zweige

[1] Warum sagt es denn Plautus? Er hat diesen Ausdruck komischer befunden als einen andern; und ich desgleichen.

eines Baumes, der vertrocknen will: er stirbt ab; allein dieser Ausdruck findet nur alsdenn statt, wenn der Zweig noch an dem Stamme sitzt, welcher letzterer gesund ist und bleibt, da jener nur alleine vergehet. Indeß ist es gewiß, daß dieses eine der artigsten Stellen in unsrer Komödie ist. Ich stelle mir vor, wie der Schauspieler mit einem halb zärtlichen doch gar nicht kläglichen Tone wird gesagt haben: Wehe den armen Ruthen, die man heute ohne Erbarmen auf meinem Rücken zu Schanden schlagen wird. Coste hat dieses gar artig übersetzt. Nach seiner Uebersetzung sieht man ganz deutlich, daß Tyndar sich nicht beklagt; er bedauert nur die Ruthen. Und das was er gleich darauf sagt: Was verweilet ihr noch ihr Ketten; eilet doch, kommt, umfasset meine Schenkel, ich will euch treulich bewachen: klingt im Französischen noch viel artiger, weil das Wort *embrassez* (mes jambes) eine sehr zärtliche Nebenbedeutung hat, weil es zugleich umarmen bedeutet.[1] Der Dichter hat hier viel Geschicklichkeit gezeigt, wie ein Mensch, der ein gutes Gewissen hat, gleichwohl aber einer Sache wegen, die mehr rühmlich als strafbar ist, in Gefahr kömmt, ohne eine niederträchtige Schwachheit blicken zu lassen, gelassen erwartet, was man mit ihm vornehmen werde.

Die prahlerhafte Ausschweifung des Ergasilus im zweyten Auftritte des vierten Aufzuges ist lächerlich genug. Allein, daß Sie die Worte **Balista** und **Catapulta** in Ihrer Uebersetzung nur mit deutschen Buchstaben geschrieben haben, kann ich Ihnen nicht vergeben.[2] Ein Leser, der nicht die alte römische Kriegsgeräthschaft kennet, sucht hier den Verstand, oder den ausschweifenden Scherz vergeblich. Es ist ja Ihre Absicht nicht, daß man alle Worte des Plautus aus ihrer Uebersetzung soll verstehen lernen. Wenn Sie nur wenigstens durch eine kleine Anmerkung der Armuth dieser Leser zu Hülfe gekommen wären. Allein Sie sind gar zu geizig. Coste hat ohne diese seltnen Namen anzubringen, diese Stelle gar artig übersetzt, und in einer Anmerkung die Ursache gesagt, warum er sie nicht von Wort zu Wort habe übersetzen wollen.

[1] Man darf nur das Wort umfassen nehmen, so findet eben die so artige Nebendeutung, welche meinem Gegner so wohl gefällt, bey dem deutschen Ausdrucke Statt.

[2] Ich habe geglaubt, daß das, was mir so gar sehr deutlich gewesen, auch allen meinen Lesern begreiflich seyn werde. Habe ich dadurch, daß ich ihnen allzu viel zugetraut habe, einen Fehler begangen, so wird mich ihre Höflichkeit schon entschuldigen. Denn eine Höflichkeit erfodert die andre.

Was ferner Ergasilus in eben dem Auftritte etwas weiter unten sagt:

Tum pistores scrophipasci . . .
Eorum si quojusquam scropham in publico conspexero,
Ex ipsis dominis, meis pugnis exculcabo furfures.

haben Sie gleichfalls sehr undeutlich übersetzt, wiewohl hieran die alte Leseart, die Sie vor sich gehabt haben, Schuld ist. Sie mögen selbst urtheilen, ob es nicht sehr gezwungen ist, wenn Sie am Ende der ganzen Rede hinzusetzen müssen, ich meyne ihren Besitzern. Coste hat dieß gemerkt; seine Anmerkung verdient, daß ich sie hersetze:[1] Un savant Critique a crû qu'il falloit lire au lieu de *ex ipsis dominis, ex ipso abdomine*. Je voudrois pour l'honneur de Plaute qu'on pût trouver cette leçon en quelque MScrit, car la leçon ordinaire fait à mon avis un sens fort bizarre et où il est bien difficile de trouver le mot pour rire. Streichen Sie in Ihrer Uebersetzung die Worte ich meyne ihren Besitzern weg, so haben Sie eben diesen Verstand. Warum aber Coste die Worte pistores und pistrinum durch mûniers und moulin übersetzt hat, weis ich nicht.

Erlauben Sie mir, daß ich einen kleinen Auftritt übersetzen darf, der mir nach Ihrer Uebersetzung nicht gefällt, so wie Ihnen die meine vielleicht nicht gefallen wird. Ich wollte anfänglich nur Anmerkungen zu der Ihrigen machen, und zeigen, daß man vom Specke nicht sagen könne sterben und dergleichen mehr; es würde aber viel zu weitläuftig geworden seyn.[2] Der Auftritt, welchen ich vornehmen will, ist der dritte des vierten Aufzuges. Ergasilus ist voller Freuden, daß Hegio ihn zu seinem Haushofmeister gemacht. Er ist ganz außer sich, für Vergnügen einmal eine rechte Mahlzeit anrichten zu können. Sobald also Hegio weg gehet, bricht er in die Worte aus:

[1] Ich sollte meynen, daß in dieser Stelle eine ziemlich komische Wendung zu finden sey, wenn man die alte Leseart beybehielt. Gruterus ist auch der Meynung, weswegen er hinzusetzt: lepide minatur se id facturum dominis quod iuxta nexum orationis facturum quis putaret suibus. Der gelehrte Kunstrichter aber, auf den sich Coste gründet, ist Jacobus Palmerius. Wissen Sie aber, was Taubmann von dieser Verbesserung sagt? Palmerius legit *ex ipso abdomine* etc. invita Venere, et cuius sententia opinor non plus sapit quam occisa sus, quod noster ait.

[2] Was ich in der Anmerkung S. 113 gesagt habe, das kann ich auch hier sagen. Hat Plautus solche uneigentliche Ausdrücke gebraucht, so muß sie auch der Uebersetzer brauchen können. Wer sie tadeln will, der scheint mir von dem komischen Ausdrucke nicht viel zu verstehen. Uebrigens wird es auf den Leser ankommen, unsre beyden Uebersetzungen dieses Auftritts mit einander zu vergleichen. Mein Gegner wird sich ohne Zweifel nicht besonnen haben, daß diese wunderlichen Reden und possenhaften Anspielungen mit zu dem Charakter des Ergasilus gehören.

„Er geht fort? und mir überläßt er die Verwaltung des ganzen Küchen-„wesens? Ihr unsterblichen Götter welch Glück! O welche Schlacht „will ich unter dem Viehe anrichten! wie viel Köpfe werde ich lassen „herunter schmeißen! Welche Verheerung will ich unter dem Specke und „den Schinken anrichten! Wie werde ich das Fett so dünne machen! „und wie will ich die Schlächter durch viel Arbeiten abmatten! Doch „was halte ich mich auf, hier lange zu erzählen, womit ich meinen „Bauch zu füllen gedenke? Ich gehe hin, mein großes Amt selbst an-„zutreten. Ueber den Vorrath werde ich das Urtheil sprechen, und den „unschuldig aufgehangenen Schinken eiligst zu Hülfe kommen."

Ich bin gewiß, daß Ihnen selbst der Ausdruck im ersten Auftritte des fünften Aufzuges, wodurch Sie die Worte statua verberea, eine schläge-faule Bildsäule übersetzt nicht gefällt. Was ist das? [1] Coste hat dieß besser übersetzt, wenn er sagt »cet idole icy, qui merite d'etre »roué de coups.«

Die Art, wie Sie die Stelle des Stalagmus gleich im Anfange des zweyten Auftritts im fünften Aufzuge übersetzt haben, ist sehr natürlich, und ich glaube, daß dieses wirklich der Sinn des Dichters ist. Coste hat eben so übersetzt, wenn er sagt: [2] que peut-on attendre de moi, si un homme de votre merite ne fait pas scrupule de donner des entorses à la verité? je n'ai jamais eté beau ni joly etc.

Daß eine Sprache vor der andern manchmal gewisse Worte, Ausdrückungen und Redensarten hat, die viel bequemer sind eine Sache in einer Uebersetzung eben so wohl als im Originale auszudrücken, daran wird wohl niemand zweifeln. Ein Beweis davon ist die schöne Stelle im zweyten Auftritte des fünften Aufzuges:

Sta. Ouod ego fatear, credine pudeat? . .

Heg. At ego faciam ut pudeat, nam in ruborem te totum dabo.

Coste übersetzt es: *Sta.* Je ne rougis pas de l'avouer. *Heg.* Và je

[1] Ich sollte kaum glauben, daß ein Deutscher diesen Ausdruck nicht verstehen sollte. Eine schlägefaule Bildsäule ist hier ein Kerl, bey dem die Schläge eben so wenig fruchten würden, als bey einer Bildsäule. Gefällt jemanden die französische Uebersetzung dieses Ausdrucks besser, so kann ich es leicht zufrieden seyn. Nur habe ich es nicht für gut befunden aus dem, was Plautus mit zwey Worten sagt, acht bis neun Worte zu machen.

[2] Nein Coste hat es nicht so übersetzt. Bey ihm will der Knecht sagen: Wenn du die Unwahrheit redest, wie vielmehr soll ich sie nicht reden, der ich niemals was getaugt habe? Bey mir aber sagt er: Ich habe dir deinen Sohn entführt, und du sprichst gleichwohl, ich sey ein feiner Knecht? Was muß ich denn noch thun, daß du richtiger von mir urtheilen lernst?

sçaurai bien trouver le moyen de te faire rougir. Das artige in diesem Ausdrucke bestehet in dem Worte rougir, wie man leichte sieht, und welches nicht einmal im Lateinischen so artig klingt. Im Deutschen hätte man es eben so geben können. Stal. Meynest du, daß ich darüber erröthen werde? Heg. Allerdings, ich will es schon machen, daß du über und über erröthen sollst. [1]

Den Beschluß der Komödie macht eine Anrede an die Zuschauer, über welche in Ihrer Uebersetzung stehet [der] [Schlußredner]. Ich vermuthe also, [2] daß in der Ausgabe, der Sie sich bedienet, Recitator gestanden. Coste lieset statt Recitator Grex oder Caterva, und hat bey dieser Gelegenheit eine gar artige Anmerkung gemacht, ob dieser Recitator einer von den Schauspielern gewesen, so in eben demselben Stücke mit gespielt; oder eine besondere Person. Er beweiset das erste, ob es schon sehr wider den Wohlstand sey, daß einer von den Spielenden auf einmal seinen Charakter ablegt, und unter der Person eines bloßen Komödianten hintritt, den Zuschauern ein Compliment zu machen.

Es ist wohl einmal Zeit, daß ich meine Critik beschließe. Ich werde es nicht wie diejenigen machen, die, wenn sie nichts mehr wissen, dennoch zum Beschlusse sagen, sie würden noch vieles erinnern, wenn sie nicht befürchteten allzu weitläuftig zu werden. Nein, ich gestehe aufrichtig, daß dieses alles ist, was ich wider diese Komödie zu sagen habe, und daß ich überzeugt bin, daß diese Critik dem Dichter und seinem Uebersetzer so wenig schaden werde, als ich versichern kann, daß ich dieser Kleinigkeiten ungeachtet, gegen beyde die vollkommenste Hochachtung habe, und daß das, was ich dagegen angeführt, viel zu wenig sey, dem Dichter seinen Ruhm und meine Bewunderung zu versagen. Je genauer ich gegentheils dieses Stück untersucht habe, Fehler darinne zu entdecken, je mehr habe

[1] Vielleicht würde ich auch darauf gefallen seyn, wenn ich das Recht zu haben geglaubt hätte, den Plautus schöner zu machen, als er ist.

[2] Sie vermuthen falsch. Es heißt in meiner Ausgabe auch Grex; und in der einzigen Straßburger Edition, welche Mulingus besorgt hat, steht Recitator. Wenn sich Herr Coste übrigens nur ein wenig genauer umgesehen hätte, so würde er eine Stelle bey dem Plautus gefunden haben, woraus er ausdrücklich hätte schließen können, daß es nicht allezeit einer von den spielenden Personen gewesen, welcher diese Schlußreden hielte. Diese Stelle steht zum Beschlusse der Cistellaria:

— — — omnes intus conficient negotium.
Vbi id erit factum, ornamenta ***ponent,*** post id ea loci
Qui deliquit, vapulabit; qui non deliquit, bibet.

Sie, die Schauspieler, spricht er, werden ihren Putz ablegen, nicht wir, wie er doch nothwendig hätte sagen müssen, wenn er selbst ein Schauspieler gewesen wäre.

ich auch Schönheiten darinne angetroffen. Alle Charaktere, bis auf die schlechtesten, sind auf das vollkommenste ausgebildet, und doch nicht übertrieben. Ist nicht in der Person des Ergasilus der Charakter eines Schmarutzers auf das lebhafteste ausgedruckt, und behauptet er nicht diesen Charakter durch das ganze Stück mit einer ungemeinen Stärke? Steigt und fällt nicht sein Muth? Ist er nicht trotzig oder verzagt, nachdem seine Hoffnung zu schmausen groß oder geringe ist? Ist er nicht, wie es für einen solchen Kerl gehört, unverschämt, niederträchtig, von schlechten Sitten, und lasterhaft? Hat nicht der Dichter in der Person des Hegio auf das vortrefflichste einen alten reichen Bürger geschildert, einen ehrlichen Mann, einen Vater, der seine Kinder über alles liebt, der alles, was ihm zum Besitz derselben verhelfen kann, anwendet, und alles, was man ihm sagt, wodurch er dazu gelangen könne, leicht glaubt; so bald er aber einmal hintergangen worden, wie alle Alte, mistrauisch wird, und sich völlig verlohren schätzet? Ist nicht Tyndarus ein Mensch, der mit seinem Herrn von Jugend auf zusammen gelebt, und mit ihm die Vortheile einerley Erziehung genossen hat? Ist es also nicht natürlich, daß er diesen Herrn mehr liebt, als ein gemeiner Knecht sonst einen Herrn lieben würde? Ist es nicht natürlich, daß der Herr ihn wiederum gleichfalls mehr liebt, als einen gemeinen Knecht? Hier bewundre ich die Kunst und den Geist des Dichters: denn aus diesem Grunde sind die schönen Auftritte entsprungen, wo bey dem Abschiednehmen Tyndarus unter der Person des Philokrates seinem Herrn alles das Gute vorhält, so er ihm als Knecht erwiesen; wie treulich und willig er ihm gedient, und wie viel er um seinetwillen bey dieser Gelegenheit absonderlich wage; wie viel Vertrauen er in ihn setze, daß er ihn nicht werde in der Gefangenschaft zurücklassen, da er bloß durch ihn itzo frey sey, und in sein Vaterland reisen könne. Tout cela me paroit interessant et touche avec beaucoup de delicatesse, sagt Coste in einer artigen Anmerkung hierüber. Dem Hegio selbst bricht das Herz, wenn er voller Verwundrung ausruft:

Dii vostram fidem,
Hominum ingenium liberale ut lacrumas excutiunt mihi.

Eben so schön ist der zweyte Auftritt im dritten Aufzuge, wo Hegio den Tyndarus, nachdem er die List entdeckt, so hart angehet, und drohet, und dieser mit der größten Standhaftigkeit, und einer Kaltsinnigkeit, welche nur ein gutes Gewissen wirken kann, antwortet, und sich so schön

vertheidigt, daß man ihm allezeit Beyfall geben, und ihn in seinem Unglücke bedauern muß. Er läßt zwar mehr Verstand und Tugend blicken, als man von einem Knechte verlangen kann; allein dieser Einwurf ist dadurch gehoben worden, daß er mit dem Philokrat einerley Erziehung genossen hat. Stalagmus hingegen ist ein trotziger Knecht, ein alter boshafter Schalk, der mit seinen Lastern prahlet, und sich eine Ehre daraus macht, ein Taugenichts zu seyn. Und konnte er wohl anders seyn? Mußte der Dichter nicht den, der das Herz gehabt, seinem Herrn ein Kind von vier Jahren zu entführen, also bilden? Ein mittelmäßig böser Knecht, der sich hier auf das Bitten gelegt hätte, würde nicht gefallen haben.

Doch hat Terenz vielleicht auch hier den Plautus übertroffen, weil Varro schon gesagt, daß er unter allen komischen Dichtern die Charaktere so vollkommen auszudrücken gewußt, daß wenn die Natur selbst hätte sprechen wollen, so würde sie sich seiner Worte haben bedienen müssen.

Ich gestehe also gern, daß Plautus große Verdienste habe, daß dieses Stück, die Gefangnen, voll schöner Stellen sey, daß der Dichter darinne viel Kunst und viel Erfahrung blicken lasse: doch nimmermehr werde ich zugestehen, daß es ohne Fehler, oder daß es gar das schönste Stück sey, so jemals auf das Theater gekommen. Zu des Plautus Zeiten haben Sie vielleicht sagen wollen. Denn wie weit ist er noch von der Vollkommenheit entfernt, wozu ein Moliere gelangt ist? Es verdient das Schöne darinne nachgeahmet zu werden, doch muß man uns das Stück überhaupt nicht als das vollkommenste Muster vorlegen. Sollte ich demnach in meinem Urtheile irren, so bitte ich Sie, um Ihrer Stärke willen in theatralischen Dingen, mir aus meinem Irrthume zu helfen, und mich davon mit Gründen zu überführen; welches Ihnen nicht wenig Ehre bringen, und den Ruhm Ihres Helden nicht um ein geringes vermehren wird. Ich werde zwar also meine Sache verlieren; im Gegentheil aber mich freuen, durch meine Zweifel Ihnen Gelegenheit gegeben zu haben, Trotz aller Einwürfe, uns das Geständniß abzuzwingen, daß die Gefangnen des Plautus das schönste Stück sind, so jemals auf das Theater gekommen ist.

Ich schließe mit dem Urtheile des Hrn. von Effen, welches er in seinem Menschenfeinde von unserm Dichter fällt:

Ce comique Boufon, n'en deplaise aux savans,
A son grossier Parterre immole le bonsens.

Chez lui d'un trait d'esprit la grace deployée
Dans mille jeux de mots d'ordinaire est noyée:
Sans rime et sans raison il fait le goguenard:
La justesse en ses vers n'est qu'un don du hazard.
Si le Valet souvent y parle d'un ton grave,
L'honnet-homme y produit les pointes d'un esclave.
Enfin par un seul trait, pour le depeindre en tout,
Il eut beaucoup d'esprit, peu d'art, et point de gout.

Ich bin rc.

Geschrieben im Brachmonat 1750.

Ich glaube, in diesem Briefe ist alles gesagt, was man nur immer zum Nachtheil des Plautus vorbringen kann. Und vielleicht meynen auch viele meiner Leser, daß Beschuldigungen darinne vorkommen, die man nimmermehr beantworten könne, und wobey auch der eifrigste Vertheidiger dieses Dichters seinen Witz nur umsonst anwenden würde. Doch wir wollen sehen. Alles was man wider ihn vorgebracht hat, beziehet sich auf drey Stücke. Kunst, Witz und Moral sind es, worinne sich Plautus sehr tadelhaft soll bezeigt haben. Zu dem ersten gehören alle Einwürfe, die man ihm, besonders in diesem Lustspiele, wider die Einheit der Handlung, wider die Dauer, kurz wider die ganze mechanische Einrichtung seiner Stücke macht. Zu dem andern gehören seine seichten und nichtsbedeutenden Scherze; und zu dem dritten einige unbehutsame und allzusaftige Stellen, welche man bey ihm will gefunden haben. Ich will bey dem letzten zu erst anfangen; und hoffe leicht damit zu Stande zu kommen, weil ich gar nicht gesinnt bin, unsern Dichter in allen seinen Lustspielen deswegen zu entschuldigen, sondern bloß seine Gefangnen von diesem schimpflichen Vorwurfe zu befreyen suche. Ueberhaupt aber von den unkeuschen Stellen des Plautus zu urtheilen, sollte man wohl überlegen, daß vieles, was itzo unsre Ohren auf die ärgerlichste Art beleidiget, zu seiner Zeit von ernsthaften Römern ganz gleichgültig konnte angehöret werden. Es ist die größte Ungerechtigkeit, die man gegen einen alten Schriftsteller ausüben kann, wenn man ihn nach den itzigen feinern Sitten beurtheilen will. Man muß sich durchgängig an die Stelle seiner Zeitgenossen setzen, wenn man ihm nicht Fehler andichten will, welche bei ihm keine sind. Es war bey den alten Römern nichts gewöhnlicher und nichts weniger anstößig, als Laster, welche offenbar im Schwange giengen,

bey ihrem rechten Namen zu nennen. Die Bühne war dazu, sie zu bestrafen. Was sich der Zuschauer nicht schämte zu thun, sollte sich das der Dichter schämen zu nennen? Dichter und Zuschauer waren also, wird man mir vorwerfen, im höchsten Grade unverschämt, und folglich im höchsten Grade lasterhaft. Allein, die Wahrheit zu gestehen, mit diesem folglich bin ich nicht sehr zufrieden. Ich weis nicht, mit was für einem Rechte man die oft erzwungne Fertigkeit bey Anhörung gewisser Worte, bey Erblickung gewisser Gegenstände roth und unwillig zu scheinen, unter die Tugenden setzen kann? Die Schamhaftigkeit in diesem Verstande ist oft nichts als die Schminke des Lasters. Uebrigens berufe ich mich auf alle die anstößigen Stellen, woraus man dem Plautus ein so groß Verbrechen macht, und behaupte, daß keine einzige auf eine Art abgefasset sey, welche unschuldige Gemüther verführen könne. Sie sind insgesammt allzu rauh, und können nichts als Abscheu erwecken. Ja, ich müßte mich sehr irren, wenn man nicht von dem, was unsre feinern Köpfe das Schalkhafte zu nennen belieben, einen weit größern Schaden zu besorgen hätte. Das Gift, welches man uns unvermerkt einflößet, verfehlt seltner seine Wirkung, als das, welches man uns offenbar aufzudringen sucht. Doch ich will mich itzo hierüber nicht weiter einlassen; genug wenn ich nur zeigen kann, daß in den Gefangnen nicht das geringste zu finden ist, dessen sich Plautus, auch wenn er in unsern Zeiten gelebt, zu schämen hätte. Ich habe in dem zweyten Stücke bey Gelegenheit gesagt: daß je gelehrter die Commentatores sind, je weniger Witz ließen sie dem Schriftsteller, den sie erklären wollen. [1] Jetzo will ich hinzu setzen, je

[1] Es scheint, als ob man meine Beschuldigung nur für einen bloßen Einfall angenommen habe; allein, wenn es darauf ankommen sollte, so wollte ich mit mehr als hundert Beyspielen die Wahrheit derselben bestärken. Eines davon habe ich allzu große Lust hier anzuführen, weil es mir gar zu besonders zu seyn scheinet. Im ersten Auftritte des ersten Aufzuges des Curculio stehet ein Jüngling nebst seinem Knechte, und einigen andern, die er bey sich hat, neben einem Altare der Venus. Es ist noch ganz früh, und spricht also, er möchte gern der Venus ein Frühstück zum Opfer bringen. Was denn? fragt der Knecht. Mich, dich, und diese alle, antwortet der Herr. Wie? spricht der Knecht, willst du, daß sich die Venus übergeben soll? Die Stelle selbst heißt so:

Ph. Me inferre Veneri vovi iam ientaculum.
Pa. Quid antepones Veneri a ientaculo?
Ph. Me, te, atque hosce omnes. *Pa.* Num tu Venerem vomere vis?

Wer sieht nicht sogleich, daß der Knecht sagen will: wenn du uns ihr willst zum Frühstücke vorsetzen, so wird es ihr gewiß schlecht bekommen. Wir sind so ein niedlicher Bissen, daß sie sich nothwendig wird übergeben müssen! Der Einfall ist knechtisch, aber so deutlich als er nur immer seyn kann. Gleichwohl will Tan. Faber uns in einem Briefe an Sarravium versichern, daß niemand diese Stelle verstanden habe, noch verstehen könne. Er habe

gelehrter die Commentatores über unsern komischen Dichter seyn wollen, je mehr anstößige Stellen finden sie bey ihm. Zwei Oerter, aus gegenwärtigem Stücke, worinne sie mir allesammt mehr zu sehen scheinen, als sie sehen sollten, mögen es beweisen. Allein, man wird fragen, was mich so verwegen macht, der Einsicht so vieler gelehrten Kunstrichter meine Wenigkeit entgegen zu setzen, die man noch aus keinem einzigen lege meo periculo kennet; ich muß es also nur gestehen, Plautus selbst. Er versichert uns in der Vorrede, daß in dem ganzen Stücke keine versus spurcidici immemorabiles wären, muß also nicht entweder Plautus selbst, oder seine Ausleger lügen? Nothwendig, und wer kann es mir verdenken, daß ich lieber das letzte glaube, da ohnedem in den streitigen Stellen ein so guter Verstand liegt, daß man gar nicht nöthig hat, zu solchen unzüchtigen Anspielungen seine Zuflucht zu nehmen. Wir wollen sie selbst ansehen. Die erste befindet sich im zweyten Auftritte des vierten Aufzuges.

Heg. Esurire mihi vidêre. *Erg.* Mihi quidem esurio non tibi.
Heg. Tuo arbitratu facile patior. *Erg.* Credo, consuetus puer.
Heg. Iupiter te Dîque perdant.

Die mittelste Zeile hatte ich in meiner Uebersetzung aus den in der Anmerkung S. 100 angeführten Ursachen weggelassen; jetzo aber will ich zeigen, daß sie gar nichts Böses in sich hält. Man sieht wohl, daß das Wort *patior* den Verdacht einzig und allein erweckt hat. Doch ich will nur die ganze Stelle übersetzen, und ich glaube, man wird dem Plautus Recht wiederfahren lassen.

Hegio. Du bist mir also hungrig, wie es scheint.

Ergasilus. Ich bin mir hungrig und nicht dir.

Hegio. Meinetwegen, ich kann es zufrieden seyn.

Ergasilus. O das weis ich wohl, du bist von Jugend auf ein

lange gesonnen, was wohl dahinter stecken möge, und endlich wäre er auf den Einfall gekommen, sie in das Griechische zu übersetzen, woraus sie ohne Zweifel genommen wäre. Er habe es gethan, und endlich diesen sehr richtigen griechischen Vers heraus bekommen:

Φ. ἐμε, σε και τουτους. Πα. την γουν. Αφροδιτην θελης ἐμεσαι.

ὠ ποποι habe er ausgerufen, istuc ipsum est quod quaeris. Er meynt nämlich, es sey hier ein bloßes Wortspiel zwischen *ἐμε*, *σε* und *ἐμεσαι* (vomere), welches von dem Plautus nicht bemerkt sey, und daher so unverständlich übersetzt worden. Wer bewundert nicht die Geschicklichkeit dieses Mannes, der aus einem noch ganz erträglichen Scherze des Plautus mit so vieler Gelehrsamkeit ein verdorbnes Wortspiel zu machen weis. *ὠ ποποι* rufte ich aus, als ich es das erste mal las, wie kurzsichtig sind die Herren Kunstrichter, wenn sie am weitesten zu sehen glauben!

Mensch gewesen, dem es eben so nahe nicht gegangen ist, wenn einen ehrlichen Kerl hungerte.

Hegio. Ey, hol dich der . .

Ich habe mit Fleiß etwas weitläuftig übersetzt, damit man es desto deutlicher einsehen möge, was ich für einen Sinn darinne finde. Aus dem Fluche des Hegio ist gar nichts zu schließen. Denn dieser ist nur verdrüßlich, daß ihn Ergasilus einer solchen Unempfindlichkeit und Kargheit beschuldigen will. Die andre Stelle, die ich nun zu entschuldigen habe, ist in dem zweyten Auftritte des letzten Aufzuges. Hegio sagt zu seinem verlaufnen Knechte:

Bene morigerus fuit puer: nunc non decet.

Hier ist es offenbar das arme Wort morigerus, welches unsre keuschen Kunstrichter aufmerksam gemacht hat. Ich leugne gar nicht, daß es dann und wann nicht eine schlimme Bedeutung habe, allein hier nur findet sie nicht Statt; weil Hegio nichts weniger als mit seinem Knechte Possen treiben will. Ich habe es in meiner Uebersetzung so gegeben, daß mein Gegner selbst gestehet, er zweifle, ob Plautus so was schändliches dabey gedacht habe, als es ihm seine Ausleger, und der französische Uebersetzer Herr Coste Schuld geben. Sind aber diese beyden angeführten Stellen unschuldig, so wird man auch in dem ganzen Stücke kein einziges Wort finden, welches nur im geringsten der schärffsten Moral entgegen sey.

Die Fortsetzung im vierten Stücke.

[IV.]

Samuel Werenfels

Rede zur Vertheidigung der Schauspiele.

Aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt, und mit einigen Anmerkungen begleitet von M. Immanuel Friedr. Gregorius aus Camenz.

Wittenberg, 1750. in 4to, auf 40 Seiten.

Diese Rede des berühmten Werenfels ist in ihrer Grundsprache ein lesenswürdiges Stück. Sie ist nicht eine Vertheidigung der Schauspiele überhaupt, sondern nur in so ferne sie in Schulen aufgeführt zu

werden verdienen. Nach einem kurzen Eingange, in welchem er die Wichtigkeit seiner Materie darthut, und von der Annehmlichkeit der Schauspiele, die von niemanden in Zweifel gezogen wird, redt, kömmt er auf seinen Hauptsatz, und zeiget auf eine doppelte Art, was sie für einen unwidersprechlichen Nutzen bey der Jugend haben können. Er betrachtet sie erstlich, in wie ferne sie den Zuschauern nutzen; er redet von der Kenntniß der Menschen, von der Verabscheuung des Lasters, von der Liebe zur Tugend, wozu sie uns die vortrefflichsten Anleitungen geben, und weiset zugleich, daß diese Anleitungen in der lebhaften Abschilderung wahrscheinlicher Gemüthsarten, in der Vorstellung einnehmender Begebenheiten, und in der Anführung wichtiger Sittensprüche liegen können. Doch nicht genug, daß sie uns zu tugendhaften Menschen machen, sie können auch unsre Wissenschaften vermehren und unsre Fähigkeiten stärken. Die merkwürdigsten Exempel der Historie, die ernsthaftesten Wahrheiten der Weltweisheit, ja selbst die Streitigkeiten unterschiedner Religionen, können auf das nachdrücklichste darinne vorgestellet werden. Und was die Beredsamkeit für Nahrung in denselben finde, haben die größten Meister derselben, alter und neuer Zeit, bewiesen. Eben so richtig finden wir den Nutzen der Schauspiele, wenn wir uns, andern Theils, an die Stelle derer, die sie selbst vorstellen, setzen. Diese nehmen nicht allein an allen den angeführten Vortheilen der Zuhörer Theil, sondern sie stärken auch dadurch ihr Gedächtniß, welches nothwendig in der Jugend geschehen muß, und üben sich in der körperlichen Beredsamkeit, welche, nach des Demosthenes eignem Ausspruche, die vornehmste Eigenschaft eines Redners ist. Alles dieses führt unser Redner auf eine würdige Art aus, und zeigt zum Ueberflusse, daß die größten Schulmänner, ein Johann Sturm und ein Comenius, und, welche in dieser Sache kein geringer Ansehen haben, die Glieder der Gesellschaft Jesu selbst, die Nothwendigkeit der Schauspiele in den Schulen erkannt haben.

Dieses, was wir anführen, ist nichts als der trockne Inhalt. Wenn unsre Leser von der Vortrefflichkeit der Ausführung urtheilen wollen, so müssen sie das Original selbst, oder eine getreure Uebersetzung, als die gegenwärtige ist, zu Rathe ziehen. Es ist ein Glück, daß uns diese nicht fehlt. Schon vor einigen Jahren ist sie uns von einer geschickten Feder in den critischen Beyträgen geliefert worden. Wir würden sie allzu wenig loben, wenn wir nur sagen wollten, daß sie die gregorische bey

weitem übertreffe. Eine gute und schlechte Arbeit muß man auch nicht einmal mit einander vergleichen, wenn man beyden will recht widerfahren lassen. Wir schließen nicht ohne Grund, daß Herr M. Gregorius seinen Vorgänger gar nicht müsse gekannt haben; welches ihn zwar von dem Verdachte des Ausschreibens befreyet, in der That aber zu einer Schande gereicht. Bey einem Schriftsteller muß es das erste seyn, sich zu erkundigen, wie weit es andre in der Arbeit, die er unternimmt, schon gebracht haben. Und besonders ist ein Uebersetzer verbunden, keine Schrift vorzunehmen, von der man schon eine Uebersetzung hat, wenn er nicht gewiß überzeugt ist, daß er eine ungleich beßre liefern kann. Hätte der Herr Magister gewußt, daß diese Rede schon übersetzt sey, so würde er es gewiß unterlassen haben, die Welt mit ein Paar Bogen voller Schulknabenschnitzer zu beschenken, und sein Bißchen Ehre würde auf dieser Seite auch keinen Abbruch gelitten haben. Unser Urtheil würde sehr ungerecht scheinen, wenn wir es nicht bewiesen. Wir wollen ihm also in aller Kürze Stück vor Stück zeigen, daß er erstlich die lateinische Sprache sehr schlecht verstehe; daß er anderns fast eben so wenig der deutschen gewachsen sey, und welcherley drittens seine Anmerkungen schlecht sind.

Von dem ersten Stücke wollen wir nur ein Paar Stellen anführen, welche allzu deutlich in die Augen fallen. Weis denn der Herr Magister nicht, was apparatus figurarum heißt, daß er es durch Zubereitung von Figuren übersetzt? Es ist zwar wahr, in seinem Wörterbuche wird er Anstalt, Zurüstung und dergleichen gefunden haben; allein, Genade Gott, wenn ein Uebersetzer noch das um Rath zu fragen gezwungen ist! Kann der Herr Magister seinen Text verstanden haben, wenn er auf der 34 Seite übersetzt? Wie machen es die alten lateinischen und griechischen Tragödienschreiber? Gewiß, dieselben haben ihre Zuschauer mit keinem Vergnügen erfüllt; indem sie in ihren Erdichtungen alle andre Leidenschaften, nur nicht die Liebe, ausgedruckt. Wie macht es Plautus? Kömmt er uns nicht in seinen Gefangnen ganz unangenehm vor, darinne er nach seinem Geständnisse 2c. Ein jeder, wenn man auch das Original nicht bey der Hand hat, sieht, daß der Uebersetzer gleich das Gegentheil von dem sagt, was er sagen sollte. Wir wollen die übrigen Fehler dieser Art übergehen: die angeführten sind hinlänglich, den Leser vor seiner Uebersetzung zu warnen.

Sein Deutsch würden wir nicht tadeln, wenn er es nicht ausdrücklich auf dem Titel gemeldet, daß er diese Rede ins Deutsche übersetzt. Es scheinet, als habe er selbst einen kleinen Argwohn gehabt, es möchten einige seiner Leser zweifeln, ob seine Uebersetzung nicht vielmehr wendisch sey. Es ist also ganz klug gethan, daß man, allen Irrungen vorzukommen, dem Leser gleich voraussagt, in was für einer Sprache man habe schreiben wollen. Welcher ehrliche Deutsche sagt: Ausübungen des Körpers? Körperliche Uebungen sagt er wohl, und das versteht man auch, ohne darüber nachzudenken. Dem Urtheile seinen Namen unterschreiben: was heißt denn das? Ein Urtheil unterschreiben, das versteh ich. Wir erlangen in den Schauspielen ein Gelächter über die Thorheit: aus welcher Sprache ist denn diese schöne Redensart genommen? Die Vorstellung einer zierlichen Stellung, und dergleichen Ausdrücke wollen wir gern mit Stillschweigen übergehen: denn es ist uns in der That ein schlecht Vergnügen, dergleichen Schnitzer auszusuchen.

Auf seine Anmerkungen endlich zu kommen; diese zeigen eine solche Belesenheit an, daß man erstaunen muß, wie ein Herr Magister das Herz hat haben können, die Arbeit eines Mannes, wie Werenfels war, damit zu verstellen. Wir wollen nur einiges davon anführen, und den, welcher Lust hat sich damit zu erbauen, auf das übrige verweisen. Z. E. Wenn Werenfels von der Verbindung des Angenehmen mit dem Nützlichen redet, so glaubt unser Polyhistor wer weis was zu sagen, wenn er darunter setzt: Daher schreibt Horaz

Omne tulit punctum etc.

Er bringt das Wort Pedante, welches Werenfels nicht einmal gebraucht, bey Gelegenheit einmal an, und alsbald glaubt er Ursache genug zu haben eine ganze Stelle aus dem Bayle davon anzuführen, welche nicht die geringste Beziehung auf den Ort, an welchem er sie anführt, hat. Doch so was wäre einem Menschen, der nichts bessers zu sagen weis, noch zu gute zu halten; wenn er nur gezeigt hätte, daß er die Stellen, welche er anführt, verstünde. Werenfels verdammt die Anrufung der Götter, und das Schwören bey ihren Namen in den Schauspielen, und unser Herr Magister setzt mit vieler Ueberlegung darunter: Horaz sagt daher recht

Nec Deus intersit, nisi dignus vindice nodus
Inciderit.

Es ist unmöglich, daß er diese Stelle bey dem Horaz selbst kann gelesen haben: denn sonst würde er gewiß wissen, daß in dieser Stelle eine der wichtigsten theatralischen Regeln verborgen liege, und daß sie nichts weniger als das bedeute, was er sie bedeuten läßt. Wer hat denn dem Herrn Gregorius gesagt, daß in dem Traume des Scipio lauter Gottheiten aufgeführet würden? Wir verlangen gar nicht, daß er dieses Singespiel selbst solle gelesen haben; allein als ein Magister hätte er es wohl aus dem Cicero schließen können, daß dieses nicht möglich sey. Der neue Büchersaal hat ihm vortreffliche Dienste bei diesen sauern Anmerkungen gethan. Woher wüßte man es auch sonst, als aus dem Büchersaale, daß Plato die Dichter aus seiner Republik verbannt? Werden die Verfasser nicht selbst herzlich über die Einfalt unsers Notenschreibers haben lachen müssen? Seine Art gelehrte Männer zu loben, ist auch ganz besonders. Einem Manne von entschiednem Verdienste das Beywort unvergleichlich zu geben, ist gewiß unvergleichlich.

Wenn wir über diese Rede hätten Anmerkungen machen sollen, so würden wir vornehmlich darauf gesehen haben, daß wir alle die Gründe, die der Verfasser nur insbesondre für die Schauspiele in Schulen anbringt, auf die Schauspiele überhaupt angewendet hätten. Wir würden mit Exempeln gezeigt haben, daß man wirklich die ernsthaftesten philosophischen Wahrheiten, ja selbst Religionsstreitigkeiten auf das Theater bringen könne, und gebracht habe. Wir würden die Laster und Tugenden angeführt haben, die man mit gleichem Glück in den Lustspielen vollkommen verhaßt, und vollkommen liebenswürdig vorgestellt hat; und viele andre Sachen, wozu man aber Belesenheit in den Schauspielen selbst nöthig hat, die wir freylich einem Herrn Magister nicht zumuthen wollen.

Wir wundern uns übrigens gar nicht, daß diese Uebersetzung gleichwohl in so vielen Zeitungen ungemein gelobt worden ist: woher diese gefälligen Urtheile entsprungen, wird Herr Gregorius am besten wissen, und wir wissen es auch.

[Viertes Stück.]

Vorbericht des Uebersetzers.

Wir haben die Uebersetzung dieses Stücks unsern Lesern schon im vorhergehenden Stücke versprochen.[1] Es ist nun in diesem Jahre in Paris auf sieben und einen halben Bogen in Octav herausgekommen; und verdienet wegen der vielen vortrefflichen Anmerkungen, die es ungeachtet seiner Kürze enthält, daß wir es ganz mittheilen. Der ältere Riccoboni, der Vater unsers Verfassers, hat sich schon um die Schauspielkunst durch seinen Tractat von der Declamation, und sein italienisches Gedichte von der Kunst zu agiren sehr verdient gemacht, und wir werden nicht ermangeln, ehestens beydes, in einer deutschen Kleidung, auch in unsre Beyträge einzurücken.

[III.]

Beschluß der Critik über die Gefangnen des Plautus.

Ich komme zu der andern Art von Fehlern, die man häufig bey dem Plautus finden will, und deren mein Gegner auch einige in seinen Gefangnen aufgetrieben hat. Diese sind seine nichts bedeutenden Scherze, deren Grund meistentheils ein Wortspiel ist. Ich gebe es zu, die Lustspiele des Plautus sind davon voll, nur das kann ich nicht zugeben, daß man daraus auf den übeln Geschmack dieses Dichters schließen will. Ich muß mich geschwind deutlicher erklären, denn ich bin sonst in Gefahr, daß meine Leser mir selbst einen sehr nichtswürdigen Geschmack zuschreiben werden. Ich rede gar nicht dem eingeschränkten Witze das Wort, welcher seine Scherze und Einfälle bloß aus dem Gleichlaute, oder der Zweydeutigkeit der Worte nimmt. Dieser kindische Weg sinnreich zu scheinen

[1] S. S. 86 Anmerk. 1. Die hierauf folgende Uebersetzung hat den Titel: „Die Schauspielkunst, an die Madame *** durch den Herrn Franciscus Riccoboni, den jüngern. Aus dem Französischen übersetzt. Vergl. Th. Danzel, G. E. Lessing sein Leben und seine Werke. S. 178. Die Anmerkung. v. M.

ist allen Schriftstellern eine Schande, besonders aber dem Dichter, als bey dem die wahre Scharfsinnigkeit am meisten gesucht und am leichtesten vermißt wird. Ich muß gleich meine Einschränkung hinzusetzen, damit ich mir nicht zu widersprechen scheine: Wortspiele, behaupte ich also, beschimpfen den Dichter, als Dichter, nicht aber als Nachahmer geringer Personen. Alle Gedichte, wie bekannt ist, theilen sich in zwey Arten; in Gedichte wo der Dichter redet, und in Gedichte, wo er andre reden läßt. Man kann, wenn man will, die dritte Art hinzu setzen, welche die beyden vorigen Fälle verbindet. In der ersten Art, wohin besonders Oden und Lehrgedichte zu rechnen sind, ist der geringste Schein eines Wortspiels unerträglich. In der Ode ist es, wo er die Sprache der Götter reden, und das Erhabne in Gedanken, Ausdruck und Ordnung herrschen lassen soll. Das Menschliche will ihm schon darinne nicht anstehen, geschweige das Pöbelhafte. Und was ist pöbelhafter als Wortspiele? In den Lehrgedichten muß er die Vernunft mehr mit Gedanken zu überschütten, als das Ohr zu kützeln suchen. Man tadelt ihn schon, und das mit Recht, wenn er uns wenig denken läßt; wie vielmehr wird er zu tadeln seyn, wenn er uns gar nichts denken läßt. Und was kann man bey einem Wortspiele gedenken? Ganz anders aber ist es in der Art von Gedichten, wo der Dichter Personen von verschiedner Gattung redend aufführet; ich meyne in den dramatischen. Hier ist es seine vornehmste Pflicht, die Personen zu schildern, wie sie sind, und sie dasjenige sagen zu lassen, was sie nach ihrem Stande und nach ihrer Gemüthsart sagen können. Diejenigen von den dramatischen Gedichten aber, die zu meinem Zwecke gehören, etwas näher zu betrachten, was für Personen hat denn ein komischer Dichter in seinen Stücken zu schildern? Von was für Stande, und von welcher Gemüthsart sind sie meistentheils? Hierauf muß man mit Unterschied antworten. Die Alten führten in ihren Lustspielen durchgängig Leute vom niedrigen Stande auf, die, in dem ersten Alter der griechischen Komödie, alle entweder strafbar oder lächerlich seyn mußten; gute und ernsthafte Personen waren gänzlich davon ausgeschlossen, ihre Stelle aber vertrat dann und wann der Chor, wenn es der Dichter nämlich für nöthig hielt, den Zuschauern eine Moral beyzubringen, die in dem Munde einer strafbaren oder lächerlichen Person ihren Werth verlohren hätte. Da aber in den letztern Zeiten die Komödie den Chor abschaffen mußte, weil er sich allzu viel Freyheit angemaßt hatte, so wurden

die Dichter genöthiget in ihre Stücke auch gute und ernsthafte Charaktere zu mischen, weil sie sonst unmöglich ihren letzten Zweck, die Besserung der Zuschauer, würden erhalten haben. Wir finden dergleichen Charaktere häufig bey dem Plautus und Terentius, die einzigen Muster die uns das Alterthum von dem verbesserten Schauspiele hinterlassen hat; und bey dem letztern noch häufiger als bey dem ersten. Wenn man aber alle, die uns sowohl bey dem einen als bey dem andern vorkommen, genau betrachtet, so wird man finden, daß sie sich niemals, so gut und ernsthaft sie auch sind, über den Stand komischer Personen, welches aufs höchste bey den Alten der mittlere Stand war,[1] erheben; das ist, sie sind so beschaffen, daß weder ein erhabner Geist noch ein edles Herz dazu erfodert wird, als wahre Muster von dem, was wir im gemeinen Leben gute Leute zu nennen pflegen. Diese nun, und alle geringre Sorten von Menschen, muß man sich vorstellen, wenn man die Muster des komischen Ausdrucks und des komischen Scherzes haben will. Der letztere gehört vor jetzo zu meinem Zwecke. Wie scherzen Leute, welche Glück und Auferziehung an die niedrigste Stelle gesetzt hat? Nicht selten strafbar, oft grob und fast allezeit mit Wortspielen. Und eben so scherzen des Plautus Knechte. Ist er aber zu tadeln, daß er seine Urbilder allzuwohl getroffen hat? Oder würde er nicht vielmehr zu tadeln seyn, wenn er ihnen seinen Witz geliehen hätte, und sie Artigkeiten sagen ließe, die kein Römer von seinen Knechten zu hören gewohnt war? Ich will es durch ein Beyspiel erläutern. **Vt pictura poesis erit.** Wer kennt nicht die saubern Gemälde auf den

[1] Daß die Alten in der That diejenigen Stücke, worinne Leute von Stande vorkamen, ob gleich ihr Inhalt vollkommen komisch war, gleichwohl nicht Komödien genennt, ist aus dem Vorredner des Amphitruo deutlich zu beweisen.

> Faciam ut commista sit *Tragico-comoedia:*
> Nam me perpetuo facere ut sit *Comoedia,*
> *Reges* quo veniant et Dî, non par arbitror.
> Quid igitur? Quoniam hic *servos* quoque partes habent,
> Faciam ut commista sit *Tragico-comoedia.*

Es würde sich nicht schicken, spricht Plautus, wenn ich dieses Stück, worinne Götter und vornehme Leute (denn so ist das Wort Reges hier zu übersetzen) vorkommen, eine Komödie nennen wollte; es würde sich aber auch nicht schicken, wenn ich ihm den Namen einer Tragödie beylegte, weil auch Personen vom geringen Stande darinne auftreten; ich will es also, um weder auf der einen noch auf der andern Seite zu verstoßen, eine Tragikomödie nennen. Wie sehr weicht folglich die Bedeutung, die wir jetzo diesem Worte geben, von der ab, welche die Alten damit zu verbinden pflegten. Ich will aber damit nicht sagen, als ob die Neuern nicht Grund gehabt hätten in Benennung ihrer Stücke mehr auf den Inhalt als die Personen zu sehen; sondern ich will nur zeigen, daß die Alten Leute von Stande und wichtigen Bedienungen durchaus aus ihren Lustspielen ausgeschlossen, und sich die niedrigsten Sorten von Menschen darinne aufzuführen begnügt haben.

französis. Spielkarten? Gesetzt es kömmt einem Künstler ein, einen König daraus in aller seiner Herrlichkeit in einem Quodlibet anzubringen; und es giebt allerdings große Künstler, die ein Vergnügen finden in Nachahmung gewisser Kleinigkeiten ihre Stärke zu zeigen. Nicht wahr wir loben ihn, wenn er eben die groben Züge, eben die unförmliche Zeichnung, und eben die Aufeinanderkleckung widriger Farben desto ähnlicher herausbringt, je mehr Zwang er seiner Hand und seinem Geschmacke bey der Arbeit hat anthun müssen? Lächerlich aber würde er seine Geschicklichkeit machen, wenn er uns einen majestätischen Körper, eine erhabne Gesichtsbildung, und einen gewählten Schmuck auf einem Blatte vorstellte, das seine ganze Schönheit von der Aehnlichkeit erlangt, und nothwendig schlecht seyn muß, wenn es ähnlich seyn soll. Warum urtheilt man also nicht auf gleiche Art von dem komischen Dichter? Warum lobt man nicht den Plautus, dessen Knechte denken und reden, wie Knechte denken und reden können? Und warum tadelt man nicht einen Marivaux, dessen Bediente zwar Bediente sind, aber Bediente aus einer marivauxischen Welt, nimmermehr aber aus der unsrigen? Ja, wendet man ein, gesetzt auch, Plautus habe in dieser genauen Nachahmung viel Kunst erwiesen, so ist er doch deswegen zu tadeln, daß er sich so schlechte Vorbilder gewählt hat. Doch hierinne entschuldiget ihn genugsam die damalige Einrichtung des Lustspiels, nach welcher er der Knechte unmöglich entbehren konnte, die, theils als gebohrne Sklaven, theils als gefangne oder erkaufte Barbaren, noch weit unter unsre Bediente zu setzen sind, und also auch das Recht haben, noch gröber zu denken und noch ungeschickter zu scherzen. Nach den Knechten hat Plautus besonders noch eine andre Art von Personen, die oft nicht weniger abgeschmackt spaßen und größtentheils durch Wortspiele witzig seyn wollen; dieses sind die Schmarutzer, Leute denen ihre Einfälle statt der Renten waren, und die von ihren Possen leben mußten. Allein in diesen Charaktern sind die schlechten Scherze des Plautus nicht nur zu entschuldigen, sondern so gar zu loben. Es war seine Absicht diese Lustigmacher verhaßt zu machen. Würde er sie aber erreicht haben, wenn er ihnen einen wahren Witz und einen feinen Geist beygelegt hätte? Nimmermehr. Ihre Verdienste waren, daß sie Ohrfeigen leiden konnten, daß sie sich zu den schimpflichsten Verrichtungen brauchen ließen, daß sie von wunderbarer Gefräßigkeit waren, und Leute dann und wann zu lachen machen konnten, die bey feinen Scherzen gegehnt hätten. Wäre es also nicht

strafbar gewesen, wenn er ihnen durch eine feine Art zu denken bey seinen Zuschauern eine Art von Hochachtung zuwege gebracht hätte, die sie gar nicht verdienten? Zum Exempel ein Maler wollte einen Affen malen, der über die Farben seines Herrn gerathen, und mit dem Pinsel eben das zu machen suchte, was er oft hat machen sehen. Würde der Maler wohl unter der Pfote des Affen das Gesichte eines liebenswürdigen Frauenzimmers entstehen lassen? oder würde er nicht vielmehr durch das, was er den Affen malen läßt, auszudrücken suchen, daß es in der That ein Affe gemalt habe?

Wenn man also aus den Lustspielen des Plautus die Knechte und Parasiten wegnimmt, so werden in der That wenig oder gar keine schlechten Scherze übrig bleiben. Es ist nicht wahr, daß er sie bey aller Gelegenheit anzubringen sucht, er weis seine Personen vortrefflich zu unterscheiden, und legt niemals einem Freygebohrnen Reden in den Mund, die man nur einem Knechte zu gute halten würde. Seine lächerlichen Alten nehm ich aus, wenn ihnen eine ausschweifende Liebe das Vorrecht giebt närrischer als andre ihres gleichen zu denken und zu handeln. Mit was für Ernst hat er nicht, zum Exempel, in dem Lustspiele Trinummus, einen vernünftigen Vater in dem Philto, einen gehorsamen Sohn in dem Lysiteles, einen uneigennützigen Freund in dem Callicles geschildert? Mit was für Anständigkeit sind die Muster getreuer Weiber Panegyris und Pinacium in dem Stichus, mit was für Vorsichtigkeit die Tochter des Parasiten in der Persianerinn gebildet? In diesen und dergleichen Charakteren, deren in seinen meisten Stücken einige vorkommen, zeige man mir das geringste Abgeschmackte, den geringsten anstößigen Scherz, und alsdann will ich es einräumen, daß Plautus nichts als ein ungeschickter Lustigmacher ist, der zu seinen Possen weder Zeit noch Personen zu wählen weis. Wenn aber sein Witz nur da seichte ist, wo er seichte seyn muß, wenn er nicht damit zu prahlen sucht, und ihn nicht, der Natur zum Trutz, an unwürdige Gegenstände verschwendet, so muß man ihn nothwendig, wenn man billig urtheilen will, den meisten neuern Dichtern unendlich vorziehen, die in allen Kleinigkeiten so viel Geistiges anbringen, daß sie das Körperliche ihres Gedichts gar darüber außer Acht lassen.

Wenn mein Gegner geglaubt hat, daß ich, die seichten Scherze des Plautus zu entschuldigen, einen nach dem andern vornehmen und etwas schönes daraus zu erzwingen suchen würde, so hat er sich sehr geirrt. Ich

entschuldige sie nicht an sich selber, sondern in Betrachtung auf das Ganze, und in Ansehung der getroffnen Natur. Beynahe eben so werde ich es mit den übrigen Fehlern die er ihm vorwirft machen, ob sie gleich etwas mehr auf sich zu haben scheinen. Die Fehler nämlich wider die mechanische Einrichtung sind es, welche die Gefangnen in seinen Augen am meisten unwürdig machen, den Namen des schönsten Stückes, das jemals auf das Theater gekommen ist, zu verdienen. Ich will sie etwas näher betrachten.

Der erste davon ist, daß Plautus wider die Einheit der Handlung soll verstoßen haben. Ich wundre mich, daß es mein Gegner gewagt hat, diesen Vorwurf zu machen, da er selbst mit dem Racine glaubt, daß Plautus größtentheils durch den einfachen Stoff, den er auf eine recht wunderbare Weise in seinen Stücken aus einander zu setzen, und, ohne ihn zu verdoppeln zu erweitern weis, die großen Lobeserhebungen, die ihm die Alten ertheilet, verdienet habe. Doch dieses zeigt, daß er lieber selbst zu urtheilen, als nach andern Urtheilen sich zu richten gewohnt ist. Es scheint mir aber, daß er hier zu scharf urtheilet. Wahr ist es, die Handlung würde nicht vollständig seyn, wenn auch Tyndarus nicht ein Sohn des Hegio wäre; allein es würde ihr eine Eigenschaft fehlen, welche de la Motte zu einer besondern Einheit gemacht hat, ob sie gleich eigentlich mit zur Einheit der Handlung gehört. Diese ist die Einheit des Antheils, oder wie er sie in seiner Sprache nennet l'unité de l'interêt. Ist es nicht wahr, die Zuschauer würden misvergnügt aus dem Schauplatze gegangen seyn, wenn ein Mensch von so edlen Gesinnungen, als Tyndarus ist, nach allen seinem Unglücke, in das ihn nur sein großes Herz gestürzt hat, nichts als ein Sklave geblieben wäre? Wäre es billig gewesen, daß bey dem Schlusse des Stückes alle spielende Personen Ursache gehabt hätten sich zu freuen, und nur die liebenswürdigste nicht? Stalagmus hat zwar auch nicht Ursache sich zu freuen, allein Stalagmus ist ein Verbrecher und mit dem Tyndarus in keine Vergleichung zu stellen. Daß aber diese Episode dem Zuschauer ganz fremd seyn würde, wenn ihm der Dichter in dem Vorredner nicht Nachricht davon gegeben hätte, glaube ich nicht. Ich bin vielmehr gewiß, daß jeder, der in den theatralischen Verwicklungen nur ein klein wenig Erfahrung hat, sich dieser Veränderung zum voraus versehen würde, wenn er den Prolog auch vorher nicht gelesen hätte. Denn dadurch ist sie schon genug vorbereitet,

daß der Dichter den Hegio in dem Stücke selbst, in dem letzten Auftritte des dritten Aufzuges, sagen läßt: Einen Sohn habe ich schon verloren, den mir ein Knecht als ein Kind von vier Jahren entwendet hat. Ich habe weder des Knechts, noch des Sohnes wieder habhaft werden können. Der andre ist nun auch in der Gewalt der Feinde. Was für ein Schicksal! Habe ich denn nur Kinder gezeugt, sie zu verlieren? Hätte Hegio diesen entführten Sohn nicht bald wiederfinden sollen, so wäre der Dichter sehr grausam gewesen, wenn er ihn ohne Noth unglücklicher gemacht hätte. Denn ein Vater, der dieses Unglück nicht gehabt, hätte hier eben die Dienste gethan. Es ist aber als eine große Schönheit an dem Plautus zu rühmen, daß er unvermuthete Fälle, die er anzubringen gedenkt, auf eine so feine Art vorbereitet, daß sie die Annehmlichkeiten der Ueberraschung nicht verlieren. Viele von den neuen theatralischen Dichtern machen ihre Vorbereitungen auf eine so grobe Art, daß sie auch den dümmsten Zuschauer alles vorher sehen lassen. Der Prolog mag also bey den Alten ein nothwendiges Theil der Komödie seyn oder nicht; Plautus ist in beyden Fällen wegen Verdopplung der Handlung außer Schuld.

Es wäre einigermaßen gut, wenn ich ihn auch wegen der Einheit der Zeit so leicht vertheidigen könnte. Allein mein Gegner ist mir hierinne überlegen, und hat es allzudeutlich erwiesen, daß der gute Dichter allzugeschwind gegangen ist. Alles, was ich folglich thun kann, ist, daß ich einige Anmerkungen anbringe, die das Verbrechen verkleinern, wenn sie es nicht gänzlich ablehnen können. Erstlich ist es falsch, daß die beyden Oerter, der Ort, wo der Schauplatz ist, und der Ort, wohin Philokrates reiset, den Philopolemus frey zu machen, nach der Rechnung meines Gegners, 12 deutsche Meilen von einander gelegen haben. Die Rechnung, an und für sich selbst, ist zwar richtig, allein an den Suppositionen derselben habe ich vieles auszusetzen. Der Schauplatz ist in Aetolien; so viel ist gewiß. Woher weis man aber, daß der Ort, wo ihn Plautus hin verlegt, Calydon sey? Kömmt in dem ganzen Stücke die geringste Spur davon vor? Da sich mein Gegner auf nichts zu gründen hat, warum hat er nicht lieber einen Ort ganz auf den Gränzen von Aetolien dazu erwählt? Was nun den Ort anbelangt, wohin Philokrates reiset, so nennt ihn Plautus Elis. Was für Ursache aber hat man, zu glauben, daß Plautus die Hauptstadt der Provinz dieses Namens

meyne? Kann er nicht vielmehr die ganze Provinz verstehen wollen, so daß er es uns frey stellet, den nächsten den besten Ort in Gedanken zu haben? Wenn man also dem Dichter nicht ohne Noth allzugroße Ungereimtheiten aufbürden will, so nehme man ein Paar Gränzörter, die aufs höchste etliche deutsche Meilen von einander liegen können. Alsdann könnte Philokrates diese Reise ganz geräumlich in einem Tage gethan haben, da es ohnedem eine Reise zu Wasser, wahrscheinlicher Weise über den korinthischen Meerbusen, war. Freylich, wenn man mit aller Gewalt Schwierigkeiten machen will, so kann man sich auch hier einbilden, daß an dem Tage gleich vielleicht contrairer Wind könne gewesen seyn, und alsdann kömmt Plautus gewiß zu kurz. Zum andern: gesetzt, wie ich selbst dafür halte, Plautus habe die Rückkunft allzusehr beschleunigt, man mag die beyden Oerter so nahe beysammen annehmen als man will; so finde ich doch hierinne nichts als ein Vergehen, das er mit hundert alten und neuen Dichtern gemein hat. In wie vielen theatralischen Stücken erfodert die Handlung, wenn sie wirklich geschehen soll, nicht weit mehr Zeit als die Vorstellung derselben vorbringt, wo die vier und zwanzig Stunden zu gar keiner Entschuldigung dienen können? Corneille hat in seiner dritten Abhandlung genugsame Exempel davon angeführet, und ich kann mich um so viel besser darauf beziehen, da es gleich die Abhandlung ist, welche unsre Leser in eben diesem Stücke übersetzt finden. Zuschauer, welche keine Kunstrichter sind (denn diese sind immer allzu scharfsichtig, als daß sie nicht einen großen Theil von dem Vergnügen, welches sie aus der Vorstellung eines Schauspiels ziehen, verlieren sollten) lassen sich von der Hitze der Handlung fortreißen, und ich bin gewiß, die meisten Römer werden diese Uebereilung des Plautus nicht bemerkt, wenigstens nicht angemerkt haben. Drittens muß ich nicht anzuführen vergessen, daß es deutlich erhellet, Plautus habe diese Schwierigkeiten selbst eingesehen, daher er sie auch so klein und unmerklich, als immer möglich, zu machen gesucht hat. Er läßt die Reise zu Wasser und dazu auf einem Jagtschiffe geschehen, und was das vornehmste ist, so bestimmt er beyde Oerter nur ganz allgemein. **Aetolia haec est** spricht der Parasite im ersten Auftritte. Meinem Gegner scheint diese Nachricht lächerlich, und sie würde mir es selbst scheinen, wenn ich nicht einen feinen Kunstgriff dahinter zu finden glaubte. Er will seinen Zuschauern vielleicht die Gelegenheit benehmen, auf einen gewissen Ort zu fallen, der leicht einer seyn könnte,

der zu weit von Elis entfernt wäre. Corneille schreibt, in der angeführten Abhandlung, einem gleichen Kunstgriffe in Ansehung der Einheit des Orts vielen Nutzen zu. In den Stücken nämlich wo es unmöglich ist, daß der Schauplatz auf einem Orte bleiben kann, solle man nur den allgemeinen Ort, z. Ex. Paris, Lyon, niemals aber den besondern, dieses oder jenes Haus, dieses oder jenes Zimmer nennen, damit der Zuschauer die Veränderung der Bühne nicht so leicht bemerken könne. Und eben dieses wollte ich, nach Veranlassung des Plautus, in Ansehung der Einheit der Zeit rathen. Wenn es nämlich der Inhalt des Stücks nothwendig erfodert, daß eine Person an einen Ort verschickt werden muß, der nicht anders als etwas entfernt von dem Orte der Bühne seyn kann, so ist es gut, daß man keinen von den Oertern insbesondre nennt, wenn es nämlich wahre Oerter sind. Will man sich diese Freyheit nicht nehmen, so wird man hundert Materien, die auf dem Theater eine vortreffliche Wirkung thun würden, nicht darauf bringen können. Zum Beweise können die Gefangenen selbst seyn. Mehr weis ich in der That nicht in diesem Punkte zum Vortheile meines Dichters beyzubringen, ich glaube aber doch daß es genug seyn wird, zu zeigen, daß er nur alsdann einige kleine Schönheiten der Kunst aus den Augen gesetzt hat, wenn er größern und wesentlichern Schönheiten hat Platz machen wollen.

Ich will mich zu einigen andern kleinern Vorwürfen meines Gegners wenden. Die sogenannten Aparte sind ihm sehr anstößig, und sie müssen es allen Leuten von Geschmack seyn. Doch haben sie auf den Theatern der Alten nicht so viel unwahrscheinliches gehabt als sie bey uns haben. Die Bühne der Römer war von einer besondern Größe, daß es ganz wahrscheinlich war, daß eine Person die andre nicht hörte, wenn diese auf der, und jene auf dieser Seite stand. Zum Exempel der zweyte Auftritt des vierten Aufzuges ist der unnatürlichste eben nicht. Ergasilus ist vorne auf der Bühne, das Haus des Hegio ist in dem Hintertheile des Theaters, er hatte also, nach der Größe der römischen Bühne, noch Schritte genug bis dahin zu machen, und er konnte noch von vielen auf seinem Wege aufgehalten werden. Zwar ist es uns etwas seltsames, daß er, da er so sehr eilen will, gleichwohl so viel unnützes Zeug immer auf einem Platze spricht, ich vermuthe aber, daß dieses bey den geschäfftig müßigen Knechten der Römer ganz wohl als eine feine Satyre wird Platz gefunden haben.

Das was mein Gegner wider die Person des Stalagmus sagt, gründet sich größtentheils auf das, was er wider die Einheit der Handlung eingewendet hat, und in so weit habe ich schon darauf geantwortet. Die Gegenwart des Stalagmus wurde nothwendig erfodert, wenn Tyndarus für den Sohn des Hegio sollte erkannt werden, daß aber dieses nothwendig war, habe ich aus seinem Charakter gezeiget; und Stalagmus fällt also nicht vom Himmel. Daß aber mein Gegner nicht begreifen kann, wer ihn wieder zurück bringt, das wundert mich. Wahr ists, von sich selbst wiederzukommen, hatte er keine Ursache; Philokrat konnte ihn auch nicht mit Gewalt wieder mit genommen haben, weil er ihn nicht einmal kannte. Allein war denn nicht Philopolemus in Elis? Konnte ihn der nicht während seiner Gefangenschaft entdeckt haben? Und als einen Knecht seines Vaters, als einen Räuber seines Bruders hatte er Recht, ihn auch wider seinen Willen mit sich fortzuschleppen.

Die Stelle, da Tyndarus zum Schlusse des Stücks sagt: N u n b e s i n n e i c h m i c h a u c h, w e n n i c h n a c h d e n k e. E s i s t m i r, a l s o b i c h w i e i m T r a u m e e i n m a l g e h ö r t h ä t t e, d a ß m e i n V a t e r H e g i o h e i ß e, ist in der That etwas übertrieben, wenn Tyndarus damit sagen will, daß er es in den ersten vier Jahren seiner Kindheit, als er noch in seines Vaters Hause gewesen, gehört habe. Allein kann er es denn nicht in Elis einmal von seinem Herrn gehört haben, dem es Stalagmus vielleicht entdeckte, als er mit ihm den Handel traf. Stalagmus aber hat es ohne Gefahr entdecken können, da die Aetolier und Elienser oft in Krieg mit einander verwickelt waren, und also entlaufene Sklaven einander wohl schwerlich auslieferten. Wie vieles läßt sich entschuldigen, wenn man es nur nicht immer auf der schlimmsten Seite ansieht!

Daß der Schmarutzer in drey Aufzügen allemal der erste auf der Bühne ist, wird wohl wenigen anstößig seyn. Wenigstens sind die Kunstrichter, Gott sey Dank, so weit noch nicht gegangen, daß sie Regeln fest gesetzt hätten, in welcher Ordnung die Personen auf- und abtreten sollten. Wer weis zwar, was bald geschehen wird, da man jetzo ohnedem die geringsten Kleinigkeiten in der Poesie auf einen metaphysischen Fuß zu setzen bemüht ist? Ich will in Voraus viel Glück dazu wünschen. Daß übrigens Plautus die Parasiten dazu gebraucht, wozu die Neuern den Arlequin aufgeführet haben, ist ein sehr artiger Einfall, der aber

vielleicht mehr Wahrheit haben würde, wenn man ihn umkehrte, und sagte, daß der Arlequin der neuern komischen Dichter ohne Zweifel aus der Person der Parasiten bey den Alten entstanden sey.

Ich will gern glauben, daß die Beschuldigungen meines Gegners, ohngeachtet alles dessen, was ich darauf zu antworten für gut befunden habe, in vielen Stücken noch ihre Kraft behalten werden. Ich bin auch nicht so blind, daß ich an meinem Dichter nicht hier und da einige Unregelmäßigkeiten, einige üble Scherze und dergleichen sehen sollte; ich sehe sie so gar in den Gefangenen selbst. Gleichwohl sind sie viel zu geringe, als daß ich mein Urtheil widerrufen sollte, daß dieses Stück das schönste sey, welches jemals auf das Theater gekommen ist. Ich will es kurz anzeigen, worauf ich mich gründe.

Ich nenne das schönste Lustspiel nicht dasjenige, welches am wahrscheinlichsten und regelmäßigsten ist, nicht das, welches die sinnreichsten Gedanken, die artigsten Einfälle, die angenehmsten Scherze, die künstlichsten Verwicklungen, und die natürlichsten Auflösungen hat: sondern das schönste Lustspiel nenne ich dasjenige, welches seiner Absicht am nächsten kömmt, zumal wenn es die angeführten Schönheiten größtentheils auch besitzt. Was ist aber die Absicht des Lustspiels? Die Sitten der Zuschauer zu bilden und zu bessern. Die Mittel die sie dazu anwendet, sind, daß sie das Laster verhaßt, und die Tugend liebenswürdig vorstellt. Weil aber viele allzuverderbt sind, als daß dieses Mittel bey ihnen anschlagen sollte, so hat sie noch ein kräftigers, wenn sie nämlich das Laster allezeit unglücklich und die Tugend am Ende glücklich seyn läßt: denn Furcht und Hoffnung thut bey den verderbten Menschen allezeit mehr als Scham und Ehrliebe. Wahr ist es, die meisten komischen Dichter haben gemeiniglich nur das erste Mittel angewendet; allein daher kömmt es auch, daß ihre Stücke mehr ergötzen als fruchten. Plautus sah es ein, er bestrebte sich also in den Gefangnen ein Stück zu liefern, ubi boni meliores fiant, da er seine übrigen Spiele den Zuschauern nur durch ein ridicula res est anpreisen konnte. Es ist ihm als einem Meister geglückt, und so, daß ihn niemand übertroffen hat. Wenn man überzeugt seyn will, wie liebenswürdig die Tugend geschildert sey, so darf man auch nur den dritten Auftritt des zweiten Aufzuges lesen. Jeder, wer eine empfindliche Stelle besitzt, wird mit dem Hegio sagen: *Was für großmüthige Seelen! Sie pressen mir Thränen aus.* Noch

schöner aber ist der fünfte Auftritt des dritten Aufzuges. Wer die Tugend und das göttliche Vergnügen, welches sie über die Seele ergießt, kennet und empfunden hat, würde gewiß niemand anders als Tyndarus seyn wollen, wenn er bey gleichen Umständen die Wahl hätte eine von den daselbst vorkommenden Personen zu seyn, und würde das Unglück, das ihm droht, gegen die Freude, die er aus seiner löblich vollbrachten That schöpfet, wenig achten. Noch weit kräftiger aber wirken die Reizungen seiner Tugend, da er zuletzt glücklich wird. Ich wollte wünschen, daß dem guten Plautus nicht einige Zeilen entwischt wären, die seinen Charakter, da er nunmehr sein Glück weis, etwas hart machen:

Tyndarus. At ego hunc grandis grandem natu ob furtum ad carnificem dabo.

PH. Meritus est. *Tyn.* Ego edepol huic meritam mercedem dabo.

Er sagt diese Drohungen zwar dem ärgsten Bösewichte, doch würden sie, sollte ich meynen, in eines andern Munde anständiger gewesen seyn. Die Rache ist keine Zierde für eine große Seele. Was für ein Lob endlich verdient nicht Plautus, daß er die gereinigte Moral, welche durch das ganze Stück herrscht, nicht durch den allzuzärtlichen Affect der Liebe geschwächt hat! Wie viel hat er hierinne Nachfolger? Keinen. Wie groß aber würde der Nutzen seyn, wenn man ihm gefolgt wäre? Unendlich. Alsdann würde der Schauplatz in der allereigentlichsten Bedeutung die Schule guter Sitten geworden seyn. Ich habe oben gesagt, daß in den Lustspielen der Alten auch die besten Personen nur solche wären, die weder einen erhabnen Geist noch ein edles Herz verlangten. Die Gefangnen des Plautus muß man hiervon ausnehmen, worinne er den nach ihm folgenden Dichtern das erste Muster gegeben hat, wie das Lustspiel durch erhabne Gesinnungen zu veredeln sey. Wie gut wäre es, wenn sie ihm treuer gefolgt wären!

Ich bleibe also dabey, daß die Gefangenen das schönste Stück sind, das jemals auf die Bühne gekommen ist, und zwar aus keiner andern Ursache, welches ich nochmals wiederholen will, als weil es der Absicht der Lustspiele am nächsten kömmt, und auch mit den übrigen zufälligen Schönheiten reichlich versehen ist. Diese sollte ich nun umständlich entwickeln, und ihren innerlichen Werth feste setzen: ich bin aber auf den Einfall gekommen, sie lieber in einer Nachahmung empfindlich zu machen.

Ich will meinen Lesern nicht voraus sagen, von welcher Art diese Nachahmung seyn soll; genug, daß ich sie in einem der nächsten Stücke liefere.

Ich habe auf unterschiednes in dieser Critik nur mit dem Finger gewiesen, welches ich schon zu seiner Zeit näher ausführen werde, da es ohnedem nicht das letztemal ist, daß ich des Plautus in dieser Monatsschrift gedenke.

Die Gefangnen,

ein Lustspiel.

Aus dem Lateinischen des M. Accius Plautus übersetzt.

1750.[1]

Vorbericht des Uebersetzers.

Ich halte es für überflüßig, dem Plautus allhier eine Lobrede zu halten, und mich weitläuftig zu rechtfertigen, warum ich eben dieses und kein andres Stück von ihm übersetzt habe. Dieser komische Dichter hat allezeit bey Kennern in einem so verdienten Ansehen gestanden, daß freylich das Vorrecht, ihn mit Verachtung anzusehen, nur unsern feinern Zeiten aufgehoben seyn konnte. Unter seinen uns hinterlassenen Lustspielen hat man sich zwar nicht unterstanden, eine gewisse Rangordnung zu bestimmen. Denn wie wäre es möglich gewesen, da jedes vorzügliche Schönheiten hat, weswegen es die Oberstelle verdiente, wenn die übrigen nicht auch dergleichen besäßen. Doch sind einige davon, nach gewissen Absichten, von den Gelehrten ganz besonders erhoben worden; und hierunter gehören vornehmlich seine Gefangnen. Ihr Verfasser selbst erkennet sie für ein Stück, dergleichen wenig Dichter zu verfertigen fähig sind, und wir dürfen nicht glauben, daß ihn eine närrische Liebe für seine Arbeit zu diesem Urtheile gebracht hat. Denn wo sind die Stücke, welche ohne Liebe so zärtlich als lustig sind? Doch ich fange wider meinen Vorsatz an, dasjenige zu thun, was ich gleich anfangs für überflüßig erkannt habe. Ich will vielmehr diesen kurzen Vorbericht dazu anwenden, wozu ich ihn bestimmt hatte, etwas weniges von der Uebersetzung selbst zu gedenken.

[1] Dieser besondere Abdruck aus den „Beyträgen" erschien ebenfalls Stuttgart, bei Johann Benedict Metzler, 1750. v. M.

Ich habe mich bestrebt sie so einrichten, daß sich Plautus darinnen ähnlich bleiben möge. Ich habe getreu übersetzt, wo es möglich gewesen ist; ich bin von dem Originale abgegangen, — — — — — [1]

Römische Historie von Erbauung der Stadt Rom bis auf die Schlacht bey Actium,

oder

das Ende der Republik;

aus dem Französischen des Herrn Rollins ins Deutsche übersetzt.

1749—1752. [2]

Aus der Berlinischen privilegirten Zeitung vom Jahre 1751.

Von gelehrten Sachen. [3]

(18. Febr.) Bremen. Historie der Gelahrheit, von Anfange der Welt bis auf die sieben Weisen in Griechenland, nach der Zeitrechnung kurz abgefaßt, und dem Druck übergeben von Joh. Ge. Jac. Albertinus, beyder Rechte und der Weltweisheit Doctor. Erster Theil. Bremen, bey Hermann Jäger in Commission zu haben. 1751. in 8t. 2 Alph. 10 Bog. Selten wird ein Gelehrter, welcher eine Lücke in der Wissenschaft, die er in seiner Gewalt zu haben glaubt, wahrnimmt, diese Lücke einem andern

[1] Von hier an lautet der Schluß wie der des Vorberichts in den Beyträgen. S. S. 14.

[2] Lessing übersetzte Band IV—VI, die bei Joh. Heinr. Rüdiger in Leipzig, dann Leipzig und Danzig erschienen sind. Band III war schon 1746 herausgekommen; und Band VII erst 1757 bei Korn in Breslau. Vorreden oder Zusätze von Lessings Hand finden sich nicht in dieser Uebersetzung. Vergl. Band XII. Den Brief vom 2. November 1750.

[3] Der Herausgeber darf kaum fürchten bey seiner Auswahl etwas von andern Verfassern mitgegriffen zu haben: wohl aber besorgt er daß das Ausgewählte nicht überall anziehend genug erscheinen, und daß es doch Lessings Thätigkeit nicht in ihrem ganzen Umfange zeigen werde. (K. Lachmann. 1838.)

auszufüllen überlassen. Denn welcher glaubt nicht im Stande zu seyn dasjenige selbst auszuführen, von welchem er schon einsieht, daß es ausgeführet werden sollte? Der Herr Verfasser dieses Werks fand glücklicher Weise, daß es noch an einem Handbuche der gelehrten Historie fehle, welches durchaus nach der Zeitordnung eingerichtet sey. Mußte es ihm also nicht nothwendig einfallen, diesem Mangel abzuhelfen? Hier liefert er den Anfang seines Unternehmens, und macht noch auf vier gleich starke Theile Hoffnung, welche die übrigen Perioden enthalten sollen. Dieser erste Periode ist der Zeit nach der größeste, der Materie nach der unfruchtbarste. Er theilt sich ganz natürlich in zwey kleinere, von Erschaffung der Welt bis auf die Sündfluth, bis auf die sieben Weisen. Der erste ist der wahre Sitz übertriebener Grillen, und ist es nicht in der That lächerlich den Adam an der Spitze aller Wissenschaften, aller Künste und aller Handwerker zu sehen? Der andre ist voller Verwirrung und Ungewißheit. Locmann, Zoroaster, Hermes, Orpheus, die Sibyllen, lauter Personen die in diesen Zeitpunkt gehören, und von welchen man uns tausenderley erzählet, wovon sich die Helfte widerspricht und die Helfte von neuern Schriftstellern ohne Ansehen erdichtet ist. Bey nahe sollte es also eine unnöthige Bemühung scheinen mit der Historie der Gelahrheit so weit hinaus zu gehen, und vielleicht würde, der sich nicht bey Ungewißheiten aufhalten wolle, da anfangen, wo der Herr Doctor vor diesesmal aufhört. Das einzige wobey sich in diesen Perioden ein Verfertiger der gelehrten Historie noch aufhalten könnte, wären die untergeschobenen Bücher. Man weiß wie viel wunderliche Schriften die Gnostiker, die Manichäer, die Ebioniten und andre dem Adam, dem Seth, dem Jacob rc. angedichtet haben, um ihren schwärmerischen Lehrsätzen Vorgänger und Vertheidiger zu verschaffen. Diese Schriften nun den Lesern näher bekannt zu machen, die sie verrathenden Stellen daraus anzuführen, ihre Verfasser aufzusuchen, ihre Absichten zu entwickeln würde zwar nicht die leichteste aber doch eine vielen Lesern sehr angenehme Arbeit seyn; eine Arbeit übrigens die der Historie der Gelahrheit wesentlich zukommt. Gleichwohl aber wird man sie in diesem Werke vergebens suchen, ob es schon voller Ausschweiffungen ist, die man schwerlich vermissen würde. Sollte es übrigens dem Herrn Verfasser in den folgenden Theilen gefallen die Quellen, woraus er geschöpft, fleißiger und genauer anzuführen, so wird er, wenigstens nach unserer Einsicht, der Vollkommenheit eines brauchbaren

Handbuchs um ein vieles näher kommen. Wir müssen noch erinnern, daß er dieses Werk der hiesigen Königl. Akademie der Wissenschaften zugeeignet hat. Und beynahe möchte man aus dieser Zuschrift auf die Vermuthung kommen, daß er in der Antediluvianischen gelehrten Historie sich besser umgesehen habe als in der neuen. Man darf nur den Titel ansehen, der zwar zweymal, beydemahl aber falsch gedruckt ist. Ist zu haben in den Voßischen Buchhandlungen hier und in Potsdam für 20 Gr.

(6. März.) Frankfurt und Leipzig. Die Weiberstipendien, oder die wohlfeile Miethe der Studenten. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Frankf. und Leipz. 1751. in 8t. 6½ Bogen. Desgleichen: Der Faule und die Vormünder, ein Lustspiel in drey Aufzügen. Ebd. in eben dem Jahr. 6 Bogen. Wir nehmen diese zwey Stücke zusammen, weil wir zuverläßig wissen, daß sie von einem Verfasser sind. Mancher, der das eine lesen sollte, wird vielleicht am Ende sagen: Das Lustspiel möchte ich sehen, welches erbärmlicher seyn könnte! Wenn es sein rechter Ernst ist, so darf er nur das andere vor sich nehmen. Es gilt aber gleich viel, welches er zuerst oder zu letzt lieset, genug, dasjenige, welches er zu letzt lieset, wird ihm allezeit nichtswürdiger scheinen, weil der Eckel, welchen das erste erweckt hat, durch die Fortdaurung in dem andern endlich in einen Abscheu ausschlagen muß; ob wir gleich sonst gestehen müssen, daß beyde, ihrem innerlichen Werth nach, gleich nichtswürdig sind. Plan, Knoten, Auflösung, Charakter, Moral, Satyre, natürliche Unterredungen; alles Dinge, welches dem Verfasser Böhmische Dörfer sind. Wenn er bey dem ersten anstatt Lustspiel, Studentenspiel gesetzt hätte, so wäre er einigermassen entschuldiget. Bey dem andern wenigstens drohet er den Lesern gleich auf dem Tittel, daß sie vermöge der komischen Sympathie einschlaffen werden; und kann man von einem Verfasser mehr begehren, als daß er dasjenige erfülle, was er auf dem Tittel verspricht? Der gegenwärtige hat sogar noch mehr geleistet. Wie viel Lob verdient er nicht! Doch, ernstlich zu reden, so versichern wir den Leser, daß er unser Urtheil gegründet finden wird, und daß wir uns, wenn es nur ein klein wenig vortheilhafft hätte ausfallen können, ein Vergnügen würden gemacht haben ihm zu sagen, daß ein gewisser Herr O. in D . . der Verfasser dieser schönen Lustspiele sey. Videor mihi meo jure facturus si *judicium hoc* versibus clusero. Mart.

Ein elend jämmerliches Spiel 2c. [s. Band I, S. 38.]

(11. März.) Geschichte der Böhmischen Prinzeßinnen. Aus dem Französischen übersetzt. Delitsch. 1750. Wie können doch die Deutschen so verwegen seyn, gegen die Franzosen einen gleichen Reichthum ihres Witzes zu behaupten? Wo haben sie denn die Kunst gezeigt mit dem schönen Geschlecht unter allen Völkern verliebt zu thun? Die Grönländer und Hottentotten werden noch kaum mehr übrig seyn, von denen wir keine Liebeshändel im Französischen haben. Allein die Deutschen steigen doch noch weiter, sie binden mit den Geistern an, und die vergangene Messe hat man uns gar welche aus dem Monde fallen lassen. Wer wollte nun wohl noch so kühn seyn, um uns den Preis seltener Erfindungen abzusprechen. Zu dieser Last unnützer Thorheiten und deutlicher Beweise eines ausschweiffenden Geistes, die gewiß die Klugheit der Leser und Schriftsteller in unsern Tagen sehr verdächtig machen würden, wenn davon etwas so unglücklich seyn und auf die Nachwelt überbleiben sollte, kann man dieses Stück nicht zählen. Die Verfasserin hat ihre Charactere lebhaft geschildert, die Hauptgeschichte genugsam verwickelt und endlich ziemlich glücklich aufgelöset. Wir können zwar nicht läugnen, daß manche Nebenbilder, wenn sie nicht so kurz und dunkel entworffen wären, dem Hauptgemählde mehr Licht gegeben hätten und manche Erfindungen noch natürlicher hätten gerathen können, indessen gehöret doch diese Schrifft nicht zu der letzten Classe ihrer Art. Der Grund der ganzen Fabel ist eine wahrhaffte Geschichte aus dem achten Jahrhundert, doch sind die Umstände zu besserer Ausführung verändert worden. Cracus der zweyte Herzog in Böhmen hat drey Töchter. Bela die älteste ist von schwacher Leibesbeschaffenheit und noch schwächerem Geiste. Die zweyte Theca ist von der Natur abscheulich und lächerlich gebildet worden, und ihre Gemüthsart findet unter denen abscheulichen und in lächerlichen Hochmuth ausschweifenden wenig ihres gleichen. Die dritte Libussa ist von besonderer Schönheit und natürlich guten Einsichten. Des Vaters Vorsatz ist, dem Lande nach seinem Tode in der Libussa eine gütige Beherrscherin zu lassen, und der Wunsch des ganzen Volkes stimmt damit überein; allein der Ehrgeitz der Theca sinnet auf Anschläge dies zu vereiteln. Ihr ungestallter Leib der mit einer Spanne gemessen ist, auf den hingegen ein Kopf ruhet an welchem ein Gesichte von mehr als einer halben Elle angehefftet ist, verspricht vor solche Reitzungen ihr wohl keine Liebhaber, doch

ist sie stolz genug durch ihren Verstand und Ehrgeitz die künftige Crone zu hoffen. Einer unter ihren Getreuen muß nach Pohlen reisen, wo er einen Prinzen findet, der an gleicher Herrschsucht krank liegt. Dieser trauet einer zu guten Beschreibung die man ihm macht, daß er sich zu einer Heyrath entschließt. Die ganze Vermählung wird durch einen Gesandten verrichtet, dem sie sich aus List nicht eher als bey der Ceremonie selbst in ihrer Gestalt zeiget. Welcher Anblick, da dieser der nur ihren Verstand bisher kennen lernen, einer solchen Mißgeburt gewahr wird. Er eilt seinem Herrn entgegen und fällt ihm zu Fuß, anstatt daß er ihm mit Freuden das vollzogene Fest hätte ankündigen sollen. Der Herr selbst sucht bey seiner Ankunft alle Mittel sich aus so unglücklichen Banden loszumachen, und er findet Gelegenheit den Vater zu gewinnen, daß er ihm anstatt dieser die Libussa beylege. Allein, wie bald ist seine Freude dahin. Er wird ein Schlachtopfer des Ehrgeitzes der Theca, ihm folget bald darauf die Bela, die als ältere Schwester auch jemand findet der sich um sie bewirbet. Die Libussa würde endlich selbst in eine Grube gefallen seyn, wenn sie nicht das Schicksal errettet. Ein flüchtiges Pferd, dessen sie sich auf der Jagd bedient, eilt mit ihr weit aus dem Gesicht ihrer Bedienten, wo es einer Wölfin ein junges zertritt, die in der Wuth der Libussa das Leben genommen hätte, wäre nicht eben Primislav, eines Ackermanns Sohn ihr zu Hülfe geeilet. Die erschrockene Libussa siehet in diesem Menschen, der ehedem am Pohlnischen Hofe gewesen, einen edlen Geist. Es entzündet sich sogleich in ihr eine Zuneigung die immer stärker wird. Sie ziehet ihn an den Hof und siehet ihn öfters in der ansehnlichen Bedienung die sie ihm gegeben, mit nicht mehr gleichgültigen Augen an. Die Theca sucht sie hierdurch zu stürzen, und es ist an dem, daß sowohl sie, als der Vater, und ihr Primislav in Gefahr sind, deren Bosheiten der Theca aufgeopfert zu werden. Allein durch die Tapferkeit des Primislav werden die mancherlei Verwirrungen, die gewiß nicht ohne Empfindungen können gelesen werden, recht glücklich entwickelt. Wir können hier kaum die Hälfte der Geschichte entwerfen, es wird sie niemand ohne Vergnügen durchgehen. In den Vossischen Buchhandlungen wird es vor 4 Gr. verkaufft.

(13. März.) Dresden. *La Mort du Maréchal Comte de Saxe. Poëme. Veritati & Virtuti. à Dresde in 4to* auf 3 Bogen. Der Verfasser dieses Gedichts ist Herr Arnaud, welcher sich jetzo in Dresden

aufhält. Man kennt seine Muse schon aus andern Probestücken, und weiß, daß sie sich selten über das mittelmäßige erhebt. Eine prächtige Versification, die dem bloßen Ohre sehr wohlgefällt, und die er seinem Meister dem Herrn von Voltaire sehr glücklich abgelernt hat, ist ihm eigen. Das ist es auch alles, was ein fähiger Kopf, der aber nicht zum Dichter erschaffen ist, erlernen kann. Der poetische Geist wird ihm allezeit fehlen; denn den zu erlangen ist Uebung und Fleiß umsonst. Hat er ein gutes Gedächtniß, so wird man in seinen Versen zwar hier und da einen mahlrischen Gedanken, einen poetischen Zug antreffen; doch Schade, daß ein ander gutes Gedächtniß sich ohne Mühe besinnet, wem diese geborgten Schönheiten eigenthümlich zu gehören. Der Plan des gegenwärtigen Gedichts ist dieser: der Verfasser beschreibt die Annehmlichkeiten des Friedens; der Marschall Graf von Sachsen genoß sie, ohne seinen Muth dadurch weichlich zu machen; der Neid geräth darüber in Wuth, und rufft den Tod um Hülfe an; der Tempel des Todes wird entworffen; die Verschwörung wider den Helden gelingt; sein Tod erfolgt, und auf seinen Tod folgt die Vergötterung. Zu Mahlereyen hat dieser Plan Gelegenheit genug gegeben; die uns noch am besten gerathen zu seyn scheinet ist die Beschreibung der Aufführung des Marschalls im Frieden.

Ce n'etoit plus ce Mars, ce fier Dieu des batailles,
Qui trainant après soi l'horreur des funérailles,
Ministre redouté des arréts du Destin,
Dans des ruisseaux de sang plonge ses bras d'airain,
Court porter l'epouvante aux Villes allarmées,
Et d'un souffle ranime, ou confond les Armées.
C'etoit Mars caressé par la belle Cipris,
Sur son terrible front se jöüoit le Souris,
De Plaisirs innocens une troupe agréable
Disputoit à ses mains le glaive formidable,
Près de lui voltigeoient les folatres Amours,
L'un le paroit de fleurs qui renaissoient toujours,
L'autre dans un Tableau digne de son courage
De Champs de Fontenoi lui présentoit l'image,
Celui-ci demandoit que sur ce front guerrier
Son bandeau succedât au casque trop allier,

Celui-là qu'excitoit une enfantine audace,
Vouloit que son flambeau du glaive prît la place.

Ist in den Voßischen Buchläden für 2 Gr. zu haben.

(18. März.) Leipzig und Stralsund. Claville von dem wahren Verdienste. Aus dem Französischen übersetzt durch ein Mitglied der Königlich Deutschen Gesellschaft in Greifswald. Leipzig und Stralsund bey Joh. Jacob Weitbrecht. 1750. in 8vo. Dieses Werk des Herrn le Maitre de Claville, ältesten Aufsehers der Finanzkammer in Rouen, hat sich in Frankreich einen allgemeinen Beyfall erworben. Wer in diesem Lande glücklich moralisiren will, der muß es auch nothwendig auf die Art thun, als er es gethan hat; nemlich auf eine Art welche den Philosophen, und den witzigen Kopf, dann und wann auch den Lustigmacher, verbindet. Er selbst beschreibt uns diese Art gleich zum Anfange seiner Vorrede sehr aufrichtig. Wir wollen die Stelle anführen, weil sie den Lesern zugleich einen zureichenden Begriff von dem ganzen Werke geben kann. „Ist es ein Buch, „spricht er, das ich zu schreiben unternehme? Wahrhaftig ich weiß es „nicht. Ich habe versprochen zu schreiben, ich schreibe also. Alles ist bey „meinem Entwurfe sonderbar. Vielleicht wird die Ausführung noch sonderbarer seyn. Ich mache einen Mischmasch von Prose und Versen, von „historischen Begebenheiten, von sinnreichen Einfällen, von Sittenlehre „und Belustigung. Alles sind zusammengelesene Stücke, die mir nicht „zugehören. Ich erdichte Unterredungen um gute Lehren anzubringen; „bald laß ich den Philosophen scherzen; bald den lustigen Kopf moralisiren. Ich wärme alte Liederchen auf, und rede Lateinisch. Gassenhauer, „Grundwahrheiten, Gewohnheiten, Gesetze; alles menge ich unter einander. Hier bin ich allzu weitläuftig; man gähnet bey jedem Abschnitte. „Dort faß ich mich allzu kurz; man versteht mich nicht. Ich entehre den „Horaz indem ich ihn nach Französischer Mode kleide; ich führe wechselsweise bald Molieres bald Bourdaloues an, und aus einer Oper hohle „ich den Beweis einer moralischen Wahrheit. Vielleicht werde ich tausend „Leute beleidigen, die sich getroffen finden, und die ich nicht kenne. Gleichwohl bin ich nichts weniger willens als jemanden zu beleidigen; kleine „Leute kann man verachten, aber kleine Feinde muß man fürchten.“ Wir führen diese Stelle nach einer eignen Uebersetzung an, weil uns die Schreibart des Greifswaldischen Uebersetzers zu gedehnt vorkommt, als

daß man das eigenthümliche des Originals darinne bemerken könnte. Mehr wollen wir nicht an ihr aussetzen; es wären denn einige kleine Sprachfehler, welche sich freylich nicht allzuwohl für ein Mitglied einer Deutschen Gesellschaft schicken. Sie befinden sich zwar größtentheils in den poetischen Stellen; allein die Mode poetische Sprachschnitzer zu vertheidigen ist vorjetzo ziemlich abgekommen, zumal wenn sie aus der Kürze und Wichtigkeit der Gedanken keine Entschuldigung ziehen können, welche hier allezeit auf das erbärmlichste gewässert sind. Wieder auf das Original zu kommen, so ist es durchgängig für ein Werk erkannt worden, welches der Jugend, die nur allzusehr auf das Ergötzende sieht, die wichtigsten Grundsätze der Sittenlehre auf eine angenehme Art einzuflößen geschickt ist. Doch nicht allein der Jugend, sondern allen von jedem Alter, die es für keine Kleinigkeit halten zu gefallen. Die Mittel dazu sind keine andre als Witz, Verstand, Artigkeit und Tugend; alle diese, und die verschiedene Aeste in welche sie sich theilen, gehet er nach seiner Weise durch, die, wenn sie auch nicht allezeit unterrichtet, doch allezeit ergötzt. Den Lesern aber, die sich in der Uebersetzung davon überzeugen wollen, müssen wir noch sagen, daß dieses nur der erste Theil des Clavillischen Wercks ist. Man hat Ursach sich zu wundern, daß dieser Umstand weder auf dem Tittel noch in der Vorrede bemerkt ist, und daß man gar keine Hofnung zu dem andern Theile macht. Sollte der Uebersetzer wohl geglaubt haben, daß kein anderer Theil mehr wäre? In diesem ersten betrachtet der Verfasser nur die Verdienste des Witzes und der Artigkeit. Kann er wohl glauben, daß Claville dasjenige wahre Verdienst würde genennt haben, wobey man noch immer ein lasterhafter und niederträchtiger Mensch seyn kan? Es war also ein anderer Theil unumgänglich nöthig, worinne er den Mann von Verdiensten auch auf der Seite der Tugend und des Verstandes betrachten mußte. Er wird doch wohl auch übersetzt noch nachkommen? Ist in den Voßischen Buchhandlungen hier und in Potsdam für 8 Gr. zu haben.

(20. März.) S. Band I, S. 5. die Anmerkung.

Auf einen geitzigen Dichter. [s. Band I, S. 5.]

Die eheliche Liebe. Eine Erdichtung. [s. Band I, S. 136.]

Auf den falschen Ruf von Nigrinens Tode. [s. Band I, S. 9.]

(23. März.) Wittenberg und Zerbst. Dritte und letzte gegründete Anzeige derer Herrenhuthischen Grund-Irrthümer

in der Lehre von der H. Schrift, Rechtfertigung, Sacramenten und letzten Dingen; denen evangelischen Kirchen zur nöthigen Warnung ans Licht gestellet von D. Carl Gottlob Hofmann, Generalsuperintend. Nebst einem Register über sämtliche drey Theile. Wittenberg und Zerbst, verlegts Sam. Gottf. Zimmermann. 1751. in 8t. 8 Bogen. Dieses ist der Beschluß desjenigen Werks wodurch sich der Herr Generalsuperintendent den Herrenhuthern keinen geringen Schaden zugefügt zu haben rühmt; nicht etwa weil er ihre Irrthümer dadurch gedämpft, sondern weil er sie, wie man deutlich sieht, verhindert hat gewisse zeitliche Vortheile zu erlangen, die man, menschlich zu handeln, auch seinen irrenden Brüdern gönnen muß. Wir hoffen, daß die Leser schon wissen, was der Herr Verfasser Grundirrthümer der Herrenhuter heißt; nemlich diejenigen Stellen, wo sie nicht die Sprache der symbolischen Bücher führen. Diese Erklärung angenommen, müssen wir die Ausführung durchgängig loben; man wollte denn wünschen, daß sie mit etwas weniger Spötterey, die oft die feinste nicht ist, und mit etwas minder zweydeutigen Absichten angefüllet sey. Der Kopf eines Herrenhuters, voll Enthusiasterey, ist zu nichts weniger als zu systematischen Begriffen und abgemeßnen Ausdrückungen geschickt. Warum macht ihm die Schwäche seines Verstandes zu Verbrechen seines Willens? Warum folgert man aus gewissen Orten, wo er von Sachen, über welche die Scham einen geheimnißvollen Vorhang zieht, etwas zu frey, zu eckel, zu schwärmerisch geschrieben hat, Thaten der sträflichsten Unzucht? Nur zum Beweise der Verleumdung, und mehr zum Aergernisse als zur Erbauung, schreibt man aufgedeckte Bosheiten der Herrenhuter, so lange noch keiner von ihnen der Verbrechen, welche man ihnen Schuld giebt, und welche die schärfste Ahndung verdienten, vor der weltlichen Obrigkeit überführet worden ist. Man weiß es aber schon, daß man mit diesen unbarmherzigen Beschuldigungen vor Gerichte nicht fortkommen kann, und daß, am Ende, jeder billige Richter kein ander Urthel von den Herrenhutern zu fällen weiß, als das, was Plinius, obgleich in einer ganz verschiednen Sache, fällte: nihil aliud inveni qum superstitionem pravam et immodicam. Wäre es also nicht gut, wenn die Herren Theologen die Wahrmachung eines Ausspruches des Cicero, opinionum commenta delet dies, ruhig erwarteten? Sie haben einen Ausspruch in der Bibel, der eben dieses sagt, und es ist zu verwundern,

das ihnen noch niemand des Gamaliels ἐασατε αὐτους zugerufen hat. Könnten sie ihrem Charakter gemäßer handeln, als wenn sie, wie dieser Pharisäer gedächten: ist der Rath oder das Werk aus den Menschen, so wirds untergehen, ists aber aus GOtt, so können wirs nicht dämpfen rc.? Ein gewisser Christian Philaleth hatte der ersten Anzeige des Hrn. D. Hofmanns hundert Fragen entgegen gesetzt; und in der Vorrede zu dieser dritten Anzeige sagt uns der Verfasser, warum er auf diese Fragen zur Zeit noch nicht geantwortet habe. Die vornehmste Ursache ist, weil sich dieser Gegner nur unter einem falschen Namen genennt, und der Herr Doktor durchaus denjenigen erst persönlich kennen will, welchen er wiederlegen soll. Die Wahrheit zu gestehen; wir sehen das schliessende dieser Ursache nicht ein. Kan ein Schriftsteller unter erborgtem Nahmen keine Wahrheit sagen? Oder kan man niemanden wiederlegen, wenn man nicht Persönlichkeiten in die Wiederlegung mischt? In eben der Vorrede meldet der Herr Generalsup. daß allem Ansehen nach die Heylandscasse bald banquerot machen werde. Vielleicht zieht der Umsturz ihres ökonomischen Systems den Untergang der ganzen Gemeine nach sich. Ist in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam für 3 Gr. zu haben.

(25. März.) Leipzig. *Christiani Friederici Boerneri S. T. D. et P. P. Pr. Institutiones Theologiae symbolicae. Lipsiae apud Ioh. Wendlerum.* 1751. in 8t. 2 Alph. 6 Bogen. Wenn alle Religionen, und die verschiedenen Arten derselben ihre symbolischen Bücher hätten, so würden auf einmal unzählige falsche Beschuldigungen von Ungereimtheiten wegfallen, die sie sich unter einander ohn Unterlaß zu machen pflegen; die Meinungen einzler Glieder würden den ganzen Gemeinden nicht zur Last gelegt werden, und die Herren Polemici würden seltner mit Schatten fechten. Die Lutherische Kirche hat auf dieser Seite einen besondern Vorzug, und ihre symbolischen Bücher sind mit einer Behutsamkeit abgefaßt, welche tausend Köpfe, wann sie mit ihr nur in der Hauptsache einig sind, unter einen Hut zu bringen sehr geschickt ist. Man lacht also ganz mit Unrecht über den Eid, welchen ihre Gottesgelehrten auf diese Bücher ablegen müssen. Sie beschwören dadurch eigentlich nichts, als was sie von Jugend auf, mit biblischen Ausdrücken, in dem kleinern Catechismo gelernt haben; weil in allen übrigen Sätzen, durch diesen Schwur weder nähere Ausführungen, noch vortheilhafte Erklärungen,

unterſagt werden. Wie nöthig es aber denen, welche ſich der Gottesgelahrtheit widmen, ſey, einen beſondern Fleiß auf dieſe Schriften zu wenden, erhellet auch nur aus dem Nachtheil, welcher denen zuwächſt, die die Sprache derſelben nicht zu reden wiſſen, und aus der Gefahr, um ein falſch gebrauchtes Wort verketzert zu werden. Man kann ein Theologe, aber kein Lutheriſcher Theologe, ohne eine genaue Einſicht in dieſelben, ſeyn, daß alſo diejenigen allen Dank verdienen, welche ſie allgemeiner zu machen ſuchen. Viele Jahre hindurch hat es der Herr Doktor und Prof. Primarius Börner auf der hohen Schule in Leipzig auf die rühmlichſte Art gethan, wovon gegenwärtiges Werk der ſicherſte Beweiß ſeyn kann. Die Einrichtung deſſelben iſt folgende. In der Einleitung handelt er ſowohl von den ſymboliſchen Büchern überhaupt, von ihrer Nothwendigkeit, und ihrem Anſehen, als auch von jedem insbeſondere, und berührt alles, was zu der Hiſtorie derſelben gehört. Die Ausführung ſelbſt beſtehet aus ein und zwanzig Kapiteln, deren jedes zwo Abtheilungen hat. In der erſten Abtheilung werden die Stellen aus den ſymboliſchen Büchern, welche die Lehre, die in dieſen Kapiteln abgehandelt wird, angehen, angeführt, und wo es nöthig iſt, gegen die Veränderungen unächter Ausgaben gerettet. In dem andern Abſchnitte werden dieſe Stellen erklärt, bewieſen, und die einſchlagenden Irrthümer anderer Religionen widerlegt. Dieſer Plan und die ſonſt bekannte Gelehrſamkeit des Herrn Verfaſſers kann zureichende Gewehr leiſten, daß durchgängig alle Gründlichkeit darinne herrſcht, deren ein ſolches Werk fähig iſt. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

(27. März.) Leipzig. Allen nach Standesgebühr höchſt und hochzuehrenden Liebhabern, Gönnern, und Beförderern einer ächten deutſchen Poeterey kündigen und preiſen wir folgendes Werk an. Herrn Johann Chriſtoph Gottſcheds, der Weltw. und Dichtkunſt öffentl. Lehrers in Leipzig, Gedichte, bey der jetzigen zweyten Auflage überſehen und mit dem II. Theile vermehrt, nebſt einer Vorrede ans Licht geſtellet von M. Joh. Joachim Schwaben. Leipzig, verlegts B. Chr. Breitkopf. 1751. in groß 8t. Das Aeuſſerliche dieſer Gedichte iſt ſo vortreflich, daß ſie, wie wir hoffen, den Buchläden große Ehre machen werden, und wie wir wünſchen lange Zeit machen mögen. Von dem innerlichen aber einen zureichenden Entwurf zu geben, das überſteigt unſre Kräfte. Der erſte Theil iſt alt, und nur

die Ordnung ist neu, welche der schärfsten Hof-Etiquette Ehre machen würde. Wenn der Verfasser den Einfall dazu nicht in Wien bekommen hat, so hat er ihn wenigstens nicht bey dem Horaz gelernt, dem er sonst ein sehr wichtiges Kunststück abgestohlen hat, das große Kunststück nemlich seine Jubeloden allezeit fein zum Schlusse der Abtheilung von den Oden zu setzen. Der andre Theil ist größten Theils neu, und mit eben der Rangordnung ausgeschmückt, welche bey dem ersten so vorzüglich angebracht ist; so daß nemlich alle Gedichte auf hohe Häupter und fürstliche Personen in das erste Buch; die auf gräfliche, adeliche und solche die ihnen gewissermassen gleich kommen, ins zweyte; alle freundschaftliche Lieder aber ins dritte Buch gekommen sind. Uns ist die Ode auf den Herrn von Leibnitz sogleich in die Augen gefallen. Der größte Theil derselben beschäftiget sich mit dem Lobe der Stadt Leipzig. Das ist Pindarisch! Wann dieser erhabne Sänger das Lob eines olympischen Siegers vergöttern sollte, von dem er auf der Gottes Welt nichts rühmlichers zu sagen hatte, als etwa die Geschwindigkeit seiner Füsse, oder die Stärke seiner Fäuste, so geschah es dann und wann, daß er statt seiner, seine Vaterstadt lobte. O wahrhaftig! das heißt die Alten mit Ueberlegung nachahmen, wenn es anders der Herr Prof. Gottsched zur Nachahmung der Alten gethan hat. Wer kann übrigens ernsthaft bleiben, wenn er das Lob dieses Weltweisen auf die Erfindung verschiedner Kleinigkeiten stüzt, wie zum Exempel seine Dyadik ist, welche er zu erfinden eben nicht Leibnitz hätte seyn dürfen. Doch die Dyadik ist für den Hrn. Prof. vielleicht ein eben so unbegreifliches Ding als ihm die Analysis infinitorium zu seyn scheint, die er, mit vieler Einsicht, die Rechenkunst i n d e n unendlich Kleinen nennt. Dem poetischen Geiste des Hrn. Professors das völligste Recht wiederfahren zu laßen, dürften wir nur eine Stelle aus einem Schreiben an den Herrn von Scheyb anführen, wo er sein zu entbehrendes Urtheil über den Meßias fällt; allein wir wollen es immer in einem Buche laßen, in welchem es nur bei denen einen Eindruck machen wird, welche gestraft genug sind, dieses große Gedicht nicht zu verstehen. Gesetzt es hat einige Flecken, so bleibt es doch allezeit ein Stück, durch welches unser Vaterland die Ehre schöpferische Geister zu besitzen vertheidigen kan. Eine Anmerkung aber müssen wir aus angeführtem Schreiben hersetzen: „Herr Bodmer, „sagt der Herr Prof. Gottsched, hat an den Hrn. Schuch, Principal „einer deutschen Schauspielergesellschaft, nach Basel geschrieben, und ihn

„eingeladen nach Zürch zu kommen, nicht etwa tragische und komische Schau-„spiele daselbst aufzuführen, sondern durch seine geschicktesten Personen „beyderley Geschlechts den Meßias auf öffentlicher Bühne hersagen zu „lassen. Der Brief ist vorhanden.“ Die Wahrheit dieser Anekdote vorausgesetzt, so ist sie eben so gar lächerlich nicht, als sie dem Herrn Prof. scheinet. Wäre es nicht sehr gut, wenn man auch unsre Schauplätze zu den Vorlesungen verschiedner Arten von Gedichten anwendete, wie es in der That bey den Römern üblich war. Hat er vergessen, daß Virgil selbst sein Heldengedicht auf öffentlichem Theater dem Volke vorgelesen hat? Diese Gedichte kosten in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Thlr. 4 Gr. Mit 2 Thlr. bezahlt man das Lächerliche, und mit 4 Gr. ohngefehr das Nützliche.

(30. März.) Leipzig und Greifswalde. Sammlung auserlesener Abhandlungen ausländischer Gottesgelehrten zur Unterweisung des Verstandes und Besserung des Herzens; zusammen getragen von Friedr. Eberh. Rambach, Past. zum Heil. Geist in Magdeburg. Leipzig und Greifswalde. 1750. in 8t. 1 Alph. 16 Bogen. Dieses ist der Anfang einer Sammlung von Schriften, deren Beschaffenheit genugsam auf dem Tittel ausgedrückt ist. In der Vorrede bestimmt der Herr Pastor Rambach ihren Zweck aber noch näher, und sagt, daß es Abhandlungen seyn sollen, welche vermögend sind, den mit Vorurtheilen, Unwissenheit und Zweifeln verhinderten menschlichen Verstand zu unterweisen und ihm ein Licht vorzuhalten, nach welchem er sich in schweren Fällen, auch wohl im Stande empfindlicher Anfechtungen richten kann; Abhandlungen, die uns zeigen, wie heilig, gerecht und gut die Forderungen und Vorschriften des Evangelii Jesu Christi sind; Abhandlungen, die gewisse besondre Verheissungen des Evangelii betreffen, die Kraft, das Leben und den göttlichen Nachdruck derselben vor Augen legen, sonderlich aber sollen es solche Abhandlungen seyn, die auf den wichtigen Punkt der geistlichen Sittenlehre, nemlich auf den Unterscheid der Natur und Gnade, gerichtet sind. Alle diese Eigenschaften wird der Leser an denjenigen Stücken finden, die in diesem ersten Theile befindlich sind. Es sind namentlich folgende: 1) John Flavels, ehemaligen Predigers zu Dortmouth in England, Betrachtungen über die menschliche Furcht. Das Leben dieses Mannes, welches für eine gewisse Art Leser sehr erbaulich seyn wird, macht den größten Theil der Vorrede aus.

2) Tillotsons Betrachtung über die gerechte Forderung Jesu: Gott mehr zu fürchten, als die Menschen. 3) Wilhelm Saldeni, weiland berühmten Predigers in Delft, Prüfung menschlicher Urtheile, aus dem Holländischen übersetzt. Es ist ein Glück, daß noch hier und da ein Gottesgelehrter auf das practische des Christenthums gedenkt, zu einer Zeit, da sich die allermeisten in unfruchtbaren Streitigkeiten verlieren; bald einen einfältigen Herrnhuter verdammen; bald einem noch einfältigern Religionsspötter durch ihre sogenannte Wiederlegungen, neuen Stof zum Spotten geben; bald über unmögliche Vereinigungen sich zanken, ehe sie den Grund dazu durch die Reinigung der Herzen von Bitterkeit, Zanksucht, Verläumdung, Unterdrückung, und durch die Ausbreitung derjenigen Liebe, welche allein das wesentliche Kennzeichen eines Christen ausmacht, gelegt haben. Eine einzige Religion zusammen flicken, ehe man bedacht ist, die Menschen zur einmüthigen Ausübung ihrer Pflichten zu bringen, ist ein leerer Einfall. Macht man zwey böse Hunde gut, wenn man sie in eine Hütte sperret? Nicht die Uebereinstimmung in den Meinungen, sondern die Uebereinstimmung in tugendhaften Handlungen ist es, welche die Welt ruhig und glücklich macht. Ist in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam für 12 Gr. zu haben.

(1. April.) Amsterdam. *Nouveau Dictionaire historique et critique pour servir de supplement ou de Continuation au Dictionaire historique et critique de Mr. Pierre Bayle par Jaques George de Chaufepié. Tom. I. et II. A - H. à Amsterdam chez Chatelain etc. à la Haye chez P. de Hondt.* 1750. Der I. Theil von 1 Alph. 19 Doppelbogen. Der II. Theil von 1 Alph. 12 Doppelbogen. Dieses ist der Anfang eines Werks, welches auch nur durch den Tittel die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich reissen muß. Was für Vortheile werden sie nicht daraus ziehen können, wenn es demjenigen Werke gleich kommt, zu dessen Ergänzung es bestimmt ist. Es ist eigentlich aus den Zusätzen entstanden, welche die Englischen Uebersetzer dem Baylischen kritischen Wörterbuche beygefügt haben. Da aber diese Zusätze, welche einige Holländische Buchhändler anfangs bloß übersetzen zu lassen beschlossen hatten, größtentheils die Englische Literatur betreffen, und also für Ausländer minder gemeinnützig gewesen wären: so hat der Herr von Chaufepie eine große Anzahl neuer Articel von seiner Arbeit hinzugefügt; und weil er übrigens die Englischen Auffätze an-

unzähligen Orten verbessert und vermehret hat, so ist er allerdings als der eigentliche Verfasser anzusehen. Die Einrichtung ist der Baylischen Einrichtung völlig gleich. Von der Ausführung können wir nichts mehr sagen als, daß es was leichtes ist Baylen zu vermehren, was unendlich schweres aber ihn Baylisch zu vermehren. Unter den vielen Artickeln, welche mit großer Gelehrsamkeit, Ordnung und Genauigkeit ausgearbeitet sind, befindet sich auch eine gute Anzahl solcher welche kritischer abgefaßt seyn könnten; hierunter rechnen wir das, was z. E. von B. Beckern, von Jacob Andreä, von Joh. Hus, von Grävio, von Holsteinen ꝛc. angeführet wird, wovon wir zum Beweise nur das Leben des letztern vorlegen wollen. „Holstein, heißt es, ein Gelehrter des 17. Jahrhunderts, war in Hamburg 1596 gebohren. Nachdem er in seiner Vaterstadt den Wissenschaften „mit vielem Glücke obgelegen hatte, reißte er nach Frankreich, wo er durch „seine Geschicklichkeit einen großen Ruf erlangte; und sich einige Zeit in „Paris bey dem Präsident von Memes aufhielt. Damals, ohne Zweifel, „geschah es, daß er die Lutherische Religion mit der Katholischen verwechselte, und zwar wie man sagt auf Zureden des Jesuiten, Pater „Sirmonds. Er ging hierauf nach Rom, wo er sich besonders an den „Kardinal Fr. Barberini hielt ꝛc." In diesen wenigen Zeilen sind eine Menge Fehler, sowohl der Begehung als Unterlassung. Erstlich ist es zwar wahr, daß er in seiner Vaterstadt studirt hat, und zwar besonders unter Joh. Huswedeln, allein sehr kurze Zeit; weit länger aber hat er sich in Leyden aufgehalten, wo er sich besonders auf die Arzneykunst legte. Zweytens war die Reise nach Frankreich nicht seine erste Reise, sondern diese unternahm er 1617 nach Italien, wohin ihn Ph. Cluver begleitete. Auch seine zweyte Reise war es nicht, denn diese ging 1622 nach England; und als er von da wieder zurück kam, begab er sich erst nach Frankreich, und zwar, wie man will, aus Verdruß vergebens um einen Schuldienst angehalten zu haben, welchem man auch seine Religionsveränderung zuschreibt. Drittens war es nicht in Italien, wo er den Kardinal Barberini kennen lernte, sondern schon in Frankreich, wohin ihn Pabst Urbanus der VIII. in Religionsgeschäften als Legaten geschickt hatte. Er wurde ihm von Peirescio empfohlen, und auf dessen Empfehlung nahm ihn der Kardinal unter seine Hausgenossen auf, und hernach mit sich nach Italien, wo er ihn zu seinem Secretair und Bibliothekar machte. (Die Fortsetzung nächstens.)

Diese zwey ersten Theile, von denen man überhaupt gestehen muß,

daß sie verschiedner Unrichtigkeiten ohngeachtet, mit einer ausgesuchten Gelehrsamkeit angefüllet sind, kosten in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Thlr.

(3. April.) Was Chaufepie sonst von Holsteinen sagt, ist nicht weniger unvollständig. Die Reisen, die er gethan, als er schon in Italien gewesen, vergißt er ganz und gar; z. E. seine Reise nach Pohlen 1630, wo er bey seiner Rückreise über Wien ging, und auf Verlangen des Kardinals Barberini verschiedene Handschriften nachschlug. In der Stelle, die er zum Schlusse aus den **Nouvelles de la Repub. des Lettr.** anführt, vergißt er eine kleine Unachtsamkeit des Herrn Bayle anzumerken, wo dieser sonst so genaue Mann ihm den Tittel eines **Bibliothéquaire du Vatican** beylegt; da dieser doch nur einem Kardinale gegeben werden kann, und Holstein nichts als **custos bibliothecae** war. Ferner ist es zwar wahr, daß er den Kardinal Barberini zu seinem Erben eingesetzt hat, doch hätten auch seine beträchtlichen Vermächtnisse, die er an die Königin Christina, an die St. Johannes Bibliothek in Hamburg, an die Augustiner Mönche in Rom, an Büchern und Handschriften, gemacht hat, nicht sollen vergessen werden. Was aber im ganzen Artikel am aller unzulänglichsten und trockensten ist, ist das Verzeichniß seiner Schriften. Was Bayle so oft an dem Moreri tadelt, daß er nichts als die Tittel davon wisse, und auch diese verstümmelt anführe, daß er weder die Ordnung der Zeit, noch der Materien, dabey beobachte, daß er die Bücher, welche nach des Verfassers Tode heraus gekommen, von denen, die er selbst herausgegeben, nicht unterscheide, daß er die angefangenen und versprochnen Werke anzuführen vergessen; alle diese Fehler hat er, als ein zweyter Moreri, ängstlich in Acht genommen. Da er des Ranzovs **Epistolam ad S. Calixtum** mit unter die Holsteinischen Werke setzt, warum sagt er uns den Inhalt nicht davon, auf welchen alles ankommt? Er gedenkt nicht mit einem Worte dieses Proselyten, den der eifrige Holstein gemacht, auch der Mühe nicht, die er sich gegeben, den Marggrafen von Brandenburg Christian Ernst zu Annehmung der katholischen Religion zu bewegen. Wo bleibt seine Arbeit über den Baronius, dem er mehr als 8000 Schnitzer Schuld gab? Wo sein Katalogus der Handschriften in der Florentinischen Bibliothek? Wir tragen Bedenken umständlicher in Sachen zu seyn, die vielleicht nach weniger Leser Geschmack sind. Sollten diese Supplemente übersetzt werden, so hoffen wir, daß die Aufsicht einem

Manne wird übergeben werden, der alle dergleichen Unrichtigkeiten zu verbessern im Stande ist, nicht aber einem, dessen ganzer Ehrgeiz es ist, seinen Namen an der Stirne eines prächtigen Werks zu sehen, der Antheil, den er daran hat, mag nun so geringe seyn, als er will.

(6. April.) *Le Cosmopolite ou le Citoien du Monde. Patria est, ubicunque est bene. Cicero 5. Tuscul. 37. aux depens de l'Auteur.* in 8t. 8 Bogen. „Die Welt, fängt dieser Weltbürger an, ist nichts „anders, als ein Buch, wovon man nur die erste Seite gelesen hat, wenn „man nichts als, sein Vaterland, kennet. Ich habe eine ziemlich große „Anzahl durchblättert; ich habe sie aber alle gleich schlecht befunden. Diese „Untersuchung ist nicht ohne Nutzen gewesen. Ich haßte mein Vaterland. „Die Narrheiten der andern Völker, unter welchen ich gelebt habe, haben „mich wieder mit ihm ausgesöhnt. Wenn ich aus meinen Reisen keinen „andern Nutzen gezogen hätte, als diesen, so würden mich doch weder „Unkosten noch Beschwerlichkeiten, reuen.“ Diese Reisen nun sind es, welche man in diesen Blättern auf die sonderbarste Art beschrieben findet. Anstatt dessen, was er gesehen hat, erzählt uns der Verfasser das, was er gedacht hat; und hat er gleich nichts gesehen, was nicht tausend andre auch gesehen haben, so hat er, zur Vergeltung, tausenderley gedacht, was vielleicht kein einziger Reisender gedacht hat. Seine erste Reise ging nach Constantinopel; das wichtigste dabey war seine Bekanntschaft mit dem Pacha Bonneval. Dieser sagte ihm einmal, als er bey guter Laune war, und von seiner Religionsveränderung zu reden kam: er habe seinen Hut mit einer Nachtmütze vertauscht. Man erfährt hier, was die bekannten Abtrünnigen, Mornay, Ramsay und der Abt Macarti für ein Schicksal gehabt haben. Seine andere Hauptreise, als er wieder von Constantinopel zurückgekommen, ging nach Italien, in das Reich der Papimanie, wie er sich ausdrückt. Eine Probe von seiner Art zu denken zu geben, wollen wir folgende Stelle einrücken. „Nach einer monatlichen beschwerlichen „Reise kam ich in die berühmte Stadt, welche ehemals das Haupt der „ganzen Welt war, und noch jetzt das Haupt der ganzen christlichen Welt ist. „Ich sahe auf dem Throne der Kayser eine Art von einem Zauberer, „welcher sich ehemals durch seine Marktschreyerey bey den meisten euro„päischen Völkern in ein solch unumschränkt Ansehen gesetzt hatte, daß er „sich die Monarchen zinsbar machte, und mit ihren Kronen nach seinem „Gefallen haushielt. Doch seine unerträgliche Tyranney eröfnete dem

„größten Theile seiner Anhänger die Augen, und seine Hochachtung ver„ringerte sich dermassen, daß er jetzt kaum noch den Schatten der obersten „Gewalt hat, und sich genöthigt sieht Amuleta zu verkaufen, welche, wie „er sagt, für alle Uebel helfen sollen, wenn man nur daran glaubt. Unter „andern wunderbaren Geheimnissen dieser Art, rühmt er sich eine Fleck„kugel zu haben, welche alle Unreinigkeit von der Seele wegnehmen kann. „Dem aber sey, wie ihm wolle, vor zweyhundert Jahren wurden seine „Quacksalbereyen von ein Paar Empiricis, wovon der eine Martin, und „der andre Johann hieß, aus Handwerksneid, in einen sehr üblen Ruf „gebracht; sie priesen dafür die ihrigen an, und zogen beynahe die Helfte „von seinen Kunden von ihm ab. Alles gute, was diese Trennung ver„ursacht hat, bestehet darinne; vor diesem mußte man, man mochte wollen „oder nicht, seine Paquete nehmen, jetzo aber hat man doch das Auslesen." Aus Italien ist der Weltbürger nach Deutschland gereiset, wo er über verschiedne Oerter Anmerkungen macht, welche man mit Vergnügen lesen wird. Aus Deutschland hat er sich nach Spanien und Portugal begeben, von dar nach England, wo er sich auch noch jetzt, nach einer kleinen Verdrüßlichkeit, die er in Paris erlitten, aufhält. Der Geist der Misantropie leuchtet in allen Zeilen hervor, und der Name eines Menschenfeindes würde ihm vielleicht eher zukommen, als der Name eines Weltbürgers. „Ich verachte, spricht er zum Schlusse, die Menschen allzusehr, als „daß ich nach ihrem Beyfalle streben sollte, und vergönne es ihnen ganz „gerne, daß sie Verachtung mit Verachtung vergelten; ich rathe ihnen „sogar, es zu thun, und schon seit langer Zeit habe ich mir zum Wahl„spruch erwählt: Contemni et contemnere." Ist in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam für 6 Gr. zu haben.

(17. April.) Frankfurt an der Oder. Kurzer Begrif des biblisch-chronologischen Systems von 6000 Jahren, nemlich von Erschaffung der Welt bis ins Jahr Jesu Christi (1860) 1862, als an dem Anfange des tausendjährigen Sabbaths in einem tausendjährigen Reiche, herausgegeben von George Heinrich Kanz, evangelisch-reformirten Prediger zu Aken an der Elbe. Nebst einer Vorrede von Paul Ernst Jablonski, öffentlichen ordentlichen Lehrer der Theologie auf der hohen Schule zu Frankfurt an der Oder. Bey Johann Christian Kleyb. 1750. in 8t. Der Herr Verfasser dieses kurzen Begrifs hat sich

schon durch verschiedene andre Schriften, und insonderheit durch seine letzte Schicksale der Kirche Gottes und der Welt bekannt gemacht, und eben diese letztre hat ihm, wie er selbst anzeigt, Anlaß gegeben, an eine, seiner Einsicht nach, richtigere Zeitrechnung des alten Testaments die Hand zu legen. Er hatte aus der Offenbarung (ein Buch das den Schlüssel zu vielen Schwierigkeiten in der Schrift geben würde, wenn man es nur verstünde) mit der Kirchengeschichte des neuen Testaments verglichen, geschlossen, daß im Jahr nach Christi Geburt, wie wir zählen, 1862 die Welt volle 6000 Jahr würde gestanden haben, und daß von da an das siebente Jahrtausend, und mit demselben der noch bevorstehende Sabbat oder die glückliche Ruhezeit der Kirche Gottes auf Erden, welche viele auch unserer Gottesgelehrten noch hoffen, ihren Anfang nehmen würde. Um eben dieses auch aus dem ganzen Zusammenhange der von Erschaffung der Welt, bis auf Christi Geburt verfloßnen Zeit, bündig darthun zu können, hat der Herr Verfasser die Rechnung derselben, so wie sie vornemlich aus der h. Schrift und dann auch aus den ältesten Geschichten andrer Völker genommen werden kan, untersucht, und sich endlich überzeugt gefunden, daß seine schon vorhin angegebne Rechnung völlig dadurch bestätiget werde. Dieses hat er in diesem kurzen Begriffe vorläuffig anzeigen wollen, und behält sich die weitre Ausführung der Grundsätze seiner neuen Zeitrechnung in einem größern Werke vor, welches bereits fertig ist und auf Vorschuß gedruckt werden soll. Wenn er alles darinne leistet was er hier verspricht, so wird künftig die Chronologie, allen Untersuchungen eines Scaligers, Petavius, Marshams, Prideaux, Dodwells, des Vignoles zum Trotz, eine ganz andre Gestalt annehmen müssen. Wir wollen hoffen, daß ihm zuverläßige Richter in solchen Sachen eine Stelle bey diesen Männern anweisen und ihn nicht unter die Anzahl der chronologischen Schwärmer, zu einem Ravius, Koch und Kohlreif setzen mögen. Uns wenigstens scheint der Anlaß einer neuen Zeitrechnung, den man in einer Stelle der Offenbarung findet, ein wenig wundersam, ob er gleich nichts mehr voraussetzt als das Verständniß dieses noch bis jetzt unverständlichen Buches. Der Herr Prediger Kanz sucht durch seine neue Zeitrechnung nichts geringers als die Freygeister von der Göttlichkeit der h. Schrift zu überzeugen und die Juden zu bekehren. Ein Wunder wäre es, wann es der Chronologie, der ungewissesten und dunkelsten von allen Wissenschaften aufbehalten wäre, diese

zwey wichtigen Veränderungen zu bewerkstelligen. Ist in den Buchhandlungen hier und in Potsdam für 3 Gr. zu haben.

(24. April.) Frankfurt an der Oder. Christian Ernst Simonetti Sammlung vermischter Beiträge zum Dienste der Wahrheit, Vernunft, Freiheit und Religion. *Et prodesse volunt et delectare . . Horat.* Auf das Jahr 1750. Viertes Stück, nebst Titel und Register zum zweiten Bande. In diesem Stücke einer der nützlichsten Sammlungen kommen folgende Aufsätze vor: 1) Beschluß der Betrachtung des Satzes der Sittenlehre der Christen: Du sollst deinen Feind lieben. 2) O. L. v. Eichmanns Widerlegung der Meinung, daß die Churbrandenburgische Prinzeßin Anna mit Albrecht, Herzogen von Mecklenburg, im Jahre 1526 Beylager gehalten. Der Herr Verfasser dieses Aufsatzes ist überzeugt, daß seine vorige Arbeit von der gelehrten Welt geneigt aufgenommen worden ist; und hat also um desto-weniger angestanden, diese wichtige Entdeckung bekannt zu machen. Er hat es dem Publico schon einmal gesagt, und sagt es ihm nochmals, daß er eine sehr zahlreiche Sammlung von Urkunden besitzt; er führt sogar an, in welcher Zeitung man es nachlesen kann, um sich unwidersprechlich davon zu überzeugen. Unter dieser Sammlung nun findet sich auch ein Brief, welchen gedachte Prinzeßin an den Magistrat in Berlin 1526 geschrieben hat. Sie berichtet ihm darinne, daß sie sich von dem Churfürsten, ihrem Hrn. Vater, abermals die Weisemutter ausgebeten habe, welche ihr bereits vor einem Jahre gute Dienste geleistet hätte, und versichert ihn ihrer Gnade, wenn er die Abreise dieser Frau befördern würde. Es kömmt also darauf an, daß man im Stande ist, mit dem scharfsinnigen Herrn Verfasser folgenden kützlichen Schluß zu machen: Wenn dieser Brief im Jahr 1526 geschrieben ist, und die Herzogin darinne sagt, daß sie die Weisemutter vor einem Jahre und also 1525 gebraucht, so kann das Beylager nicht allererst 1526 seyn gehalten worden: dieses befindet sich nun also, folglich u. s. w Q. E. D. Hierauf beseufzet der Herr Verfasser die Ungewißheit der Geschichte auch noch im 16. Jahrhunderte; und versichert, daß die Urkunden dieser Ungewißheit abhelfen können. Er ist bereit, nach seinem Vermögen andre hierzu aufzumuntern, und dieses klärlich zu beweisen überläßt er diese wichtige Urkunde dem Abdrucke. Aus seinen Anmerkungen übrigens kan man sehen, was beträchtliche Anmerkungen heissen. 3) Kurzgefaßte Geschichte der Handlung und Schiffahrt in den

alten und mittlen Zeiten entworfen von J. P. S. Man sieht der völligen Ausarbeitung dieses Entwurfs mit desto größern Vergnügen entgegen, je mehr schon aus diesem wenigen die Einsicht des Verfassers nicht allein in die Geschichte, sondern auch in die Handlung selbst hervorleuchtet. 4) Gedanken über die Religionsveränderung. Kostet in den Voßischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 6 Gr.

(8. May.) Leipzig. Briefe nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen, von C. F. Gellert. Bey Johann Wendlern. 1751. in 8. 20 Bogen. Was abgeschmackte Junkers und aberwitzige Neukirchs so unglücklich, und nur zur Aufhaltung des guten Geschmaks unternommen haben, wird in diesem Werke auf die vortreflichste Art geleistet. Der Herr Verfasser hat sich das Recht längst erworben, daß die Welt auf alles, was aus seiner Feder fließt, aufmerksam seyn muß; und wer ist geschickter als er, die Natur überall in ihre alte Vorrechte unter uns wieder einzusetzen? Den besten Briefsteller zu machen wird nichts erfordert als zu beweisen, daß man keinen Briefsteller braucht, und die ganze Kunst schöne Briefe zu schreiben ist die, daß man sie ohne Kunst schreiben lernt. Allein wie viel seltne Eigenschaften setzt diese Vermeidung der Kunst voraus? Gesunde Ordnung im Denken, lebhafter Wiz, Kenntniß der Welt, ein empfindliches Herze, Leichtigkeit des Ausdrucks sind Dinge die den Deutschen weniger fehlen würden, wenn man sie in Schulen lernen könnte. Die meisten Lehrer haben sie selbst nicht; was Wunder also, daß sie ihre Schüler anführen, sich mit methodischen Leitfäden, topischen Einfällen, studirten Empfindungen, staubigten Realien und künstlichen Perioden zu behelfen? Wie unbeschreiblich würde der Nutzen seyn, wenn die praktische Abhandlung des Hrn. Gellerts alle wohl informirte Briefsteller und alle die gelehrten Männer auf us de conscribendis epistolis aus den Claßen vertreiben könnte? Man würde die Briefe des Cicero und Plinius besser nutzen lernen, und einige lateinische Brocken würden das wenigste seyn, was man ihnen zu danken hätte. Ist es zu hoffen? ... Die Briefe des Hrn. Gellerts selbst sind durchgängig Meisterstücke, die man ebenso wenig als seine Fabeln zu lesen aufhören wird. Die schöne Natur herrscht überall, alle Zeilen sind mit dem süssesten Gefühle, mit den rühmlichsten Gesinnungen belebt; und die Ueberzeugung, daß sie der Verfasser an würckliche Personen geschrieben hat, macht das Antheil, welches die Leser daran

nehmen, ungleich grösser. Von was vor einem Herze sind sie die Beweise! Wie liebenswerth hat sich der Verfasser selbst, ihm unbewußt, darinne geschildert! Welche Freundschaft, welche Aufrichtigkeit, welche Liebe! Mit was für einer philosophischen Gleichgültigkeit sind zwey Briefe abgefaßt, wobey wenigstens seine Leser nicht gleichgültig bleiben werden. Verdienet ein Mann, welcher das Vergnügen Deutschlands ist, kein Amt zur Belohnung, wenn anders ein Amt eine Belohnung seyn kan? . . . Herr Gellert scheint den vornehmsten Innhalt seiner Abhandlung in eine Erzählung, die er auf der 83ten Seite einschaltet, gebracht zu haben. Können wir den Plaz schöner anwenden, als wenn wir sie einrücken?

Ein junger Mensch, der, wenn er Briefe schrieb,
Die Sachen kunstreich übertrieb,
Und wenig gern mit stolzen Formeln sagte,
Las einem klugen Mann ein Trauerschreiben vor,
Darinn er einen Freund beklagte
Der seine Frau durch frühen Tod verlohr,
Und ihm mit vielen Schulwitz sagte,
Daß nichts gewisser wär, als daß er ihn beklagte.
Ihr Brief, fiel ihm der Kenner ein,
Scheint mir zu schwer und zu studirt zu seyn.
Was haben Sie denn sagen wollen?
„Daß mich der Fall des guten Freunds betrübt,
„Daß er ein Weib verlohr, die er mit Recht geliebt,
„Und meinem Wunsche nach stets hätte haben sollen;
„Daß ich von Lieb und Mitleid voll,
„Nicht weiß, wie ich ihn trösten soll.
„Dieß ungefähr, dieß hab ich sagen wollen."
Mein Herr, fiel ihm der Kenner wieder ein,
Warum sind sie sich denn durch ihre Kunst zuwider?
O schreiben Sie doch nur, was sie mir sagten, nieder:
So wird ihr Brief natürlich seyn.

Kostet in den Voßischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 12 Gr.

(11. May.) Leipzig. Briefe der Ninon von Lenclos an den Marquis von Sevigne, nebst den Briefen der Babet an den Boursault aus dem französischen übersetzt. In der Weidemannischen Handlung. 1751. Ninon von Lenclos lebte zu

einer Zeit, welche dazu bestimmt zu seyn schien, daß Frankreich alle Arten großer Geister auf einmal beysammen sehen sollte. Die Schriftsteller, so viel ihrer erwähnen, berichten uns, daß ihr Verstand eben so viel Anmuth als Gründlichkeit besessen habe. Sie war eine Philosophin, aber eine liebenswürdige Philosophin. Sie vereinigte alle Tugenden des männlichen Geschlechts mit den Annehmlichkeiten des ihrigen, dem zu Trotze sie sich in die Zahl berühmter Männer erhoben hat. Ihr Haus war der Sammelplatz aller gesitteten und durch ihren Witz beliebten Leute, die Hof und Stadt nur aufweisen konnten. Die tugendhaftesten Mütter bewarben sich aufs eifrigste ihren Söhnen, die auf den Schauplatz der Welt getreten waren, den Vortheil zu verschaffen, daß ihnen zu dieser liebenswürdigen Gesellschaft der Zutritt verstattet würde, die man für den Mittelpunkt eines guten Umgangs ansahe. Saint Evremont sagt von ihr:

Die weis und fröhliche Natur
Verband in Ninons edlem Herzen
Die Tugend mit der Wollust Scherzen
Den Cato mit dem Epikur.

So ein Frauenzimmer mußte nothwendig in ihren Briefen unübertrefflich seyn. Chateauneuf, ein Zeitverwandter von ihr, bekräftigt es in seinem Gespräche von der Musick der Alten; ob aber einige würklich bis auf unsre Zeit gekommen sind, daran ist zu zweifeln. Diese wenigstens, wovon wir dem Leser die Uebersetzung ankündigen, sind nichts als eine glückliche Erdichtung. Sie enthalten eine getreue Schilderey des menschlichen Herzens, ein moralisches System der Liebe, das wo es nicht allezeit genau, doch allezeit sinnreich ist. Der Plan des Verfassers nöthigte ihn verschiedne Wahrheiten zu sagen, die in dem Munde einer Mannsperson Beleidigungen gegen das schöne Geschlecht geworden wären. Er mußte sie also einem Frauenzimmer sagen lassen. Weil er aber auch zugleich verschiedne Sätze vorzubringen hatte, welche in dem Munde eines Frauenzimmers anstößig klingen konnten, so mußte er ein solches Frauenzimmer wählen, deren mehr männliche als weibliche Denkungsart durchgängig bekannt sey. Und diese konnte keine andere als Ninon seyn, welche mit Wahrheit von sich sagen konnte, daß sie sich durch Ueberlegung zu einer Mannsperson gemacht habe. Diese nun läßt der Verfasser dem jungen Marquis von Sevigne Lehren geben, welche gleich geschickt sind die bloß platonische Liebe lächerlich, und die bloß sinnliche Liebe verächtlich zu

machen. Der Uebersetzer wagt eine Muthmaßung in Ansehung des Verfassers; er glaubt daß es der jüngre Hr. v. Crebillon sey. Ist er es nicht, so hat er doch durch seine Briefe gezeigt, daß er es seyn könnte. Wir wollen eine Muthmaßung in Ansehung des Uebersetzers wagen. Die Vergleichung der Vorrede mit verschiednen Stellen der jüngst angezeigten praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen lehrt uns, fast überzeugend, daß es Hr. Gellert sey. Ist er es nicht, so kan ihm wenigstens unser Verdacht keine Schande machen; und der wahre Verfasser wird leicht sehen, daß er der Innbegrif alles deßen ist, was wir gutes davon sagen können. Die wenigen Briefe der Babet, welche man zum Schluße findet, verdienen diese Gesellschaft. Sind sie weniger moralisch, so sind sie dafür desto unstudirter; haben sie weniger Witz, so haben sie desto mehr Gefühl. Beyde sind von dem Uebersetzer mit Vorreden begleitet, nach deren Schlage wir vor jeder Uebersetzung eine zu finden wünschten. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(15. May.) Nürnberg. Schauplatz der Natur oder Unterredungen von der Beschaffenheit und den Absichten der natürlichen Dinge, wodurch die Jugend zu weitern Nachforschen aufgemuntert, und auf richtige Begriffe von der Allmacht und Weisheit Gottes geführet wird. Sechster Theil, welcher dasjenige zu betrachten darstellt was zum gesellschaftlichen Leben der Menschen gehöret. Aus dem Französischen übersetzt. Wien und Nürnberg bei P. Conrad Monath. 1751. Dieser Theil bestehet aus vierzehn Unterredungen, welche von dem Ursprunge der Gesellschaft, von dem Ehestande, von der Auferziehung der Kinder, von dem Unterschiede der Stände, von der Ausrottung des Betteln8, von dem Gesinde, von den Lebensmitteln, von der Kleidung, und den dazu erforderlichen Stücken handeln. Man kann nicht leugnen, daß nicht viel nützliches darinne vorkomme, man muß aber auch gestehen, daß es mit einer Art vorgetragen ist, welche die Jugend angewöhnt überall mit unzulänglichen Begriffen, und mit dem halbigen Verständnisse der Kunstwörter zufrieden zu seyn. Das ganze Werk schickt sich sehr wohl in diejenigen Schulen, wo man Kinder gern auf einmal zu alles wissenden Männern machen will, und ihnen durch mittelmäßige Lehrer Sachen beyzubringen sich rühmt, wozu sie ohnmöglich einen genugsam starken

Verstand haben können. Man weiß, daß der Abt Pluche der Verfasser ist; wir wollen also nichts mehr hinzusetzen als das Urtheil, welches seine Landsleute selbst von ihm fellen. Mr. Pluche, heißt es an einem Orte, qui continue si intrepidement à copier des livres, pour etaler le spectacle de la Nature et qui s'est fait le *Charlatan des Ignorans etc.* Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

Leipzig. Moralische Fabeln mit beygefügten Erklärungen einer jeden Fabel. Aus dem Dänischen des Herrn Barons von Hollberg übersetzt durch J. A. S. K. D. C. Verlegts Franz Ch. Mumme Buchhändler in Kopenhagen. 1751. in 8t. 16 Bogen. Diese Fabeln hat der berühmte Verfasser nur vor kurzen in seiner Muttersprache herausgegeben, und wir sind die Uebersetzung davon eben dem geschickten Manne, welcher uns das komische Heldengedichte, Peter Paars, deutsch geliefert hat, schuldig, nemlich dem Hrn. J. A. Scheibe, Königl. Dänischen Kapellmeister. Er wird es uns nicht übel nehmen, wenn wir, was den Werth dieser Fabeln anbelangt, mit ihm nicht einer Meinung seyn können. Der Herr von Holberg gehört unter diejenigen Schriftsteller, welchen einige mit Recht wohlaufgenommene Werke das glückliche Vorurtheil verschaft haben, als ob alles, was aus ihrer beschäftigten Feder fließt, vortreflich seyn müße. Troz diesem Vorurtheile aber wagen wir zu sagen, daß seine Fabeln überhaupt erbärmlich, und unter allen zweyhundert und zwey und dreißigen nicht zwey und dreißig leidlich sind. Er hat sie in ungebundner Rede abgefaßt, welches wir weder billigen noch tadeln wollen. Die Wahrheit aber zu sagen, so trauen wir dem Hrn. Verfasser nicht einmal zu, daß er im Stande sey, den Versen diejenige reitzende Einfalt zu geben, welche sie nothwendig haben müssen, wenn sie zum Vortrage der Fabeln geschickt seyn sollen. Wir wollen zur Probe ein Paar von den kleinsten hersetzen, woraus der Leser ohne uns schließen wird, daß der Herr von Holberg auf das höchste der dänische Stoppe ist. Die 185. Fabel heißt

Der Elephant und der Biber.

Ein Elephant und ein Biber sprachen einsmals von dem Lauf der Welt mit einander, sowohl in Ansehung der Thiere als der Menschen. Unter andern Dingen fragte der Biber den Elephanten, welche Herrlichkeit er sich am liebsten wünschen möchte, entweder Reichthum oder Weißheit? Der Elephant antwortete: Ich wollte mir wohl Weißheit wünschen, wenn

ich nicht sähe, daß so viele weise Sollicitanten und studirte Leute mit niedergeschlagnen Köpfen in den Vorgemächern der Narren stünden.

Warum hat der Verfasser den Elephanten und den Biber zu dieser Fabel gewehlt? Warum nicht die Katze und den Hund, oder den Esel und das Pferd? Welche Wahrscheinlichkeit, daß der Elephant jemals in die Vorgemächer reicher Thoren gekommen ist?

Die 187. Fabel.

Von der Neherinn, die ihre Nehnadel verlor.

Eine Neherinn verlohr einsmals auf dem Felde eine Nehnadel. Dieser Verlust ging ihr sehr zu Herzen. Sie sagte, sie wollte lieber zehn andre Nadeln, als diese einzige gemißt haben. Sie gab sich darauf viel Mühe sie wieder zu finden, aber vergebens, denn die Nadel blieb beständig unsichtbar. Aber indem sie die verlorne Nadel suchte, fand sie eine ächte Perl, für welche sie mehr als eine Million Nehnadeln kaufen konnte rc. rc.

Kostet in den Voßischen Buchläden 5 Gr.

(18. May.) Frankfurt. Vermischte Abhandlungen und Anmerkungen aus den Geschichten, dem Staatsrechte, der Sittenlehre und den schönen Wissenschaften. *Floriferis ut apes in saltibus omnia libant.* Frankf. und Leipzig in der Knoch- und Eßlingerschen Buchhandlung 1751. in 8t. 1 Alph. 12 Bogen. Diese Abhandlungen sind folgende: 1) Die Geschichte und die letzten Stunden des englischen Grafen Jacobs von Derby, Herrn der Insul Man. Dieser Jacob von Derby war einer von denen, welche es auch zu den Zeiten eines Cromwells wagten, rechtschaffen zu seyn. Diese Kühnheit kostete ihm den Kopf; er glaubte aber, daß man die Ehre ein treuer Unterthan eines rechtmäßigen Königs zu heissen, nicht theuer genug erkauffen könne. Wie viele kennen diesen Mann? Ein neuer Beweis, daß nicht alle berühmt geworden sind, die es hätten werden sollen. 2) Zuverläßige Nachrichten von dem Leben Peters Grafen von Holzapfel. Dieser Held ist in den Geschichten des 30jährigen Krieges unter dem Namen Melander bekannt genug. In diesem Aufsatze hat uns ihn aber der Verfasser mehr nach seinen häuslichen Umständen, aus seinen weitläuftigen hinterlassenen Briefschaften, als auf der Seite des Feldherrn vorgestellt. Die Nachrichten sind also desto angenehmer, je unbekannter sie bisher gewesen sind. 3) Von etlichen in der güldnen Bulle unbrauchbaren Sachen. Vielleicht machen diese den größten Theil derselben aus. Ein Schicksaal,

welches sie mit andern Reichsgesetzen gemein hat. 4) Von den verführerischen und vielversprechenden Titeln etlicher Bücher. Es sind meistens Romane, von welchen der Verfasser hier redet. Er muß ein ziemlich erklärter Feind derselben seyn, sonst würde er schwerlich von dem Kleveland, von dem Dechant von Killerine, von dem Joseph Andrews so nachtheilig urtheilen. Es ist zu viel, den Abt Prevot einen herumirrenden Mönch zu nennen. Es ist ein Vorurtheil, von dem wir den Herrn Verfasser frey wünschten; weil Herr Fielding ein Schauspieler ist, also muß er nothwendig ein schlechter Lehrer seyn. 5) Von den großen Saufgläsern der Griechen und überhaupt von dem starken Trinken. 6) Versuch des Erweises, daß unsere Zeiten und Sitten besser als die vorigen sind. 7) Beweis, daß Cato von Utica als ein unüberwindlicher Weise gestorben ist. Dieser und der vorhergehende Satz sind aus derjenigen Zahl, welche man mit einem mittelmäßigen Witze auf alle Seiten drehen kann, so lange man Tugend und Laster noch an keinen untrüglichen Zeichen kennet, und, wie der Dichter spricht, ihre Grenze schwimmt und in einander fließt. 8) Wider die anatomischen Belustigungen des Herrn D. Delius in den Belustigungen des Verstandes und Witzes. Defendat quod quisque sentit; sunt enim judicia libera. *Cicero.* Wenn nicht jeder Stand etwas hätte, welches gewissen Gemüthern angenehm werden könnte, so würde es uns bald an Leuten fehlen, die sich zu gewissen Verrichtungen, die wir schmutzig, oder wann sie allzu schmutzig sind, unehrlich nennen, herablassen wolten. 9) Betrachtungen über die Heuchler und die Heucheley. Wenn man des Verfassers Erklärung eines Heuchlers annimmt, so hat er vollkommen recht. Allein nach dieser Erklärung halten wir die Heuchler vor eben so unmöglich, als die Gottesleugner. Die Betschwester des Herrn Gellerts verdient aus einem ganz andern Gesichtspunkte angesehn zu werden. Gegen den Verfasser der Epitres diverses ist er vielleicht auch zu scharf; ob er gleich darinne Recht hat, daß es unter den Jesuiten eben sowohl redliche und fromme Leute geben könne, als es möglich ist, daß sich in dem schlechten und rauhen W . . . ein Belesprit hat finden können. Wir bieten den Jesuiten Trotz, sich auf diese Vertheidigung etwas einzubilden. 10) Hundert vermischte Anmerkungen. Die meisten davon sind lesenswürdig. In einer davon sagt er, daß der Französische Uebersetzer der Hallerschen Gedichte ein Bernerischer Edelmann, Herr von Tscharner, sey. Der Fortsetzung dieser Sammlung, welche in der Vorrede versprochen wird, kann

man nicht anders als mit Vergnügen entgegen sehen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

(22. May.) Lieder (bey welchen man gähnen wird) 3. Bey Victorius Bößiegel 1751. in 4t. auf 5 Bogen. Wir halten diesen Zusatz für nöthig, damit man sie gleich bey dem ersten Anblicke von gewissen andern Liedern unterscheide, welche vor einiger Zeit herauskamen, und jetzo in eben so vieler Gedächtniß als Händen sind. Sie sind theils mit Reimen, theils ohne Reime, überall aber bleibt Hr. 3 sich selbst gleich; kalt, kindisch, gemein. Anstatt den Leser mit einer Probe davon zu martern, wollen wir die Verwünschung des Dichters wiederholen.

Die Väter dieser Liederbrut,
Die Affen deines Gleims, gerechte Göttin, strafe.
Es fühl ihr Herz der Liebe Glut,
Ihr Mädgen les alsdann ihr frostig Lob und schlafe.
Nie werde deren Lieds gedacht
Bey sanftem Saitenspiel, im Munde kluger Schönen,
Noch wo der junge Bacchus lacht,
Wann ihn die Grazien mit frohen Rosen krönen.

Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

(10. Jun.) Leipzig. Allgemeines Gelehrten Lexicon ꝛc. Dritter Theil. M—R. herausgegeben von Chr. Gottlieb Jöcher, der H. Schrift Doctore, und der Geschichte öffentlichen Lehrer in Leipzig. In Gleditschens Buchhandlung. 1751. Es ist unnöthig ein Werk zu loben, welches sich auf den meisten Studierstuben unentbehrlich macht. Wir freuen uns über den ungehinderten Fortgang desselben, wir würden aber zu sehr unwissenden Schmeichlern werden, wenn wir nicht gestünden, daß die billige Erwartung des Publici einen großen Abfall dabey leide. Zwar ist es wahr, ein Gelehrtenlexicon ohne alle Fehler verlangen, heißt sich einer unmöglichen Forderung schuldig machen, auch alsdann, wann anstatt eines Jöchers deren zehne daran arbeiteten. Es giebt aber doch gewisse Arten von Fehlern, von welchen man es, ohne eine Unbilligkeit zu begehen, durchaus frey zu seyn begehren kann. Unser Vorgeben zu rechtfertigen wollen wir einige aus diesem Theile anführen. z. E. „George Makenzie ein Schottländer im vorigen Jahrhunderte ꝛc. schrieb Lives and Characters of the most eminent Writers of the Scots Nation in 3 Folianten, welche aber erst 1708 zu

Edimburg herausgekommen sind.“ Dieses hat seine Richtigkeit; allein wie hat man so unachtsam seyn können den gleich folgenden Artickel stehen zu lassen, der eben diesen George Makenzie zu einem Schriftsteller des 18ten Jahrhunderts macht, welcher 1708 und 1711 die Leben der gelehrten Schottländer herausgegeben haben soll? Er muß ganz und gar ausgestrichen werden. Eben so eine wunderliche Verdopplung ist mit dem Mallet, welcher wider die französische Uebersetzung des neuen Testaments, die zu Mons heraus kam, schrieb, vorgegangen. Einmal heißt er Carl und gleich drauf Peter. Der wahre Carl Mallet aber, ein Cisterciensermönch, welcher 1658 starb und sich durch sein Werk de Hierarchia et iure ecclesiae militantis bekannt gemacht hat, ist gar weggeblieben. Ueberhaupt ist kein einziger Artickel von den 5 Mallets richtig. Franciscus Massaria hat Anmerkungen über das 9te Buch der natürlichen Geschichte des Plinius geschrieben, welche 1538 (nicht 1537) zu Basel bey Frobenio herausgekommen sind. Eben diese Anmerkungen werden in dem gleich folgenden Artickel dem Hieronymus Massaria zugeschrieben. Hätten dergleichen Fehler wenigstens nicht dem Corrector sollen in die Augen fallen? Was hilft denn die vollständigste Anführung der Schriften jedes Gelehrten, wenn sie bey Homonymis unzähligmal verwechselt werden? Hier ist nicht der Ort uns weiter einzulassen, ob es gleich ohne Mühe geschehen könnte. Wir wollen nur noch erinnern, daß es uns ein sehr geringes Verdienst zu seyn scheint, die Leben der Gelehrten aus schon bekannten Biographis und Wörterbüchern zusammen zu schreiben, wenn man es mit keiner prüfenden Genauigkeit thut. Besonders müssen wir die Leser vor dasjenige warnen, was man aus dem allgemeinen historischen Lexico gezogen hat. Fast jeder Artikel welcher sich mit einem **H L** schließt

hic niger est, hunc tu, Romane, caveto!

Was sollen wir aber von denen sagen, wobey gar kein Wehrmann steht? Diese sind größtentheils noch schlechter. Auch von den bekanntesten Männern weiß man nichts zu sagen; z. E. der berühmte Rector der Schule zu Delft, Thomas Munker heißt ein Criticus zu Leiden und Amsterdam, welcher zwischen 1670 und 1680 florirte. Wann sich jemand etwa wundern sollte, wie aus einem mäßigen Bande in groß Octav vier ziemliche Quartanten werden können, dem wollen wir das ganze Geheimniß entdecken. In dieser Ausgabe ist erstlich eine Schrift genommen worden, welche das, was man vorher auf 4 Seiten gelesen hat, auf einen ganzen

Bogen bringt; zweitens sind die Büchertittel, obgleich weder ganz noch halb, dazu gekommen; drittens hat man eine unzählige Menge der allerdunkelsten Männer mit hineingebracht, von welchen man ohngefehr etwas in den Bücherverzeichnissen, wenn es auch nur eine Predigt oder Disputation seyn solte, gefunden hat. Man urtheile also, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn man ein so brauchbares Buch in seiner alten Form gelassen hätte, und nur dahin bedacht gewesen wäre, es von den anstößigen Fehlern zu befreyen, anstatt daß man durch unnöthige Vermehrungen ganze Legionen von neuen Fehlern hineingebracht hat. Kostet in den Voßischen Buchhandlungen 4 Thlr.

(12. Jun.) Frankfurt und Leipzig. Belustigungen auf dem Lande, bey Hofe und in der Stadt; worinne verschiedne so wohl angenehme als auch andre geheime historische Nachrichten enthalten. Aus dem Französischen übersetzt. In der Knoch- und Eßlingerschen Buchhandlung. 1751. in 8t. 1 Alph. 4 Bogen. Diese Sammlung kleiner Geschichten, wo Erdichtung und Wahrheit mehr auf eine ergötzende als unterrichtende Art vermischt ist, enthält folgende Stücke, welche sich meistentheils müßige Frauenzimmer bey Hofe, auf dem Lande und in der Stadt vorlesen oder erzählen. 1) Die thörigte Klugheit, 2) der stumme Plauderer, 3) die gezwungene Sympathie oder der doppelte Tausch, 4) Melchu-Kina, 5) Achmet Geduc, 6) Saladin, 7) Robert von Artois, 8) Socrates, 9) Gabrini, 10) Scanderberg, 11) Elisabeth von Anjouleme Königin von Engelland und Gräfin von der Mark. Den Werth von jeder dieser Erzählungen mögen diejenigen bestimmen, welche Zeit haben sie alle zu lesen. Wir haben die beyden ersten durchlauffen. Die thörigte Klugheit ist erbärmlich. Der stumme Plauderer ist artig, und enthält einen Stoff, welcher sich unter gehörigen Veränderungen auf dem Theater vortreflich ausnehmen würde, besonders wenn man Schauspieler beschäftigen wollte, welche das stumme Spiel in ihrer Gewalt haben. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(19. Jun.) Frankfurt und Leipzig. Des Herrn von L** moralische Gedichte herausgegeben von Naumann. Bey Daniel Christian Hechtel. 1751. in 8t. 15 Bogen. Da man jetzo so geschäftig ist, die geringsten Kleinigkeiten, welche aus der Feder des Herrn von Loen geflossen sind, zu sammeln und der Welt mitzutheilen, so wäre

es nicht halb recht gewesen, wenn man uns diese Gedichte länger vorenthalten hätte. Wir glauben, daß sie Beyfall finden werden. Der Hr. Herausgeber bestimmt ihren Werth in seiner Vorrede. Wir sind aber versichert, daß er ihn etwas anders würde bestimmet haben, wenn er nicht der Herausgeber wäre. Er zeigt in eben dieser Vorrede, worinne er die Vergleichung der Dichtkunst und Mahlerey des Herrn Breitingers glücklich fortsetzt, zu viel Einsicht in das Innere der Poesie, als daß man nicht glauben solle, er habe in einigen Stellen mehr sagen wollen, was ein Kenner in den Gedichten des Hrrn von L** suchen, nicht aber was er finden werde. Sie bestehen aus zwey langen Gedichten, welche Damons Landlust und Damons Unlust überschrieben sind, aus Erzählungen, aus Cantaten und einigen kleinen theils übersetzten, theils eignen französischen und deutschen Stücken. Hier ist eines von der letztern Art:

Die glücklichsten Neigungen.

Ein stets vergnügter Muth, ein immer gleicher Freund;
Die Weisheit die nicht schreckt, wann sie erhaben scheint;
Ein Buch das mich ergötzt, indem es unterrichtet;
Was schönes das mich reitzt, doch weiter nicht verpflichtet;
Feld, Mahlerey, Musick, ein wohlberittnes Pferd;
Wer mehrers noch verlangt, der ist nicht dieses werth.

Der prosaische Aufsatz, welcher unter den Erzählungen steht, das Glück und die Tugend ist schön, und wird vielleicht bey manchen den Einfall erwecken, daß der Herr von Loen in seiner Prose poetischer ist als in seiner Poesie. Gleichwohl müssen wir gestehen, daß auch diese auf einer Seite mehr Schönheiten hat, als in manchen sogenannten auserlesenen deutschen Gedichten auf ganzen 24 Bogen nicht aufzutreiben sind. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(22. Jun.) Cölln. Das Lob der noch lebenden unbekannten Schriftsteller in den berühmtesten Gegenden von Westphalen: aus bewährten und unumstöslichen Urkunden zusammen gezogen und aufgesetzt von einem Landmanne und patriotischen Verehrer ihrer großen Verdienste B. G. R. *Sunt aliquid manes, lethum non omnia sinit. Prop.* Bey Peter Hammer. 1751. in 4to. auf 6½ Bogen. Man darf der scharfsichtigste nicht seyn, den in einen Lobredner verkleideten Satyr zu erkennen. Jener Dichter, welchen die deutschen Musen nie aufhören werden

von den französischen zurück zu fodern, ging vielleicht in seinem Eifer zu weit, wann er von seinen Landsleuten sagte: Geh, o Schwift, aus Dublin, durchstreiche noch einmal die Fluthen, und komm und mahle uns mit kühnem Pinsel unsere Yahoos, diese Machinen, leer des natürlichen Triebs, voller Eigensinn, welche den Menschen gleichen und von ihnen nichts als die Laster haben. Hier sind die Yahoos, die ungeheuren Zusammensetzungen sich widersprechender Fehler, dumme Verschwender, unverschämt aus Stolz, aus Niederträchtigkeit furchtsam etc. Wenn es wahr ist, daß die Tugend in wilden Herzen und bey einem ungeübten Verstande wohnen kann, so ist vielleicht der moralische Charakter der Westphäler im Grunde besser als der Charakter der gesitteteſten Völker. Nur zu ofte sieht der witzige Kopf den Mangel des Witzes und der Artigkeit für den Mangel der Tugend an, er, der nicht selten den gesellschaftlichen Lastern diesen Namen beylegt. Von dieser Uebereilung ist Herr R. weit entfernt. Er tadelt an den Westphälern nichts als ihren ungeheuren Geschmack in den schönen Wissenschaften. Er hat sogar die Billigkeit ihnen den Ruhm nicht streitig zu machen, Männer unter sich gehabt zu haben, welche in den ernsthaften Theilen der Gelehrsamkeit stark gewesen sind; wann es anders bey ihm eine Billigkeit zu nennen ist, da er sich selbst für einen Westphäler ausgiebt. Man wird an seinem ganzen Aufsatze, wie wir hoffen, nichts zu erinnern finden, als dieses: erstlich, daß seine Satyre für seine Landsleute, nach der Einsicht, welche er selbst ihnen beylegt, zu fein ist; zweytens, daß alle die Verfasser welche er anführt unter der Satyre sind. Ein elender geistlicher Redner, ein abgeschmackter Polemicus, ein Reimschmid welcher nichts als elende Hochzeitlieder, oder chrienmäßige Traueroden, voller schönen Sterbegedanken, die einen ehrlichen Mann zur Verzweiflung bringen können, der Welt vorleyert, werden allzusehr geehrt, wenn man sich förmlich mit ihrem Tadel abgiebt. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

(29. Jun.) Ulm. Erste Anfangsgründe der philosophischen Geschichte, als ein Auszug seiner grössern Werke herausgegeben von Jacob Brucker. Zweyte Ausgabe. Bey Daniel Bartholomäi und Sohn. in 8t. 1 Alph. 15 Bogen. Diese Anfangsgründe kamen das erstemal im Jahr 1736 heraus, als der

Herr Verfasser die kurzen Fragen aus der philosophischen Historie geendiget hatte. Seine Absicht war den Anfängern an diesem, in dem Cirkel der Wissenschaften unentbehrlichen, Theile einen Geschmack beyzubringen, und sie zu den Fragen selbst vorzubereiten. Die Ausarbeitung des grössern lateinischen Werks aber hat ihm in der Folge Gelegenheit gegeben die Lücken und Unzulänglichkeiten dieses Auszuges, besser als jeder andre, wahrzunehmen. Er hat also in dieser neuen Auflage nicht geringe Veränderungen gemacht; er hat ganz neue Hauptstücke, zum Exempel von der orientalischen Philosophie, von den Schicksalen der griechischen Philosophie ausser Griechenland und andre, eingeschaltet; er hat die Vorstellungen der Lehrsätze ergänzt, und ihren Zusammenhang deutlicher vor Augen gelegt, als worauf in der Geschichte der Weltweisheit offenbar das Hauptwerk beruhet. Uebrigens ist die Eintheilung des Werks selbst so eingerichtet worden, daß sie mit dem lateinischen Werke überein trift. Unsre Anpreisung wird sehr unnöthig seyn. Wenn es aber wahr ist, daß niemand in einer Wissenschaft ein gründliches Compendium abfassen kann, als der, welcher diese Wissenschaft in dem weitläuftigsten Umfange übersieht, so muß das gegenwärtige gewiß das gründlichste seyn. Ohne die Geschichte bleibt man ein unerfahrnes Kind. Und ohne die Geschichte der Weltweisheit insbesondere, welche nichts als die Geschichte des Irrthums und der Wahrheit ist, wird man die Stärke des menschlichen Verstandes nimmermehr schätzen lernen; man wird ewig ein aufgeblasner Sophiste bleiben, der, in seine Grillen verliebt, der Gewißheit im Schosse zu sitzen glaubt; man wird stündlich der Gefahr ausgesetzt seyn von unwissenden Pralern hintergangen zu werden, welche nicht selten das neue Entdeckungen nennen, was man schon vor etlichen tausend Jahren gewußt und geglaubt hat ꝛc. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(20. Jul.) Frankfurt am Mayn. Empfindungen für die Tugend in satyrischen Gedichten von C. N. Naumann. Verlegts D. Ch. Hechtel. 1752. Es ist zu wenig, wenn man Schriften, welche lächerliche freye Handlungen der Menschen als lächerliche schildern, unter gewissen Umständen erlaubte Schriften nennet. Man muß sie unter die nützlichsten zählen, welche oft mehr als eine mit Fluch und Hölle belästigte Predigt das Reich der Tugend erweitern. Man weiß daß die Meister derselben verschiedne Wege gegangen sind. Man weiß worinne

die Satyren eines Horaz von den Satyren eines Juvenals und Persius unterschieden sind. Man weiß daß allzu strenge Kunstrichter, welche sich vielleicht zu genau an willkürliche Erklärungen gebunden haben, den letztern den Namen der Satyrenschreiber absprechen. Sie donnern anstatt zu spotten. Sie führen Laster auf anstatt Ungereimtheiten. Sie machen mehr verhaßt als beschämt. Ihr Lachen ist voller Galle; ihre Scherze sind Gift. Herr Naumann selbst giebt uns das Recht, ihn unter die Nachfolger dieser allzu ernsthaften Rächer der Tugend zu setzen. Was sind seine Empfindungen für die Tugend anders als das, was sein Muster indignatio nennet? Diese allein würde ihn zu einem Dichter gemacht haben, wenn er es nicht wäre. Wir wünschten also, daß er ein einziges Wort auf dem Titel geändert, und anstatt in satyrischen Gedichten gesetzt hätte in Straffgedichten. Es sind deren nicht mehr als zwey. Die erste beschreibt eine wollüstige und verderbte Stadt, und ist voller wohlgetroffnen Bilder, welche aber alle mehr die häßlichen als lächerlichen Seiten vorstellen. Die zweyte ist wider die Weichlichkeit der Sitten. Aus dem Anfange mag man auf den Rest schliessen.

Komm wieder Juvenal und straffe diese Stadt,
Die dein verhurtes Rom längst übertroffen hat,
Und greif die Thoren an, der Republik Geschwühre,
Und zürn und mach auf sie die feurigste Satyre.

Aus der ersten wollen wir noch folgende Stelle, in welcher ein besondres Feuer herrscht, hersetzen.

Wo wohnt Religion? Wo find ich Menschenliebe?
Wer hört den Unsinn nicht auf Kaffeehäusern schreyn;
Wo jeder Wüstling glaubt ein Edelmann zu seyn;
Wo Knaben ohne Bart sich frech zusammen rotten
Mit jungem Teufelswitz Gott und der Schrift zu spotten.
Hier, wo der Atheist, der ludermäßig starb,
Beym schöngeputzten Schöps noch Beyfall sich erwarb;
Daß einst sein Flattergeist auch in der Luft verschwände
Wünscht er aus Dummheit sich und kloppet in die Hände;
Und ruft, daß es sogar die Strasse hören kann;
Fürwahr ein großer Geist! fürwahr ein braver Mann!

Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr. 6 Pf.

(22. Jul.) Königsberg. M. Friedrich Samuel Bocks,

Predigers bey dem Königl. Preuss. von Schorlemerschen Regiment Dragoner, erbauliche Reden an die Gemeine zu Befestigung der Wahrheit und Beförderung der Gottseligkeit. Verlegts Joh. Heinr. Hartung. 1751. in 8t. 1 Alph. 7 Bogen. Ein sehr schlechter geistlicher Redner ist in unsern Tagen bey nahe eben so selten, als ein vollkommner. Der philosophische Geist, welcher seit geraumer Zeit auch in die Lehrbücher der Gottesgelehrten eine gewisse Klarheit und Genauigkeit gebracht zu haben scheinet: die bestimmtere und reinere Sprache; die gesundern Begriffe von der wahren Beredsamkeit, welche alle nach und nach gemeiner werden, können auch den mittelmäßigsten Kopf, wo nicht zu einem Moßheim, doch zu einem Manne machen, den man ohne Verdruß eine Stunde schon anhören kann. Wann er noch über dieses die Klugheit besitzt, diejenigen Stücke der Religion in seinem Vortrage zu übergehen, welche mehr als gemeine Einsichten und eine unzuermüdende Scharfsinnigkeit erfodern, so wird ihn der Pöbel bald für einen großen Geist zu halten anfangen; weil der Pöbel alle für groß hält, welche ihre Schwächen seinen Augen zu verstecken wissen. Die in dieser Sammlung enthaltnen sechs Reden haben folgende Aufschriften. ꝛc. Der Herr Feldprediger entschuldiget in der Vorrede die Länge seiner Reden, nach welcher sie schwerlich so können seyn gehalten worden, als man sie hier lieset. Wir wollten wünschen, daß er sich wie Martial hätte entschuldigen können: dasjenige ist nicht zu lang, was nicht kürzer seyn kann. Dem ohngeachtet glauben wir, daß bey einer Menge Leser diese Reden in der That erbaulich seyn werden. Sie kosten in den Voßischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 8 Gr.

(24. Jul.) Königsberg. Die gute Sache der in der heiligen Schrift alten und neuen Testaments enthaltnen göttlichen Offenbarung, wider die Feinde derselben erwiesen und gerettet von Theodor Christoph Lilienthal, der h. Schrift Doct. und ordentl. Lehrer auf der Königsbergischen Universität ꝛc. Zweyter Theil, bey Joh. Heinr. Hartung. 1751. in 8t. 1 Alph. 9 Bogen. Dieser ganze zweyte Theil bestrebt sich die Weissagungen zu retten, welche in dem alten Testamente von Christo geschehen sind. Die vornehmsten Gegner, mit welchen der Herr Doctor zu thun hat, sind Schmid, Collins und Parvish. Der erstere soll in seiner freyen Uebersetzung der fünf Bücher Mosis, die darinnen

vorkommenden Weissagungen verfälscht haben. Der andre hat in seinen bekannten Schriften alle buchstäblichen Weissagungen geleugnet, und zu beweisen geglaubt, daß ihre vermeinte Erfüllung bloß auf einer verblümten Deutung derselben beruhe. Der letztere hat einem Indianer, den er in seiner Untersuchung der jüdischen und christlichen Religion einführte, Reden in den Mund gelegt, welche die gewöhnlichen Erklärungen der Weissagungen von Christo und seinem Reiche bestreiten. Der Herr Verfasser will überall zeigen, daß die Waffen dieser Feinde der Offenbarung nicht neu sind. Sie entlehnen dieselben, spricht er, theils von den Juden, theils pflügen sie mit Hugonis Grotii Kalbe. Dieses ist eben so richtig, als wenn man sagen wollte, die Widerlegungen des Herrn Doctors wären nicht neu, sondern er habe größtentheils mit Calovii Kalbe gepflügt. Wir glauben, es sey nichts widersprechendes, daß einer eben das sieht, was ein andrer gesehen hat, und hier ist überhaupt nicht die Frage, ob die Einwürffe eines Collins neu, sondern ob sie wahr sind? Das Gegentheil von den letztern hat der Herr Doctor Lilienthal auf eine gelehrte Art bewiesen; und es kann gleich viel seyn, ob er seine Beweise als der erste erfunden, oder als der zwölfte wiederholt hat. In der Streitsache über die Weissagungen des alten Testaments auf Christum ist wenigstens so viel gewiß, daß man besser thut, wenn man die Anzahl derselben verringert, als wenn man sie vermehrt, weil in dem letztern Falle diejenigen, an deren Gewißheit man nicht zweifeln kann, durch die Nachbarschaft mit nicht wenigen andern, deren Falschheit nur allzu klar ist, ein verdächtiges Ansehen bekommen. Dieser zweite Theil kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(29. Jul.) Ulm. Herrn Franz Salignac de la Motte Fenelon, Erzbischofs zu Cämmerich, Kunst glücklich zu regieren; mit nützlichen zur klugen Einrichtung und Verwaltung eines Staats. 1751. Auf Kosten Joh. Friedrich Gaums. In 8t. 8 Bogen. Diesen Aufsatz hat Fenelon zum Gebrauch des damaligen vermuthlichen französischen Thronfolgers, des Herzogs von Bourgogne, dessen Unterweisung ihm anvertraut war, verfertigt. Er besteht aus sieben und dreyßig Prüfungen, wovon jede einen Punkt abhandelt, welcher einen nothwendigen Einfluß auf das Wohl des Staats hat. In der ersten, zum Exempel, fragt er seinen Durchlauchtigen Schüler: Habt ihr auch eine hinlängliche Erkenntniß von allen Wahrheiten der christlichen Lehre?

In der zweyten: Seyd ihr noch niemalen auf die Gedanken gerathen, daß die heilige Schrift nicht sowohl den Königen, als den Unterthanen zur Regel und Vorschrift ihrer Handlungen diene? In der dritten: Habt ihr nicht unter euren Rathgebern diejenigen besonders vorgezogen, welche am allerbesten sich euern ehrgeitzigen, eiteln, hoffärtigen, wollüstigen und schädlichen Absichten zu fügen gewußt? Aus diesem wenigen wird man leicht schliessen, daß diese Schrift eher heissen sollte: Die Kunst untadelhaft zu regieren, als die Kunst glücklich zu regieren. Man darf die Geschichte nur oben hin durchlauffen haben, um von der Wahrheit überzeugt zu seyn, daß die besten Könige selten die glücklichsten, und die glücklichsten noch seltner die besten gewesen sind. So nahe Fenelon auch dem Ruder des Staats war, so wenig merkt man es doch aus seinen Vorschriften, welche nichts deutlicher zeigen, als daß von der eigentlichen Kunst zu regieren keine können gegeben werden. Alles, was Fenelon hier sagt, würde ein jeder Schullehrer von gutem Verstande auch haben sagen können. Es sind lauter allgemeine Sätze, welche aus einem Prinzen zur Noth einen ehrlichen und vorsichtigen Mann, nichts weniger aber als einen großen König machen können. Die deutsche Ueberseṭung ist leidlich, nur verräth sie hin und wieder ihren Geburtsort. Der Ueberseṭer nennet sich in der Zueignungsschrift T. E. Gerhardi. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

(3. Aug.) Altenburg. Falschheit der neuen Propheten. Erstes und zweytes Stück. Bey Paul Richtern, 1751. in 8t. 16 Bogen. Dieses ist der glückliche Anfang einer Arbeit, die man mit Vergnügen lesen wird. In dem ersten Stücke handelt der Verfasser anfangs überhaupt von der Thorheit, in die Nacht der Zukunft dringen zu wollen. Er macht sich hierauf an die Muthmassungen, zu welchen die Whistonischen Lehrsätze von den Kometen seit einiger Zeit Gelegenheit gegeben haben. Es ist uns leid, daß Heyn und Kindermann in eine Klasse gekommen sind. Auf diese folgen verschiedne neue Ausleger der Offenbarung, und einige drohende Verkündiger des jüngsten Tages. Bald waren es die Pluderhosen, bald die blossen Brüste, bald die Freymäurer, welche sichre Zeichen seiner Annäherung seyn sollten. Von diesen schwermüthigen Träumen kömmt der Verfasser auf die Cabbala, auf die Coffeeschale, auf den europäischen Staatswahrsager. In dem zweyten Stücke werden die prophetischen Denksprüche von der Folge der römischen Päbste,

die man gemeiniglich dem armaghanischen Erzbischoffe Malachia zueignet, die Prophezeyungen von der Folge der Könige in Spanien, welche der Abt Archimbaud bekannt gemacht hat, und einige andre weitläuftig untersucht. Wir wünschen in den folgenden Stücken gleich gründliche Untersuchungen zum Exempel der Vorherverkündigungen des Nostradamus, des Merlins und besonders des Grebners, welcher zu seiner Zeit viel Aufsehens in England machte, zu sehen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

(5. Aug.) Constantinopel. Unter diesem Orte sieht man seit kurzen *Le Cousin de Mahomet,* in zwey Theilen in 12. wovon der erste 204 Seiten und der zweyte 247 Seiten stark ist. Der Titel kündigt einen Roman an, auch ohne unser Erinnern. Er enthält die Abentheuer eines Franzosen, welcher sehr jung aus seinem Vaterlande nach Constantinopel floh, aus Unerfahrenheit Sklave ward, und in seiner Sklaverey gemeiniglich seinen Frauen redlicher als seinen Herren diente. Sein gutes Glück verhalf ihm zu manchen tausend Schlägen, unter welchen jeder andre, als ein Romanenheld, würde haben erliegen müssen. Doch was sind diese und alle die Lebensgefahren, in welchen er gewesen ist, gegen die Ehre in die Schwägerschaft des Mahomets gekommen zu seyn? Aus dieser muß man den Tittel erklären. Ohne zu untersuchen, ob die Tugend dieses Werk, ohne zu erröthen, lesen könne, müssen wir gestehen, daß der Verfasser eine besondre Geschicklichkeit besitzt von allen Sachen die lächerliche Seite zu entdecken, und seinen Gedanken durch einen kurzen und sinnreichen Ausdruck den gehörigen Schwung zu geben. Die beygefügten Noten können diesen Roman sogar einigermassen nützlich machen, weil man darinne häuffige Erklärungen verschiedner türkischen Gebräuche findet, welche allerdings aus eigner Erfahrung aufgesetzt zu seyn scheinen. Der Franzose leuchtet überall hervor, und wer weiß ob alle von seiner Nation, welche jemals in türkischer Gefangenschaft gewesen sind, so viel Gunstbezeugungen von mahometanischen Schönen erhalten haben, als er auf seine eigne Rechnung schreibet. Wenn ein frommer Muselmann ihn lesen sollte, er würde auf allen Seiten ausruffen müssen: welche Gotteslästerungen! Und diese Gotteslästerungen sind es gleichwohl, welche manchen ehrlichen Christen ergötzen werden. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

(12. Aug.) Hamburg. Horaz. Bey Johann Carl Bohn.

1751. in groß 4t. auf 2 Bogen. Dieses Gedichte beschreibt die Anmuth des Landlebens und den Horaz als den würdigsten Geniesser desselben. Deutschland kennt ihn ungenannt, ihn

cui liquidam pater
Vocem cum cithara dedit . . .
Qui persaepe cava testudine flevit amorem,
. . elaboratum ad pedem.

Nach dem Beyspiel des Horaz rührt er nicht immer entzückende Saiten, und tönet Lieder darin, welche jene mens divinior belebt. Dieses, und die meisten seiner moralischen Gedichte, sind solche, welche sein Muster sermoni propiora nennt. Starke Gedanken, wohlgetroffene Bilder, Ausdrücke quos reddidit junctura novos verrathen überall den Dichter, welcher sich zwinget; anstatt seines ganzen Feuers, nur Funken sehen zu lassen. Wir wollen nichts mehr davon sagen, und uns begnügen folgende vortrefliche Stelle herzusetzen.

Arell, der Filz, des Wuchers blasser Knecht
Zieht auf das Land, vergnügt sich; aber schlecht.
So wie ein Sclav, den Furcht und Kette lähmen,
Mehr kriecht, als geht, wann wir sie von ihm nehmen.
Was sichtbar ist, sey nur dem Pöbel schön!
Die Geisterwelt entzücket den Menen.
Wie Democrit, vertieft er sich in Träume,
Sitzt in dem Wald, und sucht im Walde Bäume.
Nasidien, der Comus unsrer Zeit,
Rollt durch das Thor in stolzer Herrlichkeit,
Erreicht sein Gut, mit neun und zwanzig Gästen,
Wie in der Stadt sich Stundenlang zu mästen.
Es eilt Quadrat, er, seines Roms Tribun,
Zu Gärten hin, wie seine Nachbarn thun.
Der Blüthen-Duft, der Blumen Reitz zu fühlen?
Nein: ungestört, und vortheilhaft zu spielen.
Hephästion verläßt die Majestät,
Besucht sein Lehn, wo er das Schloß erhöht,
Guckt in sein Feld; das Feld ergötzt ihn wenig.
Allein warum? Dort sieht er keinen König.

Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

(17. Aug.) Stuttgard. Oden, Lieder und Erzehlungen. Verlegts Johann Christoph Erhard. 1751. in 8t. 11 Bogen. Die in dieser Sammlung befindlichen Poesien sind theils ohne, theils mit Reimen. Die Reime für ein nothwendiges Stück der deutschen Dichtkunst halten, heißt einen sehr gothischen Geschmack verrathen. Leugnen aber, daß die Reime oft eine dem Dichter und Leser vortheilhafte Schönheit seyn können, und es aus keinem andern Grunde leugnen, als weil die Griechen und Römer sich ihrer nicht bedienet haben, heißt das Beyspiel der Alten mißbrauchen. Man lasse einem Dichter die Freyheit. Ist sein Feuer anhaltend genug, daß es unter den Schwierigkeiten des Reims nicht erstickt, so reime er. Verlieret sich die Hitze seines Geistes während der Ausarbeitung, so reime er nicht. Es giebt Dichter, welche ihre Stärke viel zu lebhaft fühlen, als daß sie sich der mühsamen Kunst unterwerffen sollten, und diese offendit limae labor et mora. Ihre Werke sind Ausbrüche des sie treibenden Gottes, quos nec multa dies nec multa litura coercuit. Es giebt andre, welche Horaz sanos nennt, und welche nur allzuviel Demokrite jetziger Zeit Helicone excludunt. Sie wissen sich nicht in den Grad der Begeisterung zu setzen, welcher jenen eigen ist, sie wissen sich aber in demjenigen länger zu erhalten, in welchem sie einmal sind. Durch Genauigkeit und immer gleiche mäßige Lebhaftigkeit ersetzen sie die blendenden Schönheiten eines auffahrenden Feuers, welche nichts als eine unfruchtbare Bewunderung erwecken. Es ist schwer zu sagen, welche den Vorzug verdienen. Sie sind beyde groß, und beyde unterscheiden sich unendlich von den mittelmäßigen Köpfen, welchen weder die Reime eine Gelegenheit zur fleißigern Ausarbeitung noch die abgeschaften Reime eine Gelegenheit desto feuriger zu bleiben, sind. In welche Klasse der Verfasser der angeführten Oden, Lieder und Erzehlungen gehöre, mag man aus diesen kleinen Proben errathen.

An die Unzufriedne.

Seine Mutter bat der Mond
Um ein Kleid, das ihm gut stünde,
Doch die Mutter sprach zum Kinde:
Bist du nicht bald groß und rund,
Bald auch klein und rauch von Ecken,
Welches Kleid wird dich gut decken?

* * *

Das Herz des Menschen ist bald groß, bald klein,
Und nie wird es beständig seyn.
Gott kann ihn durch kein Schicksal kleiden lassen.
Nie wird sein Zustand auf ihn passen.

Wein und Liebe.

Unterm Spiel der Liebe
Dacht ich an das Kelchglas,
Und ich trank das Kelchglas.
Unterm Lerm der Gläser
Dacht ich an die Liebe,
Und ich folgt' der Liebe.
Unterm Aktenlesen
Kamen mir Gedanken
Von dem Wein und Liebe;
Und ich ließ die Akten
Um den Wein und Liebe.
Doch als unterm Beten
Mich vom Wein und Liebe
Der Gedanke störte;
Sagt ich zum Gedanken:
Nein; du sollest sterben.

Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 5 Gr.

(19. Aug.) Heilbronn. George Bernhardt Schwarzens, von Beutelspach aus dem Herzogthum Würtemberg, Hochfürstl. Herrenkieffers zu Münster bey Canstadt, Reise in Ostindien, worinne mancherley Merkwürdigkeiten, besonders aber die anno 1740 in seiner Anwesenheit zu Batavia vorgefallene Rebellion der Chinesen, und derselben darauf erfolgte große Massacre umständlich und aufrichtig beschrieben worden. Bey Franz Joseph Eckebrecht. 1751. in Octav. 8½ Bogen. Der Verfasser hat seine Reisebeschreibung für seines gleichen aufgesetzt, das ist für solche Leute, welche eben so unwissend sich an die Lesung derselben machen wollen, als er sich auf die Reise selbst gemacht hat. Er hat sich die Auffätze eines Barchewitz, Paradies, Langhans, Kühns und anderer Handwerksleute zum Muster genommen; denn es ist eine Thorheit sich nicht gleich das vortreflichste in jeder Art zur

Nachahmung vorzustellen. Es wäre ein Wunder, wenn ein Kieffer, welcher aus Verzweiflung als Soldate nach Ostindien geht, und in Ostindien entweder Kriegsdienste thun oder auf seiner Profeßion arbeiten muß, etwas besonders sollte gesehen oder angemerkt haben. Die Leser werden sich also mit einigen Kleinigkeiten begnügen müssen, welche vielleicht vollständiger erzählt zu werden verdient hätten. Die Beschreibung der auf dem Tittel gemeldten Rebellion befindet sich ganz am Ende. „Im Jahre 1739 „den 11. October, fängt er an, schwommen alle Fische in der Stadt „oben auf dem Wasser, und kehrten den Bauch in die Höhe, also, daß „sie in dem Wasser, als wie auf dem Lande aufzulesen gewesen, worüber „alle Menschen, die es sahen, über alle massen sich verwunderten, also „daß jedermann prognosticirte, es müste dieses was besonders zu bedeuten „haben, welches in der That sich also befande; indem das folgende Jahr „darauf das gerechte Gerichte Gottes an eben dem 11. October an den „Chinesern endlich ausgebrochen rc." Vortreflich Herr Kieffer! Die elende Schreibart wird man wohl übersehen müssen, da der Verfasser so großmüthig gewesen ist, einem jeden, welcher nach Batavia reisen will, die hundert Thaler zu schenken, die er daselbst an ausstehenden Schulden hat müssen zurücklassen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

(21. Aug.) Hildburgshausen. Das vergnügte Land- und beschwerliche Hofleben, worinne sowohl die Anmuthigkeiten des einen, als auch die Mühseligkeiten des andern auf das artigste abgebildet werden; vormals beschrieben in spanischer Sprache von Antonio de Guevara, Bischoffe zu Mondognedo, Rath, Beichtvater und Historiographo Kayser Carls des V. jetzo aber seiner schönen Moralien halber von neuem ins Teutsche übersetzt. Verlegts Joh. Gottf. Hanisch 1751. in 8t. 11 Bogen. Unter hundert Dichtern, welche die Wuth des stürmenden Meeres beschreiben, ist vielleicht kaum einer, welcher sie aus eigner Erfahrung kennt. Dem Hofe geht es nicht anders. Aus dem innersten seiner Studierstube zieht oft ein Mann wider ihn los, der, ungeschickt sich an demselben zu zeigen, ihn nur mit fremden Augen sieht, und die Menschen nur aus Büchern kennt, worinne sie fast allezeit abscheulicher geschildert werden, als sie sind. Dieser Vorwurf ist dem Antonio von Guevara zwar nicht zu machen. Er war über 18 Jahr

an dem Hofe Carls des Vten, wo er ansehnlichen Bedienungen vorstand, und lernte auf seinen Reisen andre Höfe sowohl, als den seinigen, kennen. Allein Guevara war ein Geistlicher, und diese Art Leute hat Vergrößerungsgläser welche auf dem schönsten Gesichte unmerkliche Poros zu den abscheulichsten Löchern machen. Die Kunst zu declamiren war ihm eigen. Und welchem Spanier ist sie es nicht? Eine Kunst welche durch sinnreiche Gedanken, durch den Schwung den sie ihnen zu geben weiß, durch übertriebene Anwendungen kleiner Geschichten, den Verstand oft so blendet, daß er überzeugt zu seyn glaubet. Die Menschen sind am Hofe, in der Stadt und auf dem Lande Menschen; Geschöpfe, bey welchen das Gute und Böse einander die Wage hält. Schwachheiten und Laster zu fliehen, muß man nicht den Hof sondern das Leben verlassen. Beyde sind an dem Hofe, wegen des allgemeinen Einflusses, den sie auf andere Stände haben, nur gefährlicher, aber nicht grösser. Von der Uebersetzung dieses kleinen Werks können wir nichts sagen, als daß es uns scheint es sey dem Guevara darinne gegangen, wie es ihm in den Uebersetzungen seiner **Epistolas familiares**; seines **libro aureo de Marco Aurelio, Emperador etc.** ergangen ist. Und wie elend diese sind, weiß man. Unterdessen wird man sie vermuthlich wegen der eingestreuten Gelehrsamkeit, womit der Spanier nicht weniger zu prahlen gewohnt ist, als der Deutsche, nicht ohne Vergnügen lesen. Sie kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

(28. Aug.) Hannover. *Dieu meriteroit-il bien qu'un homme eut pour lui des egards et du respect et qu'il lui en offrit un hommage public? Traduit de l'Allemand par une Westphalienne. à Hannovre aux depens de Jean Christ. Richter.* 1751. in 8t. 12½ Bogen. Die Urschrift dieses Werks ist bekannt. Sie hat sich mit Recht eine Stelle unter der kleinen Anzahl solcher Bücher erworben, welche ohne prahlende Gelehrsamkeit, die Pflichten der Religion den Herzen mehr einzuflössen, als dem Verstande aufzudringen suchen. Man hat eine Art des Vortrags dazu gewehlt, worinne uns die Alten so viel Meisterstücke geliefert haben, und welchen die Neuern ganz verlassen zu haben schienen; den dialogischen. Alle Schönheiten desselben, die Sprache der Gesellschaft, die Verschiedenheit der Charaktere und Stellungen, die ungezwungnen Zwischenfälle, die angenehme Unordnung, welche eben so weit von der Methode als von der Verwirrung entfernt ist, die Uebergänge, wovon man das Muster

in der Natur der täglichen Unterredungen findet, sind glücklich erreicht worden. Die wesentlichern Schönheiten des Innhalts werden Lesern von Gefühl nicht entgehen. Dem Menschen ist alles eher angenehm zu machen, als seine Pflicht, und die Kunst das Joch der Religion als ein sanftes Joch vorzustellen, ist zu schwer, als daß sie jeder Gottesgelehrte haben sollte. Daher kommt es, daß man gegen ein Werk, von der Art wie das gegenwärtige ist, zwanzig findet, worinne man die Theologie als eine Sophisterey treibet, welche nichts weniger als einen Einfluß auf das Leben hat. Der Seelenschlaf, das jüngste Gericht, das tausendjährige Reich, die verklärten Körper werden noch jetzt in ganzen Alphabeten abgehandelt. Vortrefliche Gegenstände, welche wenigstens den Witz der Spötter thätig zu erhalten geschickt sind. Diesen aber durch ein Leben, welches der Geist der Religion beherrscht, und durch Lehrsätze zu entwaffnen, die durch eine erhabne Einfalt von ihrem göttlichen Ursprunge zeigen, ist ein Werk, womit man sich nur ungerne vermengt, weil es den Herrenhutern eingekommen ist, sich damit abzugeben. Wir erfreuen uns, daß man gleichwohl ein Buch von dieser Gattung allgemeiner zu machen gesucht hat, und zwar in einer Sprache, welche jetzo den Zoten und Gotteslästerungen gewidmet zu seyn scheinet. Es hat die Ueberſetzung für hundert Streitschriften verdient, welche zu nichts dienen als den Haß zwischen den verschiednen Sekten zu erhalten. Westphalen hat einen guten französischen Dichter, es hätte also ganz leicht auch eine gute französische Ueberſetzerin haben können. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(7. Sept.) Altona. Die lateinischen Zeitungen, welche seit dem Monate April dieses Jahres, alle Montage auf einem halben Bogen unter dem Tittel: Commentariorum Altonanorum de rebus in orbe terrarum recenter gestis erscheinen, verdienen allen Beyfall und alle mögliche Aufmunterung der Käuffer. Die Wahl der Neuigkeiten, die man darinne beobachtet, ist bedächtig, und die Schreibart sehr schön. Sie können in den Händen der Jugend nicht geringen Nutzen stiften, die noch in sehr wenig Schulen angeführt wird, die Begebenheiten unsrer Zeit römisch einzukleiden. Wir sagen in den Händen der Jugend, und können eben so füglich in den Händen der Lehrer sagen, welche gröstentheils das Geheimniß besitzen in den auserlesensten lateinischen Worten deutsch zu schreiben.

Breßlau. Kristian Benjamin Schuberts, aus Breßlau, Lehrgedichte. Verlegts D. Pietsch. 1751. in 8t. 5 Bogen. Der Verfasser sagt in der Vorrede, er habe es versuchen wollen, dem Wahrheitsliebenden Leser mit Lehrgedichten aufzuwarten, deren Ausarbeitung bis anher nicht so gewöhnlich als die Verfertigung anderer Stücke gewesen sey. Unsers Wissens hat sich die Epoche des gereinigten Geschmacks unter den Deutschen mit vortreflichen Lehrgedichten angefangen. Es ist also zu bedauren, daß Herr Schubert diejenigen, welche seine Muster hätten seyn sollen, so wenig kennt. Mit dem Lehren fährt er so ziemlich; man wird lauter vortrefliche Wahrheiten darinne antreffen, die man längst gewußt hat. Mit dem Dichten ist es ihm desto schlechter gelungen. Doch hat er auf die Wahrheitsliebenden Leser gesehen: und diese hätten ihm das Dichten vielleicht übel genommen. Uebrigens schreibt er in abgezählten Füssen, und hat sogar die glückliche Verwegenheit, die offenbar von dem feinsten Geschmacke zeigt, den Reim dann und wann wegzulassen, und dafür lateinische Harmonien zu versuchen. Wir wollen zur Probe das ganze Lehrgedichte von Himmel und Hölle hersetzen. Es wundert uns, daß man von einer so unfruchtbaren Materie noch so viel hat sagen können.

Der Himmel und die Hölle.

Der Himmel ist der Ort der großen Seligkeit,
Da Gottes Ueberfluß die Gläubigen erfreut.
Die Hölle nennet man den Ort, wo Seelen zagen,
Die sich von Gott entfernt, den Aufenthalt der Plagen.
Wo mag der Himmel seyn? da wo die Gottheit wohnt,
Und dem, der sie verehrt, mit reichen Gütern lohnt.
Wo mag die Hölle seyn? da wo der Fürst regieret,
Der Fürst der Finsterniß, der einst die Welt verführet.
Da wo ein frommer lebt, des höchsten Willen thut,
Da ist der Himmel schon, der ist ein froher Muth.
Der Himmel ist in ihm, der Zustand der beglücket,
Bey dem er jeden Tag Gott mehr entgegen rücket.
Ein Sünder fühlt in sich der Höllen schwere Pein,
Das Laster, das er thut, wird ihm sein Henker seyn.
So haben Fromme schon den Himmel auf der Erden
Und Lasterhaften muß sie schon zur Hölle werden.

Kosten in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

(16. Sept.) Berlin. *Le Bramine inspiré, traduit de l'anglais par Mr Lescallier. Chez Etienne de Bourdeaux.* 1751. in 8t. 7 Bogen. Es kam vor einiger Zeit in England eine moralische Schrift unter dem Tittel heraus: The oeconomy of human Life, die Oekonomie des menschlichen Lebens. Ihre besondre Einkleidung, noch mehr die Vermuthung, daß Mylord Chesterfield der Verfasser davon sey, machten ihr einen Namen, der sich auf einen allgemeinen Beyfall zu gründen schien. Mehr als eine Auflage wurde verkauft, man machte Fortsetzungen und Ergänzungsstücke, und in Holland besorgte Herr Douespe eine französische Uebersetzung. Kaum aber erfuhr man daß der wahre Verfasser der Buchhändler in London, Herr Dodsley wäre, so fing das Publicum an, mit andern Augen zu sehen, und man wagte es, dasjenige öffentlich zu sagen, was Verständige bisher nur einander in die Ohren gesagt hatten; daß nemlich diese Oekonomie eine sehr mittelmäßige Hirngeburt sey. Da es jetzo die Mode unter den witzigen Köpfen Frankreichs ist, alles für vortreflich zu halten, was sich von einem Engländer herschreibt, so ist es kein Wunder, daß man dem ohngeachtet eine zweyte Uebersetzung unter der Aufschrift des begeisterten Braminen davon sieht. Unsern Lesern zu zeigen, daß sie in der That nichts besonders in dem Werke selbst zu suchen haben, wollen wir ein Stück aus dem zweyten Abschnitte, der Vater, mittheilen. Alles übrige ist wie diese Probe. Du bist Vater; dein Kind ist ein Schatz, den dir der Himmel anvertrauet hat; dir kommt es zu, Sorge dafür zu tragen. Von seiner guten oder übeln Erziehung wird das Glück oder Unglück seiner Tage abhangen. Bereite ihm bey guter Zeit die Eindrücke der Wahrheit anzunehmen. Erforsche seine Neigung; vernichte alle übeln Fertigkeiten, welche mit ihm wachsen würden, und, so lange er noch biegsam ist, bemühe dich, ihn gegen das Gute biegsam zu machen. So wird er sich wie eine Ceder erheben, höher als alle andre Bäume des Waldes. Reißt ihn das Laster mit sich fort, so wird er eine schändliche Last der Gesellschaft und deine Beschimpfung seyn; ist er tugendhaft, so wird er dem Vaterlande nützlich und die Ehre deiner alten Tage seyn. Baue, als ein fleißiger Bearbeiter, dieses dir zugehörende Feld, die Erndte davon wird deine

seyn. Er lerne gehorchen; der Gehorsam ist ein Glück; er sey bescheiden, und man wird sich scheuen ihn roth zu machen ꝛc. ꝛc. Was findet man hier neues? Sind es nicht die allerbekanntesten Sittensprüche, die der Verfasser in einem orientalischen Styl einzukleiden die mäßige Geschicklichkeit besessen hat. Den Jesus Sirach loben die witzigen Köpfe nicht, weil er zu allem Unglück der Bibel beygefügt ist; aber eine seichte Nachahmiung loben sie, weil sie ein Engländer gemacht hat. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(18. Sept.) Frankfurt und Leipzig. Der Dänische Avanturier, oder des Herrn von R. eines gebornen Dänen und Verwandten des berühmten Engelländers Robinson Crusoe, wunderbare Begebenheiten und Reisen nach Frankreich, Ost- und Westindien und in die Südsee, gröstentheils von ihm selbst in Dänischer Sprache beschrieben, nach seinem Tode aber ins Deutsche übersetzt und herausgegeben von Oluf Friedrich Jakob Jakobsen. Erster Theil. 1751. 1 Alph. 12 Bogen. Der Herausgeber will das dänische Manuscript dieser Geschichte 1749 in Jütland von einem Manne erhalten haben, welcher an dieser Geschichte selbst großen Antheil hat. Er mußte es ihm versprechen, sie, doch erst nach seinem Tode herauszugeben. Dieser erfolgte kurz darauf und er fängt an sein gegebenes Wort zu erfüllen. Er giebt sich für einen gebohrnen Dänen aus, weil er aber in Deutschland auferzogen seyn will, und daher seiner Muttersprache weniger gewachsen zu seyn glaubt, als der deutschen, so hat er das ihm anvertraute Werk lieber in einer Uebersetzung als in dem Originale herausgeben wollen. Ohne die Wahrheit dieser Umstände zu untersuchen, müssen wir gestehen, daß er für einen Ausländer ziemlich deutsch und für einen Deutschen ziemlich ausländisch schreibt. Die Geschichte die er mittheilt ist wunderbar genug, und er verspricht, daß sie in den künftigen Theilen noch wunderbarer werden wird. Ein Versprechen, das ohne Zweifel nicht wenige aufmuntern dürfte, sie zu lesen. Dieser erste Theil kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(19. Oct.) Frankfurt. Versuche in Westphälischen Gedichten von E. C. *Saepe stylum vertas, iterum quae digna legi sunt scripturus. Horatius.* Frankfurt bey Joh. Friedr. Fleischer.

1751. in 8t. 9 Bogen. Es war eine Zeit, da ein schweitzerischer Dichter ein Widerspruch zu seyn schien. Der einzige Haller hob ihn. Warum soll man nicht glauben, daß Haller, als er über den Titel seiner ewigen Gedichte bey sich eins geworden, ihren ganzen Werth empfunden, und nur aus Ueberzeugung dieses Werths sein Vaterland zum Mitgenossen seines Ruhms gemacht habe? Von dem Verfasser der Versuche in westphälischen Gedichten eben das zu sagen, würde von einer Satyre eben so wenig unterschieden seyn, als er von dem Verfasser der poetischen Erzehlungen, die vor einem Jahre herauskamen, unterschieden ist. Seine Arbeit ist nicht die schlechteste; man wird Stellen darinne finden, die ein Genie verrathen, welches sich das mechanische der Poesie eigen gemacht hat. Ob ihn aber seine Landsleute zum Model des westphälischen Witzes annehmen möchten, daran zweifeln wir. Die Ode auf die Musik hat man schon in den Nacheiferungen in den zierlichen Wissenschaften gelesen. Warum aber der Verfasser dort F. A. Consbruch und hier E. Consbruch heißt das wissen wir nicht. Das letzte Gedicht in diesen Versuchen ist an sein Vaterland überschrieben. Es soll eine Wiederlegung des Verfassers der Epitres diverses seyn, welcher vielleicht alle Tugenden, nur die Liebe des Vaterlandes nicht besitzet, wenn sie anders eine ist. Die Wahrheit zu gestehen; wenn wir entweder auf unser Vaterland sinnreich lästern, oder es elend vertheidigen sollten, wir wehlten das erste. Neugierigen Lesern zum Anbiß wollen wir folgende Erzehlung von der 118ten Seite hierher setzen.

Harpagon.

Als Harpagon, der sich zum reichen Mann gelogen,
Sein einzig Kind dem alten Veit versprach,
Ward Agnes nicht zu Rath gezogen;
Denn Veit ließ ihm den Brautschatz nach.
Man führt das arme Kind mit Thränen zum Altare,
Wo Veit sein Jawort keuchend sagt:
Ein Wort, das mancher viele Jahre
Mit Schmerz bezahlt und oft beklagt.
Sie schweigt bestürzt und weint, der Priester neigt sich hin,
Und fragt: Erkläret euch; ihr wollt den Bräutgam doch?
Ach, spricht sie, guter Freund! ihr seyd der erste noch,
Von dem ich dieserhalb um Rath gefraget bin!

Sonst nennt man die Erzehlungen nach der Hauptperson, und hier ist sie wenigstens nicht Harpagon. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

(3. Nov.) Paris. *Amusemens d'un Prisonnier. Parve, nec invideo, sine me liber ibis in urbem; Heu mihi! quod domino non licet ire tuo! OVID. en deux parties.* 1751. in 12. Der erste Theil auf 124 Seiten, der zweite auf 104. Das Andenken tugendhafter Thaten und unschuldig gelebter Jahre ist der angenehmste Zeitvertreib, allein nur für einen philosophischen Geist, welcher sich an dem eignen Beyfalle, den er sich zu erkennt, zu ergötzen gelernt hat. Das Andenken genossener Ergötzungen kan auch ein Zeitvertreib seyn, der aber nothwendig einem verwöhnten Geiste endlich zur Marter werden muß, wenn er sich in einem Stande sieht, der die Fortsetzung seiner Ergötzungen unterbricht. Gleichwohl hat ein Gefangener auf dem Schlosse von Amiens diesen letzten Zeitvertreib vorgezogen. Vorgezogen? Die Wahl wird vielleicht bey ihm nicht statt gefunden haben. Er erzehlt also, unter angeführten Titel, einem seiner Freunde, weil er ihm nichts bessers von sich zu erzehlen weiß, die kleinen verliebten Abentheuer, die ihn in den letzten Winterquartieren beschäftiget haben. Sein Gefängniß ist auf drey Jahr fest gesetzt. „Wahrhaftig, sagt er, es wäre sehr närrisch, wenn ein jun„ger Mensch von zwey und zwanzig Jahren einer so kurzen Gefangen„schaft wegen verzweifeln wollte. Man muß sich in die Zeit schicken; ich „habe das, was mir wiederfährt, verdient; hier ist kein ander Mittel. „Laßt uns die Bande meiner Gefangenschaft mit Blumen umwinden. „Das Andenken meiner genossenen Ergötzlichkeiten ꝛc. ꝛc." Wer hier einen armen Hahnrey, dort ein verführtes Frauenzimmer, hier einen bestraften Näscher, dort einen barbarischen Eifersüchtigen sehen will, der wird in diesen Belustigungen eines Gefangenen Nahrung finden. Wir würden zum Lobe derselben hinzu fügen, daß sie aufgeweckt geschrieben sind, daß man die Reinigkeit der Sprache darinne nicht vermissen wird, wenn es nicht schon bekannt wäre, daß die Französischen Witzlinge dem gefährlichsten Gifte den angenehmsten Geschmack zu geben pflegten. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(5. Nov.) London. *Les Caracteres, par Madame de P**** 1751. in 8t auf 15 Bogen. Die Verfasserin dieser Charaktere ist eben diejenige, welche uns die Lehren der Freundschaft geliefert hat. Aus

diesen werden schon viele ihre Art zu denken kennen. Es ist zwar was neues ein Frauenzimmer unter den Sittenlehrern zu sehen; allein die Frau von P*** hatte uns noch eine ganz andere Neuigkeit vorbehalten; diese nemlich, sie unter den starken Geistern zu finden. Ihre Religion ist eine Aufgabe, die man, wenn man sie aus diesen Charakteren auflösen wollte, nur noch verwirrter machen würde. Die Höflichkeit gegen das Frauenzimmer erlaubt uns nicht, den Knoten zu zerhauen und zu sagen, sie habe gar keine. Doch wer weiß ob sie sich so gar sehr dadurch beleidiget finden würde, wenn man nur dazu setzte allein sie hat Witz. Dieses wird sie vielleicht eben so schadlos halten, als die meisten ihres Geschlechts auch der empfindlichsten Tadel wegen schadlos gehalten zu seyn glauben, wenn man nur am Ende gesteht, daß sie schöne sind. Sie hat diese Charaktere eigentlich zur Unterweisung eines jungen Menschen geschrieben. Und wenigstens diejenigen Väter, welche durchaus nicht wollen, daß ihre Kinder, wie sie sich auszudrücken belieben, bigott erzogen werden sollen, werden sie sehr bequem dazu finden. Sie müßten denn das auszusetzen haben, daß sie manchmal Nachdenken erfordern. Allerdings haben sie diese Unbequemlichkeit für vornehme Leute; wir hoffen aber doch, daß sie sich dadurch nicht werden abschrecken lassen; weil sie nicht fürchten dürfen, nach vielen Nachdenken nichts als eine ernsthafte Wahrheit zu finden. Sie werden mehr finden als diese; Witz werden sie finden, und zwar von der feinsten Art, der zu seinem Probestücke nichts geringers als Tugend und Religion zu wehlen weiß. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 14 Gr.

(9. Nov.) Jena. Anweisung zur regelmäßigen Abfassung teutscher Briefe, und besonders der Wohlstandsbriefe, herausgegeben von M. Joh. Wilh. Schaubert. Bey Th. Wilh. Ernst Güth. 1751. in 8t. Die Briefsteller und Heldendichter sind jetzt die Modescribenten in Deutschland. Was brauchten unsere witzigen Köpfe mehr, als zu wissen, daß uns gute Briefe und Epopeen fehlen, um diesem Mangel abzuhelfen? Hätte man ihnen gleich zu Anfange dieses Jahrhunderts diesen Mangel zu Gemüthe geführt, so würde unser Vaterland jetzo wenigstens so viel Briefsammlungen als Gelegenheitscarmina, und eben so viel Heldengedichte als Postillen haben. Wie stolz könnten wir alsdann gegen die Ausländer seyn! Doch nur noch wenige zwanzig Jahre Gedult, meine Herren Balzacs, Bussys, Fontenells, Tassos,

Glovers, Miltons ꝛc. so werden sie sich durch unsere G** R** St** durch unsre B** N** und von Sch** verdunkelt sehen. Wir würden uns ein Vergnügen daraus machen den Herrn M. Schaubert unter diese Zahl zu setzen, wann wir wüßten, wem wir ihn von den Ausländern entgegen setzen sollten. Wo ist der witzige Kopf unter ihnen, der wenn er dichtet und wenn er Briefe schreibt, so systematisch ist, als nimmermehr kein Compendium der wolfischen Philosophie? Wir freuen uns recht inniglich über die neue Erweiterung des Reichs der mathematischen Lehrart, und ersuchen den Herrn Verfasser dieser Anweisung, ja bey einer neuen Auflage den Paragraphen die Ueberschriften, Erklärung, Heuschesatz, Aufgabe, Auflösung, Zusatz ꝛc. beyfügen zu lassen; und in seinen eigenen Briefen, wenn er deren eine besondere Sammlung einmal heraus geben sollte, in Randnoten ja wohl anzuzeigen, welches der Hauptinhalt und Nebeninhalt, welches die Hauptgedanken und Nebengedanken derselben sind. Seine Arbeit hat übrigens einen ganz besondern Vorzug, diesen nemlich, daß man gleich aus dem Titel das gründlichste Urtheil davon fällen kann. Er will regelmäßige Briefe schreiben lernen. O wahrhaftig was wäre auch sonst schöne als das Regelmäßige! Er darf aber nicht meinen, daß auch wir nichts mehr als den Titel gelesen haben. Eben weil uns die Lesung seiner Bogen Zeit gekostet hat, und wir doch in nichts klüger daraus geworden sind, eben darum haben wir uns aus Verdruß die regelmäßige Freyheit genommen, unsre Meinung zu sagen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und Potsdam 6 Gr.

(18. Nov.) Hannover. D. Christoph Aug. Heumanns Erklärung des neuen Testaments. Dritter Theil, in welchem die erste Helfte der Geschichte des Herrn, wie sie Johannes beschreibet, betrachtet und erläutert wird. In Verlag Försters Erben. 1751. in 8t. 1 Alph. 16 Bogen. Man kan von diesem dritten Theile nichts sagen, als was schon unzählige von den ersten beyden gesagt haben: daß nemlich die Arbeit des Herrn D. Heumanns eine der vollständigsten gründlichsten und lehrreichsten in ihrer Art werden wird. Er ist so weit von der Art gemeiner Exegeten entfernet, daß bekannte Erklärungen, wenn sie nichts als das Alter und die Allgemeinheit vor sich haben, niemals bey ihm von Ansehen sind, und daß ihn der Vorwurff erzwungener Neuerungen niemals abschreckt, mit seinen eigenen Augen zu sehen. Es wäre Schade, wenn er in der Auslegung dieser

und jener Stelle einen allgemeinen Beyfall erhalten sollte. Den Gottesgelehrten von Profeßion würde dadurch auf einmal ein fruchtbarer Stof zu Zänkereyen, worinne sie ihre Gelehrsamkeit eben so unwiedersprechlich, als ihre Hartnäckigkeit zeigen können, benommen werden. Dieser dritte Theil enthält die ersten eilf Hauptstücke des Evangelisten Johannes, und kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(23. Nov.) Amsterdam. *Le Prince les delices des coeurs, ou traité des qualités d'un grand Roi et sistéme général d'un sage Gouvernement par Mrs. M*** en II. Tomes. Maxima, quae mentes dominatur amore, potestas, à Amsterdam, aux depens de la Compagnie.* 1751. in 8t. Der 1te Theil 10 Bogen, der 2te Theil 13 Bogen. Abermals ein Werk eines Gelehrten von der Regierungskunst, das recht gut seyn würde, wenn die Regierungskunst ein Gegenstand wäre, dem ein Gelehrter gewachsen wäre; oder vielmehr, wenn sie nicht etwas wäre, welches hundert Umstände so oft verändern, daß derjenige, der sich ein System daraus zu machen unterfängt, weiter nichts beweiset, als daß er aus der Schule ganz artige Gedanken von der Glückseligkeit der Völker, von der wahren Grösse eines Regenten, und dergleichen, gebracht hat. Man überlasse einen solchen Stoff denen, welche die Vorsicht erwehlte ihn auszuüben; demjenigen Geiste insbesondere, den die Natur auch zum Weltweisen machen mußte, weil sie ihn zu einem Urbilde der Könige machen wollte. Doch auch dieser würde nur für die eine vollkommene Regierungskunst schreiben können, die sich in allen seinen Umständen befinden; seine Arbeit würde für die unbrauchbar seyn, die minder erhaben denken, die in veränderter Zeit und nicht über eben dieselben Völker regieren. Der Herr von M*** hat seine Arbeit in vier Abtheilungen gesondert, und handelt in der Einleitung von der obersten Gewalt. Die erste Abtheilung betrachtet hierauf den Fürsten als einen Bürger, die zweite als eine obrigkeitliche Person, die dritte als einen Staatskundigen, die vierte als einen Kriegsmann. Man wird überall Regeln, Vorschläge und Betrachtungen antreffen, wie man sie in den so genannten politischen Collegiis auf hohen Schulen höret, und uns wundert nichts, als daß sich der Verfasser in der Vorrede die Falschheit des Sprichworts: alles ist schon gesagt, so zuvorsichtlich zu behaupten wagt. Allenfalls hat man es ja schon gewußt, daß die Projectmacher nicht mit darunter begriffen sind. Gleichwohl muß man gestehen, daß in

diesem Fürsten, die Lust der Herzen, verschiedenes hin und wieder vorkommt, welches die Mühe es hier zu suchen bezahlt. Es ist noch zu erinnern, daß der Verfasser den dialogischen Vortrag gewehlt hat, daß er sich überall rein und der Sache gemäß ausdrücket. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(4. Dec.) Frankfurt und Leipzig. Kleinigkeiten. 1751. in 8. 6 Bogen. Diese Kleinigkeiten bestehen aus etlichen sechzig kleinen Liedern. Man darf nicht glauben, daß sie der Verfasser deswegen so benennet habe, damit er der unerbittlichen Critik mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möge. Er wird der erste seyn, diejenigen davon mit zu verdammen die sie verdammt; sie, der zum Verdruß er wohl einige mittelmäßige Stücke kan gemacht haben, der zum Trotze er aber nie diese mittelmäßige Stücke für schön erkennen wird. Er wagt es so gar, wann er ihr anders vorgreiffen darf, sie, durch uns, selbst anzuzeigen, und die Kenner ersuchen zu lassen, in seiner Sammlung folgende gänzlich zu überschlagen: An den Anakreon: die Sparsamkeit: der Vetter und die Muhme: die Ente: der bescheidne Wunsch: das Schäferleben: der Schifbruch und die Redlichkeit. Noch sind einige andere, welche sie mit schonenden Augen ansehen mögen. Diese wie jene würden gewiß weggeblieben seyn, wenn sie dem Verfasser nicht schon ganzer drey Jahre aus den Händen gewesen wären. Und kan man es ihm zur Last legen, wenn sein Geschmack vor drey Jahren weniger geläutert war, als er es jetzo vielleicht ist. Unterdessen wollen wir ein Paar von denen hersetzen, die er selbst für gut erkennet.. Er selbst? Warum nicht? Sollte er nicht eben so wohl wissen dürfen, was an seiner Arbeit gut ist, als was es nicht ist? Die Namen. [s. Band I, S. 50.] Das Paradies. [s. Band I, S. 58.] Das Gebet. [s. Band I, S. 25.] Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

(7. Dec.) Ohne Benennung des Orts ist auf einem Bogen in 8t. eine Ode an GOtt von dem Herrn Klopstock, abgedruckt worden. Der Dichter betauret in dieser Ode den Verlust oder die Entfernung einer Geliebten. Er scheint sein Mägdchen, wie ein Seraph den andern, zu lieben, und nur eine solche Liebe konnte edel genug seyn, daß man mit GOtt von ihr spricht. Durch die ganze Ode herrscht eine gewisse erhabene Zärtlichkeit, die weil sie zu erhaben ist, vielleicht die meisten Leser kalt lassen möchte. Man will übrigens einige leere Gedankenspiele, verschiedene

Tavtologien, und gemeine Gedanken, die sehr prächtig eingekleidet sind, darinne bemerken:

Verum ubi plura nitent in carmine etc.

Wir wollen folgende drey Strophen zur Probe hieher setzen, und weil das Sylbenmaaß ein Horazisches ist, welches den meisten unbekannt seyn möchte, so wollen wir die erstere bezeichnen.

Mach GOTT!| dis Le|ben|, mach es zum schnel|len Hauch,
Oder| gib die| mir|, die du mir gleich| erschufst,
Ach! gieb| sie mir| dir leicht| zu ge|ben,
Gieb sie dem| bebenden| bangen| Herzen,
Dem heiligen Schauer, der ihr entgegen wallt,
Dem stillen Stammeln der, die unsterblich ist,
Und sprachloß, ihr Gefühl zu sagen,
Kaum noch in Thränen hier bang zerfliesset.
Gieb sie den Armen, die ich voll Unschuld oft
In meiner Kindheit zu dir hab ausgestreckt,
Wenn ich mit heisser Stimm voll Andacht
Dich um die ewige Ruh anflehte.

Was für eine Verwegenheit, so ernstlich um eine Frau zu bitten! Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Gr.

(14. Dec.) Magdeburg. Herr Archibald Bowers unpartheyische Historie der römischen Päbste, von der ersten Grundlegung des Stuhls zu Rom bis auf die gegenwärtigen Zeiten; Erster Theil. Aus der engländischen Sprache übersetzt von Friedrich Eberhard Rambach. 1751. Im Verlag der Seidel und Scheidhauerschen Buchhandlung in 4to. 3 Alph. 8 Bogen. Herr Bower, welcher jetzo einer von den gelehrten Verfassern der allgemeinen Weltgeschichte ist, war ehedem der katholischen Religion zugethan, und ist zu Rom, Ferara und Macerata öffentlicher Lehrer der Rhetorick, Historie und Philosophie, auch Inquisitionsrath an dem letztern Orte gewesen. In Rom war es, wo er seine Historie der Päbste anfing in der Absicht, die päbstliche Hoheit, wovon er damals ein sehr eiferiger Vertheidiger war, feste zu stellen, und von einem Jahrhunderte zum andern darzuthun, daß sie von den Tagen der Apostel bis auf gegenwärtige

Zeiten von der ganzen katholischen Kirche sey erkannt und verehret worden. Er war aber kaum bis auf die Regierung des Victors, das ist, bis an das Ende des zweyten Jahrhunderts, gekommen, als er es allzuüberzeugend merkte, daß er mehr gewagt habe, als er leisten könne. Er fand gerade das Gegentheil von dem, was er suchte, und sahe, daß durch die ganze Christenheit im gedachten Zeitraume von der päbstlichen Hoheit nicht das geringste bekannt gewesen sey. Einem ehrlichen Mann ist es nicht genug die Wahrheit entdeckt zu haben; er tritt auch offenbar auf ihre Seite. Dieses that Herr Bower, sobald er wieder in sein Vaterland kam, und setzte seine in einer andern Sprache angefangene Arbeit in der englischen fort, sobald er sich wieder darinne stark genug gemacht hatte. Er zeigt durchgängig durch unwidersprechliche Gründe, daß die Päbste nichts als Bischöfe gewesen, und daß geheime Absichten weltlicher Monarchen, ihre eigene Ränke und die zu ihren Betrügereyen vortheilhafte Zeiten ihnen eine Hoheit verschafft, die den ersten endlich selbst schimpflich und unerträglich ward. Die Historie der Päbste ist diejenige, welche die wenigsten glaubwürdigen Scribenten hat. Anastasius Bibliothecarius, Platina und Onuphrius Panvinius sind bey nahe die einzigen Quellen, und noch darzu sehr seichte und verfälschte Quellen. Die neuen Scribenten, zu den Zeiten, da die Päbste und Kayser einander in den Haaren lagen, waren entweder Gvelfen oder Gibellinen. Die ersten werden die größten Bösewichter, wenn sie auf dem päpstlichen Stuhle gesessen haben, zu Heiligen, und jene wahrhaftig fromme und untadelhafte Männer, die den einzigen Fehler hatten, daß sie Päbste waren, zu Ungeheuern der Boßheit machen. Herr Bower hat also sein vornehmstes Bestreben dahin gerichtet, diese Partheilichkeit zu vermeiden. Er hätte sein Werk eben so wohl Historie des Pabstthums als der Päbste nennen können, indem darinne nicht nur eine Nachricht von dem Leben und den Handlungen der Päbste, sondern auch von allen päbstischen Lehrsätzen und Meinungen enthalten ist, wenn, durch wen, bey welcher Gelegenheit und zu welchem Zweck eine jegliche erfunden, und eingeführet worden. Alles dieses zeiget genugsam, daß die Uebersetzung dieser Geschichte kein überflüßiges Unternehmen sey, wovon den Nutzen nur der Uebersetzer begreifen könne. Der Herr Pastor Rambach hat in der Vorrede noch die Uebersetzung eines kleinen Werks mitgetheilet, das in dem letzten Kriege, worinne England verwickelt war, in der Absicht verfertiget wurde, die päbstliche

Religion auf der besten Seite vorzustellen, und dadurch in Schottland die heimlichen Anhänger derselben in Bewegung zu bringen. Ein englischer Theologe hat eine Wiederlegung hinzu gefügt, welcher durch die Kürze nichts an dem Nachdrucke abgehet. Dieser erste Theil kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Thlr. 8 Gr.

(18. Dec.) Berlin. *Memoires pour servir à l'histoire des moeurs du XVIII. Siecle, par M. Duclos, de l'Academie royale des belles-lettres. Chés Etienne de Bourdeaux.* 1752. *in* 12*mo.* Auch die Sitten haben ihre Moden. Ein Jüngling aus dem vorigen Jahrhunderte würde mit seiner jungfräulichen Schamhaftigkeit, mit seiner blöden Bescheidenheit jetzo eine sehr lächerliche Figur machen. Es war eine Zeit, wo man ein Frauenzimmer, welchem man in unsern Tagen das Lob eines lebhaften Frauenzimmers, die ihre Welt kennet, beylegt, wenigstens ins Tollhaus gebracht hätte. Es wird eine andre kommen, und es wäre Schade, wenn sie nicht kommen sollte, da es der Wohlanständigkeit gemäß seyn wird, ein guter Christ zu heissen, so wie es jetzo die Artigkeit erfordert, sich für nichts schlechters als einen Atheisten, so lange man gesund ist, halten zu lassen. Wenn man in gesitteten Ländern von Anfange an alle diese Abwechselungen in besondern Büchern aufgezeichnet hätte, so würde man diese Bücher nicht besser als die Schandchronike des menschlichen Geschlechts nennen können. Noch ist es Zeit unsern Nachkommen diese Erniedrigung zu verschaffen. Hr. Duclos, welchen man schon aus seinen Betrachtungen über die Sitten dieses Jahrhunderts auf eine für ihn vortheilhafte Art kennet, scheint den Anfang gemacht zu haben. Er hat die verschiedenen Bilder von den Sitten seiner Zeitgenossen in die Lebensbeschreibung eines artigen Mannes gebracht. Diese Lebensbeschreibung ist wahrscheinlich genug um wahr seyn zu können; gleichwohl wird sie der Nachwelt, wenn anders, wider den Ausspruch des Horaz, eine vernünftigere auf uns folgen sollte, als der unsinnigste Roman vorkommen; so viel ausschweifende Thorheiten, so viel unbegreifliche lächerliche Kleinigkeiten wird sich darinne aufgezeichnet finden. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

(28. Dec.) Rostock. Gründe der Vernunft zur Erläuterung und zum Beweise des Geheimnisses der heil. Dreyeinigkeit gesammlet und beurtheilet von Johann Thomas Haupt, Königl. Preuß. Kirchen und Schulen Inspectore zu

Templin. Bey Joh. Andr. Berger und Joh. Bredner. 1752. in 8. 1 Alph. 4 Bogen. Wahrheit bleibt Wahrheit, wenn sie gleich schlecht bewiesen wird, und derjenige der schlechte Beweise für sie verwirft, verwirft sie deswegen nicht selbst. So unbillig als es folglich seyn würde, wenn man diejenigen verdienten Männer, welche die Beweise von dem Daseyn Gottes durch eine prüfende Musterung gehen lassen, und die wenigsten für richtig erkennen, für Gottesleugner halten wollte, eben so unbillig würde es seyn, wenn man dem Herrn Inspector Schuld geben wolle, daß er das Geheimniß der Dreyfaltigkeit nicht erkenne und annehme; da er der gelehrten Welt eine Sammlung der vornehmsten Gründe, die von verschiedenen Verfassern zur Erläuterung und zum Beweise desselben sind gebraucht worden, vorlegt, und diese Gründe mit seiner Beurtheilung begleitet, diese aber dergestalt ausgefallen ist, daß er 1) alle angeführte Gleichnisse zur Erläuterung der Dreyeinigkeit in den göttlichen Wesen für unzulänglich, und unrichtig erklärt, 2) verschiedene wahrscheinliche Beweise von eben dieser Lehre als solche nicht annimt, 3) endlich aber alle strenge Beweise aus der Vernunft sowohl für die Wahrheit der Personen im göttlichen Wesen überhaupt, als auch für die Dreyeinigkeit insonderheit verwirft. Diese drey Punkte machen die drey Hauptstücke seines Werks aus, indem er noch in dem erstern einige Anmerkungen über die Geheimnisse der Christen überhaupt vorausschickt. Alle welche das gründliche lieben, und die Wahrheit von den seichten und ungegründeten gereiniget zu sehen wünschen, werden dieser Arbeit ihren Beyfall zu erkennen, und nur Handwerksgelehrte werden murren, wenn sie sehen daß man Beweise, welche bey ihnen in Ansehen stehen, ob sie schon die Verjährung vor sich haben, weil sie dieses Namens unwürdig sind, aus ihrer Lage gehoben und sie als unbrauchbare Grundsteine in dem Reiche der Wahrheit der Welt bekannt gemacht hat. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

Das Neueste

aus dem Reiche des Witzes,

als eine Beylage zu den Berlinischen Staats= und Gelehrten Zeitungen.

Monat April 1751.

Dem Neuesten aus dem Reiche des Witzes soll dieses monatliche Blat gewidmet seyn. Ein Reich, welches viele auf ihrer Karte nicht finden. Wenigstens diejenigen Gelehrten nicht, es verdrüßt uns, daß wir sie so nennen sollen, welche die Wissenschaften längst in ein Handwerk verwandelt hätten, wenn nicht ihr Stolz dafür bäte. Aufs höchste haben sie es in die äusserste Ecke derselben verwiesen, und unbekannte Länder darauf geschrieben, weil sie ihnen nicht eher zu Gesichte kommen, als wenn sie von einem unglücklichen Sturme dahin verschlagen werden, und an ihren felsigten Ufern schimpflich scheidern. Diesen Herren also würden wir sehr unverständlich seyn, wann wir ihnen von seinem Umfange und seinen Gränzen vieles vorsagten; die andern aber, für die wir eigentlich schreiben, würden wir durch diese unnöthige Einleitung beleidigen. Zwar könnten wir ihr durch eine Menge ästhetischer an einander hangender Grillen, fein dunkel, aber doch nach der Mode, ein zureichendes Ansehen der Gründlichkeit geben, allein was würde es helfen? Die genaueste Erklärung des Witzes muß einem, der keinen hat, eben so unbegreiflich seyn, als einem Blinden die hinlänglichste Erklärung der Farben ist. Glaubt dieser, daß die verschiedene Brechung der Sonnenstrahlen ohngefehr etwas sey, welches dem Schalle verschiedner Instrumente gleich komme, so wird jener gewiß glauben, daß diese Fertigkeit die Uebereinstimmungen der Dinge gewahr zu werden, ein Theil der Rechenkunst seyn müsse. Ist er furchtsam, so stellt er sich wohl gar ein Stücke von der Algebra darunter vor. Genug wenn man weiß, daß die schönen Wissenschaften und freyen Künste das Reich des Witzes ausmachen.

Diese sind es, welche der menschlichen Gesellschaft Annehmlichkeiten mittheilen, ohne die sie nichts, als die unerträglichste Sklaverey, seyn

würde. Sie machen den Menschen empfindlich und entkleiden ihn von der Rauigkeit, welche ihm die weiseste Natur mit Bedacht gab, damit er sich selbst durch ihre mühsame Ablegung einen Theil seines Vorzuges für unedlere Thiere zu danken haben möge. Zeigen die ernsthaften Wissenschaften, welche man im engern Verstande die Gelehrsamkeit nennet, von nichts als von dem Elende und Verderben der Menschen, von der Mühseligkeit ihres Lebens, diese beweinenswürdigen Stützen der Gesellschaft, so sind es allein die schönen Wissenschaften, welche durch bezaubernde Reitze die ursprüngliche Empfindung der Freyheit in uns ersticken, und unsre schimpflichen Ketten mit Blumenkränzen umwinden. Die Höflichkeit, das einnehmende Betragen, der zärtliche Geschmack, alle untrügliche Kennzeichen gesitteter Völker, sind ihre Früchte. Sie sind die Erfinderinnen von tausend Bequemlichkeiten, Ergötzungen, und eingebildeten Nothwendigkeiten, durch welche einzig kluge Monarchen ihre Throne unerschüttert zu erhalten wissen. . . . Auch die Tugend wird durch sie menschlicher, und die grossen Thaten, welche bey Barbaren fest eingeprägte Vorurtheile oder ihre ungezähmte Wildheit zum Grunde haben, fliessen bey gesitteten Völkern aus viel reinern Quellen.

Aller dieser prächtigen Lobsprüche ohngeachtet wollen wir dem Leser einen Mann bekannt machen, welcher die Wissenschaften überhaupt, und besonders die schönen Wissenschaften nebst den freyen Künsten auf einer ganz andern Seite betrachtet. Dieses ist der Verfasser derjenigen Rede, welche im vorigen Jahre bey der Akademie zu Dijon den Preiß erhalten hat.* Sie betrift die vorgelegte Frage, ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Reinigung der Sitten etwas beygetragen habe? Man wird schwerlich vorausgesehen haben, daß man denjenigen krönen würde, welcher diese Frage mit Nein beantwortet. Unterdessen ist es geschehen; und Herr Rousseau, welches der Name des Verfassers ist, hat so erhabene Gesinnungen mit einer so männlichen Beredsamkeit zu verbinden gewußt, daß seine Rede ein Meisterstück seyn würde, wenn sie auch von keiner Akademie dafür wäre erkannt worden. Wir theilen einen umständlichen Auszug derselben um so viel lieber mit, je weniger sie noch bis jetzo in Deutschland bekannt worden ist.

* Der Titel ist: Discours qui a remporté le prix à l'Academie de Dijon, en l'année 1750. sur cette question proposée par la même Academie: si le retablissement des sciences et des Arts a contribué à épurer les moeurs. Par Mr. ***Rousseau*** Citoyen de Geneve.

Er hat sie in zwey Theile getheilt. In dem erstern zeiget er durch unverwerfliche Beyspiele der Geschichte, daß die Verderbung der Sitten und der aus ihr fliessende Verfall des Staats allezeit mit dem Aufnehmen der Künste und Wissenschaften sey verbunden gewesen. In dem andern beweiset er aus den Gegenständen und den Wirkungen der Künste und Wissenschaften selbst, daß sie nothwendig diese Folgen nach sich ziehen müssen.

Europa, sagt er, war in die Barbarey der ersten Zeiten zurückgefallen. Die Völcker dieses jetzt so erleuchteten Welttheils lebten vor einigen Jahrhunderten in einem Stande, welcher weit elender, als die Unwissenheit, war. Ich weiß nicht, welche scientifische Wäscherey, hatte sich den Namen der Wissenschaft angemaßt, und setzte ihrer Zurückkunft ein bey nahe unüberwindliches Hinderniß entgegen. Es war eine allgemeine Umkehrung nöthig, die Menschen wieder zu ihrem gesunden Verstande zu verhelfen; und endlich kam sie von der Seite, von welcher man sie am wenigsten erwartet hatte. Der dumme Muselmann, die ewige Geißel der Gelehrsamkeit war es, welcher sie uns wieder herstellte. Der Umsturz des orientalischen Thrones brachte die Ueberbleibsel des alten Griechenlands nach Italien. Bald darauf bereicherte sich auch Frankreich von dieser kostbaren Beute. Auf die freyen Künste folgten endlich die Wissenschaften, und die Kunst zu denken verband sich mit der Kunst zu reden; eine Stufensteigung, welche seltsam scheint, gleichwohl natürlich ist. Man fing an, den vornehmsten Vortheil des Umganges mit den Musen zu empfinden; nehmlich diesen, daß er die Menschen gesellschaftlicher macht, indem er ihnen die Begierde einander durch ihres gemeinschaftlichen Beyfalls würdige Werke zu gefallen, einflößt . . Ihr ward man die Anmuth der Gemüthsarten, die Verbindlichkeit der Sitten, welche den Umgang ungezwungen und wünschenswerth macht, und kurz, den Schein aller Tugenden, ohne eine einzige davon zu haben, schuldig . . . Ehe die Kunst unser Betragen gebildet, und die Leidenschaften eine erborgte Sprache gelehrt hatten, waren unsre Sitten bäurisch, aber natürlich. Der Unterscheid der Aufführung verrieth sogleich den Unterscheid der Gemüthsarten. Die menschliche Natur war deswegen nicht besser; die Leichtigkeit aber, einander zu erforschen, ersparte den Menschen unzählige Laster. Jetzo, da ein feinerer Geschmack die Kunst zu gefallen in Regeln gebracht hat, herrscht in unsern Sitten eine schimpfliche und betrügliche Gleichheit. Immer befiehlt die

Höflichkeit; stets regiert uns die Wohlanständigkeit; ohn Unterlaß folget man den Gebräuchen, und niemals seinen eignen Empfindungen. Kein Mensch weiß mehr, mit wem er zu thun hat. . . Welche Begleitung von Lastern hat diese Ungewißheit bey sich! Verdacht, Argwohn, Furcht, Kaltsinnigkeit, Zurückhaltung, Haß, Verrätherey; und alle verstecken sich unter der Larve der Höflichkeit. Man entheiliget nicht mehr den Namen des Höchsten durch Schwüre, aber man spricht ihm Hohn durch lästerliche Meinungen, ohne daß unser Ohr dadurch beleidiget wird. Man rühmt nicht mehr seine eignen Verdienste, man verkleinert aber die fremden. Man beschimpft seinen Feind nicht gröblich, sondern man verleumdet ihn mit Kunst. Der Nationalhaß erlöscht, aber mit der Liebe des Vaterlandes. An die Stelle der verachteten Unwissenheit ist eine gefährliche Zweifelsucht gekommen. Man erkennt gewisse Ausschweifungen für schimpflich, gewisse Laster für entehrend, andre aber zieret man mit den Namen der Tugenden. Man muß sie haben, oder man muß sich wenigstens stellen, als ob man sie habe. . . . Auf die Art sind wir gesittete Völker geworden, und größten Theils haben wir den Wissenschaften und Künsten diese heilsame Veränderung zu danken. . . . Je stärker sich ihr Licht an unserm Horizonte ausgebreitet, je weiter ist die Tugend von uns geflohen; und eben diese Erscheinung hat man zu allen Zeiten und an allen Orten bemerkt. . . . Egypten war die Mutter der Weltweisheit und der freyen Künste geworden, und bald drauf ward sie ein Raub des Cambyses, der Griechen, der Römer, der Araber, und endlich der Türken. . . . Als Griechenland auf den Ruhm des Witzes und der Gelehrsamkeit am stolzesten seyn konnte, mußte es sich in das macedonische Joch schmiegen. . . . Rom, das von Hirten erbaute, und durch Ackersleute berühmt gemachte Rom, fing schon zu den Zeiten des Ennius und Terentius an auszuarten. Nach den Zeiten eines Ovids, eines Catulls, eines Martials aber ward es, sonst der Tempel der Tugend, ein Schauplatz der Laster, der Abscheu aller Völker und ein Raub der Barbaren. . . . In Asien ist ein Land, wo man durch die gepriesenen Wissenschaften, zu den erhabensten Aemtern des Staats steigen kann. Gleichwohl ist kein Laster zu nennen, welches nicht daselbst herrscht; keine Schandthat, die ihnen nicht geläufig ist. Alle ihre Weisheit hat sie von dem Joche des unwissenden Tartars nicht befreyen können. . . . Die Perser, ein besonders Volk, bey welchem man die Tugend lernte, wie man bey uns die Wissenschaften lernt, die Scythen, die alten

Deutschen sind die Beweise des Gegentheils. Alle die lebten ohne Wissenschaften; öfters Ueberwinder, niemals überwunden. . . . Sparta selbst, im Schoose Griechenlands, überzeugt uns, wie tugendhaft man seyn könne, ohne gelehrt zu seyn; wie fest und blühend ein Staat ohne Künste, ohne Wissenschaften, bestehe. . . . O Fabricius, was würde deine große Seele gedacht haben, wenn du, zu deinem Unglücke, wieder aufgestanden wärest, und die blendende Pracht des durch deinen Arm erretteten Roms, welches dein Name mehr, als alle seine Eroberungen, berühmt machte, gesehen hättest. „Götter! würdest du gesagt haben, wo sind die strohern „Hütten, worunter ehemals Mäßigkeit und Tugend wohnten? Welche „verderbliche Pracht hat mit der römischen Einfalt abgewechselt? Was ist „das für eine fremde Sprache? Was sind das für weibische Sitten? „Was bedeuten diese Bildsäulen? diese Gemählde? diese Gebäude? Un„sinnige! was habt ihr gethan? Ihr, ihr Herren der Welt, ihr habt „euch zu Sklaven nichtiger von euch überwundener Leute gemacht. Rhe„tors sind es, die euch beherrschen? Habt ihr deswegen Asien und Griechen„land mit eurem Blute befeuchtet, um Baumeister, Mahler und Bildhauer „reich zu machen? Wird der Raub Karthagens einem Flötenspieler Preis „gegeben? Auf, ihr Römer! reisset eure Schauplätze ungesäumt nieder; „zerschmettert diese Marmor; verbrennet diese Bilder; verjaget diese „Sklaven, welche euch unter dem Joche halten, und deren unselige Künste „euch verderben! Laßt fremde Hände durch eitle Geschicklichkeiten berühmt „werden; die einzige den Römern anständige Geschicklichkeit ist die Welt „zu überwinden, und die Tugend daselbst herrschen zu lassen. Als Cineas „unsern Rath für eine Versammlung von Königen hielt, so ward er „weder von eiteler Pomp noch von ausgesuchter Zierlichkeit verblendet. „Er hörte nichts daselbst von der kindischen Beredsamkeit, nichts von den „leeren Künsten dieser nichtigen Leute. Was schien denn nun also dem „Cineas so majestätisch? O ihr Bürger! Ein Anblick rührte ihn, welchen „euch nimmermehr weder eure Reichthümer noch eure Künste verschaffen „werden; der schönste Anblick, welcher jemals unter der Sonne gewesen „ist; die Versammlung von zweyhundert tugendhaften Männern, welche „alle in Rom zu befehlen und die Welt zu beherrschen verdienten . . . Seht, fährt der Verfasser fort, so sind allezeit Verschwendung und ungezähmte Sitten die Strafe der hochmüthigen Bemühungen, uns der glücklichen Unwissenheit, in welche uns die ewige Weisheit versetzt hatte, zu

entreißen, gewesen. Sie hatte uns zu nichts weniger, als zu eiteln Untersuchungen bestimmt. Lernt einmal, Sterbliche, daß die Natur alle Wissenschaften für uns versteckt hat; so wie eine sorgfältige Mutter aus den Händen ihres Kindes ein gefährliches Gewehr windet. Die Menschen sind verderbt; sie würden noch weit verderbter seyn, wann sie das Unglück gehabt hätten, gelehrt gebohren zu werden.

Er kömmt hierauf zu dem zweiten Theile, und zeigt, daß die Künste und Wissenschaften unsre Laster zur Quelle haben; er zeigt, daß sie uns ohne die Laster und Verschwendung nichts nutzen würden, und daß mit der Bemühung, die einige Wahrheit zu erkennen, eine tausendfache Gefahr in Irthümer zu fallen, verbunden sey. Er beweiset ferner, daß ihre Wirkungen noch weit verderblicher sind. Hierunter rechnet er den Verlust der Zeit. Nichts Gutes thun, sagt er, heißt Böses thun. Ihr nun, ihr stolzen Weltweisen, die ihr uns die Geheimnisse des Himmels verrathen, und die Wunder der Natur aufgedeckt habt, antwortet; wann ihr uns alles das nicht gelehrt hättet, würden wir weniger zahlreich, weniger wohlregieret, weniger furchtbar, weniger blühend oder mehr verderbt seyn? Doch, was ist der Verlust der Zeit gegen andre Uebel, welche den Künsten und Wissenschaften folgen? Das größte ist die Verschwendung. Man behauptet, in dieser bestehe die Blüte des Staats. Ein Paradoxon, welches sich nur zu unsern Zeiten hat können denken lassen. So sind gute Sitten zur Dauer eines Staats nicht nöthig? Ist es besser, daß ein Reich glänzend und augenblicklich, oder daß es tugendhaft und beständig ist? Mit Gelde kann man alles haben, nur Sitten und Bürger nicht. Ein neues Uebel, welches die Verschwendung nach sich zieht, ist die Verderbung des Geschmacks. . . . Sage uns, berühmter Arouet, wie viel männliche und starke Schönheiten hast du unsrer falschen Zärtlichkeit aufopfern müssen? und wie viel grosses hat ihm der buhlende Geist zu gefallen, welcher an Kleinigkeiten so fruchtbar ist, gekostet? . . . Doch verderblichern Uebeln weichen kleinere Schaden. Indessen da sich die Bequemlichkeiten des Lebens vermehren, die Künste steigen und die Verschwendung überhand nimmt, wird der wahre Muth entkräftet, und die kriegerischen Tugenden verschwinden. Die Geschichte bestärkt es durchgängig. Die Erhebung des Hauses Medicis und die Wiederherstellung der Künste verlöschte von neuem, und vielleicht auf ewig den kriegerischen Ruhm, welchen Italien vor einigen Jahrhunderten wieder erhalten zu haben schien . . Nicht allein den

martialischen, sondern auch den sittlichen Vollkommenheiten sind die Wissenschaften nachtheilig. Man sieht überall unermeßliche Stiftungen, wo die Jugend alles mit großen Unkosten lernt, nur ihre Pflicht nicht . . Unsre Gärten sind mit Bildsäulen und unsre Gallerien mit Bildern ausgeziert. Und was stellen sie vor? Die Vertheidiger des Vaterlands? oder die noch erhabenern Männer, die es durch ihre Tugenden bereichert haben? Abbildungen aller Ausschweifungen des Herzens und der Vernunft sind es, so wie man sie sorgfältig aus der alten Fabellehre gezogen hat; ohne Zweifel, damit den Kindern, noch eher, als sie lesen können, Muster von sträflichen Handlungen vor Augen gestellet würden . . . Die Geschicklichkeiten werden vorgezogen, und die Tugend wird verachtet. Der schöne Kopf erhält Belohnungen, und der ehrliche Mann bleibt immer im Dunkeln. Es giebt hundert Preise für schöne Reden, keinen einzigen für schöne Handlungen . . . . Wir haben Naturforscher, Erdmesser, Chymisten, Sternseher, Dichter, Tonkünstler, Mahler; nur Bürger haben wir nicht . . . Was enthalten denn die Schriften der bekanntesten Philosophen? Welches sind denn die Lehren dieser Freunde der Weisheit? Wenn man sie hört, solte man sie für einen Haufen Marktschreyer halten, wovon jeder auf öffentlichem Platze ruft: kommt zu mir! von mir allein werdet ihr nicht betrogen . . . Was für ungeheure Schriften haben unsre Zeiten ausgeheckt. Die Buchdruckerkunst wird sie als unwidersprechliche Beweise unsres Verderbens auf die Nachwelt bringen und unsre vielleicht gewitzigten Nachkommen werden die Hände gen Himmel strecken und beten. „Allmächtiger Gott! der du alle Geister in deiner Hand trägst, befreye „uns von den Einsichten und den verderblichen Künsten unsrer Väter; und „schenke uns wieder Unwissenheit, Unschuld und Armuth; die einzigen „Güter, welche unser Glück befördern, und vor dir angenehm sind. . . Was soll man von denen sagen, welche die Thüren zu dem Heiligthume der Gelehrsamkeit erbrochen, und den Pöbel hereingelassen haben? Wie viele sind durch sie zu den Wissenschaften verführt worden, welche sich auf Künste, die der Gesellschaft heilsamer sind, würden gelegt haben. Nur diejenigen sollte man dazu lassen, welche was ausserordentliches zu leisten im Stande sind. Diese aber müßte man auf die mächtigste Art ermuntern. Nichts müßte für ihre Hofnung zu hoch seyn. Große Gelegenheiten machen große Geister. . . . O Tugend! schließt er endlich; erhabne Wissenschaft einfältiger Seelen, so viel Mühe, so viel Anstalten sind nöthig,

dich zu kennen? Sind deine Lehren nicht in unser Herz gegraben? Ist es nicht genug, daß man in sich selbst geht, wenn man deine Gesetze lernen will, und daß man die Stimme seines Gewissens höret, wann die Leidenschaften schweigen? Dieses ist die wahre Weltweisheit; daran wollen wir uns begnügen lernen. Ohne die berühmten Leute, welche sich in der gelehrten Welt unsterblich machen, zu beneiden, wollen wir uns bestreben zwischen ihnen und uns den rühmlichen Unterscheid zu machen, welchen man ehedem zwischen zwey großen Völkern bemerkte; das eine wußte wohl zu reden, das andre wohl zu handeln.

Mit solchen Waffen bestürmet Rousseau die Wissenschaften und Künste. Ich weiß nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend gegen alle gebilligte Vorurtheile das Wort redet; auch sogar alsdann, wann er zu weit geht. Wir könnten verschiednes einwenden. Wir könnten sagen, daß die Aufnahme der Wissenschaften und der Verfall der Sitten und des Staats zwo Sachen sind, welche einander begleiten, ohne die Ursache und Wirkung von einander zu seyn. Alles hat in der Welt seinen gewissen Zeitpunkt. Ein Staat wächst, bis er diesen erreicht hat; und so lange er wächst, wachsen auch Künste und Wissenschaften mit ihm. Stürzt er also, so stürzt er nicht deswegen, weil ihn diese untergraben, sondern weil nichts auf der Welt eines immerwährenden Wachsthums fähig ist, und weil er eben nunmehr den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größern Geschwindigkeit wieder abnehmen soll, als er gestiegen war. Alle große Gebäude verfallen mit der Zeit, sie mögen mit Kunst und Zierrathen, oder ohne Kunst und Zierrathen gebauet seyn. Es ist wahr, das witzige Athen ist hin, aber hat das tugendhafte Sparta viel länger geblühet? .. Ferner könnten wir sagen; wann die kriegerischen Eigenschaften durch die Gemeinmachung der Wissenschaften verschwinden, so ist es noch die Frage, ob wir es für ein Glück oder für ein Unglück zu halten haben? Sind wir deswegen auf der Welt, daß wir uns unter einander umbringen sollen? Und wenn ja den strengen Sitten die Künste und Wissenschaften nachtheilig sind, so sind sie es nicht durch sich selbst, sondern durch diejenigen, welche sie mißbrauchen. Ist die Mahlerey deswegen zu verwerfen, weil sie der und jener Meister zu verführerischen Gegenständen braucht? Ist die Dichtkunst deswegen nicht hochzuachten, weil einige Dichter ihre Harmonien durch Unkeuschheiten entheiligen? Beyde können

der Tugend dienen. Die Künste sind das, zu was wir sie machen wollen. Es liegt nur an uns, wenn sie uns schädlich sind.

Wie glücklich wäre übrigens Frankreich, wenn es viele dergleichen Prediger hätte. Welcher Damm wird die Laster, die bey ihnen zu Artigkeiten werden, aufhalten? Welches sind die Meisterstücke, die uns ihr berüchtigter Witz liefert? Sie sind zu zählen. Die Schriften aber, welche die Religion untergraben, und unter lockenden Bildern die schimpflichste Wollust in das Herz flößen, sind bey ihnen unzählbar. Eine philosophirende Therese wird die Predigerin der Unzucht, und ein unseliger Grabstichel hilft der Einbildungskraft derjenigen nach, welche ohne seine Schilderungen das Aergerniß nur halb treffen würde. Man sagt, daß der Marquis d'A** Verfasser dieses eben so unwitzig als eckel geschriebnen Buchs sey. Wir zweifeln aber. Der Urheber der jüdischen Briefe hat sich zwar oft genug als einen Feind der Religion erklärt, niemals aber als einen Feind der Tugend. Therese verräth allzusehr die Schule eines unsinnigen Demetrius. Was ist sie anders als ein Frauenzimmer, welche seine Grundsätze des glücklichen Lebens in Ausübung bringt? Was hat der Verfasser mehr gebraucht, sie zu schreiben, als eine Stirne, welche zur Scham zu eifern ist? Der einzige Vorzug, mit dem er in allen seinen Schriften stolz thut. Bey dieser Gelegenheit können wir den Lesern sagen, daß sich der Marquis d'Argens, nachdem er Berlin verlassen hat, bey dem Fürsten von Monaco aufhält.

Wer kennt alle die übrigen Schriften, wo das Gift unmerklicher, aber desto gefährlicher, ist? Wenn man der Wollust ihre größte Würze, das Geheimnißvolle, entzieht, so wird sie weit weniger verführen, als wann ein leichter Witz einen dünnen Nebel über sie bläset, durch welchen man nur das ganze und nie alle Theile gewahr werden kann. Von dieser Art ist ein kleiner Roman, unter dem Titel: * Das wahre Vergnügen, oder die Liebe der Venus und des Adonis. Er kömmt aus dem Schoose Frankreichs, ob uns gleich die Aufschrift Staub in die Augen streuet. Es ist eigentlich eine Nachahmung des achten Gesanges des italienischen Gedichts Adonis von dem Marino. Der Franzose aber hat dem Innhalte Folgen und Verbindungen gegeben, welche man vergebens in dem Originale sucht. Er hat auch einige von seinen eignen

* Les vrais plaisirs ou les amours de Venus et d'Adonis, à Amsterdam chez Mortimer Libraire 1750. in Octav auf 78 Seiten.

Ideen eingeschaltet. Die Vergleichung hat uns gelehrt, daß man, diese zu erkennen, nur die Stellen beobachten darf, wo man am meisten roth wird. Wir können nicht leugnen, daß Schönheiten darinne verschwendet sind, welchen wir einen würdigern Gegenstand wünschen wollten. Die Leichtigkeit, die alte Fabellehre glücklich anzuwenden, und ihren Erdichtungen einige neue beyzufügen, welche mit den bekannten vollkommen übereinstimmen; die Kunst zu verhüllen, und der Neugierde nur dann und wann einen Durchblick zu gönnen, verrathen keinen Stümper. Wann wird man anfangen, die Tugend so reitzend zu schildern, als man jetzo das Laster mahlt?

Durch welches Verhängniß geschieht es, daß man fast allen witzigen Köpfen Frankreichs, von dieser Seite, einen schimpflichen Vorwurf zu machen hat? Welcher von ihnen hat nicht etwas geschrieben, dessen er sich vor Tugendhaften schämen muß? Von dem großen Corneille an bis zu einem Piron haben alle ihren Witz beschimpft. Es ist ihnen gleich, ob sie die göttlichen Harmonien eines Davids wagen, oder ob sie Sinnschriften verfertigen, die auch an der Bildsäule eines Priapus eckel seyn würden. Einer der bekanntesten von dieser Art ist Rousseau; ein Mann, der vielleicht unter allen witzigen Köpfen die meisten Verfolgungen wegen des Mißbrauchs seiner Muse erlitten hat. Wir wollen nicht entscheiden, ob er eben dessen, was man ihm eigentlich zur Last legte, schuld gewesen ist. Das wenigstens, was man von ihm nach seinem Tode gesehen hat, mahlt uns ihn als einen Mann, welcher durch seine tugendhafte Aufführung im reifern Alter, und durch seine großmüthige Ertragung des Unglücks die Ausschweifungen seiner Jugend auf die rühmlichste Art ausgelöscht hat. Wir haben im vorigen Jahre seine Briefe erhalten, welche voller lesenswürdigen Anekdoten sind. In diesem aber hat man uns eine Sammlung von noch ungedruckten kleinen Stücken, die theils ihn zum Verfasser haben, theils von andern verfertigt, von ihm aber für werth erkannt worden sind nebst seinen Werken aufbehalten zu werden, geliefert. Der Titel dieser Sammlung ist: Schreibetafel J. B. Rousseaus in zwey Theilen.* Der Dichter selbst schenkte sie einige Zeit vor seinem Tode an den Hrn. L. D., welcher sie nunmehr, die Ausgabe seiner Werke von 1734. vollständig zu machen, der Welt mittheilet. Sie enthält Oden,

* Portefeuille de J. B. Rousseau en II. Tomes à Amsterdam chez Marc Michel Rey 1751. in 12. der erste Theil von 405 Seiten, der zweyte von 252.

Briefe, Cantaten, Allegorien, Erzählungen, zwey theatralische Stücke und eine Menge Sinngedichte. Man weiß, was Rousseau für ein Meister in diesen letztern war. Er wußte das beißende mit dem Scherze so zu verbinden, daß in keinem der Einfall ohne Satyre, oder die Satyre ohne Einfall ist. Wir haben eins zu übersetzen gewagt. Hier ist es.

Als Zevs Europen lieb gewann, [s. Band I, S. 5.]

Die zwei theatralischen Stücke heissen * der Hypochondrist, oder die Frau, welche nicht redet, und der ** Argwöhnische. Beyde sind in Versen. Das erste bestehet aus fünf Aufzügen, und der Stoff ist aus dem Englischen genommen; das letztre nur aus neun Auftritten, und ist nichts, als ein kleiner Entwurf eines vollständigen Stücks, welcher aber werth ist, daß ihn eine Meisterhand auszuführen wagte. Die übrigen Aufsätze sind fast alle voller Galle wider seine Feinde. Die Nachwelt wird erstaunen, daß Männer sich so tödtlich haben hassen können, wovon ihre Hochachtung der eine so wohl, als der andre verdient. Ueber ihre kleinen Zänkereyen hinwegsehend, wird sie einen Voltaire eben sowohl als einen Rousseau in die Reihe der Dichter setzen, welche die Ehre dieses Jahrhunderts gewesen sind.

Wird sie es mit den witzigen Köpfen Deutschlands auch so halten? Wird sie einen Gottsched und einen Bodmer, einen Scheib und einen Klopstock in eine Klasse bringen? gewiß nicht. Wann es einmal heissen wird des verstorbnen Hrn. von Scheib längst verstorbene Theresiade, so wird man den Meßias immer noch ein ewiges Gedichte nennen. Man wartet mit Verlangen auf den Rest, zu welchem man die instehende Messe Hofnung gemacht hat. Das Präservativ, welches der Hr. Prof. Gottsched in seinen Gedichten gütigst dargegen hat mittheilen wollen, wird hoffentlich nur bey seinen Schülern anschlagen. Wie erfreut würden wir seyn, wenn er einmal die undankbare Dichtkunst verlassen wollte, und der Welt keine Gelegenheit zu geben suchte, ihn auf seiner schwächsten Seite zu betrachten, da er sich auf so vielen andern zeigen kan, welche ihm alle Hochachtung erwerben. Hätte der Hr. Professor, an statt den Meßias zu tadeln, diejenigen steifen Witzlinge angefallen, welche sich durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabnen Dichtungsart lächerlich machen, so würden wir ihm mit Vergnügen beygetreten seyn. Es giebt nur

* L'Hypocondre ou la femme qui ne parle point.

** La Dupe de soi-meme, ou le defiant confondu.

allzuviele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Sylbenmaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiste welcher die erhitzte Einbildungskraft über diese Kleinigkeiten zu den großen Schönheiten der Vorstellung und Empfindung reißt, bemühen sie sich, an statt erhaben dunkel, an statt neu verwegen, an statt rührend romanenhaft zu schreiben. Kann was lächerlicher seyn, als wenn hier einer in einem verliebten Liede mit seiner Schönen von Seraphinen spricht, und dort ein andrer in einem Heldengedichte von artigen Mädchens, deren Beschreibung kaum dem niedrigern Schäfergedichte gerecht wäre? Gleichwohl finden diese Herrn ihre Bewundrer; und sie haben, große Dichter zu heißen, nichts nöthig, als mit gewissen witzigen Geistern, welche sich den Ton in allem, was schön ist, anzugeben unterfangen, in Verbindung zu stehen. Sie bringen übrigens durch die ausschweifenden Lobeserhebungen, welche sie dem Meßias auf eine Weise ertheilen, die genugsam zu verstehen giebt, daß sie nicht einmal die wahren Schönheiten an demselben empfinden, denjenigen, welche dieses große Gedicht noch nicht hinlänglich kennen, eine Art eines widrigen Vorurtheils dagegen bey. Folgende Sinnschrift mag es beweisen, die wir vor einiger Zeit von guter Hand erhalten haben.

Ihm singen so viel mäßge Dichter, [s. Band I, S. 23.]

Die wenigsten von ihnen verstehen das Erhabne, und halten also alles, was sie nicht verstehen, für erhaben. Was ihnen einmal außer dem Gesicht ist, ist für sie gleich hoch. Solche Richter müssen auch diejenigen suchen, welche ihre erbärmlichen Versuche dem Meßias an die Seite gesetzt wissen möchten. Wären sie nicht der Fabel entwachsen, so würden wir ihnen folgende erzählen.

Zur Feldmaus sprach ein Spatz: 2c. [s. Band I, S. 129.]

Der Reim ist es, gegen welchen diese Herren am unerbittlichsten sind. Sie wollen sich vielleicht rächen, daß er ihnen niemals hat zu Willen seyn wollen. Ein kindisches Geklimper nennen sie ihn mit einer verächtlichen Mine. Gleich, als ob der kützelnde wiederkommende Schall das einzige wäre, warum man ihn beybehalten solle. Rechnen sie das Vergnügen, welches aus der Betrachtung der glücklich überstiegnen Schwierigkeit entsteht, für nichts? Ist es kein Verdienst, sich von dem Reime nicht fortreissen zu lassen, sondern ihm, als ein geschickter Spieler den

unglücklichen Würfen, durch geschickte Wendungen eine so nothwendige Stelle anzuweisen, daß man glauben muß, ohnmöglich könne ein ander Wort an statt seiner stehen? Zweifelt man aber an der Möglichkeit dieser Anwendung, so verräth man nichts als seine Schwäche in der Sprache und die Armuth an glücklichen Veränderungen. Haller, Hagedorn, Gellert, Utz, Oesen zeigen gnugsam, wie man über den Reim herrschen, und ihm das vollkommne Ansehen der Natur geben könne. Die Schwierigkeit ist mehr sein Lob, als ein Grund ihn abzuschaffen. Und die von unsern neuern Dichtern, welche ihn verachten, was für Freyheit haben sie einem ungebundenen Geiste verschaft, wenn sie an statt eines schweren Reimes eine noch weit schwerere Harmonie einführen wollen? [s. Band I, S. 206.]

Ein Wahn hat sie berauschet
Der nicht die Fesseln flieht, die Fesseln nur vertauschet,
Die Ketten von dem Fuß sich an die Hände legt,
Und glaubt, er trägt sie nicht, weil sie der Fuß nicht trägt.

Man nennt die Verse seichter Dichter, welche reimen, gereimte Prose, wie aber soll man das Gewäsche gleich seichter Dichter nennen, welche nicht reimen? Wird man nicht sagen müssen: [s. Band I, S. 25.]

Ein schlechter Dichter Spahr? Ein schlechter Dichter? Nein.
Denn der muß wenigstens ein guter Reimer seyn?

Daß aber ein Heldendichter und ein dramatischer Poet die Reime wegläßt, ist sehr billig; denn da verursacht der Uebelklang eines fast immer gleichen Abschnitts einen größern Verdruß, als das Vergnügen seyn kann, welches jene schön überwundenen Hindernisse erwecken.

Monat May 1751.

Wann ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigene Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringet, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einzustehlen hoffen. Doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plözlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumte, in ein spöttisches Gelächter.

Endlich hat die Welt den ersten Band des Messias erhalten, worinne zu den drey bekannten Gesängen der vierte und fünfte gekommen sind. Er ist dem Könige von Dänemark in einer Ode zugeschrieben. Es versteht sich; wenn der Verfasser des Meßias eine Ode macht, so wird

es in der That eine Ode seyn. Sie erhebt den König, welcher ein Menschenfreund ist. . . „Ihn ersahe Gott mit einweihendem Blicke, als „er gebohren ward, zum Vater des Vaterlandes . . Umsonst winkt ihm „der schimmernde Ruhm in das eiserne Feld, wo die Unsterblichkeit viel „zu theuer durchs Blut blühender Jünglinge, durch die nächtlichen Thränen der Mutter und Braut erkauft wird . . Für ihn war der Eroberer „zu klein, so bald er zu fühlen begann. Nie weint er bey dessen Bilde „seines gleichen zu seyn . . Nach dem Ruhme nur weint er, geliebt zu „seyn vom glückseligen Volke, Gott nachzuahmen, der Schöpfer des Glücks „vieler Tausend zu werden . . Er ist ein Christ! . . Er belohnt redliche „Thaten, und belohnt sich zu erst . . Lächelnd schaut er alsdann auf die „Muse, welche das Herz tugendhafter und edler macht . . Er winkt dem „stummen Verdienst, das in der Ferne steht.“ . . . . Seht da, die zerstreuten Glieder des Dichters! Jeder Satz ist eine Schilderung, und jedes Wort ein Bild. Betrachtet sie Stückweise. Eine Schönheit wird die andere hervorbringen, und jede bleibt groß genug, unzähliche Anfangs unbemerkte in sich zu enthalten, wann ihr mit der Zergliederung fortfahret. So wird unter dem Schnitte des neugierigen Naturforschers jeder Theil des Polypus ein neuer, und erwartet nur die wiederhohlte Trennung, auch aus seinen Theilen vollständige Ganze dem verwundernden Auge darzustellen. . . Die Versart, welche der Dichter gewählt hat, ist eine Horazische, voller majestätischen Wohlklangs, und ungemein geschickt, die Gedanken so rund zu machen, als möglich. Die drey ersten Zeilen sind Asclepiadeisch und die vierte Glyconisch. Ueberall ist der Werth der Sylben und der Abschnitt genau beobachtet worden, welches man um so vielmehr bewundern muß, je ungewohnter bisher die deutsche Sprache der römischen Fesseln gewesen ist. Diese Genauigkeit scheint unumgänglich, wenn ein bardisches Ohr die kunstreiche Harmonie eines Flaccus fühlen soll. Wir wollen die erste Strophe bezeichnet hersetzen, in Hofnung, daß wir einigen Lesern damit einen Gefallen erweisen.

— — — ◡ ◡ — — ◡ ◡ — ◡ ◡

Welchen | König der Gott | über die Kö|nige
Mit ein|weihenden Blik | als er gebo|ren ward,
Vom O|lympus her sah, | der wird ein Men|schenfreund

— — — ◡ ◡ — ◡ —

Und des | Vaterlands Va|ter seyn.

Sogar in dem Vorberichte zu der Ode herrscht eine gewisse ungezwungne Hoheit, welche an der Spitze eines Gedichts, wie der Messias ist, sehr wohl läßt. „Der König der Dänen, heißt es, hat dem „Verfasser des Meßias, der ein Deutscher ist, diejenige Musse ge„geben, die ihm zu Vollendung seines Gedichts nöthig war." . . Ein vortrefliches Zeugniß für unsre Zeiten, welches gewiß auf die Nachwelt kommen wird. Wir wissen nicht, ob alle Leute so viel Satyre darinne sehen, als wir. Wir wollen uns also aller Auslegung enthalten. Vielleicht daß wir mehr sehen, als wir sehen sollten. . . Nur eine kleine Anmerkung von der nördlichen Verpflanzung der witzigen Köpfe. . . Doch auch diese wollen wir unterdrücken.

Der vierte Gesang enthält die Berathschlagung des jüdischen Synedriums, die Verrätherey des Judas, das letzte Abendmal der Jünger mit Jesu, seinen Gang nach dem Oelberge . . Kaiphas hatte einen Traum vom Satan gehabt; voller Angst lag er auf dem Lager, und warf sich ungestüm und voll Gedanken herum.

Wie tief in der Feldschlacht
Sterbend ein Gottesleugner sich wälzt; der kommende Sieger,
Und das bäumende Roß, der rauschenden Panzer Getöse,
Und das Geschrey, und der Tödtenden Wut, und der donnernde Himmel
Stürmt über ihm; er liegt und sinkt mit gespaltenem Haupte
Dumm und gedankenlos unter den Todten, und glaubt zu vergehen.
Drauf erhebt er sich wieder, und ist noch, und denkt noch, und fluchet,
Daß er noch ist, und spritzt mit bleichen sterbenden Händen
Blut gen Himmel, Gott flucht er, und wollte ihn gerne noch leugnen.
Also betäubt sprang Kaiphas auf, und ließ die Versammlung
Aller Priester und Aeltsten im Volke schnell zu sich berufen. rc.

Wie vortrefflich ist dieses Gleichniß ausgemahlt! Es ist eines von denen, welches der Dichter mehr als einmal braucht, und immer auf einer neuen Seite schildert; so wie Virgil den Löwen . . Es würde eine Beleidigung gegen unsern Leser seyn, wenn wir mehr Stellen ausziehen wollten. Wir würden zu glauben scheinen, ein Mensch von Geschmack könne sich mit abgerißnen Stücken begnügen.

Der fünfte Gesang enthält die Leiden Jesu auf dem Oelberge. Die Wahrheit zu gestehen, diese war eine von den Stellen, wo wir den Dichter erwarteten. Er hat unsre Hoffnung, er hat sich selbst übertroffen.

Einen einzigen Ort wollen wir bemerken, wo er einen Kunstgrif anwendet, den man bey dem Virgil für eine Unvollkommenheit ansieht.. Gott war auf Tabor herabgestiegen, mit dem Meßias ins Gerichte zu gehen, und die Sünden alle hatten sich vor ihm versammelt.

Aber Gott dachte sich selbst, die Geisterwelt, die ihm getreu blieb;
Und den Sünder, das Menschengeschlecht. Da ergrimmt er, und stand jetzt
Hoch auf Tabor und hielt den erzitternden Erdkreis,
Daß er nicht vor ihm verging.

Hier bricht er den Vers ab; und dieser Ruhepunkt läßt dem Leser Zeit, sich von der Last dieses schwangern Gedankens, den der Dichter selbst nicht bis an das Ende der Zeile fortzuwälzen gewagt hat, zu erholen. Wann alle die halben Verse bey dem Virgil, welche seine Ausleger Stützen (tibicines) nennen, von gleicher Beschaffenheit wären, wie es einige in der That sind, so würden die Kunstrichter sehr auszulachen seyn, die sich die Mühe gegeben haben, sie auf Gerathewohl zu erfüllen.

Unser Dichter hat sich nunmehr seinem erhabnen Belohner genähert. Er befindet sich in Kopenhagen, und ohne Zweifel in derjenigen glücklichen Ruhe, woran die Aufmerksamkeit der Welt Theil nimmt, und welche allezeit die Mutter der ewigsten Werke gewesen ist. Ein belohnter Dichter ist zu unsern Zeiten keine geringe Seltenheit. Diese Seltenheit aber wird noch weit grösser, wenn der Dichter ein Deutscher ist, und wenn seine Gesänge nichts als Religion und Tugend athmen... Könnte man dieses letztre von dem französischen Poeten Piron sagen, so würde vielleicht sein Wohlthäter eine Ursache weniger gehabt haben, sich ihm und der Welt nicht zu entdecken. Diese Begebenheit verdient, daß wir sie unsern Lesern mittheilen. Hier ist der Brief, welchen er an den Verfasser des französischen Merkurs geschrieben hat, der sie am besten erzählen wird.

Mein Herr,

„Ich zweifle nicht, daß Sie nicht an den gehäuften Unglücksfällen, „welche mich seit einem Jahre betroffen haben, Antheil werden genommen „haben, wann anders die Nachricht davon bis zu Ihnen gekommen ist. „Ich habe Ihrer Empfindlichkeit die Erzählung derselben ersparen wollen; „einen Zufall aber, welcher mir jetzo den Augenblick wiederfahren ist, „kann ich Ihnen unmöglich verschweigen. Er ist weit sonderbarer, als „alle meine Unglücksfälle gewesen sind, und ist so beschaffen, daß ich „Zeit meines Lebens daran denken werde. Das ausserordentlichste dabey

„ist, daß ich nicht weiß, an wen ich mich deswegen halten soll, noch „wodurch und wie ich mir ihn zugezogen habe. Hören Sie nur. Ich „erhielt vor kurzem einen Brief ohne Namen, in welchem man mich bat, „mich den und den Tag, zu der und der Stunde, in der und der Strasse, „bey einem gewissen Herrn . . . (welchen ich nicht im geringsten die Ehre „hatte zu kennen) einzufinden, welcher mir sagen würde, was man von „mir verlange.

„Ich begab mich den bestimmten Tag richtig dahin, doch nicht ohne „eine kleine Bewegung, welche bey annahender Entwicklung solcher ge„heimnißvollen Anweisungen ganz natürlich ist. Hier kömmt endlich ein „gewiß recht rührender Theaterzufall, der aber etwas weniger abgedroschen „ist, als die, welche wir auf der Bühne zu sehen bekommen.

„Dieser Herr . . . war ein Notar, ein sehr wackrer und höflicher „Mann, welcher mir, sobald er mich sahe, die Feder darreichte, einen „Contract auf 600 Livres Leibrenten, welche zu meinem Gebrauch aus„gesetzt waren, ohne daß ich einen Heller zu dem Capitale gegeben hatte, „zu unterzeichnen. Er gab mir zugleich eine Rolle, worinne 25 Louisd'or „auf das erste Jahr waren. Sie können leicht begreifen, in was für eine „Flut von Fragen mein Erstaunen und meine Dankbarkeit ausbrechen „mußte. Doch umsonst, ich bekam keine Antwort. Der Notar verrichtete, „was ihm aufgetragen war, und die Verschwiegenheit war eine von seinen „Vorschriften. Seine Rolle war aus, meine fängt nunmehr an, und diese „ist, den edeln Urheber des Stücks zu entdecken, oder mit Verdruß zu „sterben.

„Es ist kein Stof, den man von der Kanzel ablesen könnte, ob er „es gleich, wie mir es scheint, seyn sollte. Denn ist denn die Kanzel „nur dazu, daß sie strafbare Handlungen bekannt machen soll? Würde „dieser Zufall nicht eben so gut erbauen, als jede andre Abdankung? „Ich frage Sie darum, mein Herr. Weil es aber doch der Gebrauch „nicht ist, so erzeigen Sie mir wenigstens den Gefallen und unterstützen „meine Begierde denjenigen kennen zu lernen, an welchen ich mich mit „meinen schuldigen Danksagungen zu wenden habe. Zeigen Sie diesen „Brief einer gewissen Person von ihren Bekannten, welche Ihnen wohl„will, welche überall in der Welt bekannt ist, welche alles wissen will, „und in der That auch alles weiß, welche alles sagt, was sie weiß, und „zuweilen noch mehr.. Sie wird plaudern, sie wird plaudern lassen,

„und dadurch wird vielleicht jemand hinter das Geheimniß kommen. „Diese Person ist das Publicum. Ich bin mit aller Hochachtung, mein „Herr ꝛc.“

Piron.

Auf diesen Brief folgt eine kleine Sinnschrift, wovon dieses der Einfall ist. „Wann derjenige, welcher gerne Gutes thut, ein Bild Got„tes auf Erden ist, so ist der es noch vielmehr, welcher es unsichtbar „thut.“ . . . Wir hoffen, daß Leser von Gefühl hierbey alles empfinden werden, was eine das Licht fliehende Großmuth, und eine Dankbarkeit, welcher man die Hände gebunden hat, empfinden zu lassen fähig ist. Wie schmeichelnd ist diese uneigennützige Wohlthat, welche dadurch, daß ihr Urheber dem Dichter die Freyheit läßt, sie zuzuschreiben, wem er will, eine Art einer öffentlichen Belohnung wird. Noch schmeichelhafter muß es seyn, wenn man die Ueberzeugung damit verbinden kann, diese Belohnung verdient zu haben, sie durch den Eifer verdient zu haben, die verscheuchte Tugend der Welt an der Hand der ihr geweihten Muse zuzuführen, nicht aber durch einen zügellosen Witz, welcher Himmel und Sitten lächerlich macht, sie ersündigt zu haben.

Wann der Verfasser des Meßias kein Dichter ist, so ist er doch ein Vertheidiger unserer Religion. Und dieses ist er mehr als alle Schriftsteller sogenannter geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweise. Oft beweisen diese Herren durch ihre Beweise nichts, als daß sie das Beweisen hätten sollen bleiben lassen. Zu einer Zeit, da man das Christenthum nur durch Spöttereyen bestreitet, werden ernsthafte Schlüsse übel verschwendet. Den bündigsten Schluß kann man durch einen Einfall zwar nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Ueberzeugung abschneiden. Man setze Witz dem Witze, Scharfsinnigkeit der Scharfsinnigkeit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man auf der andern Seite, sie in alle dem Glanze vorzustellen, wo sie unsre Ehrfurcht verdienet. Dieses hat der Dichter gethan. Das erhabenste Geheimniß weiß er auf einer Seite zu schildern, wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergißt, und sich in der Bewunderung verlieret. Er weiß in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken, daß das Christenthum wahr seyn möchte; gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sey. Unser Urtheil schlägt sich allezeit auf die Seite unsres Wunsches. Wann dieser die Einbildungskraft beschäftigt, so läßt

er ihr keine Zeit auf spitzige Zweifel zu fallen; und alsdann wird den meisten ein unbestrittner Beweis eben das seyn, was einem Weltweisen ein unzubestreitender ist. Ein Fechter faßt die Schwäche der feindlichen Klinge. Wann die Arzeney heilsam ist, so ist es gleich viel, wie man sie dem Kinde beybringt . . Diese einzige Betrachtung sollte den Meßias schätzbar machen, und diejenigen behutsamer, welche von der Natur verwahrloset sind, oder sich selbst verwahrloset haben, daß sie die poetischen Schönheiten desselben nicht empfinden. Besonders wann es zum Unglücke Männer sind, die bey einer Art Leute, welche immer noch den größten Theil macht, ein gewisses Ansehen haben.

Wir wollen den Lesern einen kleinen Auszug aus der Vorrede, welche der Hr. D. Triller dem jüngst herausgekommenen fünften Theile seiner Gedichte vorgesetzt hat, mittheilen. Man darf gewisse Leute nur an dem gehörigen Orte reden lassen, wenn sie ihre eigne Satyre reden sollen. „Die Liebhaber einer ungezwungnen, leichten und „erbaulichen Dichtkunst sind meine geringen Gedichte noch nicht über-„drüßig. . . Ich überreiche diesen fünften Theil mit der fast zuversicht-„lichen Hofnung, daß er nicht gänzlich mißfallen wird . . Sie sind nicht „alle von gleichem Werthe und Nachdrucke . . Wo sie keine Bewunde-„rung erwecken, so werden sie doch auch keinen Eckel erregen . ." (Horaz sagt, nicht wir,

Mediocribus esse poetis
Non homines, non dii, non concessere columnae . .
. . . . . .
. Animis natum inventumque poema juvandis,
Si paulum a summo decessit, vergit ad imum.)

. . „Wir haben diejenige natürliche, leichte, fliessende und mit einem „Worte menschliche Art zu dichten, auch in unserm Alter nicht verlassen „wollen, welche wir vormals in der blühenden Jugend wohlbedächtig „angenommen haben . . Sie hat ganzer dreißig Jahr bei vielen gelehr-„ten und ungelehrten Lesern Beyfall erhalten . . Man wird auch in „diesem Theile keine dunklen, schweren und räthselvollen Ausdrücke von „den steilen und unwegsamen Alpen, oder aus der neuen Arche Noah, „und den duftigen Cedern von Libanon her . . viel minder aber so ge-„nannte nur schöpfrische Erfindungen antreffen . . Es sollte mir leid seyn, „wenn ich unter die Afterschöpfer gezählt werden könnte . . Die neuen

„Heldengedichte, davon bisher so ein ungestümes Lärmen, zum Trotz der „gesunden Vernunft, und Beleidigung des Wohlklangs, allenthalben ge„höret worden, sind nur für die rauhen und schwermüthigen Einwohner „des Saturnus . . Unsre natürlich denkenden Weltbürger werden sie nicht „eher verstehen, als bis sie in reines Deutsch und in eine menschliche „Dichtart übersetzt werden . . . Schöpferisch schreiben, schöpferisch dichten „sind strafbare und unchristliche Ausdrücke . . . Wir wissen aus der Schrift, „Vernunft und Natur, daß nur ein einziger Schöpfer ist . . Die Welt„weisen, ja Gottesgelehrte selbst hätten es besser überlegen sollen, ehe sie „die Schöpferwürde einem ohnmächtigen Geschöpfe zugeeignet hätten . . „Sie schaffen aber lauter Abentheuer, wie aus der Miltonischen Gespen„ster und Geisterhecke, aus Dantes Hölle rc. rc. mit Entsetzen zu ersehen „ist . . Wenn diejenigen Schöpfergeister sind, die ein paar Dutzend neue „und zum Theil gar fromme und büssende Teufel ersinnen können, wie „sie in den bekannten Faustischen und Wagnerischen Lebensbeschreibungen „stehen; die Schaaren von Seraphs eigenmächtig erdichten oder eine fro„stige und finstre Sonne unter der Erde ungeheissen aufgehen lassen, als „ob die oberste allgemeine Sonne so eine unnöthige Nebengehülfin brauchte: „so müssen alle Trunkene, Träumende und Mondsüchtige auch in die „seltne Classe der schöpferischen Geister zu setzen seyn . . . Die Menge „von Gelehrten und Kennern ist unzählig, welche mit dieser ungewöhn„lichen Art zu dichten nicht zufrieden sind . . Viele haben nicht einmal „einen Gesang, oder Ungesang, weil es sich weder reimt noch sonst „poetisch klingt, ganz aushören können . . . Doch diese schöpferische „Heldengedichte werden schon mit der Zeit verschwinden, wenn dieses jetzige „fast allgemeine Sinnenfieber wird nachgelassen haben . . . Ich wünsche „es aus hertzlichem Mitleiden . . . Ich würde mir die Mühe nicht ge„geben haben, mein Urtheil zu sagen, weil an der ganzen Sache wenig „gelegen, woferne mir es nicht vornehme Standespersonen anbefohlen „hätten . . Opitz, Flemming, Gryphius, Günther rc. haben von dieser „Art zu dichten nichts gewußt . . Wann sie wieder kommen sollten, wür„den sie sich vermuthlich über diese afrikanischen Wundergeburten ent„setzen . . Ich danke dem gütigen Himmel, daß ich von der Dichtkunst „nicht leben darf, sondern weit rühmlicher etwas anderes und nützlichers „gelernt habe, als meine Versorgung mit schöpfrischen Gedichten zu ge„winnen, oder mit elenden zusammengerafften Zeitungsschreiben, und

„unanständigen Durchhecheln gelehrter und verdienter Männer das Brod „zu verdienen. . . Das unhöfliche Schreyen gegen meine unschuldigen, und „zum mindesten nicht unnützen Gedichte ist ganz vergebens gewesen . . „Doch ich habe mit diesen lächerlichen Leuten zu lange gescherzt. Ich „empfehle dem billigen Leser meine mittelmäßige Muse, und verspreche „ihm den sechsten Theil und einen besondern Band geistlicher Gedichte. „Ich bin für seine unverdiente Wohlgewogenheit ꝛc.

Hier fehlt nichts, als daß Herr D. Triller nicht noch, nach Maßgebung des Orts, wo er jetzo lehrt, die orthodoxe Versicherung hinzufügt, daß der Meßias, (denn dieses Gedichte meint er doch, ob er es gleich nicht nennet,) voller ketzrischen Irrthümer sey. Und wer weiß ob nicht ehstens der elende Geschmack den Aberglaube zu Hülfe ruft. Ein Ungeheuer muß das andere vertheidigen helfen. Aber warum ereifert sich der Herr Professor? Die Historie der Schildbürger wird immer noch gelesen, ob man gleich Clarissen hat. Laßt uns unserm Vaterlande Glück wünschen, daß seine Dichter, nach langen Verirrungen, den wahren Weg des Alterthums gefunden haben! Welche mit den Alten am meisten zu prahlen pflegen, kennen sie am wenigsten. Es giebt Männer, welche auf allen Seiten den Horaz anführen, und in dem ganzen Werke ist nicht eine Horazische Schönheit.

Wir haben mit einer Anmerkung angefangen, wovon der Leser vielleicht schon die Anwendung gemacht hat. Er mag sie aber gemacht haben, wie er will, so müssen wir doch gestehen, daß wir nichts damit suchen, als diejenigen abzuschrecken, welche ihre Schultern einem Werke unterziehen, dem sie nicht gewachsen sind. Hierher gehört der Verfasser eines Gedichts in drey Gesängen; Jacob und Joseph. Es ist nichts als eine ausgedehnte Erzählung dessen, was man von der zweyten Reise der Söhne Jacobs nach Egypten, bis auf den Zug des ganzen Geschlechts dahin, in der Bibel findet. Die Erfindungskraft hat wenig dabey gearbeitet; obgleich die Geschichte einer epischen Fabel weit ähnlicher hätte können gemacht werden. Doch vielleicht ist es wider den Sinn des Verfassers selbst, sein Werk auf dieser Seite betrachten zu lassen, und er ist zufrieden einen beträchtlichen Platz unter den historischen Poeten zu finden. Diesen kann man ihm nicht versagen. Hier ist eine Stelle zur Probe. Es sind die Worte des Jacobs, da er seinen Sohn das erstemal wieder umarmet.

Und o, sprach der Erzvater, mit Freuden wollt ich jetzt sterben,
Da ich noch einmal dein Antlitz gesehn, dich noch lebend gesehen!
Welche gräßliche Lücke mit eingestürzetem Rande,
Wie der gehnende Schlund des Pardels, mit Zähnen umzäunet,
Brach in mein Leben ein von jenem mühseligen Tag an,
Da du von Dothan nicht wiederkamst, und die Brüder mir sagten,
Joseph hätt ein Raubthier zerfleischt, und den streifigten Rock mir
Brachten, und fragten: Sieh, Vater, obs wohl des Josephs Gewand sey;
Bis zu dem fröhlichen Tag, da Juda die bessere Nachricht,
Kaum geglaubte, nicht glaubliche Nachricht, nach Mamre gebracht hat,
Joseph lebt, und Joseph regiert, auch gab ihm Gott Erben.
Alle die Längen von Jahren, die zwischen die Tage getreten,
Hielt die Trauer mich fest und löschte den männlichen Muth aus.
Wehmuth streut auf das Grau der Haare mir Wolken von Asche.
Aber dieß lange Weh ersetzt die vollkommenste Freude,
Diese gesegnete Blicke, wohl werth, sie so zu erkaufen.

Ein gewisser Kunstrichter hat den Rath gegeben, diejenigen Werke mit lateinischen Buchstaben drucken zu lassen, welche verdienten, von den Ausländern gelesen zu werden. Bey dem Jacob und Joseph hätte man die Gothischen Buchstaben also immer noch behalten können.

Mit weit andern Augen muß man die zwey ersten Gesänge des Gedichts, der Sündfluth betrachten. Der Verfasser hat nichts geringes gewagt. Dem Dichter des Noah entgegen zu arbeiten, heißt, wie er selbst sagt, nach einem Ulysses Bogen greiffen, den zu spannen Muth und Sehnen von nöthen sind. „Doch, fährt er fort, der Verlust selbst „in diesem Kampfe ist geringer als die Ehre des Unternehmens. Es ist „schon ein vornehmer Ruhm der andere oder der dritte nach dem Sieger „zu seyn. Hier sind ansehnliche Gewinnste auch für die nächsten nach „ihm aufgesetzet. Oft ist es sehr schwer, unter zweyen, deren jeder seine „starke Ansprache an den Sieg hat, zu entscheiden." Dieses ist gewiß, und eine Vergleichung dieser zwey wetteifernden Gedichte wird es am besten lehren. Der Raum nöthiget uns, sie auf das künftige Stück zu versparen. . . Wie stolz wird Deutschland seyn können, wenn alle diese Werke so glücklich zu Stande kommen, als sie angefangen sind. Drey Heldendichter zu gleicher Zeit in Deutschland? Zu viel gutes, zu viel auf einmal!

Wie einsam dagegen sitzt Frankreichs Kalliope! Ein blitzender Witz hat ihr die Larve einer Buhlerin aufgedrückt und ihren majestätischen Purpur mit Flittergolde besetzt. Ihre Trompete ist dem Momus in die Hände gefallen. Will man den Beweis? hier ist er. Das neue Jahr, ein heroisches Narrengedichte.* Es bestehet aus zehn Gesängen, wovon der längste ohngefehr 80 Zeilen hat. Unter den kleinen Calendern, welche die Franzosen einander zum Neuenjahre schenken, ist in diesem Jahre einer in Versen gewesen, welcher der Almanach der Liebe heißt. Man kan sich leicht einen Begrif davon machen. Die Gewalt dieses Almanachs über das schöne Geschlecht ist der Stof dieses Gedichts. Lycoris hat den Lindor bezaubert; er erklärt ihr seine Liebe; Lycoris verwirft sie auf das grausamste: erster Gesang. Amor erscheint dem Lindor am Ufer der Seine, tröstet ihn, und giebt ihm den Almanach der Liebe, mit der Versicherung, daß eine einzige Lection daraus seine Geliebte überzeugen werde, jedes Herz sey ihm Opfer schuldig: zweyter Gesang. Lindor eröffnet das Buch, erschrikt Anfangs da er sieht, daß es ein Calender ist, fasset aber neuen Muth da er den eigentlichen Innhalt sieht: dritter Gesang. Es ist Nacht, Lindor schläft, im Traum erscheinen ihm die Liebes-Götter und Grazien, welche sich über seinen Almanach erlustigen. Er sieht seine Lycoris im Schlafe sich ihm ergeben, er küßt sie im Schlafe. „Wird man mir glauben, „spricht der Dichter, wenn ich sage, daß die Grazien, die das alles mit „ansahen, finstre Grimassen machten, daß eine Zweydeutigkeit ihre Tugenden in Harnisch jagte? Nein, nein; die Zeit der Scham ist vergangen. „Die Grazien sind wie andre Schönen. Hinter dem Fächer braucht man „über nichts roth zu werden ꝛc." vierter Gesang. Der Neuejahrstag bricht an; seine Thorheiten belacht ein Philosoph: fünfter Gesang. Lindor begiebt sich zu seiner Lycoris; sie will ihn nicht anhören, sie wirft sein Geschenke zu Boden; eine alte häßliche Kammerfrau wagt es Schiedsrichterin zu seyn; sie vertheidigt den Lindor; Lindor küßt das Gespenste aus Dankbarkeit mehr als einmal; alle Anwesende lachen darüber, und endlich auch Lycoris: sechster Gesang. Lindor und Lycoris sind allein; er spricht aufs neue von seiner Liebe; die Unbewegliche will ihm nichts als Freundschaft zugestehen. Endlich überreicht er ihr den Almanach; voller Verachtung wirft sie ihn auf den Nachttisch, und schwört ihn nicht zu lesen. Lindor

* Le nouvel an, Poeme Heroi-Fou. *Aimés-vous la Muscade? On en a mis partout.* Despréaux à Brochuromanie, l'an du deluge des Almanachs 1751. in 12. 60 Seiten.

geht fort in der sichern Hofnung seine Geliebte morgen verändert zu finden: siebender Gesang. Die Neugier besiegt die Lycoris; sie liest den Almanach; ihr Herz wird zärtlich; sie geht zur Ruhe: achter Gesang. Lycoris träumt; ihr Traum ist ein wollüstiges Räthsel, welches der Dichter den Traumdeutern zur Erklärung vorlegt: neunter Gesang. Lindor kömt mit anbrechenden Morgen zu seiner Schönen und sie überliefert sich ihm. „Ist „dieses gleich eine Fabel, schließt der Dichter, so hütet euch doch ihr „Schönen für die Almanachs in Versen; sie verbergen Schlangen unter „angenehmen Blumen; der Almanach der Liebe ist der Almanach des „Teufels." . . Hat es sich der Mühe verlohnt, daß wir dem Leser diese Kleinigkeit so weitläuftig erzählt haben? Die untermengte Satyre ist fein, sie hat aber nichts als gewisse Modethorheiten zum Gegenstande. Den Ausländern wird sie dadurch unverständlich; und in Paris selbst ohne Nutzen, so bald man diese Thorheiten mit andern abwechselt. Eine Abwechselung worinne Frankreich so sinnreich, als in Veränderung seiner Kleider ist.

Vielleicht ist die Epische Dichtkunst in England glücklicher? Noch bewundert es seinen Leonidas, ein Werk, dessen Schönheit sich einem freyen Engländer in einer Vergrösserung zeigen müssen, worinne sie wenigstens kein zum dienen gebohrner Franzose zu fühlen fähig ist. In diesem Jahre aber hat es unter dem Tittel Scribleriade ein neues komisches Heldengedichte erhalten, welches voller ursprünglichen Witzes ist. Der Held heißt Scriblerus, ein Gelehrter, in dessen Person der Dichter die unnützen Unternehmungen der studirten Don Quixotes unnachahmlich lächerlich macht. Er hat überall des Cervantes ernsthafte Art zu scherzen genau beybehalten, und sie niemals mit dem drolligten abgewechselt, welche Vermischung zwar vielen gefällt, in der That aber ein Fehler ist. Wir wollen anfangen, dem Leser von dem ersten Buche, mit eingestreuten kleinen Stellen, den Innhalt bekannt zu machen, und in dem künftigen Blatte damit fortfahren. Der Dichter fängt, wie gewöhnlich, mit Beschreibung seines Unternehmens an. Er entdeckt, daß Saturn oder die Zeit der Feind seines Helden sey. Er berührt kürzlich die Ursachen dieser Feindschaft, und zeigt uns den Scriblerus auf einmal in der afrikanischen Wüste. Diese durchzieht er mit seinen Gefährten, die versteinerte Stadt aufzusuchen. (Diese versteinerte Stadt ist in ganz Afrika bekannt, und nicht wenige ansehnliche Personen in Europa

haben das Mährchen geglaubt. Shaw erzehlet uns in seiner Reisebeschreibung, daß Ludwig XIV. so überzeugt davon gewesen sey, daß er seinem Gesandten Befehl gegeben habe, ihm den Körper eines versteinerten Mannes, aus dieser Stadt, zu verschaffen, es möge kosten, was es wolle. Zween Janitscharen hätten dem Gesandten auch wirklich einen steinern Knaben um fünf hundert Liv. verkauft, und vorgegeben, daß sie einen grössern Körper ohnmöglich so weit wegbringen könnten ohne von den Arabern entdeckt zu werden, welche es durchaus nicht zugeben wolten, daß ein Muselmann, tod oder lebendig, an Christen verkauft würde. D. Shaw aber habe ihm bewiesen, daß der versteinerte Knabe nichts, als die Bildsäule eines Cupids sey, wie er ihm denn den Ort bemerken lassen, wo sie den Köcher von den Schultern abgebrochen hatten.) Saturn glaubt nunmehr Gelegenheit zu haben, seine Rache auszuführen, und den Held ums Leben, ja, was ihm noch werther als das Leben war, um seine Ehre zu bringen. Er bittet den Aeolus, ihn durch einen Wirbelwind unter den Wogen des Sandes zu vergraben, damit er mit sammt seinen Gefährten in die Vergessenheit gestürzt würde. Nun redet der Held. Eine so unedle Todesart wird von ihm verworfen. Voller Gegenwart des Geistes beschließt er alle seine gesammelten Raritäten auf einen Haufen zu thürmen, sie anzuzünden, und sich selbst in die Flamme zu stürzen. „Wie selig, sagt er, ist der Mann, „dessen Name von einem ruhmvollen Tode seinen prächtigsten Glanz er„hält. O hätte das liebreichere Schicksal beschlossen, daß ich, wie der „grosse Empedocles, in dem Feuer des Aetna verderben könnte! Oder „daß ich das Geschick des unsterblichen Plinius theilte, und die Asche des „berüchtigten Vesuvs wäre mein Grab geworden! Hätte es beschlossen, „mein Ende wie das Ende jener ruhmvollen Stadt zu machen, und mich, „mir selbst ein trauriges Monument, versteinert dastehen zu lassen! Weit „über die Welt würde alsdenn mein wachsender Ruhm erschallen, und „von allen Musen in allen Gegenden besungen werden. Ach! Ein schimpf„liches Schicksal soll mein hofnungsloses Haupt unbeweint, unbemerkt „und auf ewig tod vergraben! Doch . . Ich sollte diesen unedlen Tod „nicht verschmähen? . . Nein, unter dem elenden Sande will ich mei„nen Geist nicht aushauchen. . . Da ich alle meine Augenblicke würdig

„zugebracht habe, so sey etwas gethan, wodurch auch der lezte verherrlichet „wird! Ja, der wackere Phönix soll mein Beyspiel seyn. (. . ach, daß „ich den Phönix, ich unglücklicher, nicht noch habe sehen sollen! . .) . . „Ja sein prächtiger Scheiterhaufen erweckt in mir den erhabensten Einfall! „. . Ich will meine gesammleten Schätze anzünden, und mich selbst der „theuren Flamme übergeben.“ . . Der Gott nimmt die Aufopferung dieser raren Sammlung als das Zeichen der tiefsten Unterthänigkeit auf, und beschließt also sein Leben noch zu fristen. Weil er aber doch seine gegenwärtige Hofnung zu Schanden machen will, so führet er den Sturmwind über die versteinerte Stadt und vergräbt sie unter dem Sande. Scribler, welcher unmöglich den Verlust seiner Schätze überleben kan, wird von der Vollziehung seines Vorhabens durch ein Wunder, durch die Dazwischenkunft des Gottes Momus, abgehalten. Nach einem fruchtlosen Forschen von sechs Tagen bringen seine Gefährten auf die Rückreise. Scribler hält eine Rede an sie, und besteht darauf die versteinerte Stadt aufzusuchen; endlich aber redet es ihm Albertus, einer von seinen Gefährten, durch die Erzählung eines erdichteten Traums aus. Scribler hält eine Lobrede auf die prophetischen Träume, und beklagt den Mangel der andern Orakel. „Aber, spricht er, wo ich meine der Ewigkeit ge„weihte Reise nun weiter hinwenden soll, das wollen mir keine Ahndungen „entdecken, keine freundliche Schatten mich lehren. Ach daß in unsern „unerleuchteten Tagen kein gelehrter Priester die Opfer mehr erkläret, „und mit prophetischen Auge die Eingeweide durchspähet, oder die herum„irrenden Warnungen des Himmels lesen kan! Keine geheiligten Orakel „kommen mehr zu Hülfe; die Pythia und das Cumäische Mädchen sind „sprachlos. O hätten wir in jenen glüklichen Zeiten gelebt, als der Tro„janische Held und der Griechische Weise herumschweiften! Da hätten „wir vielleicht einen freundschaftlichen Helenus oder Anius gefunden, wel„cher geschikt gewesen wäre uns jede Ahndung zu entziffern. Vielleicht „wären wir zu den dunkeln Wohnungen der Hölle gegangen, und der „berüchtigte Tiresias hätte uns unser Schicksal gezeigt!“ Hierauf spricht Albertus: „Ach, nur allzugerecht ist dein Kummer! O möchte mein „weissagendes Herz die gewünschte Linderung verschaffen! Die klugen „Mahometaner haben den Narren und Unsinnigen allezeit besondere Ehre „erzeugt, und dieses sehr weislich. Denn oft, wann sich die Flügel der „Vernunft hoch über irrdische Dinge erheben, so streifen die Gedancken

„unter den Wohnungen der Sterne und werden durch den Umgang mit „den Unsterblichen beglückt. Von da aus theilt alsdann der göttliche „Mann den minder erhabenen Sterblichen unterrichtende Wahrheiten aus. „In Cairo wohnt ein phrenetischer Weise, welcher von aller dieser theo=„mantischen Wuth begeistert ist. Ich habe bemerkt, so oft der Morosoph „zum Vorschein kam, ward er von einer unzähligen Menge umringt, und „von allen verehret. Jung und Alt, Jungfern und Weiber küßten die „Fußstapfen des seligen Gymnosophisten. Die brünstige Braut berührte „jeden günstigen Theil, geschickt, die Kraft der Fortpflanzung zu ertheilen. „Endlich thut die Stimme den heiligen Ausspruch, und die horchende „Menge bleibt staunend stehen. . . Laß uns also, dieses ist meine Mei=„nung, wieder nach Cairo zurückkehren, und laß den Weisen sich bey dem „Narren Raths erhohlen.“ Hiermit endet sich das erste Buch. Die besten Erläuterungen des ganzen Gedichts kan man aus den Denkwürdig=keiten des Scriblerus, welche sich in Popens Werken befinden, ziehen, wovon es eigentlich eine Art der Nachahmung ist.

Monat Junius 1751.

Die Regeln in den schönen Künsten sind aus den Beobachtungen entstanden, welche man über die Wercke derselben gemacht hat. Diese Beobachtungen haben sich von Zeit zu Zeit vermehret, und vermehren sich noch, so oft ein Genie, welches niemals seinen Vorgängern ganz folgt, einen neuen Weg einschlägt, oder den schon bekannten über die alten Grenzen hinaus bähnet. Wie unzehlig muß also nicht die Menge der Regeln seyn; denn allen diesen Beobachtungen kan man eine Art der Allgemeinheit geben, das ist, man kan sie zu Regeln machen. Wie un=nütz aber müssen sie uns nothwendig durch eben diese Menge werden, wenn man sie nicht durch die Zurückführung auf allgemeine Sätze ein=facher und weniger machen kan.

Dieses war die Absicht des Herrn Batteux in der Einschränckung der schönen Künste auf einen eintzigen Grundsatz, welche er vor einigen Jahren in seiner Sprache herausgab. Er sah alle Regeln als Zweige an, die aus einem einzigen Stamme sprossen. Er ging bis zu ihrer Quelle zurück und traf einen Grundsatz an, welcher einfach und unversteckt genug war, daß man ihn augenblicklich entdecken konnte, und weitläuftig genug, daß sich alle die kleinen besondern Regeln darinnen verloren, welche man bloß vermittelst des Gefühls zu kennen braucht,

und deren Theorie zu nichts hilft, als daß sie den Geist fesselt, ohne ihn zu erleuchten. Dieser Grundsatz ist die Nachahmung der schönen Natur. Ein Grundsatz, woran sich alle, welche ein wirkliches Genie zu den Künsten haben, fest halten können; welcher sie von tausend eiteln Zweifeln befreyet, und sie bloß einem einzigen unumschränkten Gesetze unterwirft, welches, so bald es einmal wohl begriffen ist, den Grund, die Bestimmung und die Auslegung aller andern enthält.

Wir haben nicht nöthig, von dieser glücklichen Arbeit des Hrn. Batteux, welche ohnedem nicht unter das Neueste gehört, weitläuftig zu reden, da sie vor kurtzen unter uns durch eine doppelte Uebersetzung bekannt genug geworden ist. Die eine dieser Uebersetzung ist in Leipzig, die andre in Gotha ans Licht gekommen. Man braucht keine weitläuftige Untersuchungen, der ersten den Vorzug zu ertheilen. Ausser dem Anhange einiger eignen Abhandlungen, mit welchen sie vorzüglich pranget, ist die Uebersetzung selbst weit getreuer gerathen; da oft die andre den Sinn des Verfassers verfehlt. Gleich die erste Periode aus dem Vorberichte des Verfassers mag es beweisen. Man beklagt sich beständig über die Menge der Regeln; sie setzen den Verfasser, welcher schreiben, und den Liebhaber, welcher urtheilen will, in eine gleiche Verwirrung. Dieses sagt Herr Batteux; die Gothaische Uebersetzung aber sagt etwas ganz anders. Man beklagt sich, heißt es, täglich über die Menge der Regeln; sie sind so wohl dem Verfasser der SIE verfertigen, als dem Liebhaber der SIE beurtheilen will, beschwerlich. Das SIE bringt einen ganz andern Verstand hinein. Batteux will nicht sagen, daß die Menge der Regeln denjenigen verwirre, welcher die Regeln schreiben oder beurtheilen wolle, sondern den, welcher nach diesen Regeln schreiben oder urtheilen will. Die eigenen Abhandlungen, welche zu der ersten Uebersetzung gekommen sind, handeln von der Eintheilung der Künste; von den Zeiten, in welchen die schönen Künste entsprungen sind; von dem höchsten und allgemeinsten Grundsatze der Poesie; von der Einrichtung der Poesie; von der künstlichen Harmonie des Verses; von dem Wunderbaren der Poesie besonders der Epopee, und von den eigentlichen Gegenständen des Schäfergedichts. Sie verbessern theils den Hrn. Batteux, theils setzen sie seine Gedanken auf eine Art weiter fort, welche sie der Nachbarschaft, in der sie stehen, würdig macht. An statt durch einen Auszug Leser von

Geschmack anzutreiben, sie ganz zu lesen, dürfen wir nur den Verfasser nennen. Der Name des Herrn Gellerts wird mehr davon versprechen, als die schönsten Stellen, die wir daraus abschreiben könnten.

Wir wollen vielmehr ein ganz neues Werk bekannt machen, welches dem vorhergehenden seinen Ursprung zu danken hat. Es ist ein Brief welcher unter folgender Aufschrift an den Herrn Batteux gerichtet ist. *Schreiben über die Tauben und Stummen, zum Gebrauch derer, welche hören und reden. Wer sich an das Schreiben über die Blinden erinnert, welches vor einiger Zeit herauskam, der wird ohne Zweifel gleich bey dem Tittel vermuthen, daß Herr Diderot gleichfalls der Verfasser davon sey. Was er jetzo vermuthet, wird er gewiß wissen so bald er das Werk selbst gelesen hat. Die Aufschrift scheinet nichts weniger zu versprechen als eine Abhandlung von den Versetzungen in den Sprachen. Gleichwohl ist dieses der vornehmste Inhalt. Wir sagen mit Fleiß, der vornehmste; denn wem ist die Gewohnheit des Herrn Diderot unbekannt? Er schweift überall aus, er springt von einem auf das andre, und das letzte Wort einer Periode ist ihm ein hinlänglicher Uebergang. Der Name eines Sendschreibens ist vielleicht eine kleine Entschuldigung dieser Ungebundenheit. Die beste Entschuldigung aber ist, daß alle seine Ausschweifungen voller neuen und schönen Gedanken sind. Wann uns doch alle unordentliche Schriftsteller auf diese Art schadlos halten wollten. Die Art wie er die Versetzungen, gegen den Herrn Batteux untersucht, ist diese. Er glaubt, die Natur der Versetzungen zu erkennen, müsse man untersuchen, wie die oratorische Sprache entstanden sey. Er schließt aus dieser Untersuchung, erstlich, daß die französische Sprache voller Versetzungen sey, wenn man sie mit der thierischen Sprache und mit dem ersten Zustande der oratorischen Sprache vergleichet, in welchem sie ohne alle Regeln der Zusammenfügung gewesen ist; zweytens, daß, wann sie fast keine von den Versetzungen habe, die in den alten Sprachen so gewöhnlich sind, man es der neuen peripatetischen Weltweisheit zu danken habe, welche die Abstracta realisirt, und ihnen in der Rede den vornehmsten Platz eingeräumet hat. Hiervon glaubt er könne man sich, auch ohne bis auf den Ursprung der oratorischen Sprache hinauf zu steigen, bloß

* Lettre sur les Sourds et Muets, à l'usage de ceux qui entendent et qui parlent. Addressés à Mr. ***. *Versisque viarum Judiciis raptos; pedibus vestigia rectis, Ne qua forent* - - Aeneid. lib. 8. 1751. in 12mo auf 200 und etlichen 40 Seiten.

durch die Betrachtung der Sprache der Gestus überzeugen. Diese Sprache zu erkennen, schlägt er zwey Mittel vor; die Erfahrungen nemlich, die man mit einem sich stellenden Stummen machen kan, und der beständige Umgang mit einem taub und stumm Gebohrnen. Der Begrif eines sich stellenden Stummen bringt ihn auf den Einfall den Menschen in so viel besondre Wesen zu theilen, als er Sinne hat. „Ich besinne mich, spricht „er, daß ich mich manchmal mit dieser Art einer metaphysischen Anato= „mie beschäftigt habe. Ich fand, daß unter allen Sinnen, das Auge „der am wenigsten gründliche, das Ohr der stolzeste, der Geruch der „wollüstigste, der Geschmack der abergläubigste und unbeständigste, das „Fühlen aber der gründlichste und philosophischste Sinn wären. Es würde, „sollte ich denken, eine sehr lustige Gesellschaft seyn, welche aus Personen „bestünde, wovon jede nur einen Sinn hätte. Ich glaube gewiß einer „würde den andern für einen Unsinnigen halten; man urtheile aber, mit „was für Grunde. Und gleichwohl ist dieses ein Bild von dem, was „alle Augenblicke in der Welt geschieht; man hat nicht mehr als einen „Sinn, und urtheilet gleichwohl von allem. Uebrigens kan man über „diese Gesellschaft von fünf Personen, deren jede nur einen Sinn hat, „eine besondere Anmerkung machen; diese nemlich, daß sie, vermöge der „Kraft zu abstrahiren, alle fünfe Geometers seyn können, daß sie ein= „ander vortreflich verstehen, aber nur in geometrischen Sachen verstehen „würden." Die Fortsetzung dieser Gedanken bringt den Verfasser auf andre, die wir dem Leser ganz mittheilen müssen. „Ich besuchte, spricht „er, vor diesen sehr fleißig die Schauspiele, und ich konnte die meisten „von unsern guten Stücken auswendig. Wenn ich mir einmal vorsetzte, „eine Untersuchung der Gestus und Stellungen vorzunehmen, so begab „ich mich auf die dritten Logen, denn je weiter ich von den Schauspielern „entfernt war, desto besser war mein Platz. So bald als der Vorhang „aufgezogen war, und alle Zuschauer sich bereit machten, zuzuhören, ver= „stopfte ich mir die Ohren mit den Fingern zu nicht geringer Verwun= „derung derjenigen, die um mich herum waren, und mich, weil sie mich „nicht verstunden, bey nahe für einen Unsinnigen ansahen, der nur des= „wegen in die Komödie gekommen wäre, daß er sie nicht hören wollte. „Ich ließ mich sehr wenig von ihren Urtheilen anfechten, und hielt mir „ungestört die Ohren fest zu, so lange das Spiel des Schauspielers mit „den Reden überein kam, die ich mir ins Gedächtniß rufte. Ich hörte

„nur alsdann, wenn mich die Gestus irre machten, oder ich wenigstens „irre zu seyn glaubte. Ach, mein Herr, wie wenig Schauspieler können „eine solche Probe aushalten, und wie erniedrigend würde für die meisten „von ihnen eine weitre Erklärung seyn, in die ich mich einlassen könnte. „Ich muß ihnen aber auch nicht die neue Verwunderung verhehlen, in „welche alle um mich herum fielen, als sie sahen, daß ich bey den pathe„tischen Stellen Thränen vergoß, und mir gleichwohl die Ohren immer „zuhielt. Nunmehr konnte man sich nicht länger halten, und die am „wenigsten Neugierigen wagten sich mit ihren Fragen an mich, worauf „ich aber ganz kaltsinnig antwortete: jeder höre nach seiner Art, „und meine Art wäre, mir die Ohren zuzuhalten, um desto „besser zu hören. Ich lachte bey mir selbst über die Reden, welche „meine vielleicht nur scheinende, vielleicht würkliche Narrheit, verursachte; „noch mehr aber lachte ich über die Einfalt verschiedner junger Leute, „welche sich gleichfalls nach meiner Art die Ohren mit den Fingern zu„hielten, und ganz erstaunten, daß es ihnen nicht gelingen wollte. Sie „mögen von meiner Gewohnheit denken, was sie wollen, so bitte ich sie „zu überlegen, daß, wenn man, von der Aussprache richtig zu urtheilen, „die Rede hören muß, ohne den Schauspieler zu sehen, es ganz natürlich „ist zu glauben, daß man, von den Bewegungen und Stellungen richtig „zu urtheilen, den Schauspieler sehen müsse, ohne ihn zu hören. Der „Schriftsteller, welcher sich durch seinen hinkenden Teufel, durch seinen „Gilblas von Santillana, und verschiedne theatralische Stücke bekannt „gemacht hat, Herr le Sage war in seinem Alter so taub geworden, „daß man ihm mit aller Gewalt in die Ohren schreyen mußte, wenn man „von ihm wollte verstanden seyn. Gleichwohl wohnte er allen Vor„stellungen seiner Stücke bey; er verlohr kein Wort davon, und sagte so „gar, daß er niemals, sowohl von dem Spiele als von den Stücken selbst, „besser geurtheilet habe, als seitdem er die Schauspieler nicht mehr hören „könne.“ . . Hierauf kommt der Verfasser auf den Nachdruck der Gestus, er führt einige Exempel davon an, welche ihn auf die Betrachtung einer Art des Erhabnen bringen, welche er das Erhabne der Stellung nennet. Die Schwierigkeit, welche man hat, einem taub und stumm Gebohrnen gewisse Begriffe beyzubringen, geben ihm Gelegenheit unter den oratorischen Zeichen die zu erst und zuletzt eingeführten zu unterscheiden. Unter die zuletzt eingeführten Zeichen rechnet er die unbestimmten

Theile der Größe, und besonders der Zeit. Er macht hieraus begreiflich, warum einigen Sprachen verschiedne Zeitfälle mangeln, und andere einerley Zeitfall verschiedentlich brauchen. Diese Unvollkommenheiten geben ihm die Eintheilung an die Hand, die Sprachen überhaupt in einem dreyfachen Stande, in dem Stande der Geburt, der Bildung, und der Vollkommenheit zu betrachten. Bey dem Stande der Bildung zeigt er, wie der Geist durch die Regeln der Wortfügung gebunden worden, und wie unmöglich es sey die Ordnung bey den Begriffen selbst anzubringen, welche in den griechischen und lateinischen Perioden herrscht. Hieraus schließt er, erstlich, daß, die Ordnung in den Theilen der Perioden möge auch in einer alten oder neuern Sprache seyn wie sie wolle, der Geist des Schreibenden doch allezeit der didactischen Ordnung der französischen Wortfügung folge; zweytens, daß, da diese Wortfügung die allereinfachste sey, die französische Sprache, sowohl dieser als andrer Ursachen wegen, den Vorzug vor den alten Sprachen verdiene. „Die Franzosen, spricht er, haben dadurch, daß sie alle Versetzungen verworfen haben, die Klarheit und Genauigkeit, die vornehmsten Stücke der „Rede gewonnen; Stärke und Nachdruck aber haben sie dadurch verloren. „Ich füge hinzu, daß die französische Sprache, wegen der didactischen „Ordnung, welcher sie unterworfen ist, zu den ernsthaften Wissenschaften „weit bequemer, als die griechische, lateinische, italiänische und englische „Sprache ist, diese aber, wegen ihrer Wendungen und Versetzungen, weit „vortheilhafter bey den schönen Wissenschaften können angewendet werden. „Wir können besser als jedes andre Volk den Geist reden lassen, und „die Vernunft muß nothwendig die französische Sprache, sich auszudrücken, „erwehlen; Einbildung und Leidenschaften aber, werden den alten Sprachen „und den Sprachen unsrer Nachbarn den Vorzug geben. Französisch muß „man in der Gesellschaft und in den Schulen der Weltweisen reden; griechisch, „lateinisch und englisch aber auf der Kanzel und der Bühne. Unsere Sprache „wird die Sprache der Wahrheit seyn, wenn sie jemals wieder auf die Erde „kommen sollte: die übrigen Sprachen aber sind die Sprachen der Fabel „und der Lügen. Das französische ist gemacht zu unterrichten, zu er„leuchten, und zu überzeugen; das griechische, lateinische, italiänische, „englische aber zu überreden, zu bewegen und zu betriegen. Sprecht „griechisch, lateinisch, italiänisch mit dem Pöbel; französisch aber mit dem „Weisen.“ . . Indem er die gebildete Sprache bis zu dem Stande der

Vollkommenheit begleitet, stößt ihm die Harmonie auf. Er vergleicht die Harmonie der Schreibart, mit der musikalischen Harmonie, und zeigt erstlich daß die erstre in den Worten die Würkung einer gewissen Vermischung der selbstlautenden und mitlautenden Buchstaben, und des Werths der Sylben sey; daß sie aber in den Perioden aus der Stellung der Worte entstehe: zweytens daß die Harmonie der Worte und die Harmonie der Perioden eine Art von Hieroglyphik hervorbrächten, welche der Poesie besonders eigen ist. Er erklärt diese Hieroglyphik in verschiednen Stellen der größten Dichter, und beweiset, daß es unmöglich sey einen Dichter in einer andern Sprache vollkommen auszudrücken. Eine von diesen Stellen ist die, in welcher Virgil von dem tödlich verwundeten Euryalus sagt:

Pulchrosque per artus
It cruor; inque humeros cervix collapsa recumbit,
Purpureus veluti cum flos succisus aratro
Languescit moriens, lassove papavera collo
Demisere caput, pluvia cum forte gravantur.

„Ich würde weniger erstaunt seyn, sagt er, wenn ich sähe, daß diese „Verse durch das ungefehre Untereinanderwerfen der Lettern entstünden, „als wenn ich sehen sollte, daß alle hieroglyphische Schönheiten derselben „in eine Uebersetzung gebracht würden. Das Bild der Hervorquellung „des Bluts, it cruor; das Bild des sterbenden Haupts, welches auf die „Schultern fällt, cervix collapsa recumbit; das Geräusche des Pflugs, „wenn er durchschneidet, succisus; die tödliche Mattigkeit des languescit „moriens; die Weichlichkeit des Mohnstengels lassove papavera collo; „das demisere caput, und das gravantur, welches das Bild schliesset. „Demisere ist so weichlich als der Stengel der Blume; gravantur ist „eben so schwer, als der Kelch, wann er mit Regen erfüllt ist. Collapsa „bemerkt die Gewalt und den Fall. Eben diese Hieroglyphe befindet sich „doppelt in papavera. Die zwey ersten Sylben halten das Haupt des „Mohns aufrecht, und die zwey letzten biegen es." Der Verfasser geht hierauf weiter und zeigt, daß auch in den allerdeutlichsten Dichtern Schwierigkeiten sind, und versichert, daß es tausendmal mehr Menschen giebt, welche fähig sind, einen Geometer zu verstehen als einen Dichter, weil man allezeit tausend Leute von Verstande gegen einen Menschen von Geschmack findet, und tausend Menschen von Geschmack gegen einen von einem ausgesuchten Geschmacke. Er bringt bey dieser Gelegenheit eine

neue Erklärung der bekannten Verse des Homers an, von welchen man gezweifelt hat, ob sie erhabner oder gottloser sind.

Ζεῦ πάτερ, ἀλλὰ σὺ ῥῦσαι ὑπ ἠέρος υἷας Ἀχαιῶν,
Ποίησον δ' αἴθρην, δὸς δ' ὀφθαλμοῖσιν ἰδέσθαι,
Ἐν δὲ φάει καὶ ὄλεσσον, ἐπεί νύ τοι εὔαδεν οὕτως.

„Boileau, spricht er, hat diese Zeilen übersetzt: Gott zerstreue die „Nacht, welche unsre Augen bedeckt, und streite gleich selbst „wider uns, nur bey hellem Himmel. Seht da, schreyt dieser „Kunstrichter, mit dem Rhetor Longin, die würklichen Gesinnungen eines „Kriegers. Er verlanget nicht das Leben; ein Held war dieser Nieder„trächtigkeit nicht fähig; weil er aber keine Gelegenheit sieht, seinen Muth „in der Dunkelheit sehen zu lassen, so verdrüßt es ihm, daß er nicht „streiten soll; er verlangt also, daß der Tag geschwind anbreche, damit „er seinem grossen Herzen wenigstens ein ihm würdiges Ende herbey „bringe, wenn er auch mit dem Jupiter selbst zu streiten haben sollte.

Grand Dieu, rens nous le jour, et combats contre nous!

La Motte.

„Ey, meine Herren! werde ich dem Longin und dem Boileau antworten; „hier ist gar nicht die Frage von den Gesinnungen, welche ein Krieger „haben muß, auch nicht von der Rede, welche er in den Umständen, „worinne Ajax war, führen muß. Homer wußte dieses, ohne Zweifel, „eben so gut, wie ihr. Hier kömmt es nur darauf an, daß man zwey „Verse des Homers richtig übersetze. Und wenn es nun von ohngefehr „geschehen sollte, daß dasjenige nicht darinne stünde, was ihr lobt; wie „würde es denn mit euern Lobeserhebungen und Betrachtungen stehen? „Was wird man von dem Longin, dem Boileau und la Motte denken „müssen, wenn sie von ohngefehr etwa gottlose Pralereyen da gefunden „hätten, wo nichts als ein erhabnes und pathetisches Gebet ist? Man „lese und überlese die zwey Verse des Homers so vielmal als man will, „so wird man doch nichts als dieses darinne finden: Vater der Götter „und Menschen *Ζεῦ πάτερ*, zerstreue die Nacht, welche unsre Augen „bedecket, und wenn du beschlossen hast uns zu verderben, so verderbe uns „wenigstens bey hellem Himmel.

Faudra-t-il sans combats terminer sa carriere?
Grand Dieu, chassés la nuit, qui nous couvre les yeux.
Et que nous perissions à la clarté des cieux.

„Wenn diese Uebersetzung nicht das pathetische des Homers ausdrückt, so „findet man doch wenigstens nicht den Mißverstand darinne, welchen Boi=„leau und la Motte hineingebracht haben. Hier ist gar keine Heraus=„foderung des Jupiters: man sieht nichts als einen Held, welcher bereit „ist zu sterben, wann es Jupiter so verlangt, und keine andre Gnade „von ihm erbittet, als kämpfend sterben zu können. *Ζεῦ πάτερ*, Jupiter! „Vater! Würde ein Menippus wohl den Jupiter so anreden? . . Diese „Stelle, fähret er fort, beweiset genugsam, daß es gar nicht nöthig ist „dem Homer Schönheiten zu leihen, und daß man oft dadurch in Gefahr „kömmt, ihm diejenigen zu nehmen, welche er wirklich hat. Man mag „ein noch so großes Genie seyn, so wird man dasjenige doch nimmer=„mehr besser sagen, was Homer gut gesagt hat. Laßt uns ihn erst ver=„stehn lernen, ehe wir ihn verschönern wollen. Er ist aber von den „poetischen Hieroglyphen, von welchen ich vorher geredet habe, so voll, „daß man sich nicht einmal, wenn man ihn auch zum zehntenmale lieset, „schmeicheln darf, alles gesehn zu haben.“ . . Der Verfasser merkt hierauf an, daß jede Kunst der Nachahmung ihre Hieroglyphen habe, und daß es zu wünschen sey, wenn ein kundiger und zärtlicher Schriftsteller ihre Ver=gleichung unternehmen wollte. Hier giebt er dem Hrn. Batteux zu verstehen, daß man von ihm diese Arbeit erwartet, und daß diejenigen, welche seine Einschränkung der schönen Künste auf die Nachahmung der schönen Natur gelesen hätten, berechtiget zu seyn glaubten, von ihm eine genaue Erklärung, was denn die schöne Natur sey? zu verlangen. Ohne diese würde seinem Werke der Grund und ohne jene die Anwendung fehlen. In Erwartung wagt er von der ersten Arbeit selbst eine Probe, wozu er die vortrefliche Stelle des Virgils gewählt hat.

Illa graves oculos conata attollere, rursus
Deficit. Infixum stridet sub pectore vulnus.
Ter sese attollens cubitoque annexa levavit;
Ter revoluta toro est, oculisque errantibus alto
Quaesivit coelo lucem, ingemuitque reperta.

Die Tonkünstler und Mahler mögen es beurtheilen, ob er in ihren Künsten den poetischen Hieroglyphen gleichgeltende angegeben hat. . . Zum Schlusse kömmt er auf die französische Sprache wieder zurück; er ertheilt ihr noch einmal den Vorzug vor allen Sprachen in den nützlichen Sachen, und spricht ihr auch in dem angenehmen ihre Stärke nicht ab, wann sie in

den Händen eines Meisters ist. „Ein Werk, schließt er, welches von dem „Genie unterstützt wird, fällt nie; es mag in einer Sprache geschrieben „seyn, in welcher es will.“

Wir haben uns bey diesem kleinen Werke ein wenig lange aufgehalten, und gleichwohl haben wir nichts als einige Blumen daraus aussuchen können. Wir hoffen aber, daß sie dem Leser angenehmer seyn werden, als ein halb Duzend Bücher Tittel, mit einem nichts beurtheilenden Urtheile verlängert, das voller kindischen Ausruffungen, lächerlichen Anspielungen, und unnöthigen Versicherungen ist, wie werth uns der allerwertheste Herr Verfasser sey.

Ein kurzsichtiger Dogmaticus, welcher sich für nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche sein System ausmachen, zu zweifeln, wird eine Menge Irrthümer aus dem angeführten Schreiben des Herrn Diderot heraus zu klauben wissen. Unser Verfasser ist einer von den Weltweisen, welche sich mehr Mühe geben, Wolken zu machen als sie zu zerstreuen. Ueberall, wo sie ihre Augen hinfallen lassen, erzittern die Stützen der bekanntesten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor sich zu sehen glaubte, verliert sich in eine ungewisse Ferne. Sie führen uns

In Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit;
v. Kleist.

wenn Schullehrer, in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düstern Throne der Lügen leiten. Gesetzt auch ein solcher Weltweise wagt es, Meinungen zu bestreiten, die wir geheiliget haben. Der Schade ist klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der Gesellschaft eben so wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr diejenigen thun, welche die Denkungsart aller Menschen unter das Joch der ihrigen bringen wollen. Wenn man einer Art von Schriftstellern das Handwerk legen will, so sey es diejenige, welche uns das Laster angenehm macht. Dem witzigen Wollüstler nehme man die Feder, welcher sich nicht scheuet, die Mädchenschulen, unglücklich genug, zu vernehmen.

Dieser Gedanke könnte eine Art des Ueberganges zu folgendem Buche seyn, wann wir in einem Blatte, wie das gegenwärtige ist, die Uebergänge nöthig hätten. Der Herr de la Mettrie, ein Name, bey dem man vielerley denken kan, hat die Welt mit einer neuen Geburth seines Witzes beschenkt, welche die Aufschrift führet: Die Kunst zu

geniessen.* Er hätte sich noch kürzer, ob gleich ein wenig dunkler, fassen können, wann er sie die Pornevtik überschrieben hätte. Wem die geheimste Bedeutung des französischen Worts geniessen unbekannt ist, dem wird der Vers aus dem Lucrez zu statten kommen, welcher mehr als ein ganz artigs Bild, anstatt der Tittelvignette enthält.

Et quibus ipsa modis tractetur blanda voluptas.

Der züchtigste Begrif, den wir davon machen können, ist, wenn wir sagen, daß der Verfasser darinne die Wollust in ihren verschiedenen und zwar den ausgesuchtesten Stellungen mahlt. Die Züge zeigen von keiner Meisterhand; die Colorite ist blendend und die Farben sind mehr unter einander gekleckt als vertrieben. „Vergnügen, hebt er an, höchster „Beherrscher der Götter und Menschen, vor welchem alles, auch so gar „die Vernunft verschwindet; du weißt wie tief mein Herz dich anbetet, „du weißt alle die Opfer, die es dir gebracht hat. Ich weiß nicht ob „ich an den Lobsprüchen, die ich dir gebe, werde Theil haben; ich würde „mich aber für deiner unwerth halten, wenn ich nicht aufmerksam wäre „mich deiner Gegenwart zu versichern, und mir selbst von allen deinen „Wohlthaten Rechnung abzulegen. Die Dankbarkeit würde ein allzu„schwacher Zoll seyn; ich füge also die Untersuchung meiner süssesten „Empfindungen hinzu.“ In diesem Tone fährt er einige Seiten fort, „bis er endlich auf der eilften ausruft: „O Natur! o Liebe! werde ich „auch in das Lob eurer Reitze alle die Entzückungen bringen können, mit „welchen ich eure Wohlthaten schmecke!“ Sollte man nicht glauben, daß nach einer solchen Ausrufung ein Franzose, das ist, ein gebohrner witziger Kopf, wie man behauptet, sich ganz besonders anstrengen würde? Wahrhaftig es ist auch geschehen. Und wie? Er hat einen Deutschen ausgeschrieben. Die Ode des Hrn. von Hallers an Doris ist es, welcher dieses Glück wiederfahren ist. Wir müssen die ganze Stelle einrücken, damit unsere Leser nicht glauben, wir scherzten. „Komm Phyllis, spricht „der französische Haller, laß uns in das kühle Thal herabsteigen. Alles schläft in der Natur: wir allein sind wache. Komm unter jene Bäume, „wo man nichts als das sanfte Geräusche ihrer Blätter höret. Der verliebte Zephir ist es, welcher sie belebt. Siehe wie sie sich gegen einan„der bewegen, und dir das Zeichen geben: ihnen nachzuahmen.“ Wie

* L'Art de jouir. *Et quibus ipsa modis tractetur blanda voluptas. Lucr.* à Cythére. 1751. in 8. auf 8½ Bogen.

unglücklich hat sich der Herr de la Mettrie seinen Raub zu Nutze gemacht. Man vergleiche!

Komm, Doris, komm zu jenen Buchen,
Laß uns den stillen Grund besuchen,
Wo nichts sich regt, als ich und du.
Nur noch der Hauch verliebter Weste
Belebt das schwanke Laub der Aeste
Und winket dir liebkosend zu.

„Sprich Phyllis, fühlst du nicht eine süsse Bewegung, eine angenehme Weh-„muth, welche dir unbekannt ist? Ja, ich sehe den glücklichen Eindruck, „welchen dieser geheimnißvolle Ort auf dich gemacht hat. Das Feuer „deiner Augen wird gelinder; dein Blut rollt mit mehrerer Geschwindigkeit; „es schwellt deinen schönen Busen, es belebt dein unschuldiges Herz."

Sprich Doris, fühlst du nicht im Herzen
Die zarte Regung sanfter Schmerzen,
Die süsser sind als alle Lust?
Strahlt nicht dein holder Blick gelinder?
Rollt nicht dein Blut sich selbst geschwinder,
Und schwellt die unschuldsvolle Brust?

„Wie ist mir! Was für neue Empfindungen! sprichst du. . . Komm Phyl-„lis, ich will sie dir erklären."

Ich weiß daß sich dein Herz befraget,
Und ein Gedank zum andern saget,
Wie wird mir doch? Was fühle ich ꝛc.

„Deine Tugend erwacht; sie fürchtet überrascht zu werden, und ist es „schon. Die Scham scheint deine Unruhe mit deinen Reizen zu vermehren. „Dein Ruhm verwirft die Liebe, aber dein Herz verwirft sie nicht."

Du staunst. Es regt sich deine Tugend,
Die holde Farbe keuscher Jugend
Deckt dein verschämtes Angesicht!
Dein Blut wallt von vermischtem Triebe,
Der strenge Ruhm verwirft die Liebe
Allein dein Herz verwirft sie nicht.

„Umsonst widersetzest du dich; jeder muß seinem Geschicke folgen; dem „deinigen hat nichts, glücklich zu seyn, gefehlt, als die Liebe. Du wirst „dich nicht eines Glücks berauben, welches sich verdoppelt, indem man es

„theilt. Du wirst die Schlingen nicht vermeiden, welche du der ganzen „Welt legst: wer zweifelt, der hat sich schon entschlossen.“

Mein Kind erheitre deine Blicke,
Ergieb dich nur in dein Geschicke,
Dem nur die Liebe noch gefehlt.
Was willst du dir dein Glück mißgönnen?
Du wirst dich doch nicht retten können,
Wer zweifelt der hat schon gewählt.

„O könntest du nur den Schatten von dem Vergnügen empfinden, welches „zwey Herzen schmecken, die sich einander ergeben; du würdest von dem „Jupiter alle die verdrüßlichen Augenblicke, alle die leeren Stellen deines „Lebens, die du ohne Liebe zugebracht hast, zurück fordern.“

O könnte dich ein Schatten rühren
Der Wollust die zwey Herzen spühren,
Die sich einander zugedacht,
Du fordertest von dem Geschicke
Die langen Stunden selbst zurücke,
Die dein Herz müßig zugebracht.

„Wann sich eine Schöne ergeben hat! wann sie nur für den noch lebt, „welcher für sie lebt; wann ihre Weigerungen nichts mehr, als ein noth„wendiges Spiel sind; wann die Zärtlichkeit, welche sie begleitet, die „verliebten Räubereyen recht spricht, und nichts als eine sanfte Gewalt „fordert; wann zwey schöne Augen, deren Bestürzung die Reitze ver„mehret, heimlich verlangen, was der Mund ausschlägt; wann die ge„prüfte Liebe des Liebhabers von der Tugend selbst mit Myrten gekrönet „wird; wann die Vernunft keine andre Sprache führt, als die Sprache „des Herzens; wenn . . die Ausdrücke fehlen mir, Phyllis; alles was „ich dir sage ist nichts als ein leichter Traum von diesem Vergnügen. „Angenehme Wehmuth! süsse Entzückung! Umsonst wagt der Witz euch „auszudrücken; das Herz selbst kann euch kaum begreifen.“

Wenn eine Schöne sich ergeben
Für den, der für sie lebt, zu leben
Und ihr Verweigern wird zum Scherz:
Wann nach erkannter Treu des Hirten
Die Tugend selbst ihn kränzt mit Myrten,
Und die Vernunft redt wie das Herz.

Wann zärtlich Wehren, holdes Zwingen,
Verliebter Diebstahl, reizend Ringen
Mit Wollust beyder Herz berauscht,
Wann der verwirrte Blick der Schönen,
Ihr schwimmend Aug voll feichter Thränen,
Was sie verweigert, heimlich heischt.

„Du seufzest, du fühlest die süsse Annäherung des Vergnügens! Liebe, „wie anbetenswürdig bist du! Wann dein Bild Begierden erweckt, was „wirst du nicht selbst thun?"

Du seufzest, Doris! wirst du blöde?
O selig! flößte deine Rede
Dir den Geschmack des Liebens ein!
Wie angenehm ist doch die Liebe!
Erregt ihr Bild schon zarte Triebe,
Was wird das Urbild selber seyn.

„Genieße, Phyllis, genieße deiner Reitze: nur schöne für sich seyn, heißt „schöne zur Qual der Menschen seyn."

Mein Kind genieße deines Lebens,
Sey nicht so schön für dich vergebens,
Sey nicht so schön für uns zur Qual.

„Fürchte weder die Liebe noch den Geliebten: du bist einmal Meisterin „von meinem Herze; du wirst es ewig bleiben. Die Tugend erhält leicht „diejenigen, welche die Schönheit besiegt hat.

Zu dem was hast du zu befahren?
Laß andre nur ein Herz bewahren,
Das, wers besessen, leicht verläßt.
Du bleibst der Seelen ewig Meister;
Die Schönheit fesselt dir die Geister,
Und deine Tugend hält sie fest.

Wir müssen noch einige Strophen weglassen, welche er eben so getreulich untreu abgeschrieben hat. Ich weiß nicht was der für eine Stirne haben muß, welcher sich fremde Gedanken auf eine so unerlaubte Art zueignet? Was für eine Beleidigung gegen einen tugendhaften Dichter, seine unschuldigen Empfindungen unter priapeische Ausruffungen vermengt zu sehen! Es ist das zweyte Unrecht, welches dem Herrn von Haller durch den Herrn de la Mettrie geschieht. Doch vielleicht ist dieses nur eine Folge

von dem ersten. Da er in der Zueignungsschrift seines Werks der Mensch eine Machine, sich die Gedichte dieses Mannes gelesen zu haben rühmte, so hat er vielleicht jetzo dadurch daß er sie ausgeschrieben, beweisen wollen, daß er sie würklich gelesen habe, woran man damals zweifeln konnte, weil die französische Uebersetzung noch nicht heraus war. Doch er glaubt wohl gar sein Original verschönert und uns eine Probe gegeben zu haben, wie sehr ein deutsches Gedichte umgeschmolzen werden müße, wenn es im französischen nur erträglich seyn solle? So gut es auch wäre, wann die witzigen Schriften der Deutschen bey den Franzosen bekannter würden, so wenig wollten wir wünschen, daß es durch diesen Weg geschehen möge. Sie würden offenbar mehr dabey verlieren als gewinnen.

Monat Julius 1751.[1]

Den übrigen Raum mögen folgende Sinnschriften einnehmen, wobey wir nichts zu erinnern finden, als daß die zwey ersten, welche sich von den übrigen allzuvorzüglich unterscheiden, als daß sie von einem Verfasser seyn könnten, von auswerts an uns gekommen sind.[2]

Auf das Gedichte die Sündflut. [s. Band I, S. 37.]

Auf Herr Merkeln, Erfinder der Quadratur des Cirkels in Schwaben. [s. Band I, S. 38.]

An Herrn D**. [s. Band I, S. 35.]

Auf den Pompiel. [s. Band I, S. 10.]

An Herrn F**. [s. Band I, S. 29.]

Von C**. [s. Band I, S. 37.]

Auf des Herrn C** Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte. [s. Band I, S. 40.]

Nachahmung der 84 Sinnschrift im 3ten Buche des Martials. [s. Band I, S. 37.]

An Grillen. [s. Band I, S. 12.]

Monat August 1751.

Der müßige Pöbel. [s. Band 1, S. 71.]

Niklas. [s. Band I, S. 72.]

Der Neid. [s. Band I, S. 72.]

[1] Junius statt Julius verdruckt.

[2] Vor dieser Bemerkung steht: Die Liebe macht edel. Eine Geschichte. Dann folgen die Sinngedichte: Das deutsche Kriegswesen und Auf den Marschall von Sachsen.

Der Furchtsame. [s. Band I, S. 28.]
An die Liebe. [s. Band I, S. 75.]

Monat September 1751.

Ueber das Heldengedichte der Messias. [1]

Die Fortsetzung dieser Materie, weil sie vielleicht nicht nach eines jeden Geschmacke seyn möchte, wollen wir bis auf eine andere Gelegenheit versparen. Den übrigen Raum mögen einige kleine Sinnschriften, und folgendes Schreiben einnehmen, welches eine eben so feine als zu unsern tändelnden Zeiten nöthige Satyre enthält. [2]

Die Ewigkeit gewisser Gedichte. [s. Band I, S. 6.]
Fabull. [s. Band I, S. 19.]
Auf ein Duell. [s. Band I, S. 31.]
Sextor. [s. Band I, S. 36.]
Turan. [s. Band I, S. 36.]
Der kranke Stax. [s. Band I, S. 20.]
Von Codyllen. [s. Band I, S. 7.]
An die Candida. [s. Band I, S. 17.]
An den Lascon. [s. Band I, S. 4.]
Rufus. [s. Band I, S. 7.]
Faustin. [s. Band I, S. 135.]

Monat October 1751.

Das einzige Denkmahl, woraus man sich einen Begrif von der Artigkeit der alten Römer, von ihren feinern Sitten, dem Geschmacke in ihren Ergötzungen, dem Tone ihrer Gesellschaften, der Wendung ihrer zärtlichen Gesinnungen, machen kan, ist des Ovids Kunst zu lieben. Hundert Werke werden uns jene Beherrscher der Welt als große, mächtige und tugendhafte Geister schildern, dieses allein schildert sie uns als Geister, welche empfunden, ihre Empfindungen geläutert und die Natur zur schönen Natur ausgebildet haben.

Von dieser Seite ist dieses Gedichte unschätzbar. Es hat eine andere Seite, die es weniger ist, diejenige nemlich, auf welcher es seinem Titel widerspricht. Lehrte Ovid die Kunst zu lieben, er würde der liebenswürdigste und unschuldigste Dichter seyn. Die schamhafteste Jugend würde

[1] S. den fünfzehnten, sechzenden und siebzehnten Brief.
[2] Das Schreiben: „An den Herausgeber" ist Antipompil unterzeichnet. Die hierin enthaltenen Verse sind von Kästner.

ihn lesen, und jener Trieb der Natur würde ein Führer zur Tugend werden, da er bey denen, die ihn nicht zu ordnen wissen, ein Verleiter zu den unsaubersten Ausschweifungen wird. Allein Ovid lehret die Wollust, jene sinnliche, die ohne Zärtlichkeit des Herzens vom Genuß zum Genusse schweift, und selbst in dem Genusse schmachtet.

Verschiedene Neue scheinen den Widerspruch, welcher bey dem römischen Gedichte zwischen dem Titel und der Ausführung ist, eingesehen zu haben. Wie schwer ist es dasjenige gut zu machen, was ein Ovid schlecht gemacht hat! Jeder von seinen Nacheifrern hat sich ein besonder Lehrgebäude von der Liebe gemacht. Des Italiäners Pietro Michele arte degli amanti ist eine Sammlung süsser Grillen und wortreicher Tändeleyen. Kan auch ein Italiäner von der Liebe schreiben ohne zu platonisiren? Die Maximen der Liebe des Grafen von Bussy sind lächerlich ernsthafte Stoßgebetchens, und was die kalte Frau von Lambert von dieser feurigen Leidenschaft sagen will, sind metaphysische Grübeleyen, die nach dem Hotel de Rambouillet schmecken. Wo hin und wieder ein Deutscher die Liebe zu seinem Gegenstande gehabt hat, da wird man schwerlich mehr als schulmäßige Declamationes finden, welche die Ohren füllen, und dem Leser nichts zu fühlen geben, weil die Verfasser nichts gefühlt haben.

Ein liebenswürdiger Franzose ist glücklicher gewesen. Bernard hat uns in seiner Kunst zu lieben ein Gedichte geliefert, welches diesen Titel behauptet. Schon seit fünf bis sechs Jahren hat die Welt unvollständige Abdrucke davon gelesen, und mit Vergnügen, so unvollständig sie gewesen sind. Nur erst zu Ende des vorigen Jahres hat man eine getreue, verbesserte und ganze Ausgabe erhalten. Wir würden weniger berechtiget seyn ihrer hier zu gedenken, wenn sie in Deutschland mehr bekant geworden wäre. Sollten wir glauben, daß ein Auszug deswegen mißfallen sollte, weil hinter dem **L** auf dem Titel nicht noch ein **I** stehet?*

Dieses neue Gedichte, welches aus sechs Gesängen bestehet, lehret die Kunst die Liebe dem Wohlstande zu unterwerfen, den Pflichten und den Sitten; doch ohne ihr Zwang anzuthun, ohne ihr ihre Reitze zu nehmen, ohne sie Einschränkungen auszusetzen, die sie vernichten; mit einem Worte, ohne von ihr zu verlangen, daß sie keine Leidenschaft sey. Der Dichter hat sich nicht vorgesetzt die Natur zu ersticken, sondern die

* L'art d'aimer, nouveau poeme en six chants par Mr.***; edition fidele et complette, enrichie de figures. à Londres, aux depens de la compagnie. MDCCL. en 8.

Liebe zu lehren, wie sie ein ehrlicher Mann zu empfinden, und das zärtlichste Frauenzimmer beyzubringen wünscht. Das ganze Werk läuft auf den Lehrsatz hinaus: man kan sich durch nichts als durch gute Eigenschaften beliebt machen.

Wir wollen von Gesang zu Gesang gehen, um den Leser in Stand zu setzen den Plan zu übersehen; und wollen hin und wieder kleine Stellen einrücken, um ihn in den Stand zu setzen, von der Ausführung zu urtheilen.

Der erste Gesang fängt sich mit der Entdeckung des Vorsatzes, und den gewöhnlichen Anrufungen an. „Ohne Lehrmeister lernt man lieben, „ohne Kunst seufzet das Herz; denn die Liebe ist eine Neigung, die die „Natur einflößt. Aber dem Gesetze der Pflichten ihre schönen Flammen „zu unterwerfen, das widrige Schicksal zu erweichen, die Gunstbezeigungen „für den Preiß der Beständigkeit zu erkaufen, den Argwohn bleicher Mit„buhler zu ersticken; dazu gehöret eine Kunst, dazu gehören Lehrmeister „und Regeln.“ Dieser Entwurf, hoffen wir, muß den schärfsten Sittenrichter auf das Trockene setzen. Der Dichter weiß von keiner Muse außer von seiner Zulni, „die Geliebte,“ deren Reitz die Tugend borgen würde, wenn sie sterblichen Blicken sichtbar werden wollte. „Wende diese Augen „auf mich, worinne dein Hertz sich bildet, wo die Schamhaftigkeit wohnet, „und die siegende Liebe lächelt. Ein einziger deiner Blicke bringt jenes „erhabene Feuer, jene göttliche Flamme, die die Töne der ewigen Sänger „beleben, in meine Seele. Sey meine Muse. Wo soll ich eine zärt„lichere finden? Komm führe meine Hand, leihe meinem Liede deine „Anmuth. Indem ich die Liebe erhebe, singe ich dich, Zulni!“ — — Nunmehr tritt der Dichter ins Feld. Er lehrt den himmlischen Ursprung der Liebe, er lehrt, daß sie nach diesem Ursprunge das schönste Geschenk sey, welches das Schicksal auf die Menschlichkeit fliessen lassen, er lehrt, daß sie nur durch die Vermischung mit unsern Lastern tadelhaft wird; daß ihr alle Herzen den Zoll schuldig sind; daß sie früh oder späte sich Meister davon macht; daß man die Zeit der Empfindlichkeit, der Jugend dazu anwenden müsse; daß in der Welt eine Person sey, welche das Schicksal uns zu lieben, und von uns geliebt zu werden bestimmt habe. „Unsere Neigungen sind bestimmt, umsonst sind unschiffbare Meere unüber„windliche Scheidemauern zwischen zwey jungen Herzen, gebohren einander „zu fesseln. Ein unvermutheter Augenblick bringt sie zusammen. Wäre „sie auch unter dem brennenden Himmelsstriche gebohren, wo Phöbus die

„wilden Mexicaner bereichert; lebte sie auch auf den gefrohrnen, wüsten „und schrecklichen Bergen, um die sich der Scythe und die Bäre streiten, „auf den Bergen, den Gräbern der Welt, wo die Natur erblasset; und „der Himmel hat ihr die Beherrschung eurer Wünsche vorbehalten; so „wird nichts diese ewigen Rathschlüsse hintertreiben." Nur, fährt der Lehrer der Liebe fort, muß man den Augenblick erwarten; und sich nicht darinne zu betriegen, zeigt er welches die Merkmale der wahren Liebe sind. „Von den Reitzen einer jungen Schönheit geblendet bleibt man bey „dem ersten Blicke unbeweglich, bezaubert. Das Herz fühlt die Annähe- „rung der Liebe; die Sinne werden verwirrt, die Stimme wird schwach; „das Herz scheint sich loszureissen, und dem Gegenstande nachzufolgen. „Alles erneuert dem Auge das Bild davon; alles mahlt euch seine Reitze, „alles redet euch von ihm. Abwesend betet ihr sie an; sie ist gegenwärtig „und ihr erbleichet. Eure gemeinsten Reden scheinen verworren; ihr drückt „viel aus und empfindet noch mehr. Zeigt sich einige Hofnung, die Furcht „theilet sie. Furchtsam, ungewiß, voll von einer redenden Verwirrung, „fallen die Blicke nur zitternd auf sie. — — Ja gewiß, dieser ist der „bezaubernde Gegenstand, welcher euch zu gefallen, gebohren ward. Und „hat ein solches Schicksal unter so viel Reitze ein für die Tugend gebil- „detes Herz verborgen, ist ihr Geist eben so groß als ihre Schönheit, so „liebt, so unterwerft euch ohne Murren." — — Allein wie oft wider- setzen sich Geiz und Hochmuth dem Fortgange der Liebe. Glückliche Zeiten der ersten Welt, da ein König, wenn er liebte, nicht seine Krone, son- dern die Heftigkeit seiner Liebe prieß! — — Hierauf beschreibt der Dichter die Sprache der Augen, die erste Sprache der Verliebten, ihre Gewalt und ihre Bequemlichkeit. Wo die Augen antworten, da ist das Herz nicht taub. Doch jemehr eine Schöne nicht hintergangen zu werden wün- schet, desto mehr fürchtet sie es. Auf der Art des Angriffes beruhet das meiste; ein Herz das man wohl angegriffen hat erobert man gewiß. Man verschaffe sich eine erste Zusammenkunft; man drücke sich lebhaft und ungezwungen aus. Eine übel aufgenommene Erklärung muß die Hof- nung nicht benehmen. Gebt mehr auf das übrige Betragen der Schönen Acht, als auf ihre Rede. Schreibt ihr, wenn sie zu sprechen unmöglich ist. Die Liebe war es ja, welche die Kunst die Worte abzumalen und den Ton sichtbar zu machen erfand. Nunmehr zeigt der Dichter, was für Mittel anzuwenden sind, wann die Schöne hartnäckig darauf besteht,

unempfindlich zu scheinen. Er erläutert seine Lehre mit einem Beyspiele des Herzogs von Nemours und der Prinzeßin von Cleves. Eine angenommene Gleichgültigkeit lockt das geheimnißvolleste Herz aus. Was feste genug zu seyn scheinet hält man nicht; man hält nur das, wovon wir fürchten, es möchte uns entwischen.

Die Glieder des zweyten Gesanges sind folgende. Die Gelegenheit ist oft der Liebe vortheilhaft; man muß ihren schnellen Flug anzuhalten, ihr zuvorzukommen und sie bey der Stirne zu fassen wissen. Der Liebhaber und Soldat müssen geschwind seyn. — — „Folget überall den „Schritten eurer Schönen; sehet nichts, bewundert nichts, liebet nichts, „als ihre Reitze. Die zärtliche Liebe belohnt sich zuletzt und man gefällt „dem Gegenstande, welcher empfindet, daß man ihm gefallen will.“ Die Orte wohin man die Geliebte vornehmlich begleiten muß, sind die Komödie, die Oper, die Spaziergänge. „Der Schauplatz ist den Wünschen der „Verliebten günstig und das Herz zu erweichen bietet er glückliche Augen„blicke an. Durch ihre Teuschereyen macht die zaubernde Scene ihren „Betrug angenehm, schmeichelt, reitzet und bewegt ꝛc. — — Allzuliebens„würdige Goßin, bricht der Dichter zum Schlusse dieser Materie aus, „empfange hier den Preis, den dir tausend von deinen Reizen besiegte „Liebhaber darbieten. Ja, die schmeichelnden Töne deiner rührenden „Stimme, deine Thränen, deine Blicke, deren Anmuth bezaubert, schiessen „überall siegende Pfeile der zärtlichsten Liebe ab. Sie herrschet durch deine „Augen; dir ist sie alle Herzen schuldig. Glücklich, wer dich sehen kan, wer „mit dir sprechen, wer dich hören kan! Glücklich, wer dir gefallen kan! „Glücklich den dein Mund mit einem kostbaren Lächeln beglückt, wer sein „Glück in deinen bewegten Augen lieset! Empfange diese Verse, die die „Liebe erzeugte. Ich singe ihre Reitze und du machst sie bekannt.“ — — Wenn wird unser deutsches Theater eine Goßin bekommen, welche einen Dichter in so süsse Entzückungen zu versetzen fähig ist? — — Der zweyte Ort, wohin man der Schönen folgen muß, ist die Oper, der Tempel der Liebe, wo sie alle Sinnen aufbietet sie durch sich einzunehmen. „Verliebte, strömet in diese prächtige Schauspiele. Die allzeit siegende Liebe „weiß da von keinem Hindernisse, und alle vereinigte Künste bieten alle „Arten des Vergnügens an. Sucht ihn, redet ihn an, den Gegenstand „eurer Wünsche. Die schmeichelnde Harmonie der Lullischen Töne, welche „die Liebe mit den Gesängen des Quinaut verband, wird sie ganz mit

„einer schmachtenden Verwirrung erfüllen, und auf ihrem Munde werdet „ihr die Strenge erblassen sehen. Wenn Cadmus feyerlich die Treue „schwört, so werden eure Augen euch eine ewige Liebe schwören. — — „Clio glänzet im Winter, Flora im Frühlinge; jede hat ihre Zeit. Liebt „die reitzenden Betrügereyen der ersten, doch vergeßt nicht, daß man auch „der Natur ihre Augenblicke geben müsse. — — Unter jenen wachsenden „Lauben, wo die Götter des Lachens herumflattern und Philomele durch „zärtliche Klagen entzückt; da könnt ihr dem geliebten Gegenstande eure „zärtlichsten Gesinnungen durch eure Augen erklären. Laßt eure Begierden „in allen euren Bewegungen lesen; alles entdecke an euch die heftigste „Glut. Habt einen traurigen Anblick, einen langsamen Gang. Suchet „nichts als ihre Augen, fliehet sie dann und suchet sie wieder. Ueberall „wird euch ihr Herz folgen, und schalkhaft wird die Liebe sie ihre Zärt„lichkeit verrathen lassen.“ — — Hierauf weiset der Dichter, wie natürlich dem Frauenzimmer die Begierde zu gefallen sey. Diese ist ihre erste und letzte Leidenschaft. Gleichwohl ist es bei seiner Liebe unruhig. Diese Unruhe ihm zu benehmen, sie ihr bey einer geheimen Zusammenkunft zu benehmen, da lasse der Liebhaber seine Stärke sehen. Er finde sich zuerst an dem bestimmten Orte ein; er suche sie durch Versicherungen, durch Schwüre, durch Thränen zu gewinnen. — — „Sind Thränen nöthig sie „besser zu überzeugen, so lasset ganze Ströme derselben aus den Augen „brechen. Weinet! die zärtlichste Liebe ergötzt sich an Thränen, und ihre „süsseste Stille entstehet aus der Unruhe. Ihre theuersten Myrten sind „mit Thränen befeuchtet, und wer nicht weinen kan, kennet ihre Anmuth „nicht. — — Endlich siegt die Liebe und die Strenge wanket. Die „Zärtlichkeit flimmert in den schmachtenden Augen; die Unbewegliche wird „bewegt, und erkühnt sich nicht den Fuß aus der Falle zu ziehen, die „ihr gefällt. Erntet dann den ersten Genuß auf ihrer zitternden Hand „ein; ein Kuß redet ans Herz, denn er ist die Sprache des Herzens. „Liebe, umsonst flieht man dich! Alles empfindet deine Gewalt, alles „weichet deinen Reitzen; so gar das stolze Gespenst, die eitle Weltweisheit. „Kom, Kolossus von Rauch, siehe den Hochmuth eines deiner größten „Meister biegen, und lerne dich kennen.“ Hierauf beschließt der Dichter den zweyten Gesang mit der Erzählung der Liebe des Cartes; die uns aber ein wenig trocken vorkommt. Sie hat zwar ihren guten historischen Grund, da man weiß daß dieser Weltweise in Holland eine Tochter,

mit Namen Francine gehabt hat: so wie Newton einen Sohn. Der einzige Punkt worinne der Verfechter und der Vernichter des leeren Raumes vielleicht einander gleich gewesen sind.

Im dritten Gesange werden die Eigenschaften beschrieben, die ein Liebhaber haben muß, wenn er gefallen will. Der Dichter fängt mit einer doppelten Allegorie der lasterhaften und nichtigen, und der weisen und dauerhaften Liebe an. Vor allen muß man sich bemühen den Charakter des geliebten Gegenstandes zu erforschen. „Seine Geliebte zu bezwingen, muß man aufmerksam ihr zu gefallen, und von seinem Vorsatze „ganz erfüllet seyn; nach ihrem Geiste, nach ihrem Geschmacke muß man „sich falten, denken, lieben, handeln wie sie, und sich ganz in sie verwandeln. Ist sie eine Schülerin der ernsten Weisheit, trägt sie in ihrem „Herzen ein langsames Feuer, welches sie bestreitet? Geht nicht allzukühn „fort, und schonet ihre Tugend. Vereinigt sie mit der Liebe einen philosophischen Geist? Redet, den Malebranche in der Hand, nichts als „Metaphysik. Tadelt sie? Tadelt. Lobt sie? Lobt. Tanzet sie? Tanzet. „Singt sie? Singet. Mahlt sie? bewundert ihre Werke. Lieset sie euch „ihre Verse? verschwendet die Lobeserhebungen." — — Diese Erforschung der Charaktere muß auf beyden Theilen seyn, und keines muß glauben, der Verstellung berechtiget zu seyn. Wer tugendhaft ist der scheint es, und die Verbergung der wahren Gestalt ist ein gewisser Beweis von ihrer Häßlichkeit. Man bestrebe sich also durch Verdienste liebenswerth zu werden; aus der Hochachtung entspringt die Liebe; man habe die Gesinnungen und die Aufführung eines Mannes, der die Welt kennet; man trotze nicht auf äusserliche Vortheile, die nur von allzukurzer Dauer sind; man schmücke seinen Geist mit dauerhaftern Reizen; man verbinde mit der Zärtlichkeit des Witzes großmüthige Gesinnungen des Herzens; man fliehe das gezwungene Betragen eines Stutzers; man sey gleichförmig in der Aufführung; man prahle nicht mit Metaphysik und Versen, eine Prahlerey, die der üble Geschmack zu rechtfertigen scheinet; man vermeide den lächerlich kostbaren Ton der Neologisten; man sey kein Lustigmacher, der die geringsten Fehler auch seiner Freunde anfällt; die Wahrheit wohne allezeit auf den Lippen; nie komme ein Ausdruck in den Mund, der die Schamhaftigkeit roth macht und die Unschuld zum Schaudern bringt; man halte sich zu Grossen, deren Umgang die Schule der Tugend und Artigkeit ist. — — Hier ist der Dichter gedoppelt ein Dichter; und die Schmeicheleyen

die er diesem und jenen französischen Hofmanne macht, den er mit Namen nennt, sind nicht zu übersetzen. — — Doch die Welt allein bildet einen vollkommenen Menschen nicht. Das Lesen der besten Schriftsteller muß dazu kommen. La Fontaine, Moliere, Racine, Regnard, Nericaut, La Chaussee, Gresset, Chaulieu, Bernis, und wer sie sonst sind, die Mahler, welche Natur und Kunst gebildet hat, die Helden der Gesinnungen, die das edelste Feuer belebt! — — Hiebey vermeide man das französische Vorurtheil, die Nachbarn zu verachten. „Es giebt gewisse in ihre Sphäre „eingeschränkte Geister, die nur den Himmelsstrich preisen, unter welchem „sie gebohren sind, furchtsam ihren Großältern nachschleichen und nur die „Güter loben, die vor ihren Augen wachsen. Für sie ist ausser Paris „kein Genie anzutreffen, und das Chaos fängt an da wo sich Frankreich „endet. Leget diesen närrischen Hochmuth, den ihr mit der Milch einge„sogen habt, ab. In den wildesten Gegenden giebt es Pilpais. Der „abergläubische Spanier, der selbstmörderische Engländer haben Sitten „und Gaben. Erforschet ihren Geschmack und macht euch die Schätze zu „Nutze, welche die Natur andern Ufern vorbehält.“ — — Dieses sind Lehren, welche kluge Franzosen ihren Landsleuten noch unzähligmal wiederhohlen und unzähligmal umsonst wiederhohlen werden. — — Nunmehr kommt der Dichter auf den Zweykampf, der Frucht des falschen Muths. Er beschreibt alle schreckliche Folgen derselben, und will in einer kleinen Geschichte lehren, wie vermögend ein Frauenzimmer sey, diese Raserey bey Mitbuhlern zu unterdrücken. Auch diese Geschichte will uns im Ganzen nicht gefallen. Wir wollen die Rede eines Frauenzimmers, die in voller Unschuld ihre Liebe entdeckt daraus vorsetzen: „Was empfin„det man, was will man, wenn man liebt? Belehre mich Zamor, warum „mein zitternder Geist, wenn ich mit dir rede, eine ihm sonst unbekannte „Verwirrung fühlt. Mein Herz zerfließt, wenn ich dich sehe. Seitdem „dich ein Gott in diese Insel führte, begleitet und entzückt mich dein Bild „Tag und Nacht. Der zärtliche Eindruck deiner geringsten Reden, wird „immer in mir neu, und scheint in mir zu leben. Gestern seufzete ich „deiner langen Abwesenheit wegen, als Dorival erschien. — — Ach „welcher Unterschied! Ich empfinde das nicht für ihn, was ich für dich „empfinde. — — In was für ein Gift würde sich meine Liebe verwan„deln, wenn Zamor nicht so sehr liebte, als er geliebet wird.“

Der vierte Gesang fängt mit der Beschreibung des Nachttisches an.

Bey diesem sich einzufinden, doch erst alsdann, wann das Frauenzimmer die Reitze des Gesichts in Ordnung gebracht hat, ist die Pflicht eines Liebhabers. Der Nachttisch ist ein Tempel, der niemals ohne Dienst seyn muß; ein Madrigal, eine Sinnschrift, ein Lied, ein Sonnet sind die Lobgesänge, welche die Gottheit der Liebe daselbst preisen. Dieses führt den Dichter auf die Macht der Poesie, auf ihren Ursprung, auf ihre Reize, auf ihre Vorrechte. — — „Weichet, Verliebte, dieser bezau„bernden Kunst einige Augenblicke, mehr euch beliebt zu machen, als in „die Klasse der Schriftsteller zu kommen. Sie weiß den Eingang in das „unwirthbarste Herz zu finden. Nicht Löwen, Felsen, Sturmwinde hat „man mehr durch sie zu erweichen, sondern allein die Strenge des „Herzens." — — Von der Poesie kömmt er auf die Vortheile des Schmauses, den Mittelpunkt der Aufrichtigkeit. Der Schmaus bietet die zärtlichsten Geständnisse dar, und berechtiget sie; wie sehr hilft er der Liebe, wann zumal Musick und Tanz ihn begleiten, diese Kinder der Zärtlichkeit. — — „Auch das Spiel ist für Liebhaber. Die Munterkeit „hat den Vorsitz, bey diesem lachenden Streite, den das Schicksal ent„scheidet. Der Verdruß, die lange Weile werden auf Flügeln der Zeit „davon geschickt. Jeder Augenblick bekömt eine neue Gestalt. Das Glück „flattert herum, es drohet, es lacht; die Hofnung strahlet und verschwin„det; das Gold wächset und vertrocknet. Doch wollt ihr den Augen der„jenigen gefallen, welche euer Herz beherrscht, so fliehet den Ruff eines „Spielers von Profeßion. Das Herz wird getheilt, eure Geliebte aber „will es ganz besitzen." Hier zeigt der Dichter, wie weit sich ein vernünftiger Liebhaber in das Spiel einlassen müsse. Nie muß die Geliebte darunter verlieren, die man beständig zu sehen, sich zu einer süssen Gewohnheit machen muß. Diese allein entscheidet; man wird sich wesentlich, und endlich sind es zwey Körper welche eine Seele belebt. Doch muß man deswegen nicht den andern Umgang fliehen, und aus Liebe ein Menschenfeind werden. Man muß fortfahren seine Freunde zu besuchen und sie zu schätzen. Hier schildert der Dichter das Lob der Freundschaft. „Das geheime Vergnügen einer zärtlichen Verbindung theile euern Tagen „neue Anmuth mit. Bringet der Welt eine geschmeidige Biegsamkeit da„von her, und verbindet euch die Gemüther durch einen willigen Umgang. „Besonders erwerbt euch den Schatz eines weisen Freundes, an dessen „Werth weder Ehre noch Gold kömmt. Er ist eine Quelle von Tugenden,

„die euch nützlich sind; er ist eine leuchtende Fackel auf den dunkelsten „Wegen; nach der Liebe ist er das kostbarste Geschenke des Himmels. „Bey ihm leget alle Geheimnisse eurer Seele nieder, nur nicht die Ge„heimnisse eurer Liebe.“ Die Verschwiegenheit ist eine der vornehmsten Tugenden eines ehrlichen Mannes, und der Dichter glaubt, daß sie besonders den Franzosen einzuschärfen sey. Ein Vertrauter wird oft zum Mitbuhler, welches er durch das Beyspiel Heinrichs des IV., des Ritters von Bellegarde und der Gabrielle Destrees erläutert.

Fünfter Gesang. Ein geheimer verliebter Umgang hat seine Reize; doch weit mehr Vergnügen geniessen Verliebte, die sich für den Augen der Welt lieben. Dazu zu gelangen, muß man sich einen freyen Zutritt bey seiner Geliebten zu verschaffen suchen, unter dem Titel eines Freundes; man muß die Charaktere derjenigen zu erforschen suchen, die um ihr sind, und von welchen sie in etwas abhanget. Hierunter gehören vornemlich die Vormünde. „Predigt er, in einen Lehnsessel gekrümmt, „schwach und kolsternd, voller Galle gegen die jetzige Zeit, wider die „Jugend und ihre außerordentliche Verschwendung? Setzt er seine Ehre „und sein höchstes Gut in das Gold, in welchem er schwimmt ohne es „zu geniessen? So rühmt seinen jetzigen und zukünftigen Reichthum, und „heimlich beklagt seine wirkliche Armuth.“ Oft bestimmt so ein Wütherich den Gegenstand unserer Liebe dem Kloster, diesen dem ewigen Verdruß gewidmeten Mauern, den Gräbern, welche eine rasende Schwärmerey gehöhlet hat, welche die Reue, der Irrthum, die Tyranney bewohnen. Doch dieser Aufenthalt ersticket die Heftigkeit der Leidenschaft nicht, und die Beständigkeit des Liebhabers erlangt ihren Zweck. — — Bey vielen, weil sie allzugewiß sind, daß sie geliebet werden, erkaltet die Liebe. „Der „zuversichtliche Medor verläßt sich auf seinen Sieg, und wenig bewegt von „der Unruhe seiner Geliebten, betrachtet er mit einem heutern Auge sein „Glück. Als ein ruhiger Beherrscher eines ihm unterthanen Herzen trotzt „er ihrem Argwohne, und lacht über ihre Beängstigung. Er höret ihre „Klagen nicht, er sieht ihre Thränen nicht. Bey ihr ist er abwesend; und „redet sie mit ihm so ist er zerstreut; er betrachtet einen Ring oder ein Bild, „er ruft seinem Hund, er spricht mit ihm, und streuchelt ihn. Aus seiner „umwölkten Stirne leuchtet eine stolze Verachtung; und wenn die Geliebte „ganz Feuer ist, so ist er ganz Eis.“ — — Doch muß man auch nicht seine Liebe durch Ausschweifungen der Eifersucht zu beweisen suchen, wohl

aber kann man sich auf kurze Zeit entfernen, um die Beständigkeit der Geliebten auf die Probe zu stellen. Eine allzulange Abwesenheit ist das traurigste Unglück für Verliebte. Es zu lindern schenke man sein Bildniß der Geliebten, und suche das ihre dafür zu erhalten. Die Liebe so wohl als die Freundschaft erlaubt den Gebrauch der Geschenke; diese aber müssen gewehlt seyn, und man muß mehr die Empfindlichkeit der Schönheit als ihr Glück dabey zu Rathe ziehen. Erhält man zum Gegengeschenke ein von ihren Haaren geflochtenes Armband; welches kostbare Pfand der zärtlichsten Liebe! Das sicherste Mittel ohne Nebenbuhler geliebt zu werden, ist eine gleiche ungetheilte Liebe gegen die, von welcher man dieses Glück begehrt. Hier haben beyde Geschlechter gleiches Recht; und dieses so wohl als jenes kann sich über die Untreue des andern beklagen. Wie schädlich aber ist dabey eine stürmende Eifersucht! Nimmermehr wird diese ein Herz wider zurück bringen, welches nur durch Gefälligkeit und Anmuth von neuen gewonnen wird. Diesen Satz erläutert der Dichter durch das Exempel des ersten Franciscus Königs von Frankreich und der zwey Herzoginnen von Etampe und von Valentinois.

In dem letzten Gesange nahet sich der Dichter dem glücklichen Zeitpunkte, da die Liebe gekrönt wird. Er beschreibt die Besorgniß der Geliebten durch einen völligen Genuß ihren Liebhaber allzusehr zu sättigen, und in der That sind diese Gunstbezeigungen oft die Mörder einer Leidenschaft, die die wohlgegründetste zu seyn schien; weil sie meistentheils die Mängel auf beyden Theilen entdecken. Hier hat also der Liebhaber seine ganze Kunst anzuweden, jene Besorgniß zu zerstreuen, und sein gutes Glücke mit Behutsamkeit weiter zu treiben. Lobt er seine Gebieterin, so muß dieses Lob fein angebracht seyn. „Lobet mit Anmuth, und lobet „mit Genauigkeit. Man wird unhöflich durch allzuviel Höflichkeit. Legt „ihr keine Reize bey, von denen sie, Dank sey ihrem Spiegel, weiß, daß „sie sie nicht hat. Bey der blassen Fanny lobet recht die blühenden Rosen; „leihet ihr Schönheiten, allein ohne die Sache zu übertreiben. Ein über„triebenes Lob ist unschmackhaft, und man lacht drüber. Oft, euch zu „erforschen, lobt sie Reize an andern, die ihr der Himmel nicht beygelegt „hat. Wie lebhaft ist Iris! wie schöne ist Dorinde! Dieses ist ein heim„licher Fallstrick, den euch ihre Furcht leget. Sagt also, daß ihre Reize „nichts rührendes haben, und treibt die List so gar bis sie zu verachten. „Das Lob einer jeden andern hat das Ansehen einer Critik.“ — — Den

Unvollkommenheiten der geliebten Person muß man vortheilhafte Namen geben. Hiezu hilft die Gewohnheit nicht wenig, welche oft die Augen so verblendet daß sie wirkliche Fehler für Schönheiten ansehen. — — Doch wie eigensinnig, wie wunderlich ist das Gemüth eines Frauenzimmers! Wie oft wenn man sich ihrem Besitze am nächsten geglaubt hat, sieht man sich am entferntesten davon! Diesen kleinen Widerwärtigkeiten zu begegnen, dahin zielen die letzten Lehren des Dichters. Man setze dem Eigensinne der Geliebten Gefälligkeiten entgegen. Man bekenne, daß man Unrecht habe; dieses ist allezeit das sicherste Mittel mehr als Vergebung zu erlangen. Verliebte, die sich wieder vertragen, lieben sich allezeit zärtlicher, als sie sich vorher geliebt haben; „und wenn ja bey der Geliebten „Skrupel übrig blieben; sitzen ja noch Wolken des Mißtrauens auf ihrer „Stirne, und leset ihr in ihren Augen, daß ihr unruhiges Herz befürchtet „nicht geliebt zu werden; so schwöret ihr, daß eure Seele sie anbete, und „wiederholt diesen Schwur hundertmal; benetzt ihre Hände mit Thränen, „erhebet ihre Reitze, fallet ihr zu Fusse, rufet den Tod an. Wo ist das „grausame Herz das hierdurch nicht sollte gerührt werden?" Die Geliebte sucht die Verzweifelung zu stillen, durch längstgewünschte Gunstbezeigungen. Hier kömmt es drauf an, die Zeit sie einzuernten zu beobachten. Oft wird man in den süssesten Augenblicken gestört, und alsdenn muß der Liebhaber sein Spiel zu verstecken wissen. — — Der Dichter hat bisher den Verliebten nur kleine Schreckbilder gewiesen; jetzt aber zeigt er ihnen ein wirkliches. Der geliebte Gegenstand wird krank. Hier hat die Liebe ihre stärkste Probe abzulegen; für die sie aber nur allzusehr belohnt wird, wann die Kranke wieder hergestellt wird. Folgt sie der Stimme des Frühlings, welche sie auf das Land ladet? Folget ihr dahin; da ist es, wo euch die Liebe den schönsten Triumph vorbehält; da untersteht man sich alles, da erhält man alles. — — „Muse, hier hemme deinen Lauf, „und wag es nicht mit einem allzukühnen Blicke in das Heiligthum zu „bringen, wo das Opfer erblasset, und die Liebe es betrachtet. Dieses „Geheimniß verlangt die tiefste Verschwiegenheit. Laß auf deiner Stirne, „Muse, die Anmuth und Schamhaftigkeit verschwistert prangen; fliege in „den Himmel zurück; dein Weg ist vollendet. — — Liebe, du lehrest „mich deinen Dienst, und deine Geheimnisse, die du in meinen Liedern „niedergelegt hast. Deine unsterblichen Myrten umkränzen meinen Frühling, ich sang dein Gesetz der Welt, und hatte noch nicht zwanzig Jahre."

Hiermit endet der Dichter seine Kunst zu lieben. Zum Schlusse des Werks findet man noch ein Gedichte über den Tod seiner Zulni, die er in dem ersten Gesange als seine Muse angeruffen hat. Dieses Gedichte ist ungemein zärtlich, und vielleicht ist mehr Empfindung darinne, als in allen sechs vorhergehenden Gesängen; wovon wir dem Leser das Urtheil überlassen wollen, da wir ihn gnugsam in den Stand gesetzt haben, es fällen zu können.

Der Tanzbär. [s. Band I, S. 130.]

Der Adler und die Eule. [s. Band I, S. 129.]

Morydan. [s. Band I, S. 160.]

Monat November 1751.

Die Religion. [s. Band I, S. 218 u. f.]

Monat December 1751.

Der Herrmann und der Nimrod würden in diesen Blättern keinen Platz gefunden haben, wenn sie nicht der unbekannte Verfasser folgendes Schreibens seiner Aufmerksamkeit und Gedult gewürdiget hätte.

Mein Herr.

Sie sind sehr unachtsam auf die merkwürdigsten Begebenheiten im Reiche des Witzes. Sie haben Ihren Lesern noch gar nichts von den neuen Lichtern erzählet, welche diesem Reiche in der letztverwichenen Michaelsmesse aufgegangen sind. Haben Sie denn den Herrmann und den Nimrod noch nicht gelesen? Oder haben Sie denn nicht wenigstens die Vorrede des Vormunds des guten Geschmacks in Deutschland durchgelaufen, welche derselbe dem erstern vorgesetzet hat? Da würden Sie gefunden haben, daß es nunmehr mit dem Deutschen Witze aufs höchste gekommen ist, und daß, wenn die Ausländer auch zehn Henriaden aufzuweisen hätten, wir Deutsche ihnen doch nunmehr beherzt unter die Augen treten, und ihnen dieses Heldengedicht selbst zum Muster ihrer künftigen Werke dieser Art vorlegen könnten. Warum haben Sie denn Deutschland zu diesem längst vergebens gewünschten Zeitpunct noch nicht Glück gewünscht? Ich will doch nimmermehr hoffen, daß Sie ein Franzose sind, welcher vor allen Meisterstücken des Deutschen Witzes Augen und Ohren verschließet, um nur das bisgen Ehre seiner witzigen Landsleute noch in Ansehen zu erhalten. Da wir längst den Ausländern in allen Arten von Gedichten Trotz biethen konnten, so fehlte es uns nur

noch an einem Heldengedichte; und siehe, das haben wir nun, Gottlob! an dem Herrmann, wie der Titel desselben klärlich ausweiset. Kommen Sie mir ja nicht mit dem Meßias, und sagen Sie etwan, daß dieses auch ein Heldengedicht sey. In der Schweiz und in derselben incorporirten Landen kann er allenfalls dafür gelten: aber in Deutschland hat er das Diploma noch nicht erhalten; und ist es, zu dessen Beweise nicht genug, daß ihn noch kein G . . . dafür erkennet? Siehe den Wurmsaamen, den ersten Gesang. Es ist also gewiß, daß nunmehr der leere Raum in der Deutschen Dichtkunst durch diejenige hochfreyherrliche Feder glücklich ausgefüllet worden, welche uns den Herrmann in den so natürlich fließenden trochäischen Versen, in 12 Büchern, wie Virgil seine Aeneis, geliefert hat.

Aber zu gleicher Zeit erschien auch noch ein anderes Heldengedicht, der Nimrod des Herrn Naumann welcher schon über 10 Jahr auf die Presse gewartet hatte. Welch ein Reichthum eines poetischen Witzes wird nicht dazu erfordert, von einem Helden, von welchem uns alle Geschichte weiter nichts erzählet, als daß er ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn gewesen, ein Heldengedicht von ganzen 24 Büchern zu schreiben! Zu was für schönen Episoden hat nicht dieser Mangel in der Geschichte dem Dichter Gelegenheit gegeben, welcher die Aufmerksamkeit des Lesers bald mit einem todten und wieder auferweckten Pferde, bald mit dem noch vor der Sündflut im Gebrauch gewesenen groben Geschütz, bald von dem Taubenschlage eines glückseligen Schäfers, bald von der Capelle des Nimrod, bald von dessen Hofnarren, welcher seinen hölzernen Säbel auf der rechten Seite stecken hat, und mit tausend andern belustigenden Erdichtungen, unterhält! Der Dichter hat seinem Witze völlig den Lauf gelassen, und sich mit den Reimen nicht abgegeben, sondern Hexameters ohne Füße erwählet, an welche er sich aber auch nicht so genau gebunden, daß er nicht öfters Octameters und Pentameters hätte sollen mit unterlaufen lassen. Ich schäme mich, mein Herr, daß ich Ihnen Neuigkeiten aus dem Reiche des Witzes erzählen soll, welche Sie Ihren Lesern zuerst hätten erzählen sollen.

Dahin gehöret auch die neueste und letzte Ausgabe der critischen Dichtkunst des berühmten Hrn. Prof. Gottscheds. Ja, mein Herr, dieses ist die allerletzte Ausgabe, oder vielmehr die letzte Umgießung derselben. Herr Gottsched hat dieses selbst feyerlich versichert. Er hatte in

den bisherigen Ausgaben so vieles weggenommen, hinzu gesetzt und verändert, und doch wuste er selbst nicht, woran es doch liegen müßte, daß sie noch nicht für vollkommen erkannt werden wollte. Endlich besann er sich, daß es in derselben noch an Anweisungen zu Sechstinnen, Ringelreimen, Madrigalen, und andern dergleichen poetischen Marcipanen, fehlte. Diesen Mangel nun hat er in dieser neuen Ausgabe sorgfältig ersetzt, und dadurch alles geleistet, was man noch von einer Gottschedischen Dichtkunst verlangen konnte. Ich bin &c.

P. S.

* * *

Bey den itzigen Lustbarkeiten, an welchen das Theater den meisten Theil nimmt, wird es nicht unrecht seyn, dem Leser einige theatralische Anekdoten aus Paris zu erzählen.

Pechantre hatte in einem Wirthshause auf dem Tische einen Zettel liegen lassen, auf welchem einige Ziffern und über denselben die Worte stunden: Hier soll der König ermordet werden. Der Wirth, welcher sich schon über die Mienen und über die Zerstreuung dieses Poeten Gedanken gemacht hatte, hielt es für seine Schuldigkeit, diesen Zettel zu dem Quartiercommissar zu tragen, welcher ihm sagte, er solle, wenn der Unbekannte wieder zu ihm zu Tische käme, ihm ja davon Nachricht geben. Pechantre kam wirklich einige Tage darauf wieder, und kaum hatte er angefangen zu essen, so sah er sich mit einer Menge Häscher umgeben. Der Commissar zeigte ihm sein Pappier, um ihn von seinem Verbrechen zu überführen. Ach! mein Herr, sagte der Poet, wie froh bin ich, daß ich meinen Zettel wieder habe! Ich suche ihn schon etliche Tage. Das ist der Auftritt, in welchen ich den Tod des Nero in einem Trauerspiele, an welchem ich arbeite, bringen will. Der Commissar schickte seine Häscher wieder nach Hause, und einige Zeit darauf ließ Pechantre sein Trauerspiel aufführen.

Der Comödiant Montfleury griff sich einmal so an, da er in der Andromacha die Wut des Orestes vorstellte, daß er krank ward und starb. So hatte auch die Mariamne des Tristan dem Mondory den Tod verursachet. Daher pflegte man zu sagen, daß künftig kein Poet mehr seyn würde, welcher nicht würde die Ehre haben wollen, in seinem Leben einen Comödianten ums Leben zu bringen.

Timokrates, das Trauerspiel des Thomas Corneille, ward 80 mal

hintereinander vor einer großen Menge Zuschauer aufgeführet, welche es beständig wieder gespielet haben wollten. Die Comödianten wurden müde, es zu spielen. Einer von ihnen trat einmal vorn vor auf dem Theater und sagte: Meine Herren, Sie werden nicht müde, den Timokrates zu sehen: wir aber sind müde, ihn zu spielen. Wir befürchten, wir werden unsere andern Stücke vergessen. Lassen Sie ihn uns doch nicht mehr spielen! Hierauf ward er nicht mehr wiederholet, und auch niemals wieder gespielet.

La Fontaine war bey der ersten Vorstellung seiner Oper Asträa in einer Loge hinter einigen Damen, welche ihn nicht kannten. Fast bey allen Stellen schrie er: Das ist abscheulich! Die Damen wurden müde, immer einerley zu hören, und sagten zu ihm: Mein Herr, das ist nicht so schlecht. Der Verfasser ist ein witziger Kopf. Es ist der Herr de la Fontaine. Ach! meine Damen, versetzte er, ohne sich was merken zu lassen, das Stück taugt nichts. Dieser la Fontaine ist ein dummer Kerl. Ich bin es.

Als Racine den Brunet sagen hörte: Meine Herren, das ist das Theater des Herrn Dancourt, erwiederte er: Sage vielmehr, sein Schaffot, sage vielmehr sein Schaffot!

Der Comödiant Chamesle starb, als er aus dem Kloster der Cordeliers kam, wo er zwey Seelenmessen, eine für seine Mutter und eine für seine Frau, hatte lesen lassen. Für diese zwey Messen gab er dem Küster 30 Sols, welcher ihm 10 wiedergeben wollte. Chamesle aber sagte zu ihm: Die dritte soll für mich, ich will sie eben hören gehen. Als er aus der Kirche ging, setzte er sich auf eine Bank bey der Thür der Allianz, welches ein Wirthshaus neben dem Comödienhause ist, wo er ein wenig mit seinen Cameraden plauderte. Als er zu dem einen sagte: Wir wollen heute zu Mittage mit einander essen, starb er.

In der Fastenzeit 1721 ward das Trauerspiel des de la Mothe, die Maccabäer, aufgeführet. Bey der Vorstellung desselben war dieses etwas besonders, daß der alte Baron die Rolle eines Kindes, in der Kappe und in herabhangenden Kinderärmeln, vollkommen gut spielte, ob er gleich damals 70 Jahr alt war.

Der Gebrauch, allezeit ein Nachspiel nach den neuen Stücken aufzuführen, ist erst 1722 aufgekommen. Man spielte vor dieser Zeit die neuen Comödien allein, und begleitete sie erst, wenn sie 8 bis 10 mal waren vorgestellet worden, mit Nachspielen. Man glaubte alsdenn, daß das Stück anfinge, weniger zu gefallen. Diesen zuweilen ungegründeten

Vorurtheilen zuvorzukommen, ließ der Herr de la Mothe gleich bey der ersten Vorstellung seines Trauerspiels, Romulus, ein Nachspiel aufführen. Diesem Exempel haben hernach andere Comödienschreiber gefolgt, und sie wünschten alle, daß dieser Gebrauch möchte eingeführet werden: aber niemand wollte den Anfang machen, aus Furcht, es möchte den Zuschauern gleich bey der ersten Vorstellung ihrer Stücke ein übler Begrif von denselben gemacht werden.

Bis hieher die Anekdoten. Wir wollen denselben noch eine kurze Nachricht von dem Ursprunge des Französischen Theaters beyfügen.

Nichts ist ungewisser, als der Ursprung der Französischen Schauspiele und theatralischen Stücke, und man kann fast nicht anders, als muthmaßlich, davon reden. Man findet keine Spur davon in der ersten und zweyten Linie der Könige von Frankreich. Man weis nur, daß unter der dritten Linie derselben Constantia aus der Provence, Roberts Gemalin, Gaukler und Pantomimen nach Paris kommen ließ. Hier muß man also die Epoche der ersten Parisischen Comödianten bestimmen, und doch kan man noch nichts zuverläßiges davon sagen. Man bekömmt hierinnen eher kein kläreres Licht, als unter der Regierung Carls V. oder zu Anfang der Regierung Carls VI.

Frankreich hat den Ursprung seiner dramatischen Gedichte der Andacht der Herren Paters zu danken. Der größte Nutzen, welchen sie vielleicht in der Welt gestiftet haben. Wenn man den meisten Schriftstellern, welche hiervon Nachricht gegeben haben, glauben soll, so erwählten sie dazu die Geheimnisse ihrer Religion, die Jungfrau Maria und die Heiligen, und machten daraus den Gegenstand des Vergnügens und der Erbauung des Volks.

Man weis, daß unterschiedene Bürger in Paris, aus einer Art von Andacht, unter einander eine Gesellschaft zu Erbauung eines Theaters errichteten, um auf demselben Stücke von andächtigem Inhalte und besonders das Geheimniß des Leidens Christi, vorzustellen. Sie wählten hierzu die Vorstadt St. Maur diesseits Vincennes. Daselbst errichteten sie ein Theater und stellten auf demselben das Leiden Christi vor. Sie mußten anfangs einige Widersprüche von dem Prevot der Kaufleute erdulden: als sie aber vor dem Könige einige Stück, welche ihm gefielen, vorgestellet hatten, so ertheilte er ihnen im Jahr 1402 in einem Patent die Freyheit, sich ordentlich zu setzen. Diese Bürger, welche sich Brüder

des Leidens Christi nennten, errichteten ihr Theater auf dem Saal des Hospitals der Dreyeinigkeit, in der Straße St. Denis, worauf sie verschiedene Geheimnisse des alten und neuen Testaments und einige aus dem Leben der Heiligen vorstellten.

Dieses erste Theater behielt fast 150 Jahr eben dieselbe Einrichtung. Aber man ward endlich diese allzu ernsthaften Schauspiele überdrüßig. Auf die Geheimnisse folgten moralische Handlungen, auf die moralischen Handlungen lustige Stücke, auf die lustigen Stücke Narrenpossen, oder vielmehr man machte aus allem diesem halb ernsthafte, halb possierliche Stücke, an welchen sich das Publicum ärgerte. Man nahm ihnen ihr Theater, und das Haus zur Dreyeinigkeit ward wieder ein Hospital, welches es bey seiner Anlegung hatte seyn sollen.

Im Jahr 1548 verließ diese Gesellschaft diesen Ort, und da sie sich viel verdienet hatte, so kaufte sie den alten Pallast der Herzoge von Bourgogne, welcher nur noch in einem Mauerwerk bestund. Sie ließ daselbst einen Saal, ein Theater und die andern Gebäude bauen, welche man noch itzo sieht! Das Parlament erlaubte ihr, sich daselbst zu setzen, doch mit der Bedingung, daß sie lauter weltliche, erlaubte und ehrbare Stück spielen sollte.

Die Brüder des Leidens Christi, welche Profession von der Gottseligkeit machten, konnten sich lange Zeit nicht zu weltlichen Stücken bequemen und 40 Jahre hernach, nämlich 1588, überließen sie ihr Theater zur Miethe einem Trupp Französischer Comödianten, welcher sich damals mit Erlaubniß des Königs zusammen that. Die Stücke, welche man damals spielte, waren schon ein wenig erträglicher, als die Stücke der Brüder des Leidens Christi. Der Geschmack ward allmählich mehr ausgebreitet und gereiniget. Die unter Ludwig **XI.** erfundene Buchdruckerkunst, und die unter Franciscus **I.** wieder hergestellten Wissenschaften hatten eine neue Laufbahn eröffnet. Die Bücher waren gemein geworden, man hatte Sprachen gelernet, man übersetzte die Lust- und Trauerspiele der Alten; man wagte es so gar, aus diesen Schauspielen neue Französische zu machen. Etienne Jodelle von Paris ist der erste unter den Französischen Poeten, welcher Schauspiele in Französischer Sprache verfertiget hat. Die Neuigkeit dieser Schauspiele machte den meisten Ruhm dieses Poeten aus. Von dem Jodelle bis zu dem Robert Garnie war der Fortgang der dramatischen Werke in Frankreich nicht sehr merklich. Dieser letztere war aus

la Ferte Bernard in Maine gebürtig. Er bildete seinen Geschmack nach den Trauerspielen des Seneca. Er bemühte sich, diesen Dichter nachzuahmen, und es gelang ihm völlig. Von seiner Zeit an bis zum Alexander Hardy erlangte die dramatische Poesie eine neue Vollkommenheit. Dieser lebte zu Anfange des 17. Jahrhunderts und war aus Paris gebürtig. Vor dem Corneille hielt man ihn für den berühmtesten theatralischen Schriftsteller. Seine Arbeit ward ihm überaus leicht, und kein Poet hat eine so große Menge Trauerspiele gemacht, als er. Er lieferte den Comödianten jährlich auf 6 Trauerspiele: aber seine Verse sind rauh und seine Ausarbeitungen finster und ernsthaft. Von dem Hardy an bis zu dem Corneille ist die Veränderung des Französischen Theaters merklicher: aber Corneille und Moliere haben es zu derjenigen Größe erhoben, welche Racine und Regnard unterstützet haben, und welche noch itzo durch die Werke der Herren Crebillon, Voltaire, des Touches, la Chaussee und Boissy fortdauert.

Johann Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften

Worinne er die verschiedenen Fähigkeiten die in den Menschen liegen zeigt. Einer jeden den Theil der Gelehrsamkeit bestimmt, der für sie eigentlich gehöret. Und endlich den Aeltern Anschläge ertheilt wie sie fähige und zu den Wissenschaften aufgelegte Söhne erhalten können.

Aus dem Spanischen übersetzt von

Gotthold Ephraim Leßing.

1752. [1]

Vorrede des Uebersetzers.

Von den spanischen Gelehrten werden wenige unter uns so bekannt seyn als Johann Huart, nicht sowohl nach seiner Person, als nach seinem Werke dessen Uebersetzung wir hier liefern: denn in Ansehung jener trift der Ausspruch des Seneca, oder wenn man ihn lieber einem Franzosen zuschreiben will, des Herrn de la Bruyere, auch an ihm ein: viele kennt man und viele sollte man kennen. Unzählige Halbgelehrte haben sich mit ihren Geburtstägen und Sterbestunden, mit ihren Weibern und Kindern, mit ihren Schriften und Schriftchen in die Register der Unsterblichkeit eingeschlichen: nur einen Mann, der über die Grenzen seines Jahrhunderts hinaus dachte, der sich mit nichts gemeinem beschäftigte und kühn genug war neue Wege zu bahnen, findet man kaum dem Namen nach darinne, da doch die geringsten seiner Lebensumstände auf den und jenen Theil seines Werks ein sehr artiges Licht werfen könnten. Unterdessen können gleichwohl meine Leser mit Recht von mir verlangen, ihnen davon so viele mitzutheilen, als sich hier und da auftreiben lassen. Ich will es thun; man schreibe mir es aber nicht zu, wann sie nur allzutrocken und unzulänglich scheinen sollten.

Johann Huart wurde zu St. Jean Pie de Port, einer kleinen

[1] ZERBST In der Zimmermannischen Buchhandlung. 1752.

Stadt in dem niedern Navarra, an dem Flusse Neve, gebohren. Dieser Umstand ist gewiß, weil er sich selbst auf dem Titel seines Werks **natural de sant Juan del pie del Puerto** genennt hat. Seine Geburtszeit ist desto ungewisser; und Antonius in seiner spanischen Bibliothek weiß selbst nichts mehr zu sagen, als daß er um 1580 gelebet habe. Wer sie ein klein wenig näher wissen will, der begnüge sich mit folgender Muthmassung. Das Bücherschreiben, sagt er gleich im Anfange dieses Werks, sollte man bis in dasjenige Alter versparen in welchem der Verstand alle diejenige Stärcke erlangt hat, deren er fähig ist. Er setzt dieses Alter zwischen das einunddreyßigste bis zum einundfunfzigsten Jahre. Wann man nun glaubt, wie man es mit größter Wahrscheinlichkeit glauben kann, der welcher diese Regel giebt, werde sie selbst beobachtet haben, so kann man, von dem Jahre 1566, in welchem er dieses sein einziges Werk zum erstenmale herausgegeben hat, zurückgerechnet, unmaßgeblich behaupten, daß er gegen das Jahr 1520 gebohren sey. Und wenn man sich auf die Umstände dieser Zeit und der vorhergehenden Jahre besinnt, so wird es nicht schwer fallen eine wahrscheinliche Muthmassung anzugeben, wie unser Huart als ein Spanier, ausser seinem Vaterlande, zu St. Jean Pie de Port, welches jetzt der Krone Frankreich zustehet, damals aber zu dem Königreiche Navarra gehörte, sey gebohren worden. Wer weiß nämlich nicht, daß um das Jahr 1512 der König von Spanien Ferdinandus Katholicus den päbstlichen Bann an dem Könige Johannes Labretanus vollzogen und sich in den Besitz des ganzen Königreichs Navarra setzte? Wie leicht kann es also nicht seyn, daß die Aeltern unsers Huarts mit der spanischen Armee in diese Gegend kamen?

Daß er in Alcala de Henares studirt habe, ist aus dem einigermassen zu schliessen was er von dem Leichenredner des Antonius Nebrissensis erzehlt; ob es gleich nach dem Jahre welches wir unterdessen für sein Geburtsjahr angenommen haben, nicht wohl möglich ist, daß er selbst könne dabey gewesen seyn, indem Antonius schon 1522 gestorben ist. Er mag nun aber hier oder in Salamanca studirt haben, so ist es doch gewiß, daß er sich besonders der Arzneykunst gewidmet und in dieser Facultät die Würde eines Doctors angenommen hat. Er hat hierauf practicirt, und sich größten Theils in Madrid aufgehalten, wo er ohne Zweifel auch gestorben ist. Von der Zeit seines Todes aber weiß ich nichts als daß er um das Jahr 1590 nicht mehr gelebt hat.

Und das ist es alles was ich von seinem Leben sagen kann. Eine Kleinigkeit will ich noch beyfügen, welche wenigstens ihres Lächerlichen wegen angemerkt zu werden verdienet. Huart hat das Unglück gehabt unter die Wahnwitzigen gerechnet zu werden, und zwar von dem D. Seligman welcher in seiner sciagraphia virium imaginationis, von ihm schreibt: **Huartus Hispanus se regem in delirio arbitratus prudentissimos de regimine faciebat discursus.** Diesen wunderlichen Irrthum zu widerlegen darf ich den Leser nur auf das verweisen was Huart auf der 56 Seite von einem wahnwitzigen Pagen erzehlt; und sogleich wird man ohne mein Erinnern sehen, daß der welcher erzehlt mit dem von welchem erzehlt wird, entweder von dem D. Seligman selbst, oder dem le Grand auf dessen natürliche Geschichte er sich beruft, sey verwechselt worden.

So wenig ich von des Huarts Leben zu sagen gehabt, so viel würde ich von seinem Werke sagen können, wann es die Zeit und die Grenzen einer Vorrede erlaubten. Er hat es in seiner Sprache **Examen de Ingenios para las sciencias** überschrieben. In Deutschland ist es unter dem Namen **Scrutinium ingeniorum** bekannt geworden. Dieses nämlich ist der Titel der lateinischen Uebersetzung welche Joachim Cäsar, oder, wie er sich durch die Buchstabenversetzung nennt, Aeschacius Major, 1612. herausgegeben. Dieser Mann hat seine Sachen allzugut machen wollen, indem er die spanischen Ausgaben, so viel er deren habhaft werden können, nicht allein mit einander verglichen, sondern auch alle zugleich zum Grunde seiner Uebersetzung gelegt hat. Huart war einer von denjenigen Gelehrten welche von ihren Schriften niemals die Hand abzuziehen wissen. So oft seine Prüfung aufgelegt wurde, so oft sahe sich die eine Ausgabe der andern fast nicht mehr ähnlich. Er änderte, er strich aus, er zog ins Enge, er setzte hinzu. Anstatt nun, daß sich der lateinische Uebersetzer blos nach der letzten Ausgabe hätte richten sollen, so hat er alle in eine zusammen geworffen, und an den meisten Orten das Werk so dunkel, verwirrt und widersprechend gemacht, daß man es nicht anders als mit Eckel lesen kann. Darf man sich also wundern, daß er sich durch dieses Verfahren sogar in den Verdacht gesetzt, als habe er sein Original verfälscht und von dem seinigen vieles hinzugesetzt? Ich würde ihm über dieses noch Schuld geben, daß er an unzählichen Orten den Sinn des Spaniers verfehlt habe, wenn man dieses nicht für einen Kunstgrif, meiner Arbeit

dadurch einen Vorzug zu geben, ansehen möchte. Wenigstens aber wird mir dieses zu sagen vergönnt seyn, daß eine von den vornehmsten Ursachen, warum ich mich an eine deutsche Uebersetzung gemacht, eben der geringe Werth der lateinischen an der man sich bisher hat müssen begnügen lassen, gewesen sey. Das Buch an sich selbst hat seine Vortreflichkeit noch nicht verloren, ob gleich die Art zu philosophiren welche man darinnen antrift jetzo ziemlich aus der Mode gekommen ist. Es ist immer noch das einzige welches wir von dieser Materie, deren Einfluß in die ganze Gelehrsamkeit ganz unbeschreiblich ist, haben. Und so gewiß es ist, daß Väter und Lehrer unzählige Wahrheiten, welche viel zu fein sind als daß sie durchgängig bekannt seyn sollten, daraus lernen können, so gewiß ist es auch, daß man mir nicht etwas überflüßiges gethan zu haben vorwerfen kann.

Wann übrigens Huart auf der 88. Seite dieses Werks behauptet, daß es nur den grossen und erfindenden Genies erlaubt seyn solle, Bücher zu schreiben, so muß er sich ohne Zweifel selbst für ein solches gehalten haben. Sollte man ihn nun nach seinen eignen Grundsätzen beschreiben, so würde man von ihm sagen müssen; er ist kühn, er verfährt nie nach den gemeinen Meinungen, er beurtheilt und treibt alles auf eine besondre Art, er entdecket alle seine Gedanken frey und ist sich selbst sein eigner Führer. Man weiß aber wohl daß solche Geister auch auf unzählige Paradoxa verfallen; und der billige Leser wird sich deren eine ziemliche Anzahl auch hier anzutreffen, nicht wundern. Man überlege das Jahrhundert des Verfassers, man überlege seine Religion, so wird man auch von seinen Irrthümern nicht anders als gut urtheilen können. Mit den allzugroben aber, welche so beschaffen sind, daß sie bey der jetzt weit erleuchtetern Zeit gleich in die Augen fallen und daher der Kürze wegen hier übergangen werden, wird man Mitleiden haben. Ich vergleiche ihn übrigens einem muthigen Pferde, das niemals mehr Feuer aus den Steinen schlägt, als wenn es stolpert.

Schreiben [Zweytes Schreiben, Drittes Schreiben] an das Publicum.

Aus dem Französischen.

BERLIN 1753. [1]

An impartial Foreigner's Remarks upon the present Dispute between England and Prussia, in a Letter from a Gentleman at the Hague to his Friend in London.

Anmerkungen eines unpartheyischen Fremden über die gegenwärtige Streitigkeit zwischen England und Preussen; in einem Briefe eines Edelmanns in dem Haag an seinen Freund in London. Aus dem Englischen. 1753. [2]

[1] Jedes, den Titel mitgerechnet, 16 S. klein 8. Sie kamen einzeln heraus, das Erste wurde am 10 März, das Zweyte am 17 März, und am 20 März alle Drei in der Berlinischen (Vossischen) Zeitung 1753, angekündigt, und kosteten 3 Ggr. Die Originale Lettres au public sind in der neusten Ausgabe der Oeuvres de Frédéric le Grand Tome XV. S. 65—79. abgedruckt. Vergl. Band XII den Brief v. 29 Mai 1753.

[2] So ist der Titel in der Berlinischen (Vossischen) Zeitung vom 15 May 1753, angegeben. Sie kostete 2 Gr. in Quart gedruckt, Englisch und Französisch 3 Gr. Vergl. Band XII den eben genannten Brief.

Des Abts von Marigny Geschichte der Araber unter der Regierung der Califen.

Aus dem Französischen.

Erster Theil, 1753. [1]

Vorrede des Uebersetzers.

Die Ursachen, welche der Abt von Marigny gehabt hat, diese Geschichte der Araber zu schreiben, sind eben die Ursachen, welche mich bewogen haben, seine Arbeit zu übersetzen.

Er fand in seiner Sprache sehr wenig Nachrichten von einem Volke, dessen Thaten unsrer Neugierde nicht unwürdiger sind, als die Thaten der Griechen und Römer: ich fand in der meinigen fast gar keine.

Was er in andern, besonders in den gelehrten, Sprachen davon fand, waren zerstreuete Glieder. Er gerieth auf den Einfall, ein Ganzes daraus zu machen; und vielleicht würde ich selbst darauf gerathen seyn, wann er mir nicht zuvor gekommen wäre.

Er stellte sich dabey einen Rollin zum Muster vor. Und schon dieses Muster kan ein gutes Vorurtheil für ihn erwecken. Er suchte die bequemsten Quellen; er zog nichts daraus, was er nicht für eben so ergötzend als lehrreich hielt; er brachte alles in eine Ordnung, welche den Leser nirgends den Faden der Geschichte verlieren läßt; er vermied alle gelehrte Untersuchungen, die nur denen angenehm seyn können, welche die Historie als ihr Hauptwerk treiben. Daß er über dieses die Kunst wohl zu erzehlen, und die edle Einfalt in Worten und Ausdrücken, werde in seiner Gewalt gehabt haben, läßt sich schon daraus schließen, weil er ein Franzose ist. Man lasse uns dieser Nation wenigstens den Ruhm nicht streitig machen, daß die allermeisten von ihren Schriften, wann sie schon mit keiner schweren Gelehrsamkeit prahlen, dennoch von einem guten Geschmacke zeigen.

Hieraus wird man also leicht sehen, für wen unser Abt eigentlich geschrieben. Er schrieb nicht, um selbst eine Quelle in der arabischen

[1] Berlin und Potsdam, bey Christian Friedrich Voß, 1753.

Geschichte zu werden. Und wie hätte er dieses werden können, da er seine Unwissenheit in der arabischen Sprache selbst gestehet? Er schrieb nicht, um sein Werk zu einer Vorrathskammer aller chronologischen Widersprüche, aller verschiednen Erzehlungen, aller auch der geringsten Umstände zu machen, mit welchen eine Begebenheit zwar in den Zeitungen, nicht aber in vernünftig geschriebnen Geschichtbüchern, aufgezeichnet wird.

Er schrieb nur für die, welche aus der Geschichte jene grosse Veränderungen, die einen Einfluß auf die ganze Welt gehabt, und jene grosse Männer, die diese Veränderungen verursacht, auf eine Art wollen kennen lernen, die nicht nur die Neugierde und das Gedächtniß, sondern auch den Verstand beschäftiget. Er schrieb insbesondre für Leute, welche deßwegen, weil sie keine Gelehrte von Profeßion sind, von Lesung der Bücher, und besonders historischer Schriften, eben nicht wollen ausgeschlossen seyn. Er schrieb für die Jugend, bey welcher man damit anfangen muß, daß man ihr erst das wesentlichste bey den wichtigsten Epochen bekannt macht.

Alles dieses giebt unser Verfasser in seiner Vorrede deutlich genug zu verstehen; und es hat an Männern nicht gefehlt, welche seine Absicht, und die Art, wie er sie zu erreichen gesucht, gelobt haben.

Diese Lobsprüche anzuführen, würde man einem Uebersetzer, welcher sein Original gerne geltend machen will, erlauben müssen. Allein ich habe nicht Lust, mir diese Begünstigung zu Nutze zu machen; ich will vielmehr gleich das Gegentheil thun, und dasjenige anführen, was man an dieser Geschichte der Araber unter der Regierung der Califen ausgesetzt hat.

Der Herr D. Baumgarten, ein Mann, welcher sich mit Recht beynahe ein dictatorisches Ansehen in der Geschichte, und in der Beurtheilung ihrer Schriftsteller erworben, hat bey Gelegenheit seine Gedanken über den Abt von Marigny auf eine Art entdeckt, welche für ihn nichts weniger als vortheilhaft ist. Beynahe hätte mich der Tadel dieses Gelehrten, dessen Verdienste vielleicht niemand höher schätzt als ich, mitten in meiner Uebersetzung zurückgehalten; und ohne Zweifel denkt mancher, daß es sehr gut gewesen wäre. Muß ich mich nicht also rechtfertigen, wenn man mich nicht für einen Menschen halten soll, dem es nur darum zu thun ist, daß er übersetzt, es mag nun das, was er übersetzt, erbärmlich oder gut seyn?

Der Herr D. Baumgarten legt in dem 34sten Stücke der Hällischen Anzeigen vom Jahre 1751., unserm Verfasser dreyerley zur Last.

Er erinnert verschiednes wegen seiner Quellen; er beschuldiget ihn einer Zerstümmlung seiner Geschichte; er giebt ihm die augenscheinlichsten und gröbsten Fehler Schuld. Ist wohl noch ein viertes Stück übrig, den Charakter eines elenden Geschichtschreibers vollkommen zu machen?

Der erste Punkt betrifft die Quellen. „In der Geschichte der „Araber, sagt der Herr D., sind zwar D. Herbelot, und die „Uebersetzung vom Ockley und Elmacin seine besten Quellen, „doch verachtet er den ersten auf Renaudots Versicherung bey „aller Gelegenheit, und zieht dieses letztern weit unrichtigere „Erzehlungen den Nachrichten des erstern vor, den andern „aber verschweigt er sorgfältig, und führt den Alvakedi an „dessen Statt an, ohnerachtet er bey der gänzlichen Unfähig„keit, arabische Schriftsteller zu Rathe zu ziehen, aus Asse„manni, Schultens, Salems und anderer Arbeiten richtigere „und fruchtbarere Hülffsmittel entlehnen können.“ Hier liegen in der That eine Menge Beschuldigungen beysammen, welche aber so in einander verwickelt sind, daß ich fast nicht weiß, wie ich ordentlich darauf antworten soll. Ich will es durch Fragen versuchen. Ist es denn nicht wahr, daß die orientalische Bibliothek des Herbelot ein Werk ist, wo man fast auf allen Seiten Fehler und Widersprechungen antrift? Ist denn Renaudot der einzige, der dieses gesagt hat? Muß man eben so stark in den orientalischen Sprachen seyn, als Herlebot war, um seine Unrichtigkeiten wahrzunehmen? Oder fallen nicht unzählige schon einem jeden Lesenden, wann er ihn nur mit sich selbst vergleicht, in die Augen? Haben nicht Sale und Ockley schon unzähliges an ihm ausgesetzt? Und ist es denn wahr, daß ihn Marigny bey aller Gelegenheit verachtet? Bedient er sich nicht seiner Nachrichten an sehr vielen Stellen? Thut er etwas anders, als daß er, nach Maaßgebung des Renaudots, in der Vorrede erinnert, man habe ihn mit Behutsamkeit zu lesen, weil er nicht selbst die letzte Hand an sein Werk habe legen können? Ferner: wo zieht denn Marigny die Nachrichten des Elmacins den Nachrichten des Herbelots vor? Ist dieses nicht eine offenbar falsche Beschuldigung? Macht er jenen in seiner Vorrede, auf Versicherung seines Renaudots nicht weit verdächtiger, als diesen, indem er ihn als eine von den falschen Quellen anführt, aus welcher Herbelot verschiedne Irrthümer geschöpft? Woher weiß man, daß er die Schriften eines Assemanni, eines Schultens, eines

Salems ganz und gar nicht gebraucht? Vielleicht weil er sie in der Vorrede nicht anführt, oder weil er den Rand nicht mit Citaten angefüllt hat? Ist es denn wahr, daß Herbelot, Ockley und Elmacin seine besten Quellen sind? Sind denn Renaudot, Abulpharagius selbst, und andre, die er sich weit mehr als jene zu Nutze gemacht, nicht eben so gute Quellen? Ist es denn seine Absicht gewesen, alles zusammen zu tragen? Das einzige, was unter allen diesen Beschuldigungen Grund hat, ist dieses, daß er den Alvakedi, anstatt des Ockley angeführt hat. Doch auch hierinne ist er zu entschuldigen; denn da er seine Unwissenheit in der arabischen Sprache nicht leugnet, so kan er es unmöglich aus Stolz gethan haben, um den Leser zu überreden, als habe er selbst die Handschrift dieses Geschichtschreibers zu Rathe gezogen; er muß es vielmehr deßwegen gethan haben, um ohne Umschweife sogleich den eigentlichen Währmann seiner Erzehlungen anzuführen. Gesetzt aber, er hätte es aus Eitelkeit gethan, so würde mehr sein moralischer Charakter, als die Güte seiner Schrift, darunter leiden. Und ist es denn so etwas unerhörtes, wann ein Gelehrter seine nächsten Quellen verschweiget, und wann er sich wohl gar Mühe giebt, sie so wenig bekannt werden zu lassen, als möglich?

Ich komme zu dem zweyten Punkte, worüber sich der Herr D. Baumgarten folgender Maaßen erklärt: „Der Innhalt der Geschichte „der Araber unter den Califen, ist der Aufschrift gar nicht „gemäß: indem er weder von den Veränderungen im eigent„lichen Arabien unter der Regierung der abassidischen Cali„fen zu Bagdad, noch auch von der ommiadischen Geschlechts„folge der Califen in Spanien, ingleichen den Aliden, Mora„viden, oder Marabuts, und andern Reichen der Araber, „auch nur so viel Nachricht giebt, als er aus Büchern nehmen „können, die in jedermanns Händen sind, und der Aufschrift „zu Folge allhier billig erwartet wird." Auf diese Beschuldigungen überhaupt zu antworten, so bitte ich zu erwegen, was für eine Verwirrung in dem Werke des Marigny nothwendig würde müssen geherrscht haben, wann er ihnen hätte ausweichen wollen? Doch ich will mich Stückweise einlassen. Was ging denn in dem eigentlichen Arabien unter der Geschlechtsfolge der Abbaßiden so wichtiges vor, daß er deswegen den Faden der Hauptgeschichte hätte abreissen sollen? Nimmt er denn das Wort Araber in einem so engen Verstande, daß er niemals die wirklichen

gebohrnen Araber aus dem Gesichte lassen müssen? Oder versteht er vielmehr unter den Arabern diejenigen orientalischen Völker, welche sich zu dem Glauben des Mahomets bekannten, und diesen mit dem Schwerdte ausbreiteten? War es also nicht nothwendiger, daß er, nach der Folge ihrer rechtmäßigen Regenten, (das ist, derjenigen, welche von dem größten und vornehmsten Theile der Muselmänner für rechtmäßig erkannt wurden) vielmehr ihre auswärtigen Eroberungen, als ihre innerlichen Unruhen und Trennungen erzehlte? Ist es nicht genug, wenn er dieser kurz erwähnt, und ihrer nicht weiter gedenkt, als in so ferne sie einen Einfluß in die Reihe der eigentlichen Nachfolger des Mahomets gehabt haben? Was besonders die Moraviden anbelangt, so kommt mir dieser Einwurf nicht anders vor, als wenn man es einem, welcher die Geschichte der Sachsen zu beschreiben unternimmt, zur Last legen wollte, daß er nicht, aus der Geschichte von England, die sieben sächsischen Königreiche zugleich mit beschrieben habe.

Doch es scheint, als ob der Herr D. Baumgarten selbst diese anscheinende Unvollständigkeit für keinen wirklichen Fehler halte, weil er gleich darauf fortfährt, daß diese Zerstümmlung noch erträglich seyn würde, wann die gelieferten Theile derselben nicht mit den unverantwortlichsten Unrichtigkeiten angefüllt wären. Das ist viel. Doch der Herr D. ist kein Mann, der etwas ohne Beweis vorzugeben pflegt, er rechtfertiget also diesen Vorwurf folgender Gestalt. Nur eine, sagt er, der augenscheinlichsten und gröbsten anzuführen, so wird im 2ten Theile S. 488. Ibrahim Ebn Mohammed für einen Aliden, oder Nachkommen des Ali ausgegeben, auch versichert, daß die Anhänger des Ali sowohl als des Abbas, denselben für den ächten Imam erkannt haben: da nicht nur dieser Ibrahim unter die 12. Imams der Anhänger Ali gar nicht gehöret, sondern auch unstreitig ein Abaßide, und des ersten abaßidischen Califen, Abdalla Muhammed Abulabas, leiblicher Bruder gewesen. Welcher Irrthum aller Wahrscheinlichkeit nach daher gekommen, daß der Verfasser irgendwo gefunden, dieser Ibrahim sey Muhammeds Sohn, Ali Enkel, gewesen, daher er ihn für einen Aliden ausgegeben, welche damals den Giafar Sadik für ihren Imam erkannt haben. Ich würde ein verzweifelter Wagehals seyn, wenn ich behaupten wollte, daß Marigny

gar keine Fehler gemacht habe; aber dieses kann ich ganz sicher behaupten, daß die Critik des Hr. D. Baumgarten hier auf eine Stelle gefallen ist, die man den Augenblick rechtfertigen kann. Es ist wahr, Ibrahim Ebn Mohammed war ein Bruder des ersten Abbaßidischen Califen. Marigny weiß dieses selbst, (s. 2. Th. S. 493.) und muß es also gewußt haben, daß er seiner Geburth nach kein Nachkomme des Ali seyn konnte. Warum begeht er aber gleichwohl an dem von dem Hrn. D. Baumgarten angeführten Orte diesen Fehler, und nennt ihn einen Aliden? Ich begreiffe nicht, wie sich ein so gelehrter Mann an eine so bekannte Zweideutigkeit hat stossen können. Heißt denn ein Alide blos ein Nachkomme des Ali, oder bedeutet es auch einen, welcher des Ali Parthey hält, und nur diesen für den ersten rechtmäßigen Nachfolger des Mahomet erkennet? Brauchten die Abbaßiden bey der Empörung wider die Ommiaden nicht die Ermordung des Ali zum Vorwande, so wie die Ommiaden die Ermordung des Othmans vorgeschützt hatten? Und sind in dem letzten Verstande nicht jetzt noch alle Perser Aliden, ohne daß sie wirkliche Nachkommen des Ali sind? Diese Entschuldigung ist zu überzeugend, als daß ich mich länger dabey aufhalten dürfte.

Ich wiederhole es noch einmal, daß ich sehr viel wagen würde, wenn ich den Marigny von allen Fehlern frey sprechen wollte; von allen groben und unverantwortlichen Fehlern aber getraue ich mir es in der That zu thun. Will man wissen, wie diese in der arabischen Geschichte aussehen, so darf man nur die chronologische Tafeln des Dufresnoy, welche uns der Hr. D. Baumgarten im vorigen Jahre mit einer Vorrede verdeutscht geliefert hat, nachsehen. Es wird nicht viel fehlen, daß nicht in jeder Zeile, die von den Saracenen handelt, ein heßlicher Fehler liegen sollte. Da soll Abubeker den Izdegerd geschlagen, getödtet und sich seines Reichs bemächtiget haben; da soll die Stadt Damascus von dem Omar seyn erobert und geplündert worden; da sollen die Saracenen in Aegypten eher eingedrungen seyn, als sie Jerusalem belagert haben; da hat ein Sklave den Omar in der Moschee zu Jerusalem ermordet, und was dergleichen unsinnige Verfälschungen mehr sind. Der Hr. D. Baumgarten muß sie alle wahrgenommen haben, und gleichwohl versichert er uns, daß die Compilation des Dufresnoy schön und nützlich sey. Mit wie viel besserm Grunde wird man, bey einigen unendlich kleinern Fehlern, nicht eben diese Versicherung von gegenwärtiger Geschichte des Abts Marigny geben können?

Ich will wünschen, daß der Beyfall der Leser meiner Versicherung nicht widersprechen möge. Das Publicum ist in solchen Sachen immer der beste Richter.

Noch zwey Worte will ich von der Uebersetzung selbst hinzu thun, und schliessen: Das Original bestehet aus vier Octavbänden, welche man auf dreye zu bringen für gut befunden hat. In den nächst folgenden Leipziger Messen sollen die übrigen zwey erscheinen. [1] Einige Druckfehler, die in diesem eingeschlichen sind, und welches vielleicht auch Schreibefehler können gewesen seyn, wird der Leser so gut seyn und übersehen. Ich will ihm dafür die Schmeicheley machen, daß ich ihn viel zu scharfsichtig halte, als daß es nöthig seyn sollte, ihm erst lange ein Verzeichniß davon zu geben.

M. L. A.

[1] Ungefähr beim Anfange des zweiten Alphabets des zweiten Theils hat ein anderer Uebersetzer die Arbeit übernommen.

Schrifften.

Erster [und zweyter] Theil.

1753.

Vorrede.

So sind die Schriftsteller. Das Publicum giebt ihnen einen Finger, und sie nehmen die Hand.

Meine Freunde — — es versteht sich, daß meine Eigenliebe mit darunter gehört — — wollen mich bereden, daß einige Bogen von mir den Beyfall der Kenner erlangt hätten. Daß ich es glaube, weil ich meine Rechnung dabey finde, ist natürlich. Und daß ich mich jezt der Gefahr aussetze, dasjenige Alphabetweise zu verlieren, was ich Bogenweise gewonnen habe, ist zwar auch natürlich, ob es aber eben so gar klug sey, das ist eine andere Frage. Wann der Hund, der in der Fabel nach dem Schatten schnappt, auch zu meinem Vorbilde wird, so mag ich es haben.

Die Bogen, deren ich jetzt gedacht, sind eine Sammlung kleiner Lieder. Sie erschienen vor zwey Jahren unter dem Titel Kleinigkeiten. Man darf nicht glauben, daß ich sie eben deßwegen so nennte, damit ich der unerbittlichen Critik mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möchte. Ich erklärte schon damals, daß ich der erste seyn wolle, dasjenige mit zu verdammen, was sie verdammt; sie, der zum Verdruß ich wohl einige mittelmäßige Stücke könnte gemacht haben, der zum Trotze ich aber nie diese mittelmäßige Stücke für schön erkennen würde. Ich grif ihr so gar vor, und bat meine Leser gewisse Blätter zu überschlagen, die ich damit entschuldigte, daß die Handschrift schon seit drey Jahren nicht mehr in meiner Gewalt gewesen sey.

Ob diese Versicherung unter die Autorstreiche gehörte, wird man jetzt aus dem zweyten Drucke sehen. Ich habe geändert; ich habe weggeworfen, und bin so strenge gewesen, als es nur immer meine Einsicht

hat zulassen wollen. Es ist wahr, ich hätte noch strenger seyn können; wenn ich nehmlich alles durchgestrichen, oder wenigstens alles, ohne mich jemals zu entdecken, so wie es war, gelassen hätte: Denn das elende streicht sich selbst durch, und schlechte Verse, die niemand lieset, sind so gut, als wären sie nicht gemacht worden. Doch es mag drum seyn; ich bekenne es, daß ich gegen die kleinen Denkmähler meiner Arbeit nicht ganz ohne Zärtlichkeit bin; und daß sich diese Zärtlichkeit doppelt fühlen läßt, wenn ich sie namenlos ein Raub des ersten des besten werden sehe.

Aber überlege ich es auch? Diese Lieder enthalten nichts, als Wein und Liebe, nichts als Freude und Genuß; und ich wage es, ihnen vor den Augen der ernsthaften Welt meinen Namen zu geben? Was wird man von mir denken? — — Was man will. Man nenne sie jugendliche Aufwallungen einer leichtsinnigen Moral, oder man nenne sie poetische Nachbildungen niemals gefühlter Regungen; man sage, ich habe meine Ausschweifungen darinne verewigen wollen, oder man sage, ich rühme mich darinne solcher Ausschweifungen, zu welchen ich nicht einmal geschickt sey; man gebe ihnen entweder einen allzuwahren Grund, oder man gebe ihnen gar keinen: alles wird mir einerley seyn. Genug sie sind da, und ich glaube, daß man sich dieser Art von Gedichten, so wenig als einer andern zu schämen hat.

Ich weis, daß auch andre so denken, und wenigstens bin ich es von einem gewissen Herrn H** überzeugt. Dieser Herr hat meine Kleinigkeiten mit dem allerausserordentlichsten Beyfalle beehrt, indem er sie für seine Arbeit ausgegeben. Und wann es nicht darauf ankäme, daß entweder er oder ich ein Lügner seyn müßte, so würde ich mir ein Vergnügen daraus gemacht haben, ihm niemals zu widersprechen: denn die Ehre, die ihm daraus hätte zufließen können, wäre ohne Zweifel so klein gewesen, daß sie meinen Neid nicht würde erweckt haben. Damit ich ihn aber nicht durch diese Erklärung gänzlich zu Schanden mache, so will ich ihm dasjenige, was er sich wider mein Wissen angemaßt hat, hier vor den Augen der ganzen Welt schenken. Ich würde dieses am besten in einer Zueignungsschrift haben thun können, und würde es auch wirklich gethan haben, wann ich von dem Zueignen nicht ein allzu abgesagter Feind wäre. Diese Schenkung, wann es ihm beliebt, kann er auch auf alles das übrige erstrecken, und ich will gar nicht böse werden, wenn ich höre daß auch

meine Oden, meine Fabeln, meine Sinnschriften, und meine Briefe ein andrer gemacht hat.

Doch ich eile von diesen allen meinen Lesern nur einige Worte zu sagen. Wann durch das Ausstreichen in den Liedern keine Lücken entstanden wären, und wann ich diese Lücken zu erfüllen nicht meinen ganzen poetischen Vorrath hätte durchlaufen müssen, so würde ich vielleicht an eine Sammlung aller meiner Versuche noch lange nicht gedacht haben; und sie würden noch lange zerstreut und verstümmelt in der Irre und im Vergessen geblieben seyn. Doch so gehts; wenn man ein Schriftsteller werden soll, so muß sich alles schicken. Die väterliche Liebe ward auf einmal bey mir rege, und ich wünschte meine Geburthen beysammen zu sehen. Ich weis nicht was es für ein Geschicke ist, daß solche Wünsche immer am ersten erfüllt werden; das aber weis ich, daß wir oft durch die Erfüllung unsrer Wünsche gestraft werden. Ob mir es auch so gehen soll, wird die Aufnahme dieser zwey Theile entscheiden, von welchen ich dem Publico ganz im Vertrauen eröfne, daß sie nichts als ein Paar verwegne Kundschafter sind.

Der erste enthält dasjenige, was ich in den kleinen Gattungen von Gedichten versucht habe. Der Lieder habe ich schon gedacht, und die verschiedenen neuen Stücke, welche darzu gekommen sind, haben mich genöthiget sie in zwey Büchern abzutheilen. Für diese bin ich am wenigsten besorgt, weil sie grösten Theils das Licht schon kennen, und bey diesem Abdrucke mehr gewonnen, als verloren haben.

Den wenigen Oden, welche darauf folgen, gebe ich nur mit Zittern diesen Namen. Sie sind zwar von einem stärkern Geiste als die Lieder, und haben ernsthaftere Gegenstände; allein ich kenne die Muster in dieser Art gar zu gut, als daß ich nicht einsehen sollte wie tief mein Flug unter dem ihrigen ist. Und wenn zum Unglücke gar etwa nur das Oden seyn sollten, was ich, der schmalen Zeilen ungeachtet, für Lehrgedichte halte, die man anstatt der Paragraphen in Strophen eingetheilt hat; so werde ich vollends Ursache mich zu schämen haben.

Die Fabeln, die ich gemacht habe, sind von verschiedener Art, und ich begreife unter diesem Namen auch die Erzehlungen, weil ich finde, daß sie selbst Phädrus mit darunter begriffen hat. Andere mögen dem Beyspiele des Fontaine folgen, welcher freylich Ursache hatte, seine Erzehlungen, von den Fabeln, die der Unterweisung gewidmet sind, zu

unterscheiden. Die ganze Sache ist eine Kleinigkeit. In Ansehung der Erfindung, glaube ich, werden sie größtentheils neu seyn, und ich will es andern überlassen, dasjenige noch besser zu erzehlen, was hundert andere schon gut erzehlt haben. Was wird man aber von dem Ausdrucke sagen? Ich hätte der Art des nur gedachten französischen Dichters folgen müssen, wann ich die Mode hätte mitmachen wollen. Allein ich fand, daß unzählige, weil sie ihm ohne Geschicklichkeit nachgeahmet haben, so läppisch geworden sind, daß man sie eher für alte Weiber, als für Sittenlehrer halten könnte; ich sahe, daß es nur einem Gellert gegeben sey, in seine Fußtapfen glücklich zu treten. Ich band mich also lieber an nichts; und schrieb sie so auf, wie es mir jedesmal am besten gefiel. Daher kommt es, daß einige niedrig genug sind; andere aber ein wenig zu poetisch. Daher kommt es so gar, daß ich verschiedene lieber in Prosa habe erzehlen wollen, als in Versen, zu welchen ich vielleicht damals nicht aufgelegt war.

Ich komme auf die Sinngedichte. Ich habe hierinne keinen andern Lehrmeister als den Martial gehabt, und erkenne auch keinen andern, es müßten denn die seyn, die er für die seinigen erkannt hat, und von welchen uns die Anthologie einen so vortreflichen Schatz derselben aufbehalten. Aus ihm also und aus dieser Sammlung, wird man verschiedene übersetzt, und sehr viele nachgeahmt finden. Daß ich zu beißend und zu frey darinne bin, wird man mir wohl nicht vorwerfen können; ob ich gleich beynahe in der Meinung stehe, daß man beydes in Sinnschriften nicht genug seyn kann. Ich habe bey den wenigsten gewisse Personen im Sinne gehabt, und ich verbitte also im voraus alle Erklärungen.

Den Schluß in dem ersten Theile machen Fragmente; solche Stücke nehmlich die ich entweder nicht ganz zu Stande gebracht habe, oder die ich dem Leser nicht ganz mitzutheilen für gut befinde. Ich hätte sie also wohl ganz und gar zurück behalten können? Vielleicht; und es kömmt darauf an, ob man nicht etwas darunter findet, welches gleichwohl der Erhaltung nicht unwerth ist.

Anfangs war ich willens einige kleine Stücke durch ein Zeichen merklich zu machen. Diejenigen nehmlich, die ich mir nicht ganz zuschreiben kann, und wovon ich die Anlage aus dem oder jenem französischen Dichter geborgt zu haben, mir nicht verbergen kann. Doch da dieser Zeichen nur sehr wenige geworden wären, und ich ausserdem überlegte, daß es dem

Leser sehr gleichgültig seyn, wem er eigentlich einen Einfall zu danken hat, wenn der Einfall ihm nur Vergnügen macht; so habe ich es gar unterlassen. Ich werde ohnedem der Gefahr nicht ausgesetzt seyn, daß man auch aus meinen Poesien, zur Ehre des deutschen Witzes, Proben ins Französische übersezt, und zum Unglück gleich auf solche fällt, die von einem Franzosen entlehnt sind.

Der zweyte Theil enthält Briefe. Man wird ohne Zweifel galante Briefe vermuthen. Allein ich muß bekennen, daß ich noch bis jetzt keine Gelegenheit gehabt habe, dergleichen zu schreiben. Mir Correspondentinnen zu erdichten, und an Schönheiten zu schreiben, die nicht existiren, schien mir in Prosa ein wenig zu poetisch zu seyn. Es sind also nichts als Briefe an Freunde, und zwar an solche, an die ich etwas mehr als Complimente zu schreiben gewohnt bin. Ich schmeichle mir so gar, daß in den meisten etwas enthalten ist, was die Mühe sie zu lesen belohnt. Wenn man an Freunde schreibt, so schreibt man ohne ängstlichen Zwang, und ohne Zurückhaltung. Beydes wird man auch in meinen Briefen finden, und ich will lieber, ein wenig nachläßig und frey scheinen, als ihnen diese Merkmahle abwischen, welche sie von erdichteten Briefen unterscheiden müssen. Ich habe ihrer einen ziemlichen Vorrath, und die welche ich hier ohne Wahl, so wie sie mir in die Hände gerathen, mitgetheilt, sind die wenigsten. Es wird mir angenehm seyn, wenn meine Freunde nicht die einzigen sind, die etwas darinne zu finden glauben.

Ich habe gesagt, daß diese beyden Theile nichts als Kundschafter sind. Einige ernsthafte Abhandlungen, und verschiedene größre Poesien, wozu ich die dramatischen Stücke vornehmlich rechne, möchten ihnen gerne folgen. Unter den letzten sind einige, welche schon die Probe der öffentlichen Vorstellung ausgehalten, und wenn ich sie selbst rühmen darf, auch Beyfall gefunden haben. Die Probe des Drucks ist die letzte und wichtigste.

Ich kann hier meine Vorrede beschliessen, und muß den Leser um Verzeihung bitten, daß ich von nichts als von mir geredet habe.

Briefe.

Aperto pectore officia pura miscemus. Nihil in conscientia latet, quod scriptorum cuniculis occulatur.
Symmachus.

1753.

Erster Brief.

An den Herrn P.

Schon seit vierzehn Tagen hätte ich Ihnen ihre Handschrift von den unglücklichen Dichtern wieder zurück schicken können, weil ich sie gleich in den ersten Abenden durchgelesen hatte. Allein ich glaubte diese Eilfertigkeit würde nicht gelehrt genug lassen, wenigstens nicht freundschaftlich genug. Denn nicht wahr, entweder Sie hätten gedacht: nun wahrhaftig der muß sehr viel müßige Stunden haben, daß er sich so gleich hat darüber machen können! oder: ja, in der kurzen Zeit mag er auch viel gelesen haben; über alles läuft er doch weg, wie der Hahn über die Kohlen! Die eine Vermuthung sowohl als die andre war mir ungelegen; mir, der ich so gerne immer beschäftiget scheinen will; mir, der ich auf nichts aufmerksamer bin, als auf die Geburthen meiner Freunde. Ich würde also ganz gewiß ihr Werk wenigstens noch acht Tage auf meinem Tische haben rasten lassen; doch Sie fordern es selbst zurück, und hier ist es. Nun? aber ohne Beurtheilung, werden Sie sagen? Als wenn Sie es nicht schon wüßten, daß ich durchaus über nichts urtheilen will. Wollen Sie aber mit so etwas zufrieden seyn, das aufs höchste einer Meinung ähnlich sieht, so bin ich zu ihren Diensten. Sie zeigen eine sehr weitläuftige Belesenheit, die ich sehr hoch schätze, wenn es Ihnen anders nicht viel Mühe gekostet hat, sie zu zeigen. Gott weis, wo Sie alle die unglücklichen Dichter aufgetrieben haben! Was für tragische Scenen ziehen Sie ihren Lesern auf! Hier sitzt einer in einer ewigen Finsterniß, und sieht das Licht nicht, welches gleich ihm alles belebet; dort

schmachtet einer auf einem Lager, das er seit Jahren nicht verlassen. Jener stirbt, fern von seinem Vaterlande und seinen Freunden, unter Barbaren, zu welchen ihn die Empfindlichkeit eines Grossen verwiesen; dieser in seiner Vaterstadt, mitten unter den Bewundrern seiner Muse, im Hospitale. Dort sehe ich einen — — welche Erniedrigung für euch ihr Musen! — — am Galgen; und hier einen, gegen welches der Galgen noch ein Kinderspiel ist, mit einem Teufel vom Weibe verheyrathet. Die moralischen Züge welche Sie mit unterstreuen sind gut; ich hätte aber gewünscht, daß sie häufiger wären, daß sie aus ihren Erzehlungen ungezwungener flössen, und in einem minder schulmäßigen Tone dahertönten. Auch das gefällt mir nicht, daß Sie keine Klassen unter den unglücklichen Dichtern machen. Diejenigen, welche so zu reden die Natur unglücklich gemacht hat, als die Blinden, gehören eigentlich gar nicht darunter, weil sie unglücklich würden gewesen seyn, wenn sie auch keine Dichter geworden wären. Andre haben ihre übeln Eigenschaften unglücklich gemacht, und auch diese sind nicht als unglückliche Dichter, sondern als Bösewichter, oder wenigstens als Thoren anzusehen. Die einzigen, die diesen Namen verdienen, sind diejenigen, welche eine unschuldige Ausübung der Dichtunst, oder eine allzueifrige Beschäftigung mit derselben, die uns gemeiniglich zu allen andern Verrichtungen ungeschickt läßt, ihr Glück zu machen verhindert hat. Und in diesem Verstande ist ihre Anzahl sehr klein. Ja sie wird noch kleiner, wenn man ihr vorgebliches Unglück in der Nähe mit gesunden Augen, und nicht in einer ungewissen Ferne, durch das Vergrösserungsglas ihrer eigenen mit allen Figuren angefüllten Klagen betrachtet. Ist es nicht ärgerlich, wenn man einen Saint Amant, einen Neukirch, einen Günther so bitter, so ausschweifend, so verzweifelnd über ihre, in Vergleichung andrer, noch sehr erträgliche Armuth wimmern hört? Und sie, die Armuth, ist sie denn etwa nur das Schicksal der Dichter und nicht viel mehr auch aller andern Gelehrten? So viel Sie mir arme Dichter nennen können, eben so viel will ich Ihnen arme Weltweise, arme Aerzte, arme Sternkundige ꝛc. nennen. Aus diesem Gesichtspunkte also, mein Herr, betrachten Sie, wann ich Ihnen rathen soll, ihre Materie etwas aufmerksamer, und vielleicht finden Sie zuletzt, daß Sie ganz unrecht gethan haben, ich weis nicht was für einen gewissen Stern zu erdichten, der sich ein Vergnügen daraus macht, die Säuglinge der Musen zu tyrannisiren. — — — Sind Sie meiner

Erinnerungen bald satt? Doch, noch eine. Ich finde, daß Sie in ihrem Verzeichniß einen Mann ausgelassen haben, der vor zwanzig andern eine Stelle darinne verdienet; den armen Simon Lemnius. Sie kennen ihn doch wohl? Ich bin ꝛc.

Zweyter Brief.

An ebendenselben.

Wahrhaftig, ich bewundre Sie! Ein Beywort, an dessen Nachdruck ich nicht einmal gedacht hatte, legen Sie mir in allem Ernste zur Last? Ich fürchte, ich fürchte, wir werden über den armen Simon Lemnius in einen kleinen Zank gerathen. Und da sehen Sie es, daß ich das Herz habe, ihn noch einmahl so zu nennen, ob Sie ihn gleich den verleumderischen, den boshaften, den meineidigen, den unzüchtigen heissen. Aber sagen Sie mir doch, geben Sie ihm diese Benennungen, weil Sie seine Aufführung untersucht haben, oder weil sie ihm von andern gegeben werden? Ich befürchte das letztere, und muß also den armen Lemnius gedoppelt beklagen. War es nicht genug, daß ihn Lutherus verfolgte, und muß sein Andenken auch noch von der Nachwelt befeindet werden? Aber Sie erstaunen; Lutherus und verfolgen, scheinen Ihnen zwey Begriffe zu seyn, die sich widersprechen. Geduld! Wann Sie wollen, so will ich Ihnen alles erzählen; und alsdann urtheilen Sie. Vorher aber muß ich Sie um alles was heilig ist bitten, mich nicht für einen elenden Feind eines der größten Männer, die jemals die Welt gesehen hat, zu halten. Lutherus stehet bey mir in einer solchen Verehrung, daß es mir, alles wohl überlegt, recht lieb ist, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der That der Gefahr sonst nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar, als die blendendste seiner Vollkommenheiten. Sie sind so gar für mich lehrreicher, als alle diese zusammen genommen; und ich werde mir ein Verdienst daraus machen, sie Ihnen zu zeigen. [1] — — Zur

[[1] So muß der sprechen, der aus Ueberzeugung und nicht aus Heucheley lobt.

Aus dieser letztern Quelle sind, leider ein großer Theil der uneingeschränkten Lobsprüche geflossen, die Luthern von unsern Theologen beygelegt werden.

Denn loben ihn nicht auch diejenigen, deren ganzen, losem Geitze und Ehrgeitze man es nur allzuwohl anmerkt, daß sie im Grunde ihres Herzens, nichts weniger als mit Luthern zufrieden sind? die ihn heimlich verwünschen, daß er sich auf Unkosten seiner Amtsbrüder groß gemacht, daß er die Gewalt und den Reichthum der Kirche den Regenten in die Hände gespielt,

Sache also! Lemnius, oder wie er auf Deutsch heißt, Lemichen, lag den Wissenschaften in Wittenberg ob, eben als das Werk der Reformation am feurigsten getrieben ward. Sein Genie trieb ihn zur römischen Dichtkunst, und mit einer ziemlich beträchtlichen Stärke darinne verband er eine gute Kenntniß der griechischen Sprache, welche damals noch etwas seltnes war. Sein muntrer Kopf und seine Wissenschaften erwarben ihm die Freundschaft des Melanchthons, welcher ihn mit Wohlthaten überhäufte. Sabinus, der Schwiegersohn des Melanchthons, befand sich damals auch in Wittenberg. Zwey gleiche Köpfe auf einer hohen Schule werden sich leicht finden, und Freunde werden. Sabinus und Lemnius wurden es auf die ausnehmendste Weise, und ich finde, daß auch die darauf folgenden Händel ihre Freundschaft nicht geendet haben. Im Jahre 1538 kam es Lemnio ein, zwey Bücher lateinischer Sinnschriften drucken zu lassen. Er ließ sie also unter seinem Namen drucken; er ließ sie in Wittenberg drucken, und brachte sie vorher, wie ich es höchst wahrscheinlich zeigen kann, dem Melanchthon zur Beurtheilung. Diese drey Umstände, mein Herr, erwägen Sie wohl; sie beweisen schon so viel, daß Lemnius ein gut Gewissen muß gehabt haben. Melanchthon fand nichts anstößiges darinne, wie es Sabinus dem Drucker versicherte. Nunmehr wurden sie bekannt gemacht; aber kaum waren sie einige Tage in den Händen der Leser gewesen, als Luther auf einmal ein entsetzliches Ungewitter wider sie, und ihren Verfasser erregte. Und warum? Fand er etwa jene lascivam verborum licentiam darinne? Diese wäre vielleicht zu entschuldigen gewesen, weil sie der Meister in dieser Art des Witzes, Martial, Epigrammaton linguam nennt. Oder fand er, daß sie giftige Verleumdungen enthielten, die Ehre eines unschuldigen Nächsten zu brandmahlen? Oder fand er gar seine eigene Person darinne beleidigt? Nein; alles das, weßwegen Sinnschriften mißfallen können, mißfiel Luthern nicht, weil es nicht darinne anzutreffen war; sondern das mißfiel ihm, was wahrhaftig an den Sinnschriften das anstößige sonst nicht ist: einige Lobeserhebungen. Unter den damaligen Beförderern der Gelehrsamkeit war der Churfürst von Maynz Albertus einer der vornehmsten. Lemnius hatte Wohlthaten von ihm empfangen, und mit was kann sich ein Dichter sonst erkenntlich erzeigen, als mit seinen Versen? Er machte

und den geistlichen Stand dem weltlichen Preis gegeben, da doch dieser so manche Jahrhunderte jenes Sklave gewesen? Anm. des Verf.] 1784.

also deren eine ziemliche Menge zu seinem Ruhme; er lobte ihn als einen gelehrten Prinzen, und als einen guten Regenten. Er nahm sich aber wohl in Acht, es nicht auf Luthers Unkosten zu thun, welcher an dem Albertus einen Gegner hatte. Er gedachte seines Eifers für die Religion nicht mit einem Worte, und begnügte sich, seine Dankbarkeit mit ganz allgemeinen, ob gleich hin und wieder übertriebenen Schmeicheleyen an den Tag zu legen. Gleichwohl verdroß es Luthern; und einen katholischen Prinzen, in Wittenberg, vor seinem Angesichte zu loben, schien ihm ein unvergebliches Verbrechen.[1] Ich dichte diesem grossen Manne hierdurch nichts an, und berufe mich deswegen auf sein eigen Programma, welches er gegen den Dichter anschlagen ließ, und das Sie, mein Herr, in dem 6ten Tome seiner Schriften, Altenburgischer Ausgabe, nachlesen können. Hier werden Sie seine Gesinnungen in den trockensten Worten finden; Gesinnungen, welche man noch bis auf den heutigen Tag auf dieser hohen Schule beyzubehalten scheinet. Luther donnerte also mündlich und schriftlich wider den unbehutsamen Epigrammatisten, und brachte es in der ersten Hitze so gleich dahin, daß ihm Stubenarrest angekündigt ward. Ich habe immer gehört, daß ein Poet eine furchtsame Kreatur ist; und hier sehe ich es auch. Lemnius erschrack desto heftiger, je unvermutheter dieser Streich auf ihn fiel; er hörte, daß man allerhand falsche Beschuldigungen wider ihn schmidete, und daß Luther die ganze Akademie mit seinem Eifer ansteckte; seine Freunde machten ihm Angst, und prophezeyten ihm lauter Unglück, anstatt ihm Muth einzusprechen; seine Gönner waren erkaltet; seine Richter waren eingenommen. Sich einer nahen Beschimpfung, einer unverdienten Beschimpfung zu entziehen, was sollte er thun? Man rieth ihm zur Flucht; und die Furcht ließ ihm nicht Zeit zu überlegen, daß die Flucht seiner guten Sache nachtheilig seyn werde. Er floh; er ward citirt; er erschien nicht;[2] er ward

[1 Es war den ersten Reformatoren sehr schwer, dem Geiste des Pabstthums gänzlich zu entsagen. Die Lehre von der Toleranz, welche doch eine wesentliche Lehre der christlichen Religion ist, war ihnen weder recht bekannt, noch recht behäglich. Und gleichwohl ist jede Religion und Sekte, die von keiner Toleranz wissen will, ein Pabstthum. Anm. des Verf.] 1784.

[2 Lemnius hätte, wie Alcibiades, den die Athenienser zurückberiefen, um sich gegen seine Ankläger zu vertheidigen, antworten können:

Εὐηϑες, τον ἐχοντα δικην ζητειν ἀποφυγειν, ἑνον φυγειν.

Und als man den Alcibiades fragte, ob er seinem Vaterlande (*τη πατριδι*) nicht zutraue, daß es gerecht seyn werde, antwortete er: auch meinem Mutterlande nicht (*τη μητριδι*).

verdammet; er ward erbittert; er fing an seine Verdammung zu verdienen, und that, was er noch nicht gethan hatte; er vertheidigte sich, so bald er sich in Sicherheit sahe; er schimpfte; er schmähte; er lästerte. — — Soll ich in meinen künftigen Briefen fortfahren, Ihnen mehr davon zu sagen? Ich bin ꝛc.

Dritter Brief.

An ebendenselben.

Ehe ich fortfahre, soll ich Ihnen auf verschiedene Puncte antworten. Wohl! Der erste ist dieser: Sie behaupten die Lobeserhebungen des Albertus wären nicht das einzige gewesen, was Luthern wider den Lemnius aufgebracht; sondern verschiedne bittre Anzüglichkeiten wider den und jenen ehrlichen Mann hätten das ihre dazu beygetragen. Sie berufen sich dieserwegen auf des Matthesius und Luthers eigenes Zeugniß. Allein wie schwer wird es Ihnen fallen, wenn Sie diese Anzüglichkeiten in den ersten zwey Büchern, von welchen allein jetzo die Rede ist, werden erhärten sollen! Wenn Lemnius spottet, so spottet er über die allergemeinsten Laster und Thorheiten; er braucht niemals andre als poetische Namen; und das Beissende ist sein Fehler so wenig, daß ich ihm gar wohl einen stärkern Vorrath davon gewünscht hätte; gesetzt auch, daß das Bißchen Ehre dieses oder jenes Thoren draufgegangen wäre. Ich behaupte also kühnlich, daß Lemnius so wenig ein Verleumder ist, daß ich ihn nicht einmal für einen guten Epigrammatisten halten kann, welcher das Salz mit weit freygebigern Händen ausstreuet, ohne sich zu bekümmern, auf welchen empfindlichen Schaden es fallen wird. Aber hier sind sie ja, ruffen Sie, die gottlosen Sinnschriften, welche eine solche Ahndung gar wohl verdienten. Hat sie nicht Schellhorn angeführt? Und sollten Sie sie nicht gelesen haben? — — — Ja, mein Herr, ich habe sie gelesen; und diese eben sind es, wo ich Sie erwartete, um Ihnen unwidersprechlich zu zeigen, wie unbillig die Aufbürdungen waren, welche man Lemnio machte. Martial bittet in der Vorrede zu seinen Sinnschriften: **absit à jocorum nostrorum simplicitate malignus interpres,**

Wie leicht kann es nicht aus Irrthum oder Unwissenheit ein schwarzes Steinchen für ein weisses greifen.

Zu der Nachricht, daß ihn seine Landesleute zu Tode verurtheilt, sprach er: wir wollen ihnen zeigen, daß wir noch leben. Er ging zu den Lacedemoniern und erregte den Atheniensern den dekelikischen Krieg. Aelian. XIII. c. 38.] 1784.

nec Epigrammata mea scribat. — — Und daß sie bey dem Geyer wären, die verdammten Ausleger! Bald wird man vor diesem Geschmeisse keinen Einfall mehr haben dürfen! — — Jedoch ich erzürne mich, und zum Beweisen braucht man kaltes Blut. Lassen Sie uns also ganz gelassen anfangen; und zwar bey dem Midas. Der Rang gehet nach den Ohren! Das Sinngedichte, das Lemnius auf ihn gemacht hat, enthält ungefehr dieses: Midas, spricht er; wann schon dein Haus auf Marmorseulen ruhte; wann du in deinen Kasten gleich venetianische Schätze verschlossen hättest; so bist du doch ungelehrt, und nichts besser als ein Bauer. Denn was du bist, kann der geringste aus dem Pöbel seyn. Wen muß er wohl mit dieser Sinnschrift gemeint haben? Einen reichen Edelmann ohne Zweifel, dessen ganzer Verstand der Goldklumpen war: oder wohl gar, wenn es dergleichen schon damals gegeben hat, einen dummen Grafen, den man mit seinem Hofebauer vermengen würde, wenn ihn nicht das reiche Kleid kenntlich machte. — — Ach, was Edelmann? Was Graf? Hier ist ein ganz andrer gemeint. Der Dichter ist ein Majestätsschänder, und er meint niemand geringern, als den Churfürsten von Sachsen. — wen? Den großmüthigen Johann Friedrich? Wie ist das möglich? — — Möglich, oder nicht; kurz es ist klar; lesen Sie doch nur das Original:

In Midam

Extent marmoreis tibi splendida tecta columnis,
  Et tibi vel Venetas arca recondat opes;
Aurifer et nitidis tibi serviat Albis arenis,
  Serviat et culti plurima gleba soli;
Multaque florentes pascant armenta per agros,
  Tondeat et teneros rustica villa greges:
Es tamen indoctus; rides? es rusticus idem;
  Id quod es, e populo quilibet esse potest.

Nun, finden Sie es noch nicht, daß der Churfürst von Sachsen gemeint ist? O, Sie sind muthwillig blind! Glauben Sie mir nur, die Zeile

Aurifer et nitidis tibi serviat Albis arenis,

ist nicht umsonst. Wo fließt denn die Elbe? Wem dienet denn dieser Fluß? — — — Doch es fällt mir unmöglich in diesem Tone länger fortzufahren. Im Ernste also: kann eine Beschuldigung boshafter und zugleich ungegründeter seyn? Von allen den übrigen Sinnschriften, die

man ihm zur Last legt, werde ich ein gleiches sagen müssen. Er schildert einen Thraso, welcher nicht eher Muth hat, als biß er ihn aus den Gläsern in sich gegossen: und das soll der Commendant in Wittenberg seyn. Er mahlet einen Rabulisten ab, dessen nichts bedeutendes Gewäsche er verlacht: und muß den Kanzler Pontanus getroffen haben. Auf ein ehrliches Frauenzimmer sollen folgende Zeilen gehn:

Cur vites semper communia balnea dicam,
Quod sis nigra scio, quod scabiosa puto.

Und was ist gleichwohl klärer, als daß dieses ein Frauenzimmer seyn muß, welches nirgends als in der Einbildung des Dichters anzutreffen? Hatte denn Wittenberg damals öffentliche Bäder, welche das Mannsvolk und das Frauenzimmer ohne Unterscheid zugleich besuchen durfte? Oder hat dergleichen jemals eine christliche Stadt gehabt? Erlauben Sie mir also, mein Herr, daß ich die übrigen Vorwürfe von dieser Art übergehe; und suchen Sie, wenn Sie können, in den ersten zwey Büchern stärkere und der Wahrheit gemässere Beyspiele auf, um mich zu überzeugen. Finden Sie aber deren keine; so seyn Sie gelehrig, und erlauben, daß ich Sie überzeugen darf. Wollen Sie mir etwan einwenden: Lemnius könne allerdings auf den und jenen gezielet haben, ob es uns gleich jetzo, wegen Entfernung der Zeit, und aus Mangel gewisser kleinen Nachrichten, unmerklich wäre; genug, daß doch damals seine Stiche geblutet hätten, wie man aus dem Zeugnisse der Zeitverwandten sehen könne. — — — Ich will mich dieses zu widerlegen nicht dabey aufhalten, was ich von den Grenzen einer erlaubten Satyre hernehmen könnte; sondern ich will mich gleich zu dem Zeugnisse selbst wenden, auf welches Sie sich berufen. Lassen Sie uns also die Stelle aus des Matthesius Predigten über das Leben unsers Luthers näher betrachten. Hier ist sie: „Im 38 Jar thet sich herfür ein Poetaster, Simon Lemchen „genannt: der fing an, viel guter Leut mit schendlichen und „lesterlichen Versen zu schmehen, und die grossen Verfolger „des Evangelii mit seiner Poeterey zu preisen, auch unsern „Doctor in seiner Krankheit zu verhöhnen, dazu ihm grossen „ser Leut Verwandten halffen, daß soche Schmehschriften „gedruckt und heimlich ausgestreuet wurden, wie auch dieser „ser Lemnius hernach eine Rifianische und greuliche Lesterschrift, die er den Hurenkrieg nennet, dem heiligen Ehestand

„und der Kirchendiener Ehe, und viel erbaren Frauen zu „Unehren ließ ausgehen ꝛc.“ Als Prediger, bin ich hier mit dem guten Matthesius recht wohl zufrieden, aber als Geschichtschreiber gar nicht. Eine einzige Anmerkung wird seine Glaubwürdigkeit verdächtig machen. Er sagt; Lemnius habe Luthern in seiner Krankheit verhöhnt. Wo finden Sie in den ersten zwey Büchern die geringste Spur davon? Suchen Sie, so viel Sie wollen! Matthesius begeht hier ein Hysteronproteron, welches gar nicht fein ist. Lemnius hat Luthers eher mit keinem Worte im Bösen gedacht, als bis er es an ihm erhohlte. Das Sinngedichte, auf welches Matthesius hier zielt, stehet in dem dritten Buche, in welchem freylich sehr viel nichtswürdige Sache stehen, die aber durchaus nicht zur Ursache seiner Verdammung können gemacht werden, weil er sie erst nach derselben den beyden ersten Büchern beyfügte. Es ist zwar so schmutzig und so niederträchtig, daß ich mich mehr als die beyden ersten Zeilen, welches folgende sind:

In M. Lutherum

Ipse dysenteriam pateris clamasque cacando
Quamque aliis optas evenit illa tibi etc.

anzuführen scheue: wann es aber auch noch schmutziger, noch niederträchtiger wäre, so würde es dennoch dem Matthesius sehr übel zu nehmen seyn, daß er den Lemnius verhaßt zu machen, zu Falschheiten seine Zuflucht nimt, und dasjenige zum Hauptverbrechen macht, was nichts als die Wirkung eines verbitterten Gemüths war. Da er sich aber hier auf dem fahlen Pferde finden läßt, wie kann man ihm in den übrigen trauen? Werden die schändlichen und lästerlichen Verse auf viel gute Leute, nicht eben so erdichtet, wenigstens zu früh vorweg genommen seyn, als die Verhöhnung des kranken Luthers? Und sie sind es auch allerdings, weil, was ich schon mehr als einmal gesaget habe, in den ganzen beyden ersten Büchern keine Spur davon anzutreffen ist. Es bleibt also auch in diesem Zeugnisse dem Lemnius weiter nichts zur Last, als daß er, wie Matthesius sagt, die grossen Verfolger des Evangelii mit seiner Poeterey gepriesen hat. Aber auch das ist nicht eigentlich wahr, weil er den Churfürsten Albrecht zwar lobt, aber stets bloß als einen Beförderer der Wissenschaften und als einen Beschützer der Gelehrten, welches auch Erasmus und Hutten gethan haben, niemals aber als einen Feind der damals neu aufkeimenden reinern Lehre. Kaum daß er

ganz von weiten, so viel ich mich erinnere, an einer einzigen Stelle, auf seiner Liebe gegen die alte Religion zielt — — Auf ihren ersten Einwurf, mein Herr, glaube ich Ihnen also genug gethan zu haben. Ich hätte noch den zweyten zu beantworten, allein ich will ihn lieber versparen und Sie argwohnen lassen, daß ich nicht sogleich etwas dagegen erwiedern könnte, als durch einen unbändig langen Brief ihre Aufmerksamkeit schwächen. Ich bin &c.

Vierter Brief.

An ebendenselben.

Ich bin Ihnen noch die Antwort auf einen zweyten Einwurf schuldig. Sie behaupten, Lemnius habe seine Sinnschriften verstohlner Weise drucken lassen; ich hingegen habe gesagt, es sey höchst wahrscheinlich, daß er sie dem Melanchthon vorher zur Beurtheilung übergeben. Sie berufen sich auf ein Schreiben des letztern an den Churfürsten, dessen Innhalt Seckendorf anführt; und ich bin kühn genug eben dieses Schreiben für mich zu gebrauchen. Melanchthon schreibt also an den Churfürsten, welchem ohne Zweifel Luther diese Kleinigkeit auf der allerschwärzesten Seite vorgestellet hatte: „Was er dabey versehen habe, sey ohne Vorsatz „geschehen; Lemnius habe ihm für seine erwiesene Wohlthaten schlecht „gedankt, und ihn selbst an zwey Stellen sehr schimpflich durchgezogen. „Er habe die Sinnschriften nicht eher zu sehen bekommen, als da sie schon „abgedruckt gewesen. Weil er viel Anzüglichkeiten gegen Privatpersonen „darinne gefunden, habe er dem Verfasser sogleich Stubenarrest ankün„digen lassen, und sey Willens gewesen, ihn zu relegiren. Als er den „Tag darauf gar verschiedenes angetroffen, was dem Churfürsten und „Landgrafen zur Verkleinerung gereiche, habe er ihn wollen in Verhaft ver„nehmen lassen. Lemnius aber sey ihm mit der Flucht zuvorgekommen; „man habe ihn öffentlich vorgeladen, und ihn endlich, weil er nicht er„schienen, mit Schimpf von der hohen Schule verbannt. Er bitte also „den Churfürsten, es ihm nicht übel zu deuten, daß er wegen der vielen „akademischen Geschäfte, die Sinnschriften des Lemnius nicht gleich durch„gelesen, und das was der Ehre des Churfürsten darinne nachtheilig sey, „nicht gleich gefunden habe. Man solle es ihm nicht zurechnen, daß sein „Schwiegersohn, wie man vorgebe, dem Drucker die Sinnschriften zu „drucken angerathen, und noch die Lügen hinzugefügt habe, daß sie von

„ihm, dem Melanchthon, gebilliget wären.“ — — — Sagen Sie mir aufrichtig, mein Herr, klingt dieses nicht vollkommen, wie das Gewäsche eines Mannes, der sich gedrungen entschuldiget, und eigentlich nicht weis was er sagen soll? Ich darf Ihnen den Charakter des Melanchthons nicht lang schildern; Sie kennen ihn so gut als ich. — — Ein sanftmüthiger ehrlicher Mann, der mit sich anfangen ließ was man wollte, und den besonders Luther lenken konnte, wie er es nur immer wünschte. Sein Feuer verhielt sich zu Luthers Feuer, wie Luthers Gelehrsamkeit zu seiner Gelehrsamkeit. Nach seiner natürlichen Aufrichtigkeit würde er es gewiß frey bekannt haben, daß er in den Sinnschriften des Lemnius nichts anstößiges gefunden, wenn Luther nicht gewollt hätte, daß er etwas darinne finden sollte. Er hatte von der Einsicht seines Freundes so hohe Begriffe, daß so oft sein Verstand mit Luthers Verstande in Collision gerieth, er den seinigen allezeit Unrecht haben ließ. Luthers Augen waren ihm glaubwürdiger, als seine eigene. Sie sehen es hier. Er ließ sich nicht allein Schmähungen wider seinen Landesherrn in den unschuldigen Sinnschriften von ihm weisen, sondern ließ sich so gar überreden, daß Lemnius auch ihn selbst nicht verschonet habe. Nun aber biete ich die scharfsichtigsten Augen auf, mir diese zwey Stellen nur mit der allergeringsten Wahrscheinlichkeit zu zeigen. Das finde ich wohl, und finde es auf den meisten Seiten, daß Lemnius den Melanchthon lobt, und daß er ihn auch noch da lobt, da er wider alle Anhänger des Luthers die giftigsten Spöttereyen ausströmet. Er schiebt alle Schuld auf den Sabinus, weil sie doch auf jemanden muß geschoben seyn. Wer aber kann sich wohl einbilden, daß dieser seinem Schwiegervater einen so übeln Dienst habe leisten wollen? Wenigstens, wenn er es gethan hat, so muß man ihm so viel Rechtschaffenheit zutrauen, das er etwas ganz gleichgültiges zu thun geglaubt hat. Er muß die Sinnschriften seines Freundes für etwas unschuldiges angesehen haben, das von nichts weniger als gefährlichen Folgen seyn könne. Und auch alsdann habe ich schon viel gewonnen. Eben so unschuldig als sie dem Sabinus geschienen, eben so unschuldig haben sie auch dem Melanchthon scheinen können; und er selbst ist es nicht in Abrede, weil er um Verzeihung bey dem Churfürsten bittet, daß er das Anstößige darinne nicht sogleich wahrgenommen. O wahrhaftig, wo es nicht gleich in die Augen fällt, wo man es lange suchen muß, da ist es selten in der That anzutreffen! Doch ich besinne mich,

daß ich einmal recht freygebig mit Ihnen verfahren will. Wenn ich Ihnen zugebe, daß in der That alles ohne Billigung des Melanchthons gedruckt worden, warum hat man den Sabinus nicht zur Verantwortung gezogen? Diesem, und nicht dem Lemnius, ist die Uebergehung der Censur zuzuschreiben. Diesen strafe man, wenn anders, es sey nun durch seine Bosheit, oder durch seine Nachläßigkeit, ein strafbares Buch zum Vorschein gekommen ist. Ich sage mit Fleis ein strafbares Buch; denn wenn es ein gleichgültiges gewesen ist, wie ich in meinem vorigen Briefe erwiesen habe, so ist weder dem einen noch dem andern, dem Lemnius aber am allerwenigsten, ein Verbrechen aus Verabsäumung einer Ceremonie zu machen. Und mehr als eine Ceremonie wäre es nicht gewesen. — — Es ist mir recht lieb, daß ich hier abbrechen kann; denn wahrhaftig das Vertheidigen wird mir sauer, wenn ich etwas allzuleichtes zu vertheidigen habe. Ich bin ꝛc.

Fünfter Brief.

An ebendenselben.

Ich kann also in meiner Erzehlung fortfahren? — — Ich schloß meinen zweyten Brief mit der Flucht des Lemnius. Sagen Sie nicht, daß ihn diese Flucht meineidig gemacht hat, und daß er vermöge des Eides, den er als ein akademischer Bürger geleistet, sein Urtheil hätte abwarten sollen. Wenn ich augenscheinlich sehe, daß mir meine Richter die Gerechtigkeit versagen werden, so entfliehe ich nicht meinen Richtern, sondern Tyrannen, wenn ich ihnen entfliehe. Ein aufgebrachter Luther war alles zu thun vermögend. Bedenken Sie; seine blinde Hitze ging so weit, daß er sich nicht scheute in einer öffentlichen, an die Kirchthüren angeschlagenen Schrift zu behaupten; der flüchtige Bube, wie er den Lemnius nennt, würde, wenn man ihn bekommen hätte, nach allen Rechten billig den Kopf verlohren haben. Den Kopf? und warum? Wegen einiger elenden Spöttereyen, die nicht er, sondern seine Ausleger giftig gemacht hatten? Ist das erhört? Und wie hat Luther sagen können, daß ein Paar satyrische Züge gegen Privatpersonen mit dem Leben zu bestrafen wären; er, der auf gekrönte Häupter nicht stichelte, sondern schimpfte? In eben der Schrift, in welcher er den Epigrammatisten verdammt, wird er zum Pasquillanten. Ich will seine Niederträchtigkeiten eben so wenig wiederhohlen, als des Lemnius seine

So viel aber muß ich sagen: was Lemnius hernach gegen Luthern ward, das ist Luther hier gegen den Churfürsten von Maynz. — — — Gott, was für eine schreckliche Lection für unsern Stolz! Wie tief erniedriget Zorn und Rache, auch den redlichsten, den heiligsten Mann! Aber, war ein minder heftiges Gemüthe geschickt, dasjenige auszuführen, was Luther ausführte? Gewiß, nein! Lassen Sie uns also jene weise Vorsicht bewundern, welche auch die Fehler ihrer Werkzeuge zu brauchen weis! — — Diese gedachte Schrift des Luthers ward gleich nach der Flucht des Lemnius angeschlagen, und zog seine öffentlichen gerichtlichen Vorladungen nach sich. Der Herr Prof. Kappe hat sie uns in dem dritten Theil seiner Nachlese aus einer Handschrift mitgetheilet. Sie sind werth gelesen zu werden, und ein Paar Anmerkungen die ich sogleich darüber machen will, werden Ihnen Lust dazu erwecken. Die erste ist diese: man läßt das Verbrechen des Lemnius bloß darinne bestehen, daß er in seinen giftigen Versen viel ehrliche Leute von allerley Stande angegriffen habe. Es ist bekannt, daß damals Melanchthon alle akademische Anschläge besorgte, und auch in diesem ist seine bekannte Behutsamkeit deutlich zu spüren. Er gedenkt der Lobsprüche des Churfürsten Albrechts, derentwegen Luther das meiste Lermen machte, mit keinem Worte. Noch vielweniger sagt er, daß Lemnius den Landesherrn angetastet habe. Zu beyden war er zu klug; jenes hätte einen blinden Haß verrathen; und dieses stand nicht zu erweisen. Meine zweyte Anmerkung wird Ihnen zeigen, daß man bey diesem Processe tumultuarisch verfahren. Lemnius wird nicht, wie gewöhnlich, zu drey verschiedenenmalen, sondern gleich auf das erstemal peremptorie citirt, und der Termin, den man ihm setzt, sind acht Tage. Dieser Umstand, sollte ich meinen, verräth mehr eine Lust zu verdammen, als zu verhören. Lemnius erschien, wie man leicht denken kann, nicht, und ward also öffentlich contumacirt und seine Relegation ward auf den achten Tag darnach, als den dritten Julius, festgesetzt. In dem Anschlage, in welchem man ihn contumacirt, wird gesagt, man habe ihm in der Citation freygestellt, entweder selbst, oder durch einen Bevollmächtigten zu erscheinen. Allein dieses ist falsch; er wurde ausdrücklich in eigner Person vorgeladen, und es ist besonders, daß man sich auch nicht einmal so viel Zeit genommen hat, diese Kleinigkeit nachzusehen. Die Relegation ging also erwähnten Tages vor sich, und der Anschlag wodurch sie bekannt gemacht wurde,

ist in so heftigen Ausdrücken abgefaßt, daß Lemnius nothwendig erbittert werden mußte. Er war von Wittenberg nach Halle, zu seinem Mäcenas dem Albertus geflohen, und hier fand er vollkommene Freyheit, seine Feinde nach dem Sprichworte: Per quod quis peccat etc. zu bestrafen. Die beyden ersten Bücher seiner Sinnschriften waren in Wittenberg verbrannt worden; er ließ sie also wieder auflegen, und fügte ein drittes Buch hinzu, worinn er die Strafe, die er voraus empfangen hatte, recht reichlich zu verdienen suchte. Vogt sagt, diese zweyte Auflage sey in Basel gedruckt worden. Ich habe sie eben vor mir, kann aber nicht die geringste Spur davon entdecken, weil ich gar keinen Ort benennet finde. Da ich des Hr. Vogts einmal gedacht habe, so merken Sie doch dieses von ihm, daß er auch einer von denen ist, welche, zum Nachtheile der Wahrheit, in der ersten Ausgabe Schmähungen wider den Churfürsten von Sachsen, wider Luthern und andre Wittenbergische Professores, finden. Luthers ist mit keinem Worte darinne gedacht, und was er in dem dritten Buche wider ihn hat, muß man durchaus nicht auf die Rechnung der zwey ersten schreiben, und also zur Ursache der Verbannung machen. Der Hr. Prof. Kappe beschreibet, in dem vierten Theile des angezognen Werks, beyde Ausgaben sehr sorgfältig; und ich verweise Sie dahin, um mich bey bekannten Sachen nicht aufzuhalten. Es thut mir aber leid, daß ich eben das von ihm sagen muß, was ich von dem Hrn. Vogt gesagt habe. Von der Apologie des Lemnius, welche nach dem dritten Buche heraus kam, werde ich gleichfalls nichts gedenken, weil sie Ihnen schon aus dem Schellhorn genugsam bekannt ist. Ich eile vielmehr auf den Hurenkrieg, wie ihn Matthesius nennt, und rühme mich im voraus, daß das, was ich davon sagen werde, durchaus neu seyn wird, weil Hr. Freytag und andre Bücherkenner einmüthig gestehen, daß von dieser Schrift, wovon sie auch nicht einmal den eigentlichen Titel wissen, überall ein tiefes Stillschweigen sey — — Spitzen Sie sich aber nur nicht umsonst, mein Herr. Ich werde Sie auf dieses Confect noch acht Tage warten lassen, und hier abbrechen — — Doch ich habe ja noch eine Hand breit Platz; warum soll ich diesen ledig lassen? — — Will mir denn geschwind nichts einfallen ob fugam vacui? Doch ja; ich will Ihnen noch sagen, daß man unter den Nichtswürdigkeiten des dritten Buchs auch noch hier und da eine artige Anekdote antrift. Diese zum Exempel, daß Erasmus den J. Jonas oratorem sine grammatica

genennet hat. O ich bitte Sie, lassen Sie diesen Einfall nicht ins Vergessen gerathen; er ist allzuartig, und auch jetziger Zeit noch brauchbar. Besinnen Sie sich, wie wir vor einem Jahre über die Herrn * * und * * lachten, wann sie mitten in ihrem oratorischen Feuer, bey Wendungen, die eines Cicero werth waren, den Donat vergessen zu haben schienen. Eine Maulschelle die der gute Priscian in einem Panegyrico bekam, ärgerte uns mehr, als Kenner die Maulschelle im Cid geärgert hat. Erlauben Sie mir also, wenn ich dieser Herren etwa einmal gegen Sie erwähnen sollte, daß ich den einen den — — schen, und den andern den — — schen oratorem sine grammatica nennen darf — — Nun habe ich Zeit zu schliessen, wenn ich meinen gehorsamen Diener noch ohne Abkürzung herbringen will. Ich bin ꝛc.

Sechster Brief.

An ebendenselben.

Es ist mir lieb, daß Sie sich auf die Nachricht, die ich Ihnen von dem so genannten Hurenkriege geben werde, freuen. Es ist unwiedersprechlich, daß seine Seltenheit ausserordentlich ist, und daß man nichts davon weis, als das wenige, was Matthesius davon sagt. Lemnius drohte am Ende seiner Apologie im Voraus damit, und versprach die Greuel des wollüstigen Wittenbergs auf das schrecklichste darinne aufzudecken. Er versicherte, daß er sehr wohl davon unterrichtet wäre, weil er Zeit seines Aufenthalts in Wittenberg, viel Gesellschaften beygewohnet, in welchen er von dem und jenem dieses und jenes Hausgeheimniß erfahren hätte. Allein mit diesem Bekenntnisse hat er sich Schaden gethan, weil wahrhaftig das Geschwätze akademischer Wüstlinge, welches ohne Zweifel seine Gesellschafter waren, eine schlechte Quelle der Wahrheit ist. Doch was bekümmerte er sich um die Wahrheit? Er suchte bloß seine Widersacher verhaßt zu machen, und ihnen Schimpf und Schande in einem weit reichlichern Masse, als er von ihnen bekommen hatte, wieder zuzumessen. Ich räume es Ihnen ein, daß er großmüthig würde gehandelt haben, wann er sich nicht zu rächen gesucht, sondern, in seine eigne Tugend eingehüllt, die Rechtfertigung der Nachwelt erwartet hätte. Doch wie vielen ist es gegeben so großmüthig zu handeln? Und gehören die Dichter unter diese wenigen? Selbst Horaz, der sonst gelassene Horaz sagt, Dem sey der Himmel gnädig, der mich angreift!

Flebit, et insignis tota cantabitur Urbe.

Ein jeder wehrt sich womit er kann; der Wolf mit den Zähnen; der Ochse mit den Hörnern: und die Natur selbst lehrt es sie. Der erzürnte Cervius droht mit Gesetz und Urtheln und die feindselige Canidia mit Gift:

Ut, quo quis valeat, suspectos terreat.

Soll der arme Dichter nur allein seine Waffen nicht brauchen? Und sind die mit Geißeln bewafneten Satyrs, die ihnen Apoll zur Bedeckung gegeben, nicht das einzige, was sie noch ein wenig in Ansehen erhält? Noch besser würde es um sie stehen, wann das Lycambische Geheimniß nicht verlohren gegangen wäre, einen Feind durch Stichelreden so weit zu treiben, daß er aus Verzweiflung zum Stricke greifen muß. Ha! Ha! Meine Herrn Thoren, ich wollte alsdann den Wald sehen, in welchem nicht ein jeder Baum, wenigstens einen von ihnen hätte reif werden lassen!

— — — — In malos asperrimus

Parata tollo cornua:

dachte also auch Lemnius, und wer weis ob wir nicht auch beyde eben so gedacht hätten? Lassen Sie uns auf keine Tugend stolz thun, die wir noch nicht haben zeigen können. Ein beleidigter Mensch ist ein Mensch; und ein beleidigter Poete ist es gedoppelt. Die Rache ist süsse, und Sie sollen es gleich an einem kleinen Exempel sehen. Ich will hier meinen Brief schliessen, und Sie noch acht Tage auf meine Anekdoten warten lassen. Und warum? — — Hat uns doch ihre Mademoisell Schwester schon dreymal acht Tage vergebens auf ihren Besuch warten lassen. Aber, werden Sie sagen, was geht mich meine Schwester an? — — Aber hören Sie es denn nicht, daß ich mich rächen will? Leben Sie wohl!

Siebender Brief.

An ebendenselben.

Sehen Sie, mein Herr, daß Sie noch rachgieriger sind als ich? Ich wollte nichts als eine Verzögrung mit der andern vergelten: Sie aber bestrafen meine Neckerey durch die boshafteste Auslegung, die nur kann erdacht werden. Ich lasse Sie auf meinen Hurenkrieg warten, weil uns ihre Jungfer Schwester auf ihren Besuch warten läßt. Ein artig Compliment! setzen Sie hinzu; und Sie haben recht. So geht es einem Pedanten, wenn er galant thun will. Aber wo Sie diese Anmerkung nicht bey sich behalten haben, und wo Sie mich noch weiblichen Spöttereyen

deswegen aussetzen; so sehen Sie sich vor! Doch vielleicht drohen Sie mir nur, um einem längern Aufschube vorzubauen, und ihre schon beleidigte Neubegierde vor fernern Beleidigungen zu sichern. Wenn das ist, so mag es seyn. Es wird mir ohnedem zur Last, eine besondre Nachricht länger alleine zu wissen, und Sie würden sie nunmehr lesen müssen, wenn Sie auch keine Lust dazu hätten — — Unser Hurenkrieg also ist eine kleine Schrift in Octav auf drey Bogen, und hat folgende Aufschrift: **Lutii Pisaei Juvenalis Monachopornomachia.** Wo und wann sie gedruckt worden, finde ich anders nicht, als mit den Worten: **Datum ex Achaia Olympiade nona,** welche gleichfalls auf dem Titel stehen, angemerkt. Schon hieraus sehen Sie, daß sie Matthesius selbst vielleicht nicht gesehen hat, weil er sie schlechtweg den Hurenkrieg nennet, anstatt daß er sie den Mönchshurenkrieg hätte nennen sollen. Diese Aufschrift, sollte ich meinen, und der Zusatz des Matthesius, daß es eine Schandschrift wider den heiligen Ehestand, und besonders wider die Ehe der Priester sey, wird Ihnen den Innhalt ungefehr errathen lassen; eben wie Sie aus der Erbitterung des Lemnius, ungefehr auf den Ton und den Ausdruck werden schliessen können. Schon die Zueignung, welche an Luthern gerichtet ist, könnte schwerlich giftiger seyn: **Ad celeberrimum, et famosissimum Dominum, Dominum Doctorem Lutherum, sacrarum ceremoniarum renovatorem, causarum forensium administratorem, Archiepiscopum Witebergensem, et totius Saxoniae Primatem, per Germaniam Prophetam.** Den Vorwurf den er ihm hier unter andern wegen der gerichtlichen Angelegenheiten macht, in die er sich, anmaßlicher Weise, gemischt habe, diesen, sage ich, hat Lemnius in seiner Apologie nach seiner Art bewiesen, durch ein Paar schändliche Erzählungen nehmlich, die mir das Zeichen der Erdichtung gleich an der Stirne zu tragen scheinen. In einer davon will er uns unter andern bereden, daß Lutherus durch eine gewisse sträfliche Handlung zu dem bekannten Sprüchworte: Hier liegt der Hund begraben, Gelegenheit gegeben habe. Doch davon ein andermal, damit wir von der Monachopornomachie nicht zu weit abkommen. Ihnen in wenig Worten einen Begrif davon zu machen, muß ich sagen, daß sie eine Art einer Komödie ist; ich sage eine Art, und noch dazu eine der allerschlechtesten Arten: oder sollte ich sie nicht vielmehr einen Mischmasch unzüchtiger Gespräche nennen, die ungefehr den Schein einer Verbindung haben? Die

Personen, welche darinne aufgeführet werden, sind: Venus, die Liebesgötter, der Gott verbothner Ehen, Luther, Jonas, Spalatinus, die Weiber dieser drey Männer, Cotta, Elsa und Jutta, einige Freunde des Luthers, verschiedene Liebhaber der benannten drey Matronen und andre Nebenpersonen; wie es denn der Dichter auch nicht an ein paar Chören hat fehlen lassen. Die Handlung läuft ungefehr dahinaus: Anfangs suchte sich Luther von seiner Käthe, die er schon im Kloster unter Versprechung der Ehe, soll gebraucht haben, auf alle mögliche Art los zu machen. Doch da er eben am eifrigsten daran arbeitet, und schon im Begrif ist, eine andre zu heyrathen, kömmt ihm seine alte Liebste aus dem Kloster über den Hals, und weis ihn so feste zu fassen, daß er sie nothwendig zur Frau nehmen muß. Als seine Freunde, Jonas und Spalatinus dieses sehen, wollen sie ihn in der Schande nicht alleine stecken lassen, sondern nehmen ein jeder eine von den geistlichen Nymphen, welche Käthe aus ihrem Kloster mit gebracht hatte. Doch alle dreye finden ihre Männer hernach ziemlich ohnmächtig, so daß sie sich nothwendig auf auswärtige Kost befleißigen müssen. Hier findet Lemnius Gelegenheit die Frau des Spalatinus fein mit dem Worte Spado spielen zu lassen, und durchaus solche Dinge anzubringen, welche Aergerniß und Eckel erwecken. Die kleinen Gedichte, welche an der Bildseule des Priapus sollen gestanden haben, sind bey weiten nicht so schmutzig, und ungleich sinnreicher. Ich glaube nicht, daß Sie mir es zumuthen, etwas daraus anzuführen: damit Sie aber doch nur einigermassen urtheilen können, so will ich Ihnen die Anrede an Luthern, welche gleich auf die oben angeführten Worte folgt, abschreiben. Wann sie Ihnen ihrer eignen Schönheiten wegen nicht gefallen will, so bedenken Sie nur, daß sie aus einer, mit dem Herrn Janotzky zu reden, ganz entsetzlich raren Schrift genommen ist, vielleicht gefällt sie Ihnen alsdann besser. Denn an dem raren, mein Gott! muß doch wohl etwas seyn.

Ad Lutherum.

Pacis pernities, et causa Luthere tumultus,
O et Saxonicae perfide Praeses aquae,
Qui regis indoctum fallax sine jure popellum,
Quique tuo clarum crimine reddis opus,
Saxonicasque tenes urbes, et cogis ad arma,
Et tibi Leucorium subjicis ipse tuum,

Qui vacuos culpa damnas, solvisque nocentes,
Quique reos falsa judicis arte premis,
Persequerisque pios insigni fraude poteas,
Et qui castalias pellis ab urbe Deas;
Qui toties captos jugulasti mille colonos,
Et toties reparas horrida bella manu;
Cujus et auspiciis sudarunt sanguine fossae,
Et rubeos fluctus unda cruenta dedit,
Ac toties patriis arserunt ignibus arces,
Pertulit et tantum Teutonis ora malum!
Si tibi paulisper cessant convitia linguae,
Et vacat a cunno mentula forte tua,
Accipe non laeto precor haec mea carmina vultu,
Quosque dedit lusus Pieris ipsa lege.
Tristia cum dederint nostrae solatia Musae,
Et poterint versus displicuisse mei;
Tum meliora tibi, tum candida crimina nosces,
Incertusque leges pignora chara tua.

Ich will es einem neuen Cochläo überlassen, alle diese Vorwürfe durch nöthige Erdichtungen, wann er keine wahrhafte Begebenheiten finden kann, zu unterstützen. Ich begnüge mich, Ihnen meinen Abscheu gegen solch lüderliches Zeug zu bezeigen, und zu versichern, daß dieses noch das allerzüchtigste ist, was ich aus den ganzen drey Bogen habe aussuchen können. Es ist aber auch nur der Anfang, von welchem man, in Ansehung des Endes, noch mit Recht sagen könnte:

Desinit in piscem mulier formosa superne.

Dieses Ende ist ein Chor von Babyloniern, und fängt sich folgender Gestalt an:

Lusus, delitias, Cupidinesque
Et cunnos dedimus, vale Luthere,
Appelles aliter licet Luthere.
Refert nempe parum, nihilque refert,
Seu dicas veteris dies Priapi,
Seu festum vocites tibi Lupercal,
Seu floralia, quae semel Catoni
Olim visa fuere — — —

Doch ich komme wieder in das Abschreiben, und bedenke nicht, mit was für Niederträchtigkeiten ich mir diese Mühe gebe; ich habe nur immer bloß ihre Seltenheit vor Augen. Kurz vor dieser Stelle wird noch ein gewisser Valens von Bibra, als der Liebhaber der Käthe eingeführt. Ich vermuthe, daß er ein Tischgenosse wenigstens ein Hausgenosse des Luthers gewesen ist, von welchen, wenn ich nicht irre, Götze eine historische Dissertation geschrieben hat. Ich habe sie zwar vor langer Zeit einmal gelesen, ich kann mich aber nicht besinnen, diesen Namen darinne bemerkt zu haben. Ey! ey! Wie wird die gute Käthe geschimpft haben! Man sagt ihr ohnedem nach, daß sie ein wenig stolz und unleidlich gewesen sey. Und wenn — — — Eben jetzt überfällt mich unser gemeinschaftlicher Freund, Herr B. ** Die Freude über einen so seltnen Besuch macht, daß ich nicht einmal den angefangenen Perioden ausschreiben kann. Ich habe alles vergessen. Trösten Sie sich nur; es wird nicht viel besonders gewesen seyn. Wir empfehlen uns beyde ihrer Freundschaft. O wie wollen wir schwatzen! Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Achter Brief.

An ebendenselben.

Sie hatten ihrem letzten Briefe des Herrn Walchs Geschichte der Catharina von Bora beygelegt; und ich merke gar wohl, warum? Der Schluß meines vorigen Schreibens ist Ihnen anstößig gewesen, und Sie haben das Andenken dieser rechtschafnen Frau bey mir nicht besser zu retten gewußt. Ob Sie es nun gleich nicht nöthig gehabt hätten, so muß ich Ihnen doch für die Mittheilung dieses Werks den verbindlichsten Dank abstatten, weil ich kein gemeines Vergnügen dabey gefunden habe. Und nothwendig muß es allen denjenigen sehr angenehm seyn, welche auch Kleinigkeiten und häußliche Umstände von grossen Männern zu wissen begierig sind, weil diese auf ihren Charakter oft ein grösseres Licht werfen, als alles das, was sie vor den Augen der Welt verrichtet haben. Luther aber, welches Bekenntniß ich Ihnen schon mehr als einmal gethan habe, gehört in der That unter die grossen Männer, man mag ihn auf einer Seite betrachten auf welcher man will; und das Leben seiner Frau beschreiben, heißt ihn auf derjenigen Seite bekannt machen, auf der ihn wenige kennen, und welche auch bey den größten Helden gemeiniglich die schwächste ist. Wären alle die Beschuldigungen wahr, welche seine Feinde

der Catharina von Bora machen, so müßte die Liebe über Luthern allzuviele und allzuschimpfliche Macht gehabt haben, wann er das lüderlichste Weibsbild so zärtlich geliebt hätte, als er in der That seine Frau geliebt [1] hat. Wegen ihrer Herrschsucht ist ihr Gedächtniß am meisten angefeindet worden, und ich selbst kann sie noch nicht recht davon frey sprechen, ob ich gleich bekenne, daß Herr Walch alles gesagt hat, was man nur immer zu ihrer Rettung sagen kann. Er hat vieles beantwortet; ein Zeugniß aber hat er gleichwohl nicht beantwortet, vielleicht weil es ihm nicht bekannt gewesen. Dieses Zeugniß schreibt sich von einem Manne her, welcher unter die Feinde unsers Luthers nicht gehört, von dem Henricus Stephanus nehmlich, unter dessen Gedichten man ein Epigramma findet, von welchem ich allezeit geglaubt habe, daß es eine kleine Verspottung des unter der Herrschaft seiner Frau stehenden Reformators seyn solle. Ich wollte wünschen, daß es ihm bekannt gewesen wäre, um zu erfahren, was man darauf antworten könne. Vielleicht fällt Ihnen, mein Herr, eine Antwort ein; Ihnen, dessen Einbildungskraft immer gegenwärtig ist. Hier haben Sie es:

De Cornelio.

Uxorem vocitat *Dominam* Cornelius, illa
    Increpat ut famulum, verberat ut famulum.
Obsignat sic verba sui *Katharina* mariti.
    Nec vanum titulum quem gerit, esse docet,
Sed contra, ejus habent haec quantum *verbera pondus,*
    Tantum verba sui pondus habere viri.

Ich bringe hier auf dreyerley. Erstlich ist es bekannt, daß Luther seine Frau nicht nur seine **Dominam**, sondern wohl gar im Scherze seinen **Dominum** genennet hat. Zweytens, hätte Stephanus nicht die Catharina von Bora im Sinne gehabt, so wüßte ich nicht, warum er gleichwohl diesen Namen gebraucht, da er sonst durchgängig in seinen Sinnschriften lateinische Namen, und sonderlich die Namen des Martials braucht. Drittens: auf wen kann der Schluß: „so viel Nachdruck die „Schläge der Frau hatten, so viel Nachdruck hatten die Worte des Man„nes," besser gedeutet werden, als auf Luthern, den durchdringenden Redner? Wann Sie, mein Herr, auf diese drey Puncte etwas zu

[1] Die Worte „hätte" bis „geliebt", welche der Originalausgabe fehlen, sind in der von 1784 hinzu gefügt.

antworten wissen, so thun Sie es bey Zeiten; denn wahrhaftig ich bin es nunmehr bald satt, Ihnen von nichts als von Luthern, und von Dingen die Luthern angehen, zu schreiben. Meine Nachricht von Lemnio können Sie in ihrem Werke nach Belieben brauchen, aber es versteht sich, ohne mich zu nennen. Die Lücken derselben zu füllen, dürfen Sie nur nachschlagen, was ausser den angeführten Schriftstellern, Simmler, Crusius in dem Leben des Sabinus, Camerarius in dem Leben des Melanchthons, Wimmerus in dem Leben des Pontanus, und was Borrichius von ihm haben. Ich bin rc. W** 1752.

Neunter Brief.

An den Herrn G.

Ich habe die gekrönte Rede des Herrn Rousseau gelesen. Ich finde sehr viel erhabne Gesinnungen darinne, und eine männliche Beredsamkeit. Die Waffen, mit welchen er die Künste und Wissenschaften bestürmet, sind zwar nicht allezeit die stärksten: gleichwohl weis ich nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend, gegen alle gebilligte Vorurtheile das Wort redet, auch sogar alsdann, wenn er zu weit gehet. Man könnte verschiednes gegen ihn einwenden. Man könnte sagen, daß die Aufnahme der Wissenschaften und der Verfall der Sitten und des Staats zwey Sachen sind, welche einander begleiten, ohne die Ursache und Wirkung von einander zu seyn. Alles hat in der Welt seinen gewissen Zeitpunkt. Ein Staat wächset, bis er diesen erreicht hat; und so lange er wächset, wachsen auch Künste und Wissenschaften mit ihm. Stürzt er also, so stürzt er nicht deswegen, weil ihn diese untergraben; sondern weil nichts eines immerwährenden Wachsthums fähig ist, und weil er nunmehr eben den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich grössern Geschwindigkeit wieder abnehmen sollte, als er gestiegen war. Alle grosse Gebäude verfallen mit der Zeit, sie mögen mit Kunst und Zierrathen, oder ohne Kunst und Zierrathen gebaut seyn. Es ist wahr, das witzige Athen ist hin; aber das tugendhafte Sparta, ist es nicht auch hin? —— Ferner könnte man sagen, wenn die kriegrischen Eigenschaften durch die Gemeinmachung der Wissenschaften verschwinden, so ist es noch die Frage, ob wir es für ein Glück oder für ein Unglück zu halten haben? Sind wir deswegen auf der Welt, daß wir uns unter einander umbringen sollen? Und wenn

ja den strengen Sitten die Künste und Wissenschaften nachtheilig sind, so sind sie es nicht durch sich selbst, sondern durch diejenigen, welche sie mißbrauchen. Ist die Mahlerey deswegen zu verwerfen, weil sie der und jener Meister zu verführerischen Gegenständen anwendet? Ist die Dichtkunst deswegen nicht hochzuachten, weil einige Dichter ihre Harmonien durch Unkeuschheiten entheiligen? Die Künste sind das, wozu wir sie machen wollen. Es liegt nur an uns, wann sie uns schädlich sind [1] — — Kurz, Herr Rousseau hat Unrecht; aber ich weis keinen der es mit mehrerer Vernunft gehabt hätte. Ich bin ꝛc. B**. 1751.

Zehnter Brief.

An den Herrn D.

Sie haben sich an das Meisterstück des Virgils gemacht. Eher getraue ich mir eine zweyte Aeneis zu machen, als seine Georgica gut zu übersetzen. Ich getraue mir das erste nicht, sondern ich vergleiche nur Unmöglichkeiten mit Unmöglichkeiten. Wann Sie aber hieraus schliessen, daß ich von ihrer Arbeit nichts halte, so schliessen Sie falsch. Schliessen Sie vielmehr das Gegentheil aus den unzähligen Anmerkungen, die ich an den Rand ihrer Uebersetzung geschrieben habe. Ich will nicht sagen, daß ich nicht vielleicht ein gleiches würde gethan haben, wenn sie auch ganz und gar nichts taugte. Allein ich würde es sparsamer! ich würde es in einem ganz andern Tone gethan haben. Vielleicht wäre mir eben die Bosheit beygefallen, deren sich Hr. S. gegen den guten O** bediente. Dieser hatte ihm eine Ode zu beurtheilen überschickt. Wissen Sie was Hr. S. that? Die wenigen guten Stellen, die er darinne fand, strich er aus, und ersetzte sie mit andern, welche in das schlechte Ganze besser paßten — — Eine von meinen Anmerkungen muß ich noch in den Brief werfen, weil sie auf dem Rande nicht Platz hat. Wenn Virgil den Neptun anruft:

Tuque o, cui prima frementem
Fudit equum magno tellus percussa tridenti,
Neptune etc.

So übersetzen Sie diese Zeilen, wie sie die meisten Kunstrichter übersetzt wissen wollen; prima tellus ist Ihnen Griechenland. Andre verstehen darunter die neuerschafene Erde: andre das Ufer. Daß sich diese Herren

[1] Vergleiche oben S. 206.

insgesammt geirrt haben, wundert mich nicht; denn was fehlt ihnen öftrer als Geschmack und Bekanntschaft mit den poetischen Schönheiten? Allein, daß Sie sich, mit ihnen, irren: das wundert mich. Ich finde hier nichts als die Versetzung der Beywörter; eine den Dichtern sehr gewöhnliche Figur. **Neptuno equum fudit prima tellus** ist eben das, als wenn Virgil gesetzt hätte: **tellus Neptuno primum fudit equum.** Die Richtigkeit meiner Erklärung wird Ihnen vermuthlich so gleich in die Augen fallen. Wollen Sie eine gleichlautende Stelle, die ich anstatt eines Beweises anführen kann, so besinne ich mich, daß Horaz irgendwo sagt:

Cum prorepserunt ***primis*** **animalia** ***terris,***
Mutum et turpe pecus etc.

Verzeihen Sie es meiner Faulheit, daß sie ihre Faulheit keiner Mühe überheben, und diesen Ort nicht genauer nachschlagen will. Ich bin ꝛc.
W** 1752.

Eilfter Brief.

An den Herrn D.

Ja; es ist wahr, was Ihnen unser Freund von einem weitläuftigen Gedichte über die Mehrheit der Welten, welches er, wie ich mich erinnere, vor länger als sechs Jahren bey mir gesehen, erzehlt hat. Es war einer von meinen allerersten Versuchen in der Dichtkunst, den ich noch bis jetzt blos aus der Absicht aufhebe, aus welcher andre einen Schuh oder Strumpf, den sie in der Kindheit getragen, aufzuheben pflegen. So schwach ich auch noch jetzt bin, so kann mir doch die Betrachtung, daß ich einmal noch schwächer gewesen, nicht anders als angenehm seyn. Die neue Theorie des Whistons, und des Hugens Kosmotheoros, hatten damals meine Einbildungskraft mit Begriffen und Bildern erfüllt, die mir desto reitzender schienen, je neuer sie waren. So viel sahe ich, daß sie einer poetischen Einkleidung fähiger, als irgend eine andere philosophische Materie seyn müßten. Allein die Kunst sie zu bearbeiten, fehlte mir. Ich wußte nicht wie sich abstracte Wahrheiten durch Erdichtungen sinnlich machen liessen, noch vielweniger wie man trocknen Betrachtungen das Ansehen scherzhafter Einfälle geben könne. Ich reimte also meine Gedanken nach einer ziemlich mathematischen Methode; hier und da ein Gleichniß; hier und da eine kleine Ausschweifung; das war alles poetische, was ich dabey anbrachte. Urtheilen Sie also, wie beschämt ich einige Zeit darauf ward,

als ich die Gespräche des Herrn von Fontenelle in die Hände bekam, die ich vorher nur dem Namen nach gekannt hatte. Die Augen gingen mir auf einmal auf, und aus dem Leben, welches er, als ein prosaischer Schriftsteller, seinem Vortrage gegeben hatte, schloß ich auf dasjenige, welches ich, als ein angemaßter Dichter, dem meinigen hätte geben sollen. Mein stolzer Anfang war nunmehr dasjenige, was ich nicht mehr ohne eine bittre Spötterey über mich selbst ansehen konnte.

Ihr niedern Töne schweigt! Von Pracht und Glanz entzücket,
Sey ich zun Sternen jetzt mir und der Welt entrücket.
Ein dichtungswürdgrer Stof, als Liebe Scherz und Wein,
Soll, voll von kühner Glut, des Liedes Innhalt seyn.

Ey, dachte ich, du hast deiner Entzückung, deiner kühnen Glut vortreflich viel Ehre gemacht! Unterdessen schien es doch, als wenn ich mein Unglück vorhergesehen hätte; denn ich schloß meinen Eingang:

Beherzter als Columb, tret ich den Luftweg an,
Wo leichter als zur See die Kühnheit scheitern kann.
Mag doch die Sinnlichkeit des frommen Frevels fluchen!
Genug, die scheitern schön, die scheiternd Welten suchen.

Der erste Gesang handelte von dem Betruge der Sinnen, und ich muß mir die Schmeicheley machen, daß ich noch jezt verschiedenes davon ziemlich erträglich ausgedruckt, und mit eignen Gleichnissen unterstützt finde. Ich rechne dahin folgende Stelle, so viel matte Zeilen sie auch hat.

Das Auge, wann sein Netz der Sachen Abdruck rührt,
Thut, was es thuen soll, auch wann es dich verführt:
Was es nicht leisten kann, das mußt du nicht begehren.
Es soll uns nur den Schein entfernter Flächen lehren.
Was davon wahr, was falsch, das untersuche du;
Wo nicht, so rennst du selbst dem leichten Irrthum zu.
Deswegen gab dir Gott des Geistes schärfres Auge,
Daß es das leibliche dir zu verbessern tauge.
Wenn du mit diesem siehst, zieh jenes auch zu Rath,
Durch beydes siehst du recht, wann eines Mängel hat.
Wie in dem Zauberrohr, wodurch man in der Ferne
Gleich als im Nahen sieht, wodurch man Mond und Sterne
Aus ihrer Höhen Kluft, ohn Segen, ohne Geist,
Und ohne Talisma, zu uns hernieder reißt,

Des Künstlers weise Hand ein doppelt Glas vereinet,
Und nur der Gegenstand durch beyde klärer scheinet;
Da eines nie vor sich der Neugier Auge stärkt,
Das statt der Deutlichkeit in ihm nur Nebel merkt.

Sie sehen wohl, daß ich es damals noch nicht wissen mußte, wenn ich es anders jetzo weis, was die Gedanken zusammenziehen heißt. Ich will Ihnen noch eine Stelle hersetzen, und in diesem Geschmacke müssen Sie sich das übrige alles vorstellen. In dem zweiten Gesange komm ich beyläufig auf die Geschichte der Sternkunde:

Was in der jungen Welt, bey heller Nächte Stunden,
Ein Wandrer erst bemerkt, ein Hirt zu erst erfunden,
Trug sich geheimnißvoll, gleich einem Götterwort
Vom Vater auf den Sohn, vom Sohn zum Enkel fort;
Bis, wie den Gottesdienst, dies nützlich kleine Wissen,
Mit eigennützger Macht die Priester an sich rissen.
In dunkeln Tempeln ward mit tückschem Neid versteckt,
Was seinen Nutzen nicht auf Saat und Erndte streckt.
Das flache Babilon wagt es, auf steilen Türmen
Zuerst mit Neubegier den Himmel zu bestürmen.
Aegypten folget nach, und recht verdeckt zu seyn,
Gräbt es, was es erfand, in Hieroglyphen ein.
Das schlaue Griechenland dringt muthig durch die Dünste,
Und raubt, stolz auf den Raub, dem Niele seine Künste.
Sein Leichtsinn prahlt damit, als seinem Eigenthum;
Dem ersten war die Müh, und ihm verblieb der Ruhm.
So macht es oft der Franz; er prahlt mit fremden Wissen,
Das er bey der Geburth dem Nachbar schlau entrissen.

In dem dritten Gesange, wo ich das Lächerliche des Ptolemäischen Weltbaues beschreiben wollte, fing ich meine Beschreibung also an:

Dich, Pöbel, ruf ich hier zu meinem Beystand an,
Daß ich recht pöbelhaft ihn sehn und schildern kann.
Mein Aug, entwöhne dich jetzt der gereinigten Blicke,
Und nimm den Kinderwahn auf kurze Zeit zurücke.
Stell mir den Himmel vor, wie ihn die Einfalt lehrt,
Die das untrüglich glaubt, was sie von Vätern hört.

Und wird er, wie er scheint, in meiner Zeichnung strahlen,
So werd ich ihn nicht falsch, und gleichwohl unrecht mahlen.
So wie den fernen Wald der Künstler blaulicht mahlt,
Der in der Nähe doch mit frischem Grüne prahlt,
Und also die Natur nicht trift und nicht verfehlet,
Weil nur sein feiner Strich den Schein zu schildern wählet rc.

Wird Ihnen nun bald die Lust vergehen, ein ganzes sehen zu wollen, das aus so schlechten Theilen besteht? Doch Sie sollen es nunmehr, zu ihrer Bestrafung sollen Sie es nunmehr sehen. Ja, um Sie recht zu martern, will ich es Ihnen selbst vorlesen. Wagen Sie es nur, und kommen Sie nach der Stadt. Doch wahrhaftig, Sie könnten meine Drohung für Ernst aufnehmen. Sie könnten wohl gar nunmehr noch einen Monat länger auf dem Lande bleiben. Um des Himmels willen, nein! Ich will Ihnen gern nichts vorlesen; ich will gern den Ruhm nicht verlieren, daß ich wenigstens diese Thorheit eines Poeten weniger besitze. Kommen Sie nur. Ich bin rc. W** 1752.

Zwölfter Brief.

An den Herrn A**

Endlich habe ich Ihnen gefolgt, und bin gestern in dem Nicolinischen Schauplatze gewesen. Es hat mir so wohl darinne gefallen, daß ich niemals wieder hineinkommen werde. Was für ein sinnreicher Mann ist Nicolini! Uns seine kleine Affen unter dem Namen Pantomimen aufzubringen! Ich bewundre ihn: und er ist es werth, daß er seine Absicht erreicht, da er sich auf eine so anlockende Art die Neugierigkeit und den läppischen Geschmack unsrer Zeiten zinsbar zu machen weis. Ich glaubte vom Himmel zu fallen, als ich Männer vor seiner Bühne antraf, die ich sonst nicht anders als mit Ehrerbietung genennt habe. Und als ich die Gesichter durch ein unanständiges Lachen sich verzerren sahe, von welchen ich geschworen hätte, daß sie Areopagiten zugehören müßten; wahrhaftig so schämte ich mich, weil sie sich nicht schämen wollten. Ich verkroch mich hinter einen grossen Officier, welcher vor mir stand, und sagte mehr als einmal:

Der kleine Narre spielt; die grossen sehen zu.

Allein, ich sagte es ganz sachte, müssen Sie wissen; denn ausser dem Officier hatte ich noch einen bärtigen Husaren zum Nachbar. Und so

gar eifrig bin ich für den guten Geschmack nicht, daß ich mir seinetwegen den Hals wollte brechen lassen. Sie aber, mein Herr, der Sie kein Husar sind, wissen Sie, daß Sie mit mir Händel bekommen werden, wann Sie nicht beykommendes Buch von einem Ende zum andern durchlesen? Calliachius wird Ihnen zeigen, daß die Pantomimen der Alten ganz andre Pantomimen waren. Bemerken Sie sonderlich die Stellen, welche ich angestrichen habe. Ueber diese wollen wir heute den ganzen Abend plaudern, wenn Sie nicht lieber wieder bey ihren stummen Gesellschaftern seyn wollen. „Stumm?" werden Sie sagen. „Wenigstens ist es die kleine Nicolini „nicht." Sie haben recht: denn diese hat ihren Mund in den Augen. Ich bin ꝛc. L** 1747.

Dreyzehnter Brief.

An den Herrn D** [1]

Die Natur weis nichts von dem verhaßten Unterschiede, den die Menschen unter sich festgesetzt haben. Sie theilet die Eigenschaften des Herzens aus, ohne den Edeln und den Reichen vorzuziehen, und es scheinet sogar, als ob die natürlichen Empfindungen bey gemeinen Leuten stärker, als bey andern, wären. Gütige Natur, wie beneidenswürdig schadlos hältst du sie wegen der nichtigen Scheingüter, womit du die Kinder des Glücks abspeisest! Ein fühlbar Herz — — wie unschätzbar ist es! Es macht unser Glück, auch alsdann wann es unser Unglück zu machen scheinet — —

Was sind das für Betrachtungen, werden Sie sagen, und mit was für einem Briefe drohen Sie mir? Es sind Betrachtungen, welche ich heute bei Lesung einer englischen Monatschrift gehabt habe, wo ich eine Erzehlung fand, die mich auf eine zwar traurige, aber doch so angenehme Art rührte, daß ich mich wider unsre Freundschaft versündigen würde, wann ich Sie an diesen Rührungen nicht wollte Antheil nehmen lassen. Hören Sie also; meine Geschichte ist der Triumph der väterlichen Liebe und mein Held heißt Jacob Tomms —

Nichts kann eingeschränkter seyn, als der Verstand dieses Mannes, und nicht erhabener als seine Empfindungen. Nicht lange bedacht! — — Und wenn mich alle Orakel für den Weisesten erkläret hätten; wäre es

[1] Unter dem Titel „Die väterliche Liebe", mit Ausnahme des zweiten Absatzes, schon gedruckt in der Berlinischen (Vossischen) Zeitung im 84. St. Donnerstag, den 15. Juli 1751.

möglich, ich würde den Ruhm des Empfindlichsten mit Verlust aller meiner Weisheit dafür eintauschen. — — Jacob Tomms war arm; er empfand seine Armuth vierfach härter; denn er hatte ein Weib und drey Kinder, die er mit Verkaufung weniger Gartenfrüchte kümmerlich erhielt. Er hatte mit einem reichen Manne einen kleinen Vergleich gemacht, welcher ihm wöchentlich eine gewisse Menge derselben aus seinem Garten zukommen ließ, und erst mit Ausgang der Woche das Geld von ihm verlangte — — Wie großmüthig, ohne Zweifel schien sich der reiche Mann zu seyn! Einem ehrlichen Manne sieben ganzer Tage zu borgen! Wo es ihm nur nicht bald reuet, so viel gewagt zu haben — — Jacob Tomms hatte lange Zeit die vorgeschoßnen Früchte genau abgezahlt, als sein Weib und seine älteste Tochter plötzlich krank wurden. Dieser Zufall setzte ihn in die Unmöglichkeit seinem Vertrage nachzukommen, und am Ende der andern Woche sahe er sich in der Schuld einer unermäßlichen Summe von dreyßig und einem halben Groschen stecken. Der Reiche glaubte seinem Ruine nahe zu seyn, und voller Zorn begab er sich zu seinem Schuldner. Das erste war, daß er ihm ferner die nöthigen Früchte, zu Fortsetzung seines kleinen Handels, vorzuschiessen versagte. Das andre, daß er ihm einen Befehl zeigte, ihn in Verhaft nehmen zu lassen, wann er ihn nicht auf der Stelle, wegen der dreyssig und einem halben Groschen befriedigte. Ungefehr mochte Tomms noch so viel haben, allein das war es auch alles, was er hatte. Er warf sich zu den Füssen des Reichen. Er stellte ihm vor, an diesen dreyßig und einem halben Groschen hange seines Weibes und seiner Kinder Leben; er müsse seinen kleinen Kram damit unterhalten rc. Er erbot sich, alle Wochen sechs Groschen abzutragen. Er zeigte ihm sein Weib, und seine älteste Tochter, welche eben in der Hitze des Fiebers auf ein wenig Stroh lagen. Er zeigte ihm die zwey andern kleinen Kinder, denen er nicht einen Bissen Brod würde geben können. Umsonst, der Reiche blieb unbewegt — — Ihr seyd alle Schelme, sagte er, wenn ihr Geld habt, so besauft ihr euch — — Ich will durchaus nicht länger warten — — In diesem Tone fuhr er eine Zeit lang fort, bis ein großmüthiger Unwille in unserm Tomms endlich die Empfindung seines Unglücks unterdrückte. Nu da! sagte er, indem er aus allen Näten seiner Taschen die kleine Schuld zusammensuchte. Der Reiche strich sie ein, und ging fort. Tomms verfolgte ihn mit einem Blicke, — — mit dem ein tugendhafter

Arme meinen ärgsten Feind verfolge! Wüßte ich mich grausamer zu rächen? — — Kaum warf er seine Augen wieder auf sein unglückseliges Geschlecht, als er in Thränen zerfloß. Bald aber hemmte sie die stille und finstre Verzweiflung. Seine Frau verlangte einige Erquickung; seine Kinder verlangten Brod — — „Ihr sollt Brod haben, meine Kinder, sagte „er; ihr sollt haben. Zwar wird es euerm Vater theuer zu stehen kom„men.“ — — Hier besann er sich, daß sich das Kirchspiel der Waisen annehme. Auf einmal war sein Entschluß gefaßt. Meine Kinder zu versorgen, dachte er, muß ich ihnen den Vater nehmen, der ihnen kein Brod mehr geben kann. Er begab sich in einen kleinen Verschlag neben der Stube, wo er seine Gartenfrüchte zu stehen hatte, fest entschlossen zu sterben. Einige Augenblicke hielt ihn die Betrachtung seiner Seligkeit zurück — — „Hätte ich doch nie von jenem Leben etwas gewußt! — — „Wie leicht würde es mir werden, meinen Kindern Brod zu schaffen! „Ich thue vielleicht nicht recht, aber kann ich besser thun?“ — Er fing an zu beten und schloß in der Einfalt seines Herzens: „Lieber Gott, „setze dich an meine Stelle; ich weis, du würdest eben das thun.“ — Mit diesen Gedanken bewafnet legte er sich den Strick um den Hals; in den heftigen Bewegungen aber, die er dabey machte, hörte die Nachbarin die starken Stösse, die er gegen die Wand that. Sie frühstückte gleich, und kam also mit dem Messer in der Hand herzugelauffen, in Meinung es sey ihrer kranken Nachbarin etwas zu gestossen. Sie fand diese Frau in der äussersten Unruhe wegen dieses Tumults, den sie gleichfalls gehört hatte; und als sie auf ihr Ersuchen in den Verschlag ging, sahe sie den unglücklichen Tomms, welcher vielleicht kaum noch einige Minuten zu leben hatte. Sie stürzte sich auf ihn zu, schnitt den Strick ab, und brachte ihn mit Hülfe der Kranken, welche auf ihr Geschrey herbey gekommen war, sterbend auf das Lager. Man ließ ihm zur Ader, und Tomms kam wieder zu sich. Doch die Scham über sein mißlungenes Unternehmen, und die Furcht des Vorwurfs hätten ihn gewiß in eine neue Verzweiflung gestürzt, wenn sich der Graf von G**, welchem sein Bedienter diesen traurigen Zufall erzehlt hatte, nicht in das Mittel geschlagen hätte. Er ließ unsern Tomms zu sich kommen; er verwies ihm auf eine leuthselige Art sein Verbrechen, und setzte ihn in Umstände, in welchen seine natürliche Liebe eine so harte Probe niemals wieder wird aushalten dürfen — —

Ich will ihr Gefühl durch keinen fremden Zusatz zerstreuen. Leben Sie wohl! Ich bin rc.

Vierzehnter Brief.

An den Herrn F.

Wahrhaftig, mein Herr, Sie haben Lust mich zu versuchen, und mir einen übeln Streich zu spielen. Würden Sie wohl sonst von einem armen Schriftsteller, der sich von Leipzigern und Schweitzern umringt sieht, ein offenherziges Bekenntniß von dem Reime fordern? Welche soll ich vor den Kopf stossen? Welcher Spöttereyen soll ich mich aussetzen? Mit mindrer Gefahr kann ein heimlicher Anhänger des Prätendenten, mitten in London, seine wahren Gesinnungen gegen das jezt regierende Haus verrathen. — — Doch bey nahe fühlte ich mich geneigt, gegen diese Gefahr meine Augen zu verschliessen, wenn ich nur wüßte, daß Sie reinen Mund halten könnten. Zwar bin ich wohl wunderlich. Zeuge ich nicht schon selbst wider mich? Ich, der ich mir noch nie einen reimlosen Vers habe abgewinnen können? ich, dem es schwerer fallen würde, den Reim überall zu vermeiden, als ihn zu suchen? Hören Sie also, was ungefehr meine Gedanken wären. Es scheint mir, daß diejenigen, welche gegen den Reim unerbittlich sind, sich vielleicht an ihm rächen wollen, weil er ihnen niemals hat zu Willen seyn wollen. Ein kindisches Geklimper, nennen sie ihn mit einer verächtlichen Mine. Gleich als ob der kützelnde wiederkommende Schall, das einzige wäre, warum man ihn beybehalten solle. Rechnen sie das Vergnügen, welches aus der Betrachtung der glücklich überstiegnen Schwierigkeit entstehet, für nichts? Ist es kein Verdienst, sich von dem Reime nicht fortreissen zu lassen, sondern ihm, als ein geschickter Spieler den unglücklichen Würfen, durch geschickte Wendungen eine so nothwendige Stelle anzuweisen, daß man glauben muß, unmöglich könne ein ander Wort anstatt seiner stehen? Zweifelt man aber an der Möglichkeit dieser Anwendung, so verräth man nichts, als seine Schwäche in der Sprache, und die Armuth an glücklichen Veränderungen. Haller, Hagedorn, Gellert, Utz zeigen genugsam, daß man über den Reim herrschen, und ihm das vollkommene Ansehen der Natur geben könne. Die Schwierigkeit ist mehr ein Lob für ihn, als ein Grund ihn abzuschaffen. — — Und also, mein Herr, schliessen Sie wohl, daß ich ganz und gar wider die reimlosen Dichter bin? Nein; sondern ich dringe nur auch hier

auf eine republikanische Freyheit, die ich überall einführen würde, wenn ich könnte. Den Reim für ein nothwendiges Stück der deutschen Dichtkunst halten, heißt einen sehr gothischen Geschmack verrathen. Leugnen aber, daß die Reime oft eine dem Dichter und Leser vortheilhafte Schönheit seyn können, und es aus keinem andern Grunde leugnen, als weil die Griechen und Römer sich ihrer nicht bedient haben, heißt das Beyspiel der Alten mißbrauchen. Man lasse einem Dichter die Wahl. Ist sein Feuer anhaltend genug, daß es unter den Schwierigkeiten des Reims nicht erstückt, so reime er. Verliert sich die Hitze seines Geistes, während der Ausarbeitung, so reime er nicht. Es giebt Dichter, welche ihre Stärke viel zu lebhaft fühlen, als daß sie sich der mühsamen Kunst unterwerfen sollten, und diese offendit limae labor et mora. Ihre Werke sind Ausbrüche des sie treibenden Gottes, quos nec multa dies nec multa litura coërcuit. Es giebt andre welche Horaz sanos nennt, und welche nur allzuviel Democrite unsrer Zeit Helicone excludunt. Sie wissen sich nicht in den Grad der Begeistrung zu setzen, welcher jenen eigen ist; sie wissen sich aber in demjenigen länger zu erhalten, in welchem sie einmal sind. Durch Genauigkeit und immer gleiche mäßige Lebhaftigkeit ersetzen sie die blendenden Schönheiten eines auffahrenden Feuers, welche oft nichts als eine unfruchtbare Bewundrung erwecken. Es ist schwer zu sagen, welche den Vorzug verdienen. Sie sind beyde groß, und beyde unterscheiden sich unendlich von den mittelmäßigen Köpfen, welchen weder die Reime eine Gelegenheit zur fleißigern Ausarbeitung, noch die abgeschaften Reime eine Gelegenheit desto feuriger zu bleiben sind. — — Was meinen Sie, sollte ich wohl Recht haben? Es wird mir lieb seyn, wenn Sie ja! sagen; und ich werde es nicht ungerne sehen, wenn Sie nein! sprechen. Denn nichts kann mir an einem Freunde angenehmer seyn, als verschiedne Meinungen in gleichgültigen Sachen. Leben Sie wohl. Ich bin &c.

Funfzehnter Brief.

An ebendenselben.

So, mein Herr? Fragten Sie mich nur deswegen was ich von dem Reimen halte, um mich hernach mit desto grösserer Dreustigkeit fragen zu können, was ich von dem Messias des Herrn Klopstocks halte? Ueberhaupt, scheinen Sie mir es schon zu wissen, daß ich mit unter

seine Bewunderer gehöre; weil Sie sonst schwerlich ihre Frage in den Worten des Horatz:

Age, quaeso,
Tu nihil in magno doctus reprehendis Homero?

würden ausgedrückt haben. Aber aus eben den Worten sehe ich auch, daß Sie gern etwas mehr als meinen Beyfall hören möchten. Sie wollen so etwas, das einer Critik nicht ungleich ist. Nicht wahr? Vor acht Tagen würde ich schlechthin geantwortet haben: damit vermenge ich mich nicht. Ich bin Zeit meines Lebens keinem Dinge gramer gewesen, als den Critiken über Gedichte. Vielleicht, weil ich sie mehr zu besorgen hatte, als andre? Das kann seyn. Aber, wie gesagt, vor acht Tagen ungefehr hat mich ein Geist getrieben, welcher ohnfehlbar nicht der beste seyn mochte. Er trieb mich, Gedanken auf das Papier zu werfen, die mir schon mehr als einmal in den Kopf gekommen waren. Und diese Gedanken betrafen eben das, weswegen Sie mich jetzo fragen; gleich als wenn ich es voraus gewußt hätte, daß Sie mir einmal den Verdruß, einem Freunde etwas abzuschlagen, ersparen würden. Noch liegen sie in dem Concepte unter hundert Strichen und eben so viel Klecksen begraben. Sie Ihnen also mitzutheilen, muß ich sie nothwendig abschreiben, und damit ich sie gewiß abschreibe, so will ich es gleich jetzo thun. Aber Geduld, mein Herr, Geduld werden Sie und ich nöthig haben. — — Ich will nur meine Feder erst abküpsen, und alsdenn gleich anfangen.

Ueber das Heldengedicht der Messias. [1]

„Hat der Messias die witzigen Köpfe und ihre Richter wirklich „getrennt, oder ward er nur der Probierstein, welcher diejenigen, die diese „Benennung verdienen, von denen unterscheiden mußte, die widerrechtlich „in dem schmeichelhaften Besitze derselben sind? Können unter seinen Tad„lern Leute von dem feinsten Geschmacke seyn, so wohl als deren unter „seinen Bewundrern sind? Oder verrathen jene unumgänglich einen Geist, „in der Bildung verdorben, das erhabne Schöne zu empfinden, so unum„gänglich als diese von ihren eignen Fähigkeiten ein sicheres Zeugniß ab„legen? — — Wenn man mir diese Frage zuverläßig entscheiden wollte, „so könnte ich mich in dem folgenden darnach richten.

„Die Klopstockianer wenigstens haben alles gethan, was man von

[1] Das Folgende war schon in dem Neuesten aus dem Reiche des Witzes, Monat September 1751, gedruckt.

„ihnen fordern kann. Die Klopstockianer? — — Warum nicht? Man „gönne einem Dichter vom ersten Range die Ehre, die nur zu oft ein sehr „mittelmäßiger Weltweise erhält. — — Sie haben die Schönheiten des „Messias aus einander gesetzt; sie haben die Gründe ihrer Bewundrung „angezeigt. Der Herr Prof. Meier hat das Wort geführet; der Ver„fasser der Aesthetick; der geschickteste von Schönheiten, die man nicht „empfindet, zu beweisen, daß man sie empfinden solle.

„Das Gegentheil hat auch das Seinige gethan. Es hat geschimpft. „Man sollte schwören, die Schweizerschen Kunstrichter wären von dieser „Parthey. Man irrt sich; denn diesesmal sind sie bey sich überzeugt, daß „sie Recht haben. Nach und nach hatten es die berühmten Professores G** „und T** von ihnen gelernt; und wie man gesehen, recht glücklich. Der „gemeine Soldat, der die meisten Prügel bekommen hat, wird der Kor„poral der die meisten Prügel giebt. Ich glaube aber doch, daß diese „wackre Männer, nicht deswegen auf den Messias gelästert, weil sie „gesehen, daß er vortreflich sey, sondern weil sie sich der Mühe überheben „wollten, zu beweisen, daß er es nicht sey. Ihr Schimpfen war, ohne „Zweifel, die Folge aus Vordersätzen, die sie so überzeugend dachten, daß „sie meineten, ein jeder müsse sie bey sich empfinden; die sie also ver„schwiegen.

„Ich habe einen Einfall bekommen, der — — vielleicht nicht viel „taugt. Ich will einige Gedanken auf das Papier werfen, die ich die Feinde „der Klopstockischen Muse nicht mißzudeuten bitte. Sie würden mir eine „allzukützliche Ehre erzeigen, wenn sie mich unter ihre Zahl aufschreiben „wollten. Ich bin von der Schönheit des Messias so überzeugt, als sie „es kaum von der Schönheit ihrer eignen Poesie seyn können. Das selbst, „was ich daran aussetzen will, soll es Ihnen beweisen.

„Das ist wunderlich, wird man denken. So gar wunderlich nicht. „Es giebt eine Art des Tadels, welche dem Getadelten Ehre macht. Man „tadelt den Hannibal, daß er nicht Rom belagert. Welchem geringern „Feldherrn von allen, die jemals an der Spitze römischer Feinde gewesen „sind, macht man diesen Vorwurf? Keinem. Der einzige Hannibal war „so weit gekommen, daß er es thun konnte, und nicht that. Wie viel „Siege mußte er vorher erstritten, durch welchen Muth, durch welche Klug„heit, durch welche Schnelligkeit im Entschliessen mußte er sich in das Recht „gesetzt haben, zu desto grössern Thaten Hofnung zu machen, je grössere

„er verrichtete, ehe man ihm den über alle Lobsprüche steigenden Tadel „machen konnte: und er hat nicht Rom belagert? Man schätzet jeden nach „seinen Kräften. Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht; mit einem „mittelmäßigen verfährt man gelinde; gegen einen grossen ist man unerbittlich. Bleibt sich dieser nicht allezeit gleich, entwischt ihm hier und da „eine matte Zeile: diese matte Zeile, welche die Zierde eines mittelmäßigen „Dichters seyn könnte, wird unerträglich: so wie man jeden guten Einfall, „den man bey einem gemeinen Kopfe findet, bedauert, daß er nicht in „einem der Ewigkeit gewidmeten Werke stehet, ob er gleich noch um ein „grosses ausgeputzt werden müßte, ehe er darinne glänzen könnte.

Sic mihi, qui multum cessat, fit Choerilus ille,
Quem bis terque bonum cum risu miror: et idem
Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus.

Horaz.

„Es ist eben dieselbe Zärtlichkeit des Geistes, welche die Schönheit einer „Sache fühlet, und welche die Mängel derselben empfindet. Tadeln und „loben, was zu tadeln und zu loben ist, muß also gleich rühmlich seyn. „Man thue nur beydes mit Geschmack. Ich habe oft Kenner Meisterstücke „der Bildhauerkunst und Mahlerey betrachten sehen. Ihr Urtheil fing sich „mit einer stillen Bewundrung an, und endlich glaubten sie es nicht besser „beweisen zu können, daß sie alle Vollkommenheiten des Gegenstandes „empfänden, als wenn sie dasjenige anzeigten, was dabey weniger zu bewundern sey. Ihr Aber war schmeichelhafter, als alle Ausruffungen „des Pöbels, der sich von dem Erstaunen hinreissen ließ.

„Jetzo sehe ich es erst, daß mein Eingang ziemlich weitläuftig ist. „Kaum könnte er grösser seyn, wenn ich auch eine Critik über den ganzen „Messias, über die Gesänge welche schon gedruckt sind, und über die welche „noch folgen könnten, vorhätte. Wird er also nicht für die ersten zwanzig „Zeilen zu lang seyn?

„Ich muß mich erklären, warum ich eben diese gewählt habe. Ich „sahe es ein, und wer sieht es nicht ein? daß das Gedichte fertig seyn „müßte, wenn man von der Oekonomie desselben urtheilen wollte. Noch „ist der Dichter mitten in dem Labyrinthe. Man muß es erwarten, wie „er sich heraus findet, ehe man von der Handlung, von ihrer Einheit, „von ihrer Vollständigkeit, von ihrer Dauer, von der Verwicklung und „Entwicklung, von den Episoden, von den Sitten, von den Maschinen,

„und von zwanzig andern Sachen etwas sagen kann. Alles, was sich bis „jetzt beurtheilen läßt, sind die Schönheiten der Theile, von welchen man „nur hoft, daß sie ein schönes Ganze ausmachen werden; von den Aus„drücken, von den Beschreibungen, von den Vergleichungen, von den ein„gestreuten Gesinnungen ꝛc.

„Gleichwohl fiel es mir ein, daß ich aus den Beyspielen des Homers „und Virgils bemerkt zu haben glaubte, ein Heldendichter pflege in dem „Eingange seines Gedichts die ganze Einrichtung desselben nicht undeutlich „zu verrathen. Wenn zum Exempel Maro anhebt:

Arma virumque cano, Trojae qui primus ab oris
Italiam, fato profugus, Lavinaque venit
Littora: multum ille et terris jactatus et alto,
Vi superum, saevae memorem Junonis ob iram,
Multa quoque et bello passus, dum conderet urbem,
Inferretque Deos Latio: genus unde Latinum,
Albanique patres atque altae moenia Romae.

„So glaubte ich nicht allein den Held, virum, Trojae qui primus ab „oris Italiam venit; seinen Charakter inferretque Deos Latio, als den „frommen Aeneas; die vornehmsten Maschinen, Fatum, vis superum, „Junonis ira; sondern auch die beyden Theile der ganzen Aeneide darinne „gefunden zu haben, den ersten multum ille et terris jactatus et alto, „den zweyten multa quoque et bello passus. Es gefiel mir also, den „Eingang des Messias vorzunehmen. Ich wußte, daß die Geschichte zu „heilig sey, als daß der Dichter den geringsten wesentlichen Umstand ändern „dürfte; ich schmeichelte mir also desto eher etwas daraus zu errathen. Ich „fing an zu zergliedern; jede Gedanke insbesondre, und eine gegen die „andre zu betrachten. Nach und nach verlohr ich meinen Zweck aus den „Augen, weil sich mir andre Anmerkungen anbothen, die ich vorher nicht „gemacht hatte. Hier sind die vornehmsten davon.

Singe unsterbliche Seele der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlechte die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuen geschenkt hat.
Also geschahe des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stand Judäa
Wider ihn auf: er thats und vollbrachte die grosse Versöhnung.

Aber, o Werk, das nur Gott allgegenwärtig erkennet,
Darf sich die Dichtkunst auch wohl aus dunkler Ferne dir nähern?
Weihe sie, Geist Schöpfer, vor dem ich im Stillen hier bete.
Führe sie mir, als deine Nachahmerin, voller Entzückung,
Voll unsterblicher Kraft, in verklärter Schönheit entgegen.
Rüste sie mit jener tiefsinnigen einsamen Weisheit,
Mit der du, forschender Geist, die Tiefen Gottes durchschauest:
Also werde ich durch sie Licht und Offenbarungen sehen,
Und die Erlösung des grossen Messias würdig besingen.

„Man weis, daß der Eingang eines Heldengedichts aus dem Inn„halte und aus der Anrufung besteht. Die oben angeführte Stelle des „Virgils ist der Inhalt, die vier darauf folgenden Verse sind die Anrufung. „Also auch hier. Der Inhalt geht bis auf, und vollbrachte die „grosse Versöhnung; das übrige ist die Anrufung an den Geist Gottes. „Virgil sagt: ich singe die Waffen und den Held; Klopstock sagt: „singe unsterbliche Seele. Nichts thut man lieber und gewisser, als „das was man sich selbst befohlen hat. Ich weis also nicht, wie der Herr „Professor Meier hat sagen können: Er ruft nicht etwa eine heid„nische Muse an, sondern er befiehlt, auf eine ganz neue Art, „seiner unsterblichen Seele zu singen. Nicht zu gedenken, daß der „Herr Professor den Inhalt und die Anrufung offenbar hier verwechselt, „und daß es eine greuliche Thorheit würde gewesen seyn, wenn Klopstock „eine heidnische Muse hätte anrufen wollen; will ich nur sagen, daß alles „neue, was in dieser Stelle zu finden ist, in einer grammatikalischen Figur „bestehet, nach welcher der Dichter das, was andre im Indicativo sagen, „in dem an sich selbst gerichteten Imperativo sagt. Der Sänger des Messias „hat überflüssige Schönheiten, als daß man ihm welche andichten müsse, „die keine sind. Die erste Zeile würde also, wenn man sie in den gewöhn„lichen Ausdruck übersetzt, heissen: Ich unsterbliche Seele,[1] singe „der sündigen Menschen Erlösung.

„Diese Anmerkung ist eine Kleinigkeit, welche eigentlich den Herrn „Prof. Meier betrift. Ich komme auf eine andre — —

Nun wahrhaftig, das heiß ich abschreiben. Erlauben Sie mir, daß ich hier ausruhen darf. Ich verspare den Rest zu meinen folgenden Briefen,

[1] „Ich unsterblicher Klopstock" im Neuesten, und in der Ausgabe von 1785.

in welchen ich vielleicht — — Doch ich will nichts versprechen. Es wird sich zeigen. Leben Sie wohl. Ich bin.

Sechzehnter Brief.

An ebendenselben.

Meine erste Anmerkung betraf ein falsch angebrachtes Lob des Herrn Meiers; und bey dieser blieb ich stehen. Ehe ich weiter gehe, will ich noch dieses hinzu setzen. Gesetzt dieser Criticus hätte den Inhalt und die Anrufung nicht verwechselt; gesetzt Herr Klopstock rufe wirklich seine unsterbliche Seele an, wie ein andrer die Musen anruft: so würde auch alsdann in dieser Wendung nichts neues seyn. Hat nicht schon Dante sein Genie angerufen?

O Muse, o alto 'ngegno, hor m'aiutate:
O Mente, che scrivesti cio ch'i'vidi;
Qui si parra la tua nobilitate.

Und was noch mehr ist; hat nicht einer der größten französischen Kunstrichter, Rapin, ihn deswegen getadelt? Wollen Sie aber sagen: ja hier ist mehr denn Rapin! hier ist Meier! so zucke ich die Achseln und gehe weiter.

Erste Fortsetzung.[1]

„Ich komme auf eine andre Anmerkung, welche die Bescheidenheit „angehet, die nach der Vorschrift des Horaz in dem Eingange des Hel„dengedichts herrschen soll. Ich muß die Stelle des römischen Kunstrichters „nothwendig hersetzen.

Nec sic incipies ut scriptor Cyclicus olim
Fortunam Priami cantabo et nobile bellum.
Quid feret hic tanto dignum promissor hiatu?
Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.
Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte!
Dic mihi, Musa, virum captae post tempora Trojae
Qui mores hominum multorum vidit et urbes.
Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem
Cogitat, ut speciosa dehinc miracula promat.

„Ich habe die Uebersetzung des Herrn Prof. Gottscheds nicht bey

[1] Wiederholt aus dem Neuesten, Monat September 1751.

„der Hand, sonst wollte ich zeigen, wie sich Horaz im Deutschen hiervon „ausgedrückt haben würde, wenn er Gottscheb gewesen wäre. — — „Doch, man wird es hoffentlich ohne Uebersetzung sehen, daß Horaz hier „dem epischen Dichter den Rath giebt, nicht als ein Großsprecher anzu„fangen; nicht als jener kyklische Poet: Ich will das Glück des Pria„mus und den edlen Krieg besingen; sondern bescheiden wie der „Dichter, der nichts verwegen unternimt: Sage mir, Muse, den Mann, „der, nachdem Troja eingenommen worden, viele Städte und „vieler Menschen Sitten gesehen hat. Ich bin so kühn zu glauben, „daß diese Stelle noch nie recht erkläret worden ist. So viel als ich Aus„leger des Horaz nachgeschlagen habe, so viele wollen mich bereden, daß „das Tadelhafte des kyklischen Poeten in den Worten liege. Voßius „sagt, die Worte darinne wären sonantia, vasta, tumida und bringt zur „Erläuterung den Anfang des Achilleis des Statius bey.

Magnanimum Aeacidam, formidatamque Tonanti
Progeniem canimus.

„In dem ersten Verse, sagt er, ist ein sechsfaches A; er fängt sich mit „drey viersylbigten Wörtern an, wovon das letzte durch das angehangene „que noch länger wird; die Aussprache ist also beschwerlich. Wann Voßius „Recht hat, so sage man mir, ob nicht Homer, er, den Horaz gleichwohl „zum Muster anführt, in seiner Iliade in eben den Fehler gefallen ist?

Μῆνιν ἄειδε θεὰ Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος
Οὐλομένην.

„Das sechssylbigte *Πηληϊάδεω*, das viersylbigte *Ἀχιλῆος*, das eben so „so lange *Οὐλομένην*, der Imperativus *ἄειδε*, den schon der Sophiste „Protagoras als zu befehlerisch getadelt hatte, klingen in der That weit „großsprecherischer, als:

Fortunam Priami cantabo et nobile bellum.

„Hier ist kein sechssylbigtes Wort, nicht einmal ein viersylbigtes, hier ist „kein singe mir Muse! Horaz müßte also, was er an der Odyssee ge„lobt hätte, an der Iliade getadelt haben, wenn er nicht an dem Verse „des kyklischen Dichters ganz etwas anders aussetzte. Und was ist das?

„Der Eingang eines Heldengedichts, wie gesagt, bestehe aus dem „Innhalte und aus der Anrufung. Man lasse uns nunmehr die Exempel „der Griechen gegen die Exempel der Römer halten. Man wird einen „Unterscheid antreffen, welcher so deutlich ist, daß ich mich wundre, wie

„ihn noch niemand [1] angemerkt hat. Die griechischen Heldendichter verbinden den Inhalt und die Anrufung; die römischen trennen sie. Den „Anfang der Iliade und der Odyssee habe ich schon angeführt. Dort heißt „es: Besinge mir, Göttin, den Zorn des Achilles ꝛc. Hier „Sage mir, Muse, den Mann ꝛc. Beydemal ist die Gottheit bey „dem Dichter das erste. Er erkennet seine Schwäche. Er sagt nicht: ich „will den und jenen Helden besingen; er untersteht sich nichts, als der „Muse nachzusingen. Durch diesen einzigen Zug schildert er sich als einen „bescheidenen Mann, als einen Mann, der sich der Gnade der Götter „überläſſet; zwey Stücke, welche ihm das Vertrauen der Leser erwecken, „und den zu erzehlenden Wundern einen Grad der Wahrscheinlichkeit geben, „den sie nicht haben würden, wenn sie sich bloß auf menschliches Ansehen „gründeten. Die weitläuftigen griechischen Dichter alle, sind dem Homer „hierinne gefolgt. Aratus fängt an: **Ἐκ Διὸς ἀρχώμεσθα;** Apollonius „Rhodius **Ἀρχόμενος σέο, Φοῖβε** — — — und mit diesem Gebete „verbinden sie so gleich den Inhalt.

Νύμφαι Τρωϊάδες, ποταμοῦ Ξάνθοιο γενέθλη
Ἕσπετέ μοι u. s. w.

„singt Coluthus zu Anfange seines Raubes der Helena. Der zärtliche „Musäus selbst, wenn er anhebt:

Εἰπὲ, θεὰ, κρυφίων ἐπιμάρτυρα λύχνον ἐρώτων
Καὶ νύχιον πλωτῆρα θαλασσοπόρων ὑμεναίων u. s. w.
Besinge mir, Göttin, die Fackel die Zeugin verborgener Liebe;
Den nächtlichen Schwimmer zum Feste des Ehegotts, jenseit dem Meere,

[[1] Außer vielleicht der einzige Cowley, welcher in den Anmerkungen zu dem ersten Buche seiner Davideis folgendes schreibt: The Custom of beginning all Poems, with a Proposition of the whole work, and an Invocation of some God for his assistance to go through with it, is so solemnly and religiously observed by all the ancient Poets, that though I could have found out a better way, I should not (I think) have ventured upon it. But there can be, I believe, none better; and that part of the Invocation, if it became a Heathen, is no less necessary for a christian Poet. ***A Jove principium Musae;*** and it follows then very naturally, ***Jovis omnia plena.*** The whole work may reasonably hope to be filled with a divine Spirit, when it begins with a prayer to be so. The Grecians built this Portal with less state, and made but one part of these ***Two;*** in which, and almost all things else, I prefer the judgment of the Latins; though generally the abused the Prayer, by converting it from the Deity, to the worst of Men, their Princes: as Lucan adresses it to ***Nero***, and Statius to ***Domitian;*** both imitating therein (but not equalling) Virgil, who in his Georgicks chuses Augustus for the Object of his Invocation, a God little superior to the other two.] Anmerkung der Ausgabe von 1785.

Die dunkeln Umarmungen, unüberrascht von der Bothin des Tages,
Besinge mir Sest und Abyd, wo sich Hero im Dunkeln vermählte ꝛc.
„vergißt diese heilige Gewohnheit nicht. Und, daß ich es kurz mache, die „Unterlassung dieser Gewohnheit ist es offenbar, welche Horaz an dem „kyklischen Poeten tadelt. Der Stoff seines Liedes war allzuwichtig, als „daß man glauben könnte, er würde ihn ohne eine göttliche Begeisterung „ausführen können. Anstatt das Glück des Priamus und den edlen „Krieg will ich singen; hätte er also nach dem Beyspiele des weisen „Homers sagen sollen: Singe, Muse, das Glück des Priamus und „den edlen Krieg; und alsdann würde er dem Tadel des Römers ent„gangen seyn. Es ist auch in der That besonders, mit einem stolzen Ich „anzufangen, und alsdann die Musen anzurufen, nachdem man schon alles „auf die eignen Hörner genommen hat. Das heißt anklopfen, wenn man „die Thüre schon aufgemacht hat.

„Nach dieser Erklärung nun wird man ohnschwer errathen, was ich „auch in Ansehung des Messias wünschte; daß Herr Klopstock nehmlich „dem Exempel des Homers gefolget wäre. Es würde ihm, als einem „christlichen Dichter, um so viel anständiger gewesen seyn, wenn der An„fang ein Gebet gewesen wäre; als daß er seiner Seele befiehlt ein Werk „zu besingen dem sie, so unsterblich sie ist, zu schwach ist, wenigstens ihm „gewachsen zu seyn, sich nicht rühmen muß. Es ist wahr, das demüthigste „und zugleich erhabenste Gebet folgt darauf; allein der kyklische Dichter „wird die Anrufung der Musen gewiß auch nicht vergessen haben; und „gleichwohl tadelt ihn Horaz.

„Ich will mich nicht länger hierbey aufhalten. Mein ganzer Tadel „ist vielleicht eine Grille, die sich, wie man sagen wird, auf nichts, als „das Ansehen des Homers gründet. Wann nun aber Homer eben durch „diese religiöse Bescheidenheit das Lob eines Dichters, qui nil molitur „inepte verdienet hätte? — — Doch ich gehe wieder zurück anstatt weiter „zu gehen. Was ich bisher gesagt, hat den Eingang des Messias über„haupt betroffen. Man erlaube, daß ich ihn nunmehr Zeile vor Zeile „betrachte. — —“

Sie aber, mein Herr, werden mir hier wieder einen kleinen Ruhepunct erlauben. Ich bin das Denken wenig gewohnt, aber das Abschreiben, ohne zu denken, noch weniger. Und was kann ich neues bey etwas denken, was ich schon durchgedacht zu haben glaube? Ich bin ꝛc.

Siebzehnter Brief.

An ebendenselben.

Ich fühle mich heute zum Briefschreiben so wenig aufgelegt, daß Sie ganz gewiß, mein Herr, diesesmal keinen bekommen würden; wenn ich mich nicht zu allem Glücke besänne, daß ich ja nur abschreiben dürfte, um einen Brief fertig zu haben. Wenn es weiter nichts ist, so wollen wir wohl sehen. — —

Zweyte Fortsetzung.[1]

Singe unsterbliche Seele der sündigen Menschen Erlösung.

„Ueber die Anrede habe ich mich schon erklärt. Man betrachte sie als eine blosse Anzeige dessen, was der Dichter thun will, oder als eine Aufmunterung an sich selbst, so muß ich beydemal fragen, warum er hier seine Seele, auf der Seite eines unsterblichen Wesens betrachtet? Ich weis es, die Erlösung ist nichtig, wann unsere Seelen nicht unsterblich sind; der Stoff, den er sich gewählt, ist ein Stoff, der ihm in die Ewigkeit nachfolgt; und aus diesen Gründen würde man das unsterblich vielleicht rechtfertigen können. Allein man sage mir, hat der Dichter hier nicht die Gelegenheit zu einer weit gemässern, zu einer weit zärtlichern Vorstellung aus den Händen gelassen? Würde es nicht noch schöner gewesen seyn, wenn er seine Seele, als diejenige angeredet hätte, welche selbst an der Erlösung der sündigen Menschen Theil hat? Hieraus würde eine Verbindlichkeit zu singen entstanden seyn, die seinem Eingange eine durchaus neue und von keinem Dichter gebrauchte Wendung gegeben hätte. Ich weis es, dieser Zug müßte mit einer Feinheit angebracht werden, deren nur eine Meisterhand fähig ist. Allein, wäre er der einzige gewesen, der von dieser Art in dem ewigen Gedichte glänzet? Wie viel der feinsten Anspielungen, welche durch ein einziges Wort ein Meer von Gedanken in der Seele zurücklassen, findet man nicht darinne? Man betrachte die Zeile wie sie ist, und überlege wie sie seyn könnte. Sich selbst, oder seine Seele, schildert der Dichter auf ihrer prächtigsten Seite, auf der Seite der Unsterblichkeit; alle andere Menschen auf der allerelendesten, auf der Seite sündiger und verlohrner Geschöpfe. Scheint sich der Dichter also nicht von ihnen auszuschliessen? Hätte er einen gleichgültigern Eingang finden können, wenn er die Befreiung eines Volks,

[1] Ebenfalls aus dem Neuesten, September 1751.

das bisher in dem Joche der Knechtschaft geseufzet, besungen hätte; eines Volks, wovon er kein Glied wäre? Ich bin ein Feind von Parodien, weil ich weis, daß man das vortreflichste dadurch lächerlich machen kann. Sonst wollte ich versuchen, ob man nicht einen untadelhaften Eingang zu einem Heldengedicht auf die Befreyung zum Exempel der Holländer, daraus machen könne. Beynahe hätte ich lieber Lust zu zeigen wie diese erste Zeile seyn könne, wenn sie meine Critik nicht treffen sollte. Doch auch dieses will ich unterlassen. Ein unglückliches Beyspiel macht oft eine gegründete Anmerkung verdächtig.

Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,

„Diese Zeile ist leer. Ein einziger Begriff ist unter verschiednen Ausdrücken dreymal darinne wiederhohlt. Liegen auf Erden und in seiner Menschheit nicht schon hinlänglich in dem Worte Messias? Wann anstatt Messias der Dichter ewiger Sohn, oder etwas gleichgeltendes, gesagt hätte, so würde das folgende nothwendig seyn. Es würde Umstände ausdrücken, die hier stehen müßten, und welche in dem Worte ewiger Sohn nicht liegen. Dieses, sollte ich meinen, ist klar. An dem folgenden Einwurfe wird vielleicht mein Katechismus Schuld haben. Er betrift das Wort vollendet. Man hat mich gelehrt, zu der Erlösung der Menschen gehörten auch das Hinabsteigen zur Hölle und die Himmelfahrt Christi. Ist es aber auf Erden geschehen, daß er sich den Teufeln triumphirend gezeigt hat? Ist er in seiner Menschheit gen Himmel gefahren, oder in seiner verklärten Menschheit? Ich weis also nicht, wie man sagen kann, Christus habe die Erlösung auf Erden in seiner Menschheit vollendet? Dieses ist die Stelle, aus welcher man am zuverläßigsten schliessen könnte, wo die Handlung des Gedichts aufhören werde.

Und durch die er Adams Geschlecht die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuen geschenkt hat.

„Im vorbeygehen will ich erinnern, daß der Ausdruck das Blut des heiligen Bundes zweydeutig ist. Das Blut der Beschneidung war auch Blut eines heiligen Bundes. Was mir aber hier am besondersten vorkommt, ist die Liebe der Gottheit, welche der Messias durch das Blut des heiligen Bundes dem Geschlechte Adams von neuen geschenkt hat. Die Menschen hatten also die Liebe der Gottheit verlohren? Gott haßte also die Menschen; und gleichwohl hatte er von Ewigkeit beschlossen, sie

erlösen zu lassen? Ich will nicht hoffen, daß mein Einwurf die Sache selbst trift; ich glaube vielmehr, der Dichter hätte einen behutsamern Ausdruck wählen sollen. Der gewählte, er mag symbolisch seyn oder nicht, bringt auch den kurzsichtigsten Leser auf den unverdaulichsten Widerspruch. Das hiesse das unveränderliche Wesen Gottes zu dem veränderlichsten machen, wenn man sagen dürfte; Gott könne einem Geschöpfe, das seine Liebe verlohren, (man überlege den ganzen Umfang dieses Worts) das sie, sage ich, verlohren habe, diese verlohrne Liebe von neuen schenken. Was für niedrige Begriffe von Abwechselung Hasses und Liebe dichtete man dem sich selber ewig Gleichen an? Doch wie können die Menschen seine Liebe verlohren haben, wann gleichwohl, wie der Dichter in der folgenden Zeile sagt, durch die Erlösung des Ewigen Wille geschehen ist? Kann der in des Königs Ungnade seyn, den der König glücklich zu machen beschließt? Ich sehe ein Labyrinth hier vor mir, in das ich den Fuß lieber nicht setzen, als mich mit Mühe und Noth herausbringen lassen will.

Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stand Judäa
Wider ihn auf: er thats, und vollbrachte die grosse Versöhnung.

„Der Dichter sagt an einem andern Orte von Jerusalem, daß sie die Krone der hohen Erwählung unwissend hinweggeworfen. Hat das jüdische Volk also Jesum nicht für den, der er war, erkannt, wie es ihn denn würklich nicht erkannt hat, wie kann es wider ihn aufgestanden seyn? Wie kann es ihn das grosse Werk auszuführen gehindert haben, von dem es nichts wußte? Alle Verfolgungen der Juden sind der Absicht Christi eher behülflich, als entgegen gewesen. Satan ist im gleichen Falle. Er kannte den Messias nicht; er hielt ihn für nichts als einen sterblichen Seher. Er wandte alles an, ihn zu tödten, und Christus sollte uns zu erlösen getödtet werden. Was für einen mächtigen Feind hat also der Messias an ihm zu überwinden gehabt? Wenn sich Satan der Kreutzigung Christi widersetzt hätte, so hätte der Dichter sagen können: Umsonst; er thats und vollbrachte die große Versöhnung.

„Man übersehe nunmehr diesen ersten Theil des Einganges im Ganzen, und sage ob Hr. Klopstock seinen grossen Plan glücklich ins Kurze zu ziehen gewußt hat. — —

O wie froh bin ich, daß ich einen Absatz sehe! Wenn ich nunmehr den Bogen zusammen lege, ihn versiegle und die Aufschrift darauf setze,

so ist ja der Brief fertig. Nicht? Doch noch eins würde fehlen, und da ist es: Leben Sie wohl! Ich bin 2c. B**, den 20 December 1751.

Achtzehnter Brief.

An ebendenselben.

Sie wundern sich über die Veränderung meines Aufenthalts, und beklagen sich über mein Stillschweigen. Der Grund von diesem liegt in jener; der Grund von jener aber in hundert kleinen Zufällen, die zu klein sind, als daß ich Sie mit Erzehlung derselben martern wollte. So viel können Sie gewiß glauben, daß unsre Freundschaft nichts darunter leiden soll; und wie könnte sie auch? Freunden, welche einmal getrennt seyn müssen, kann es gleichviel seyn, welche Raume sie trennen, wann diese nur in Ansehung der Grösse ungefehr eben dieselben bleiben. Machen Sie ihre Wohnung zum Mittelpunkte, so werden Sie finden, daß ich blos den Ort in der Peripherie geändert habe, welches in Ansehung ihrer so etwas kleines ist, daß ich mich nicht länger dabey aufhalten werde. Mein Stillschweigen wird sich auch vergessen lassen, wenn unser Briefwechsel nur erst wieder in den Gang kommt. Ich habe aber hierzu um so viel mehr Hofnung, weil ich hier eben so viel zu thun habe, als Sie; das ist, auf der Gottes Welt nichts, ganz und gar nichts. — — Allein wie steht es mit der Critik über den Messias? werden Sie fragen. Wo bleibt die Fortsetzung? — — Diese, glaube ich, wird wohl wegfallen. Meine Papiere sind in eine solche Unordnung gerathen, daß ich die Zettel, worauf ich meine Gedanken geschrieben, schon ganze Tage vergebens gesucht habe. Lassen Sie aber sehen, ob ich mir nicht die vornehmsten wieder in das Gedächtniß bringen kann. — —

Ich war bis auf die Anrufung gekommen. Ich fand sehr ausserordentliche Schönheiten darinne, und so viel ich mich erinnere, war mir nicht mehr, als eine einzige Stelle anstößig. Der Dichter bittet den forschenden Geist, die Dichtkunst mit jener tiefsinnigen einsamen Weisheit auszurüsten, mit der er die Tiefen Gottes durchschauet. Erstlich schien mir das Beywort forschend sehr unwürdig, und mit dem Prädicate die Tiefen Gottes durchschauen in vollkommnem Widerspruche. Ich glaubte, wo ein Durchschauen Statt finde, höre das Forschen auf, und das Forschen selbst könne wohl von einem endlichen Wesen, nicht aber von dem Geiste Gottes gesagt werden. Zweytens, war ich mit der

tiefsinnigen einsamen Weisheit, die eben diesem Geiste beygelegt wird, durchaus nicht zufrieden. Ich konnte mich nicht enthalten zu fragen, ob der Geist Gottes erst zu Winkel gehen müsse, wenn er nachdenken wolle? Ich gab mir selbst die Antwort, daß tiefsinnig und einsam gleichwohl das höchste wären, was man von der menschlichen Weisheit sagen könne, und daß wir von der göttlichen nicht anders als nach Beziehung auf jene reden könnten. Allein aus dieser Antwort, welches doch die einzige ist, die man wahrscheinlicher Weise vorbringen kann, schloß ich eine gänzliche Unbrauchbarkeit der wahren Dichtkunst bey gewissen geistigen Gegenständen, von welchen man sich nicht anders als die allerlautersten Begriffe machen sollte. Einem philosophischen Kopfe ist schon das anstößig, daß die Sprache für die Eigenschaften des selbstständigen Wesens keine besondre und ihnen eigenthümliche Benennungen hat; wie viel anstößiger muß es ihm seyn, wann der Dichter diese Armuth zu einer Schönheit macht, und überall seine sinnliche Vorstellungen anzubringen sucht? Den Ausdruck die Weisheit Gottes, ist man schon gewohnt, und man kann ihn, so uneigentlich, so schwächend er auch ist, nicht entbehren; durch die Beywörter tiefsinnig und einsam aber, wird er noch weit uneigentlicher, noch weit schwächender.

Dieser Anmerkung ungeachtet unterstand ich mich zu behaupten, daß wenn der Verfasser des Messias auch kein Dichter wäre, er doch ein Vertheidiger unsrer Religion seyn würde, und dieses weit mehr als alle Schriftsteller sogenannter geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweise. Oft beweisen diese Herren durch ihre Beweise nichts, als daß sie das Beweisen hätten sollen bleiben lassen. Zu einer Zeit, da man das Christenthum nur durch Spöttereyen bestreitet, werden ernsthafte Schlüsse übel verschwendet. Den bündigsten Schluß kann man zwar durch einen Einfall nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Ueberzeugung abschneiden. Man setze Witz dem Witze, Scharfsinnigkeit der Scharfsinnigkeit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man auf der andern Seite, sie in alle dem Glanze vorzustellen, in welchem sie unsre Ehrfurcht verdienet. Dieses hat der Dichter gethan. Das erhabenste Geheimniß weis er auf einer Seite zu schildern, wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergißt und sich in der Bewunderung verlieret. Er weis in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken, daß das Christenthum wahr seyn möchte, gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sey. Unser Urtheil schlägt sich allzeit auf die Seite unsers Wunsches.

Wann dieser die Einbildungskraft beschäftiget, so läßt er ihr keine Zeit, auf spitzige Zweifel zu fallen; und alsdann wird den meisten ein unbestrittner Beweis eben das seyn, was einem Weltweisen ein unzubestreitender ist. Ein Fechter faßt die Schwäche der feindlichen Klinge. Wann die Arzney heilsam ist, so ist es gleich viel, wie man sie dem Kinde beybringt. — — Diese einzige Betrachtung sollte den Messias schätzbar machen, und diejenigen behutsamer, welche von der Natur verwahrloset sind, oder sich selbst verwahrloset haben, daß sie die poetischen Schönheiten desselben nicht empfinden. Besonders wenn es zum Unglücke Männer sind, die bey einer Art Leute, welche noch immer den größten Theil ausmachen, ein gewisses Ansehen haben. [1]

Ich habe oben gesagt, daß ich hier völlig müßig bin. Es ist also kein Wunder, daß ich auf die allerwunderlichsten Einfälle gerathe. Ueber einen werden Sie gewiß lachen, wo nicht gar mit den Achseln zucken. Ich weis nicht, ob ich oder mein Bruder zuerst darauf kamen; wir müssen aber wohl beyde zugleich darauf gekommen seyn, weil wir unsere Kräfte zu Ausführung desselben vereinigten. Wir mußten es oft genug hören, der Messias sey nicht zu verstehen, und ich mußte mich oft genug auslachen lassen, wenn ich sagte, ich wollte, daß er noch ein wenig dunkler wäre. Man zeigte mir Stellen, gegen welche Orakelsprüche verständlicher seyn sollten. Ich gab mir Mühe, sie zu erklären, und mußte hier und da die lateinische Sprache mit zu Hülfe nehmen; da es sich denn dann und wann fand, daß man keine Mühe hatte, das in einem römischen Ausdrucke zu verstehen, was man in einem deutschen nicht verstehen wollte. Was konnte also natürlicher seyn, als daß wir darauf fielen, ob es nicht möglich sey, diesen unsern gelehrten Landsleuten zum Besten, das ganze Gedichte in lateinische Verse zu übersetzen. Gedacht; versucht: und ich wollte, daß ich hinzusetzen könnte: versucht; gelungen. Wir sind schon ziemlich weit damit gekommen, und wenn Sie wollen, so können Sie ehstens eine Probe davon sehen. Ich bin ꝛc.

Neunzehnter Brief.

An ebendenselben.

Es ist mir lieb, daß Sie mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und daß Sie mich nicht, als einen Verehrer des Messias, auch zu einem

[1] S. Das Neueste Monat Mai.

Verehrer derjenigen steifen Witzlinge machen, welche durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabnen Dichtungsart ich weis nicht was für einen lächerlichen Anstrich geben. Es giebt nur allzuviele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Sylbenmaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiste, welcher die erhitzte Einbildungskraft über diese Kleinigkeiten weg, zu den grossen Schönheiten der Vorstellung und Empfindung reißt, bemühen sie sich anstatt erhaben dunkel, anstatt neu verwegen, anstatt rührend romanenhaft zu schreiben. Kann etwas lächerlicher seyn, als wenn hier einer in einem verliebten Liede mit seiner Schönen von Seraphinen spricht, und dort ein andrer in einem Heldengedicht von artigen Mägdchens, deren Beschreibung kaum dem niedrigen Schäfergedichte gerecht wäre. Gleichwohl finden diese Herren ihre Anbeter, und sie haben, grosse Dichter zu heissen, nichts nöthig, als mit gewissen witzigen Geistern, welche sich den Ton in allem, was schön ist, anzugeben unterfangen, in Verbindung zu stehen. Aber so geht es: wenn ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigne Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringt, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oefnung mit einstehlen wollen. Doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt hat, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumen ließ, in ein spöttisches Gelächter [1] — — —

Jetzo gleich will ich, vielleicht ein eben so spöttisches Gelächter, über die in meinem letzten Schreiben erwähnten Uebersetzer des Messias erwecken. Hier haben Sie eine Probe; wir müssen Ihnen aber gleich voraus sagen, daß es die erste und letzte seyn wird, weil wir dieser unsrer Beschäftigung schon wieder überdrüßig geworden sind. Nicht so wohl weil sie ein wenig schwer war, sondern vielmehr weil uns ein Freund Nachricht gab, daß uns schon eine geschickte Feder zuvor gekommen sey. Da wir von fremder Arbeit immer die vortheilhaftesten Begriffe haben, so fürchten wir bey der Vergleichung zu verlieren. Doch urtheilen Sie selbst, ob wir Ursache haben, uns zu fürchten.

[1] S. Das Neueste Monat Mai.

Messias.

Carmen Epicum, liber primus.

Quam sub carne Deus lustrans terrena nouauit
Crimine depressis, cane mens aeterna salutem;
Infelicis Adae generi dum foederis icti
Sanguine reclusit fontem coelestis amoris.
Hoc fatum aeterni. Frustra se opponere tentat
Diuinae proli Satanas: Judaeaque frustra
Nititur. Est agressus opus, totumque peregit.
Ast, quacunque pates, soli res cognita Jouae,
Quae iam mersa latet tenebris, arcesne poësin?
Hanc in secessu, amoto rumore loquaci,
Oranti, omnicreans Flamen, mihi redde sacratam!
Hanc, plenam igne pio, mansuris viribus auge,
Et mihi siste deam, tua quae vestigia carpat!
Hanc latebris gaudens, qua tu petis ima Iehouae,
Armet, scrutator Flamen, sapientia viuax!
Vt mihi pandantur nebulis arcana remotis,
Messiam ut dicar digno celebrare volatu.
Qui vos nobilitat, miseri, si nostis honorem,
Dum terras adiit saluatum conditor orbis,
Tendite vati animos. Huc tendite, parua caterua
Nobilium! Dulci queis non est carior alter
Fratre Deo, placido vultu quos laeta sonantes
Opprimet vsque animis revolutus terminus aevi,
Hymnum audite meum! Vobis sacra vita sit Hymnus.
Haud procul urbe sacra, quae se caligine foedans
Quassabat stupido delectus calce coronam,
Quondam sede Dei, sanctorum matre parentum,
Sacrilegis fusi manibus nunc sanguinis ara,
Haud procul hac, sese Messias plebe remouit,
Tunc cultrice quidem, sed non pietatis honore,
Quem sine labe videt cordis penetralia scrutans.
Intrat secessus. Hic gressibus obuia turba
Substernit palmas! illic Hosianna resultat!

Frustra. Rex titulo, nec rex cognoscitur ulli,
Nec, quod vibratum verbum patris ore benigno
Certa salus aderat, tenebris sentitur operto.
Labitur ipse Deus coelo. Pollentia verba:
Denuo claratus clarabitur! aethere missa,
Integra praesentis Jouae documenta ministrant.
Ast qui te capiat, Numen, mens sordida spectans?
Haec inter propius Jesus accedere patri,
Qui populo iratus, demissa voce per auras
Nequicquam attonito, superas remearat ad oras,
Diuinam mentem nullo cogente nouatum,
Terrigenas, caram gentem, sibi morte piandi.
  Auroram versus, sanctam supereminet vrbem
Mons, qui culminibus diuinum saepe patronum
Condiderat, veluti templi penetralibus imis.
Sub patris aspectu nocturna silentia longis
Ducentem precibus. Montem contendit in illum;
Nec comes ire negat vatum monumenta Ioannes
Visurus, placidam, diuini imitator amici,
Vt noctem sacris orans duraret in antris.
Illinc Messias superat fastigia. Flamma
Protinus en cinctum! veniens de monte Moria
Quae placabat adhuc, vsti sub imagine, patrem.
Spargit oliua gelu circum, dum mollior aura
Ora, velut Iouam prodenti murmure, lambit.
Messiae famulans aulae coelestis alumnus,
Aethereis dictus Gabriel, sub tegmine cedri
Halantis cessans voluit secum ipse salutem
Instauratam orbi coelique tropaea, redemptor
Obuius vt patri tacito pede praeterit illum.
Speratum Gabriel non nescit surgere tempus;
Obstupet, exultat; suavis vox excidit ore:
  Num, diuine, patri supplex, elidere somnum
Gaudes, an fessis mulcentem admittere membris?
Ibo immortali capiti, sis, strata paratum.
En viridans proles cedri sua brachia tendit,

Ambrosiusque frutex tendit. Propullulat imo
Monte silens muscus vatum monumenta pererrans.
Hic diuine tibi, concedas, strata parabo.
Instantes operi quis languor colligat artus!
Quo mortale genus tolerans dignaris amore!
Dixit. Ad hunc Iesus clementia lumina torquet,
Stans gravis in summo montis pulsantis Olympum.
Hic Deus. Hic orat. Terris iam magnus ab imis
Auditur clangor, voluentes infima plausus
Antra strepunt, pulsu vocis commota potentis.
Haud vocis, quae dira polis trepidantibus, igne
Nubibus abrepto tonitrusque fragore, precatur;
Sed blandae illius, quae nil nisi spirat amorem,
Qua telluri olim paradisi forma redibit.
Circuitu nigrant per amoena crepuscula colles,
Non secus ac hilares hortus iam cingat Eous.
Quae Jesus, alta tantum vi numinis ipse
Atque sator penetrant. Homini datur ista referre.
Tandem, summe parens, lux foederis atque salutis
Aduenit: aeternum sacra lux maioribus orsis,
Orso ipso primo, socia quod prole patrasti.
Surgens illa mihi radiis resplendet iisdem,
Queis olim vastam seriem penetrantibus aeui
Resplendens auidis oculis praerepta placebat.
Prima labe vias obstructi pandere coeli,
Tunc tribus vnus erat, quod nosti, feruor amoris.
Regnantes per inane silens nudumque creatis,
Pulsi ardore sacro, quod nondum traxerat auras,
Sede genus celsa contemplabamur egenum.
Heu miseras gentes! Heu quondam morte carentem
Effigiem nostri, nunc cuncto crimini foedam!
Vidi infelices! Vidisti me lacrymantem!
Tunc tu: rursum homines formemus imagine diua!
Sanguinis hinc natum est foedus penetrabile nulli,
Et typum ad aeternum repetenda creatio mundi.
Scis diuine sator, testantur sidera coeli,

Huic operi immenso quoties ego sponte dicatus
Flagrarim, numen miseris involuere membris:
Heu, quoties tellus te multo sidere mixtam
Spectaui exultans! Et tu sacra terra Canaea,
In cliuo quoties, fusuro sanguine sacri
Foederis humenti, rorantia lumina fixi!
Nunc quae pertentant animum mihi dulce trementem
Gaudia! — —

Doch genug, mein Herr. Ich sollte meinen, daß hundert und mehr Verse zu einem Anbisse mehr als zu viel wären. Vielleicht werden Sie ihrer nicht zehne lesen. Ich bin ꝛc. W**. 1752 im Februar.

Zwanzigster Brief.

An den Herrn H.

Sie bekommen hier das Schreiben des Herrn Diderot über die Tauben und Stummen wieder zurück. Ein kurzsichtiger Dogmaticus, welcher sich für nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche sein System ausmachen, zu zweifeln; wird eine Menge Irrthümer aus demselben zu klauben wissen. Diderot ist einer von den Weltweisen, welche sich mehr Mühe geben, Wolken zu machen, als zu zerstreuen. Ueberall wo sie ihre Augen hinfallen lassen, erzittern die Stützen der bekanntesten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor sich zu sehen glaubte, verlieret sich in eine ungewisse Ferne. Sie führen uns

In Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit: wenn Schullehrer in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düstern Throne der Lügen leiten. Gesetzt auch ein solcher Weltweise wage es, Meinungen zu bestreiten, die wir gebilliget haben. Der Schade ist klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der Gesellschaft eben so wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr diejenigen thun, welche die Denkungsart aller Menschen unter das Joch der ihrigen bringen wollen.[1] — — Es geht ja ohnedem nicht an. Wie viel Höflichkeiten, wie viel Wein ließ es sich der Hr. ** nicht gestern kosten, daß wir seine Verse eben so vortreflich finden sollten, als er? — — Thaten wir es? Ich bin ꝛc. B** 1751.

[1] S. Das Neueste Monat Junius.

Einundzwanzigster Brief.

An den Herrn S.

Ich habe gestern von B** eine sehr traurige Nachricht erhalten. Der Freund, dessen ich so oft gegen sie erwähnt habe, ist auf der Reise in sein Vaterland gestorben. Es geht mir nahe, wenn ich bedenke in was für Gesinnungen von mir er vielleicht gestorben ist. Nach einer langen ununterbrochnen Freundschaft mußte uns eine Kleinigkeit entzweyen, welcher meine Abwesenheit am meisten zu statten kam. Doch diese Kleinigkeit war es nicht allein die ihn wider mich aufbrachte. Wehe euch, die ihr mit Verleumdungen sein Bette umlagert hieltet! Euch müsse es nie gelingen, einen Freund zu finden; oder wann ihr ihn ja gefunden hättet, so müsse ihn auf einmal, ohne euer Verschulden, Haß und Rache wieder euch erfüllen! Und in diesem Augenblicke müsse er sterben, um euch in jener Welt mit einem schrecklichen Gesichte zu erwarten! Ich würde die strengste Gerechtigkeit zwischen mir und ihm zum Richter haben nehmen können, und ich weiß gewiß, sie würde für mich gewesen seyn. Doch er ist todt, und sein Tod macht ihn in meinen Augen von allen Vorwürfen frey, und mich allein schuldig. Ich mag ihn wirklich, oder nur seiner Einbildung nach beleidiget haben; genug er ist beleidigt. Er ist es, und ich muß ihn versöhnen. Aber wie? Möchten mir doch die Worte des Horaz: placantur carmine manes, nicht umsonst eingefallen seyn! Möchte es doch wahr seyn, daß dieses das Mittel wäre! Doch es sey es, oder sey es nicht; ich werde wenigstens eine Art des Trostes und der Beruhigung darinne finden. Schon sammle ich die traurigsten meiner Gedanken; und bald entwerfe ich sein Bild, das ich so reizend nicht würde entworfen haben, wenn wir uns nicht entzweyt hätten. Schon ist mein ganzer Geist dazu vorbereitet, und schon gestern hab ich ihm, oder wann Sie lieber wollen, meiner Muse, lange und schwere Harmonien befohlen.

Die ich dich nie dem Chor unschuldger Scherze raubte,
Und schwer beklemmt zu bangen Klagen rief,
Die Rosen heut, o Muse, von dem Haupte,
Das gestern noch im Schooß der frohen Jugend schlief;
Und aus der freyen Rechte
Den fürchterlichen Stab,
Den, als der Pindus jüngst in Libers Laube zechte,

Dir der vergnügte Wirth zum Freundschafts Pfande gab;
Reiß schnell, der Weste Spiel, das flatternde Gewand,
In schmutzig unachtsame Falten!
Und trenn mit ungestümer Hand
Die Perlenschnur, bestimmt das güldne Haar zu halten.

* * *

Nun nimm sie hin, die mir getreuen Saiten,
Und stimme sie zum Trauerton herab,
Zum Ton geschickt die Seufzer zu begleiten,
Und fromm zu schallen um ein Grab.

Sollten Sie nicht glauben, daß ich Sie für meine Muse hielte? Verzeihen Sie meiner Zerstreuung, und erlauben, daß ich von Ihnen auf einige melancholische Wochen, welche mir die süssesten von der Welt seyn sollen, Abschied nehmen darf. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Zwey und zwanzigster Brief.

An den Herrn D**

Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß meine Reden einen solchen Eindruck haben könnten. Ich erinnere mich ganz wohl, daß man in der Gesellschaft, in welcher ich Sie das erstemal zu sprechen die Ehre hatte, und von welcher wir, wann es anders ihr Ernst ist, die Epoche unserer Freundschaft zu rechnen anfangen wollen, daß man, sage ich, damals das Gespräch auf die neuste Geschichte wandte, und daß ich in dem ganzen Umfange derselben keine Begebenheit anzutreffen erklärte, welche mich mehr gerührt habe, als die Enthauptung des Herrn Henzi in Bern. Ich konnte mich nicht enthalten den vortheilhaften Begrif zu verrathen, den ich mir von ihm, Theils aus den öffentlichen Nachrichten, Theils aus mündlichen Erzehlungen gemacht hatte. Ich behauptete sogar, daß er einen würdigen Helden zu einem recht erhabnen Trauerspiele abgeben könne; und ich hatte das Vergnügen, daß Sie mir, nach einigem Wortwechsel, beyfielen. Wie viel grösser aber ist das Vergnügen, welches Sie mir durch Ihre Zuschrift gemacht haben? Ich finde den deutlichsten Beweis darinne, daß Sie mir nicht aus Höflichkeit, sondern aus Ueberzeugung beygefallen sind, und daß Sie meine Gesinnungen nicht so wohl gebilliget, als vielmehr angenommen haben. Als ein Geist, der sich gleich Anfangs mit etwas wichtigen zeigen will, übersenden Sie mir einen Plan, wie

unser Held wohl am füglichsten auf die Bühne zu bringen sey. Er macht ihrer Critik und ihrem Genie Ehre; und wenn ich mich in die Beurtheilung desselben einlassen wollte, so würde ich überall nichts zu sagen finden, als: das ist schön, das ist regelmäßig, ob ich gleich dieses so, und jenes anders eingerichtet zu haben bekenne. Denn ich muß es Ihnen nur gestehen, daß ich mir einen gleichen Plan gemacht habe, und zwar noch ehe ich die Ehre hatte, mit Ihnen davon zu sprechen. Ich habe sogar angefangen, ihn auszuführen, und ich bin nicht übel Willens den ersten Aufzug meinem Briefe beyzulegen. Und warum nicht? Er wird mir die Mühe ersparen, meine Einrichtung weitläuftig zu erklären, und ich werde am Ende nichts nöthig haben, als einige allgemeine zu meiner Entschuldigung dienende Anmerkungen beyzufügen. Hier ist er; ich muß Sie aber ersuchen, daß Sie das Uebrige meines Briefes erst nach ihm lesen, weil ich mich durchgängig darauf beziehen werde — — —

Samuel Henzi.

Ein Trauerspiel. [1]

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Henzi. Wernier.

Henzi. (kömmt in tiefen Gedanken und wendet sich plötzlich um.)
Wer folgt mir? — Liebster Freund, bist dus? — Wen suchst du? —
— Mich?
Du folgst mir nach? — — Warum?

Wernier.

Und warum wunderts dich?
Hat mich nicht Henzi stets mit ofnem Arm empfangen?
Nun jetzo fragt er mich, was ich ihm nachgegangen?
Ich sah erstaunt, daß er so früh aufs Rathhaus ging,
Sich mit sich selbst besprach, das Haupt zur Erde hing;

[1] Karl G. Lessing setzt im theatralischen Nachlaß, wahrscheinlich aus seines Bruders Papieren, hinzu „Ελευθεριας ἑν μεν το εν μερει αρχεσθαι και αρχειν· ἑν δε το ζην, ὡς βουλεται τις. Arist. Resp. Lib. VI. c. 2. Berlin, 1749.“

Ich sah, daß Zorn und Gram so Blick als Schritt verriethen,
Ob sie der Neugier gleich sich zu entfliehn bemühten.
Der Anblick drang ans Herz — — Was quält den edlen Geist?
Ich floh ihm nach, und seh — —

Henzi.

Was?

Wernier.

Daß es ihm verdreußt.
Ach! bin ich nicht mehr werth sein Unglück mit zu tragen?
Ist er nicht Freunds genug mirs ungefragt zu sagen?
Hab ichs an ihm verdient, daß er so grausam ist,
Und mir den süssen Weg zu gleichem Gram verschließt?
Bedenke, wie wir da uns brüderlich umfaßten,
Als wir, zu patriotisch, die hassenswerthen haßten,
Als unterdrücktes Recht, als unser Vaterland
Den zu bescheidnen Mund kühn, doch umsonst, entband.
Bern seufzet noch wie vor. Die Helden sind vertrieben;
Doch ist ihr bester Theil in dir zurück geblieben.
Bern sieht allein auf dich. Bern hoft allein von dir,
Freyheit, und Rach und Wohl. Drum Henzi, gönne mir
Das unermeßne Glück, wenn dich die Nachwelt nennet,
Daß sie mich als den Freund von ihrem Schutzgott kennet.
Wie aber? — — Schweigst du noch? — — Du siehst mich traurig an?
O daß mein schwacher Geist dich nicht errathen kann!
O könnt ich göttlich jetzt in deine Seele blicken,
Und was du mir verhöhlst dir unbewußt entrücken!
O stünde mir dein Geist so frey wie dein Gesicht,
Und schlöß ich dann daraus, was jede Mine spricht!
Ich gäbe, könnt es seyn, dein Mißtraun zu bestrafen,
Mein Leben zehnmal hin, dir Ruhe zu verschaffen.
Zu meiner Rache dann erführst du nimmermehr,
Wer dir den Dienst gethan, daß ich dein Freund es wär.
Ja, Henzi, könntest du dich nicht erkenntlich zeigen,
Ich weis, es schmerzte dich, wie mich dein Stilleschweigen.
Erwäge, gestern schon wichst du mir listig aus,
Und flohst, mich nicht zu sehn — — o Gott! — — in Dücrets Haus.

So mußte Dücrets Haus dich von dem Freund befreyen?
So hattest du mich mehr, als dieses Haus zu scheuen?
Des Scheusals unsres Staats? Warum nahm Bern ihn ein?
Wird ihm Bern heiliger als Genf und Frankreich seyn?
Doch — — du kehrst dich von mir? Du willst mich — — auch nicht sehen.
Freund! — — Henzi! — — noch umsonst? — — Henzi! Vergebnes Flehen!
Sprich! Sage was dich quält? Warum beschwer ich dich?
Was suchst du hier so früh? Wie? Du verlässest mich?
Wie? Soll ich dich etwan — — soll ich dich knieend bitten?

Henzi.

O Gott! o welcher Kampf! Was hat mein Herz gelitten!
O Freund, dein edler Geist ist größres Glücke werth,
Als, daß zu seiner Pein, er meine Pein erfährt.
Was nutzt mirs, daß mein Freund mit mir gefällig weine?
Nichts, als daß ich in ihm mir zweyfach elend scheine.
Frey, fröhlich, ungequält hab ich dir sonst gedeucht;
Denn sich verstellen ist bey kleinen Uebeln leicht.
Warum hast du in mich jetzt tiefer blicken müssen,
Und mir der Freudigkeit erborgte Larv entrissen?
O wär es selbst vor mir, wornach du fragst, versteckt!
Liebt ich dich weniger, hätt ich dir mehr entdeckt.
Du weißt es Zeit genug, wenn du es dann wirst wissen,
Wann wir, steht Gott uns bey, die Frucht davon geniessen.
O Bern! o Vaterland! — — — doch schon zu viel gesagt!
Freund, habe nichts gehört! — — Freund, habe nichts gefragt!
Noch warte bis der Tag — — nur dieser Tag vergangen,
Und morgen, liebster Freund — —

Wernier.

Wär ich für Gram vergangen.
O Bern? O Vaterland? Ja, ja, dein grosser Geist,
Für Bern erzeugt, weis nicht, was mindre Sorge heißt.
Wie selig, Henzi, ists, fürs Vaterland sich grämen,
Und sein verlaßnes Wohl freywillig auf sich nehmen.
Doch sey nicht ungerecht, und glaube, daß in mir

Auch Schweizer Blut noch fließt, und wirket wie in dir.
Theil deine Last mit mir. Kann ich gleich minder fassen,
So kann ich doch wie du, für Bern mein Leben lassen.
Nicht morgen, heute noch, eröfne mir die Bahn,
Worauf ich unter dir, Bern und dich rächen kann.

Henzi.

O sage nichts von mir. Enterbt von Amt und Ehre,
Ertrüg ich mein Geschick, wanns einzig meines wäre.
Wär jedes Amt im Staat mit einem Mann bestellt,
Der dienen kann und will; ich spräch als jener Held:
Glückselig Vaterland! du kanst mich nicht versorgen,
Der Helden sind zu viel; und bliebe gern verborgen.
Allein, wenn Eigennutz den kühnen Rath belebt;
Und wenn den Grund des Staats die Herrschsucht untergräbt;
Wann die das Volk gewählt zu seiner Freyheit Stützen,
Den anvertrauten Rang gleich strengen Sceptern nützen;
Wann Freundschaft statt Verdienst, wann Blut für Würde gilt;
Wann der gemeine Schatz des Geitzes Beutel füllt;
Wann man des Staates Flehn, der sie aus Gunst erkohren,
Der nur aus Nachsicht fleht, empfängt mit tauben Ohren;
Wann wer der Freyheit sich das Wort zu reden traut,
Zum Lohn für seine Müh ein schimpflich Elend baut;
Freyheit! wann uns von dir, du aller Tugend Saame,
Du aller Laster Gift, nichts bleibet als der Name:
Und dann mein weichlich Herz gerechten Zorn nicht hört,
So bin ich meines Bluts — — ich bin des Tags nicht werth.

Wernier.

Jetzt redte Henzi! Freund, ich fühl es, was er sagte.
O wer gleich Bruto denkt, sich auch gleich Bruto wagte.
Freund, du verstehst mich schon. Doch, sieh hier meine Faust!
Gönn ihr den süssen Stoß, wann du vor Blut dich graust.
Glaub mir, noch heute kann ich hundert Brüder finden,
Wann du — — wann Henzi nur sich will mit uns verbinden.
Du weißt, was jetzt den Rath mit bangen Warten quält.
Vielleicht, daß dieser Streich geschwind und glücklich fällt.
Vielleicht, daß das Geschick, das noch den Wütrich stützet,

Zum Wohl des Vaterlands verschworne Helden schützet.
Denn noch ist nichts entdeckt, als was ein dunkles Blat
Von Mannschaft und Gewehr kaum halb verrathen hat.
So bald man Freyheit! Bern! als ihre Lösung höret,
Muß ich der erste seyn, der das Geschrey vermehret.
O hört ichs heute noch! Und Henzi rief mit mir!
Und Bern wär heut noch frey, und frey gehorcht es dir!
Warum kenn ich sie nicht und trage gleiche Bürde,
Daß mir des Staates Wohl wie ihnen sauer würde,
Daß ich auch einst mit Ruhm zun Kindern sagen kann:
„So sauer ward es mir! mein Leben wagt ich dran,
„Daß ich euch, mein Geschlecht, als Freye könnte küssen.
„Seyd stark, und laßt dieß Glück auch euer Kind geniessen."

Henzi.

Du willst sie kennen?

Wernier.

Ja.

Henzi.

So kenn sie dann in mir!

Wernier.

O redte Henzi wahr!

Henzi.

Kenn sie in mir!

Wernier.

In dir?
Und hast mir nichts gesagt? Mußt ich in deinen Augen
Der Freyheit sonst zu nichts, als sie zu wünschen taugen?
Freund, ungerechter Freund! —— Doch ich vergeß es schon,
Du hast mirs noch entdeckt. Freund, hier nimm deinen Lohn!
(Er umarmt ihn)
Doch eile, lehre mich, wer? wo sind deine Glieder?
Sind sie des Hauptes werth? Sinds meiner würdge Brüder?
Wie weit ists? Ist ihr Zweck mehr als Bern zu befreyn?
Doch, du regierst das Werk, wie kanns zu tadeln seyn?
Vergieb dem ekeln Stolz, der gern nichts wagen möchte,
Als was ihm Ruhm und Bern die alte Hoheit brächte.

Henzi.

Besorge nichts, auch uns ist nicht die Ehre feil.
Auch unser Endzweck ist nichts schlechters, als Berns Heil.
Der Gott des Vaterlands, der unsern Schwur vernommen,
Von dem, von dem allein uns Glück und Sieg muß kommen,
Der dreymal mächtge Gott straf uns, und unser Kind,
Wenn sein allsehend Aug uns eigennützig findt;
Wann wir die Tyranney nur darum rächen wollen,
Daß unsre Brüder sie in uns vertauschen sollen;
Wann nach vollbrachter That — — doch so weit komm es nie,
Sind wir so rasend frech, dann mehr zu seyn als sie.
Fuetter, Richard, Wyß, die ehrenvollen Namen,
Der unverfälschte Rest vom freyen Schweitzer Saamen,
Die weder Stand noch Glück zum Pöbel niederdrückt,
Den Freyheit kaum so lang, als sie neu ist entzückt,
Die sinds, und andre mehr, die heut im Rath es wagen,
Den ungerechten Dienst ihm drohend aufzusagen.
Sieh! darum bin ich hier. Ich führ für sie das Wort — —

Wernier.

Und morgen zieht ihr dann aus Bern vertrieben fort.
Wie? mehr vermögt ihr nicht? Ohnmächtiges Beschwören!
Euch, nur im Drohen stark, wird keine Otter hören!
Ja führe nur das Wort! donnre wie Cicero,
Du weißt es wie er starb, vielleicht stirbst du auch so.
Den Wütrichen das Recht keck unter Augen setzen,
Giebt unglückselgen Stoff, daß sies nur mehr verletzen.
Besinn dich, wie es ging, nun ists das fünfte Jahr — —
Nein, wenn der Nachdruck fehlt, so unterlasts nur gar.

Henzi.

Auch diesen haben wir. Bewehrt zum nahen Streite
Steht uns bey tausenden das Landvolk treu zur Seite.
Fuetter wacht am Thor, und läßt es heut noch ein;
Denn länger als den Tag, soll Bern nicht dienstbar seyn.
Ich selbst kann tausend Mann mit Flint und Schwerd bewehren,
Die bey dem ersten Sturm sich muthig zu uns kehren.
Und zweifelst du, wann uns der Ausbruch nur gelingt,

Daß nicht Berns bester Theil zu unsrer Fahne dringt?
Doch alles wird man eh, als dieses äußre wagen.
Den Fleck des Bürgerbluts kann kein Schwerd rühmlich tragen.
Drum wollte Gott, der Rath vernähm uns heute noch!
Denn heute noch ists Zeit, und linderte sein Joch,
Und gönnte sich den Ruhm, der keinen König zieret,
Daß er ein freies Volk durch freye Wahl regieret.
Dieß macht Regenten groß, kein angemaßtes Recht,
Kein Menschen ähnlich Heer, von Gott verdammt zum Knecht.
Freund, kann es möglich seyn, daß die sich glücklich schätzen,
Die unverschämt sich selbst an Gottes Stelle setzen?
Daß der vor Scham nicht stirbt, der überzeugt kann seyn,
Kein Herz räumt ihm die Ehr, die er sich raubet, ein?

Wernier.

So weit denkt kein Tyrann. Er schätzt sich gnug verehret,
Wann sich ein scheuer Blick vor ihm zur Erde kehret.
Doch, welche Lust, o Freund, erfüllt mein bebend Herz,
Empfindbar dem allein, der mit gerechtem Schmerz
Für Bern in Thränen floß, und flehte Gottes Rechte,
Daß sie uns einen Held zum Rächer rüsten möchte.
Hier steht er dann in dir. Aus Ehrfurcht nenn ich dich
Nun nicht mehr meinen Freund.

Henzi.

Freund, so beschämst du mich?

Wernier.

Nun wohl, komm, eile dann, den Helden mich zu zeigen.
Wo sind sie? — Komm! — Du bleibst? — Du schweigst? —
Was sagt das Schweigen?

Henzi.

Freund dieß verlange nicht.

Wernier.

Wie? Komm doch! Soll ich nun
Den Schwur, den sie gethan, nicht dir und ihnen thun?

Henzi.

Ich trau dir ohne Schwur.

Wernier.

Allein ich will sie sehen.

Henzi.

Du wirst, wenn du sie siehst, erzürnt von ihnen gehen.

Wernier.

Fuetter, Richard, Wyß — — die solltens, sprachst du, seyn.
Sind sie es nicht?

Henzi.

Sie sinds, doch sind sies nicht allein.
Es hat ein Ungeheuer sich unter uns gedrungen,
Der flüchtge Rottengeist, verflucht von tausend Zungen.
Und nach Verdienst verflucht; den nicht die Sorg und Staat,
Den Rach und Grausamkeit uns zugeführet hat;
Der die Tyrannen haßt, nur um Blut zu vergiessen,
Und den, o hart Geschick, wir doch erhalten müssen.
Sieh! das macht meinen Gram. Ich scheu den tollen Geist,
Der uns vielleicht mit sich in sein Verderben reißt.

Wernier.

Wer ists?

Henzi.

Er, der wohin er kam die Ruhe störte,
Der jüngst mit frecher Stirn dein Kind zur Eh begehrte.

Wernier.

Wer? Ducret?

Henzi.

Eben der.

Wernier.

Der ehrenlose Mann?
Was geht Fremdlingen Bern, und unsre Freyheit an?
O speit ihn aus von euch! daß er die beste Sache,
Die besten Bürger nicht durch sich verdächtig mache.
O speit ihn aus von euch! Nehmt mich an seine Statt,
Der mindre Bosheit zwar, doch gleiche Kühnheit hat.
Wer wird sich lieber nicht zur Sclaverey bequemen,
Wenn er die Freyheit soll von Dücrets Händen nehmen?
O heute stoßt ihn noch — —

Henzi.

Und so verlangst du wohl,

Daß er uns heute noch mit Bern verrathen soll?
Sonst wär es längst geschehn — —

Wernier.

O dem ist vorzubeugen.
Mein Arm lehrt ihn geschwind ein ewig Stilleschweigen.

Henzi.

Nur gleich getödtet! Freund, wenn wir selbst uneins sind — —
Doch, hör ich recht? Er kömmt. Verlaß mich! Geh! Geschwind!
Ich hab ihn her bestellt. Ich will dich wieder finden.
Geh! und laß deinen Zorn die Klugheit überwinden.

Andrer Auftritt.

Henzi. Dücret.

Henzi.

Er hat ihn doch gesehn.

Dücret.

Ha! alles steht uns bey.
Hat Henzi Muth genug, so sind wir morgen frey.

Henzi.

Ein Geist wie du, hat stets die Vorsicht ausgeschlagen.
Was wüßtest du auch mehr, als tollkühn dich zu wagen?
An Muthe fehlt mirs nicht. Doch an Bedacht fehlts dir.

Dücret.

O an Bedacht! Doch sprich, war Wernier nicht hier?
Vertraust du dich dem auch?

Henzi.

Kann ich mich dir vertrauen,
So kann ich doch wohl auch auf einen Berner bauen.

Dücret.

Trau, Henzi, traue nur, bis du verrathen bist.
Was hilfts ein Berner seyn, wenn man ein Sklave ist?
Ich kenn ihn mehr als du. Er ist dem Rath gewogen,
Sonst hätt er längst mit mir ein festes Band vollzogen.
Warum nimmt er mich nicht zu seinem Tochtermann?
Weil er den Feind des Raths in mir nicht lieben kann.

Denn so klein bin ich nicht, daß eine tolle Liebe
Den Haß der Tyranney aus meiner Brust vertriebe.
Er hebt vielleicht sein Kind für einen Rathsherrn auf — —

Henzi.

O laß der frechen Zung nicht allzusehr den Lauf.
Scheu mich in ihm! Er ist mein Freund.

Dücret.

Das kann man hören,
Die Wahrheit würdst du mir sonst nicht zu sagen wehren.

Henzi.

Er haßt den Rath und dich. Nur haßt er dich noch mehr.
Doch schweig davon — — Kommt bald Wiß und Fuetter her?
Ich habe vieles noch mit ihnen zu beschliessen — —

Dücret.

So wird auch dieser Tag wohl ungebraucht verfliessen.
Es ist gnug überlegt. Wag was man wagen muß,
Und kröne durch die That des langen Zauderns Schluß.
Komm mit mir aus der Stadt, das Landvolk zu verstärken,
Und zeige dich die Nacht mit blutgen Wunderwerken.
Erschrecke, morde, brenn, vertilge Kind und Haus,
Und lösch mit Feur und Schwerd Berns Schimpf und Knechtschaft aus.
Du schütterst? — — Feiger Mann — —

Henzi.

Nur feig zu Grausamkeiten.
Geh, Unthier, deine Wuth soll mich vom Recht nicht leiten.
Weißt du, ob Gott nicht selbst an unsre Freyheit denkt,
Er, der der Grossen Herz wie Wasserbäche lenkt,
Daß sich der harte Rath auf unser Flehn erweichet,
Und dann am grösten wird, wann er dem Bürger gleichet?
Verdienen sie den Tod, so hat Gott seinen Blitz.

Dücret.

Auf so was kleines sieht er nicht vom hohen Sitz.
Er hat von Sorgen frey, Tyrannen zu bestrafen,
Empfindlichkeit und Wuth und Stahl und Faust erschaffen.

Henzi.

Schweig Lästrer! Ich erweis an dir sonst mit der That

Warum er, was du nennst, allein erschaffen hat.
Bist du nicht hassenswerth?

Dücret.

Nun wohl, man mag mich hassen,
Darf sich mein freyer Geist nur nicht gebieten lassen.
Ich bin schadlos genug. Sey du die Lust der Welt,
Und dien, gerechter Mann, so lang es dir gefällt.

Henzi.

Fein hönisch! Dienst du nicht, wenn du den Lastern dienest?

Dücret.

Wie lehrreich! Dienst du nicht, wenn du dich nichts erkühnest?
Was soll dir dann die Macht?

Henzi.

Durch sie Bern zu befreyn,
Den Rath zu nöthigen, groß und gerecht zu seyn.
Er bleibe, was er ist, wann er uns nicht mehr drücket,
Wann Dienst und Regiment zum gleichen Theil beglücket,
Wann er als seinen Herrn erkennt das Vaterland
Und ist nur, was er ist, des Volkes Mund und Hand.
Wie gern wird Bern alsdann in ihm sich selber lieben — —

Dücret.

Und er die Tyranney nur etwas feiner üben.
Du hast Verstand genug zu einem Rädelsmann,
Doch Tugend allzuviel.

Henzi.

Die man nie haben kann.

Dücret.

Wer ist je ohne Blut der Freyheit Rächer worden?
Wer sich zu dienen scheut, der scheu sich nicht zu morden.
Die Noth heißt alles gut. Sie hebt das Laster auf;
Und bald wirds Tugend seyn, folgt Glück und Sieg nur drauf.
Wer Unkraut tilgen will, darf der die Wurzeln schonen?
Sie wird die gütige Hand mit neuer Mühe lohnen.
Drum soll die Nachwelt auch durch uns geborgen seyn,
Und wollen wir in uns auch unser Kind befreyn,
So muß die Tyranney und der Tyrann erliegen,

Denn nur durch dessen Tod ist jene zu besiegen.
So denkt Fuetter, Wyß, so denkt Richard und ich,
Und deine Gütigkeit scheint allen hinderlich.
Sieh, Henzi, dieses Blat läßt dir die Namen wissen,
Die alle diese Nacht durch uns erkalten müssen.
Nimm. Lies es. Folget mir, geht heute nicht in Rath;
Weil er ohndem Verdacht, obgleich auf uns nicht, hat.
Lies nur, doch laß dich nicht der Namen Menge schrecken.
Ihr schneller Tod wird uns die Freiheit auferwecken.
Was wagt man — —

Henzi. (lieset.)

Steiger? Wie? Der soll der erste seyn?
Der redlichste des Raths? Das geh ich nimmer ein.
Soll das gerechte Haupt der Glieder Frevel büssen?
Ihn hat Freundschaft und Blut dem Vaterland entrissen.
Er kann Berns Vater seyn. Bern seufzet noch um ihn.
Drum laß uns ihn den Schimpf, sein Herr zu seyn, entziehn.

Dücret.

Wohl! durch den Tod.

Henzi. (zerreißt das Blat.)

Da nimm die unglückselge Rolle
Und sage deiner Brut — — —

Dücret.

Daß Henzi dienen wolle?
Daß ihm des Feindes Blut wie seines kostbar ist?
Daß er des Staates Wohl um Steigers Wohl vergißt?

Henzi.

Ja Rasender! (geht zornig ab.)

Dritter Auftritt.

Dücret.

Er geht? Henzi! Henzi! Verräther!
Ha! deiner Weichlichkeit schien ich ein Missethäter?
Wer? Steiger? Steiger findt an Henzi seinen Freund?
Er soll dem Tod entfliehn? Er? Mein geschworner Feind?

Aus Rache gegen ihn hat Dücret sich verschworen — —
Und sollt er Henzis Brust mit ihm zugleich durchbohren — —
Die Rache sey vollführt! Und weh dem Hinderniß!
Ha! Steiger! nur Geduld! die Rach ist allzu süß.

(Geht ab.)

Zweyerley, mein Herr, werden Sie gleich Anfangs bemerkt haben; daß ich nehmlich die Bühne in einen Saal des Rathhauses verlege, und daß ich die Handlung mit dem Tage anfangen lasse. Jenes thue ich, die Einheit des Orts zu erhalten, wenn ich etwa kühn genug seyn sollte, in den folgenden Aufzügen die Rathsversammlung selbst, und meinen Helden vor ihr redend zu zeigen; man würde alsdenn nichts als den innern Vorhang aufziehen dürfen. Das andre habe ich deswegen für gut befunden, damit die Vorfälle einander nicht allzusehr drengen und dadurch unnatürlich scheinen möchten. Gewisse grosse Geister würden diese kleine Regeln ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig geschätzt haben; wir aber, wir andern Anfänger in der Dichtkunst, müssen uns denselben nun schon unterwerfen. Aber wird man nicht das schon für eine Uebertretung der Regeln halten, daß der Stof unsers Trauerspiels so gar zu neu ist? Hätte man nicht wenigstens die ganze Begebenheit unter fremde Namen einkleiden sollen, gesetzt diese Namen wären auch völlig erdichtet gewesen? Ich zweifle nicht, daß nicht einige dieses behaupten sollten; allein daß sie es mit Grunde behaupten werden, daran zweifle ich. Die Verbergung der wahren Namen, wird meines Erachtens nur alsdann nothwendig, wenn man in einer neuen Geschichte wesentliche Umstände geändert hat, und man durch diese Veränderungen die besser unterrichteten Zuschauer zu beleidigen fürchten muß. Sind wir aber in diesem Falle? Ich sollte nicht denken; wenigstens wie ich Knoten, Auflösung und Charaktere eingerichtet habe, glaube ich die Wahrheit nirgends beleidiget, und hin und wieder nur verschönert zu haben.

Lassen Sie uns das letzte zuerst betrachten. Ich will Ihnen sagen, was meine Absicht damit war. Sie war diese: den Aufrührer im Gegensatze mit dem Patrioten, und den Unterdrücker im Gegensatze mit dem wahren Oberhaupte zu schildern. Henzi ist der Patriot, Dücret der Aufrührer, Steiger das wahre Oberhaupt, und dieser oder jener Rathsherr der Unterdrücker. Henzi, als ein Mann, bey dem das Herz eben so vortreflich als der Geist war, wird von nichts, als dem Wohle des

Staats getrieben; kein Eigennutz, keine Lust zu Veränderungen, keine Rache beseelt ihn; er sucht nichts als die Freyheit bis zu ihren alten Grenzen wieder zu erweitern, und sucht es durch die allergelindesten Mittel, und wann diese nicht anschlagen sollten, durch die allervorsichtigste Gewalt. Dücret ist das vollkommne Gegentheil. Haß und Blutdurst sind seine Tugenden, und Tollkühnheit sein ganzes Verdienst.

Sie werden leicht sehen können, daß in diesen Charakteren der Knoten des Stücks gegründet ist. Henzi und seine Freunde kennen den Dücret, verabscheuen ihn und suchen sich auf alle mögliche Art von ihm zu trennen. Dieser aber will selbst Oberhaupt seyn, und sucht den Henzi verdächtig zu machen, wozu er sich des Umstandes mit dem Wernier bedient. Setzen Sie nunmehr, daß ihm dieses nicht gelingt, und daß man ihn völlig vor den Kopf stößt, so ist nach seiner Gemüthsart nichts natürlicher, als daß er selbst seine Mitverschwornen verräth, und sich aus der Schlinge zu ziehen sucht. Es liegt wenig oder nichts daran, ob die Entdeckung wirklich so zugegangen, und ob Wernier erst an dem Tage der Entdeckung an dem Geheimnisse Theil genommen; genug daß beydes seyn konnte, und die Hauptsache darunter nichts leidet. Diese Entdeckung würde ich zu Ende des dritten Aufzuges vor sich gehen lassen, so daß sich die Charaktere der Gegenparthey erst in den beyden letztern entwickelten. Ich würde Steigern sich Henzis eben so eifrig annehmen lassen, als sich Henzi Steigers annimmt. Ich würde nur gewisse Glieder auf eine blutige Bestrafung dringen, und diese ohne jenes Vorwissen in der Geschwindigkeit geschehen lassen — —

Es thut mir leid, daß mir die Zeit nicht erlauben will, umständlicher zu seyn. Doch ich glaube nicht einmal, daß es nöthig ist. Halb so viel würde schon zureichend gewesen seyn, Ihnen meine Einrichtung zu entdecken, und weiter habe ich nichts gewollt. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Drey und zwanzigster Brief.

An ebendenselben.

Wahrhaftig, mein Herr, Sie haben meine Gedanken so vortreflich gefaßt, oder vielmehr Sie haben sie so vortreflich verbessert, daß ich nichts mehr wünschte, als daß es Ihnen gefallen möchte, sie völlig als die ihrigen zu betrachten, und nach denselben ein Werk zu vollführen, welches meinen Schultern beynahe zu schwer ist. Ein Lied, ein kleines Lied von

Lieb und Wein, o wie viel leichter ist das! Es geht mir wie es dem Ovid ging, ohne sonst mit ihm viel ähnliches zu haben.

Vincor; et ingenium sumtis revocatur ab armis?
Resque domi gestas et mea bella cano.
Sceptra tamen sumsi, — — — — —
— — — — — — — — — —
Risit Amor, pallamque meam, pictosque cothurnos
Sceptraque privata tam cito sumta manu.
Hinc quoque me Dominae nomen deduxit iniquae:
Deque cothurnato vate triumphat Amor.

Hier haben Sie alles, was ich noch ausser dem ersten Aufzuge gemacht habe, und was Sie etwa brauchen können. Streichen Sie aus und verbessern Sie, was Ihnen nicht gefällt; setzen Sie hinzu, was Ihnen beliebt. Wann Sie das Stück zu Stande bringen, so werde ich keinen grössern Antheil daran haben, als an einer schönen Bildsäule derjenige hat, welcher den Marmor dazu gebrochen. Leben Sie wohl!

Andrer Aufzug.

Erster Auftritt.

Dücret, Fuetter, Richard, Wyß.

Dücret.

Kommt Freunde! Uns vereint gemeinschaftliche Rache.
Kämpft, wenn ihr kämpft, für Bern, doch auch für eure Sache.
Der Tag ist endlich da. Und — — wär er schon vorbey!
Und stürzte Nacht und Tod die lange Tyranney!
Ich seh gerechte Scham durch eure Wangen dringen.
Doch kann die Scham allein die Freyheit wieder bringen?

(Fuetter sieht ihn zornig an.)

So! zeiget allgemach des Zornes edle Spur!

Fuetter.

Schweig! diesen edlen Zorn reitzt deine Frechheit nur.
Wahr ists; wir schämen uns der ungeerbten Ketten,
Doch schämen wir uns mehr, mit Schimpf uns zu erretten.
Des unterdrückten Staats großmüthge Rächer seyn;
Sich für das Vaterland, und nicht für sich, befreyn;

Verwegne Richter nur, nicht das Gericht abschaffen;
Den Mißbrauch ihres Amts, und nicht ihr Amt zu strafen,
Ist ein zu heilig Werk, als daß ein Geist wie du,
Voll Rach und Eigennutz, ein Feind gemeiner Ruh,
Ein Fremdling, der sich uns nur schrecklich sucht zu machen,
Es würdig unternähm —

Dücret.

Dein Stolz ist zu verlachen.
Denn gleichwohl braucht ihr mich.

Fuetter.

So braucht ein Arzt das Gift,
Das ausser seiner Hand nur hämsche Morde stift.

Dücret.

Das Gleichniß ist gewählt! Auch Henzi würd es loben,
Der nur von Tugend träumt und läßt Tyrannen toben.
Doch lieber sprich mit Ernst, als oratorisch schön,
Den Helden minder gleich, die auf der Bühne stehn,
Und auf des Sittenspruchs geborgte Stelzen steigen,
Dem Volk die Tugenden im falschen Licht zu zeigen.
Sprich ungekünstelt! Sprich! Was habt ihr bis anitzt
Der Freyheit eures Berns, auf das ihr trotzt, genützt?
Hab ich das schwerste nicht stets auf mich nehmen müssen?
Denn ihr könnt weiter nichts, als rathen, zweifeln, schliessen,
So tugendhaft ihr seyd, so durstig nach der Ehr;
Und eine Heldenthat erfordert etwas mehr.
Hab ich das Landvolk nicht zu unserm Zweck verlenket?
Hat euch nicht meine List manch mächtig Glied geschenket?
Vielleicht wär euer Muth zwar ohne mich gleich groß,
Doch wär er ohne mich, zum mindesten, waffenlos.
Zur Kühnheit in der Brust gehört auch Stahl in Händen,
Was dem entflieht muß dann ein donnernd Rohr vollenden.
Geht! schickt den kühnsten Held ohn dieses in den Streit;
Die Feigheit zielt; er fällt. O weibisch tapfre Zeit!
Jedoch, was brauch ich viel zu meinem Ruhm zu sagen?
Wer seine Thaten rühmt, will keine grössern wagen.
Nur darum seht ihr mich mit neidschem Hochmuth an,

Daß ich kein Bürger bin, doch mehr als er gethan.
Ein grosses Herz muß sich an keinen Undank kehren.
Beschimpfet ihr mich gleich, und wünscht mich zu entbehren,
Und nennt mich eures Ruhms gewisses Hinderniß;
Die Strafe wär zu hart, wann Dücret euch verließ.
Er kennet seinen Werth. O möchtet ihr ihn kennen,
Und ihm der Treue Lohn, euch zu erretten, gönnen.
Für alle seine Müh, für alle die Gefahr,
Verlangt er statt des Danks; man stell ihn größrer dar.
Für Bern und seinen Schwur wünscht er Glück, Blut und Leben,
Ja, dem dieß alles weicht, die Tugend aufzugeben.
Sie, die nur allzu oft den ihr geweyhten Geist,
Von grossen Thaten ab, zu kleinen Scrupeln reißt;
Die selten Helden schaft, doch öfters sie ersticket,
Noch eh der kühnen Faust ein nützlich Laster glücket;
Die sich für Blut entsetzt, auch wann es büssend fließt,
Und der ein Heldenmord die größte Schandthat ist:
Die opfr ich für euch auf. Was ihr abscheulich schätzet,
Das überlaßt nur mir, der sich für nichts entsetzet.
Folgt mir. Geht nicht in Rath; und spart euch auf die Nacht,
Eh das verlangte Recht euch ihm verdächtig macht.
Was sollen Recht und Flehn bey einem Wütrich nützen,
Der seine Laster muß mit neuen Lastern stützen?
Gnug, daß er unbereut, zum Sterben unbeschickt,
Sein Unrecht und den Tod in einem Nu erblickt.

Wyß.

Wahr ists; wir sind der Welt ein strafend Beyspiel schuldig.
Man dient schon halb mit Recht, murrt man blos ungeduldig,
Wagt sich die feige Faust selbst an den Fessel nicht,
Der, wann er brechen soll, mit Blut gebeitzt nur bricht.
Laßt, Freunde, länger nicht euch einen Fremdling treiben,
Und in des Mietlings Hand des Staates Wohlfahrt bleiben,
Sein Beyspiel schimpfet uns — —

Dücret.

Zwar ist der Schimpf sehr klein,
Doch, möcht er euch ein Sporn, mich so zu schimpfen seyn!

Richard.

Schweig Dücret! Gnug, wir sind aus unserm Schlaf erwachet.
Zorn, Rach und Wuth entbrennt. Du hast sie angefachet.
Dein Ruhm ist Neides werth; und dieser gnüge dir.
Des Werkes schwerern Theil, den übernehmen wir.
Von uns, von uns nur will sich Bern befreyen lassen.
Steh ab! Es möchte dich statt alles Dankes hassen.
Wir sind uns selbst genug. Es zeige diese Nacht,
Ob uns die Tugend nur zu feigen Bürgern macht;
Ob sie das Rachschwerd nie in fromme Hände fasset,
Ob sie des Wütrichs flucht und seinen Tod doch hasset.
Ihr wißt es, Blut und Glück verbindet mich dem Rath.
Doch Blut und Glück gehört zu allererst dem Staat.
Sein Wink, sein Wohl sey uns die heiligste der Pflichten,
Und soll man Faust und Stahl auf einen Vater richten.
Umsonst hegt ein Tyrann mit mir verwandtes Blut;
Ich thue das an ihm, was er am Staate thut!
Er unterdrückt sein Recht; ich will sein Blut verspritzen.
Flieht von entheiligten, sonst frommen Richtersitzen!
Kommt, Wyß, Fuetter, kommt!

Fuetter.

Wohin erhitztes Paar?

Richard.

Wohin die Freyheit ruft; in rühmliche Gefahr.
Kommt, lasset nur den Rath noch heute sicher wüten,
Des künftgen Morgens Glück soll alles froh vergüten.

Fuetter.

Hat Dücret doch gesiegt? Und werdet ihr ihm gleich?
Pflanzt er durch grobe List auch seine Wuth in euch?
Ihr seyd des Haupts nicht werth, das uns der Himmel schenket,
Das nur auf Freyheit sinnt, da ihr nur Rache denket.
Euch kennet Henzi nicht; und euch verkenn auch ich.
Nennt mich nicht euer Glied, dieß Bündniß schimpfte mich.
Geht! raset, mordet nur, und stürzet eure Brüder,
Sind es Tyrannen gleich, mit samt dem Staate nieder!
Doch wißt, ich werd es seyn, der euch dem Rath entdeckt,

Und eurer blinden Wuth gewißre Grenzen steckt.
Der Staat versprach in euch sich edle freye Bürger,
Und findet im Voraus leichtsinnige Brüder Würger?
Welch Bubenstück, hebt ihr die Freyheit also an,
Ist schrecklich gnug, das er von euch nicht fürchten kann?
Nein, ewig drücke den der Knechtschaft Schand und Bürde,
Der seine Freyheit nur zu Lastern brauchen würde.
O Freyheit, welcher Schimpf! o Henzi, welche Qual
Steht deiner Tugend vor — —

Dücret.

Spar auf ein andermal
Sein unschmackhaftes Lob. Vielleicht wirds bald geschehen,
Daß ihr ihn unverlarvt, wie ich ihn sah, könnt sehen.
Geschicht es nicht zu spät, so dankt es einzig mir.
Du drohst uns mit Verrath, doch — — zittre selbst dafür!
Vielleicht — — ich zweifle nicht — — Wir sind wohl schon verrathen.

Fuetter.

Ha! Einem Dücret träumt von lauter Missethaten.
Geh nur! steck andere mit deinem Mißtraun an.
Wer thäte so was? — — Doch, vielleicht hast dus gethan?
Du nur — —

Dücret.

Ist das mein Dank, wann ich euch hinterbringe,
Daß Steiger selbst vielleicht in eur Geheimniß dringe?
Daß ein treuloses Glied den schweren Schwur verlacht,
Und Mitgenossen sich, die ihr nicht kennet, macht;
Daß es mit jedermann den grossen Vorsatz theilet,
Der schon von Haus zu Haus, von Ohr zu Ohren eilet;
Daß es der Strafe trozt, die es auf den Verrath
Mit euch selbst festgesetzt, mit euch beschworen hat.

Richard.

Er trozt der Strafe! Wie? Wer ists? Du mußt ihn nennen.
Es soll nur eines seyn, ihn tödten und ihn kennen.
Er soll dem Himmel eh, als unsrer Straf entfliehn.
Wer ist es?

Fuetter.

Wer?

Wyß.

Wer ists?

Dücret.

Hier kömmt er! strafet ihn!

(Geht ab.)

Andrer Auftritt.

Henzi. Fuetter. Richard. Wyß.

Henzi.

Bin ich noch euer Freund? — — Bestürzt euch diese Frage,
So gönnt mir, daß ich euch als Freund die Wahrheit sage.
Der grosse Tag ist da, der Bern und euer Wohl,
Mit Bitten oder Macht, stets billig, richten soll.
Doch wünsch ich blieb er nur so lange noch entfernet,
Bis ihr was Tugend sey; was eure Pflicht, gelernet.
Noch kennt ihr beydes nicht. Und wünschet frey zu seyn?
Wißt, Pflicht und Tugend nur muß dieses Glück verleihn.
Ein Lasterhafter kann zwar ohne Herrscher leben,
Stolz ohne Ketten gehn, vor keinem Richtstuhl beben;
Doch alles dieses ist der Freyheit kleinster Theil.
Nur gleichgetheilte Sorg um das gemeine Heil;
Nur fromme Sicherheit, rechtschaffen ungezwungen,
Nicht unbelohnt zu seyn, und nie zur Lehr gedrungen,
Der Wahrheit die man fühlt, nicht die der Priester sehn,
Und für uns sehen will, freymüthig nachzugehn:
Nur unverfälschtes Recht, wenn ärmre Bürger bitten;
Nur ungestörte Wahl gleichgültger Mod' und Sitten;
Nur unbeschimpfte Müh, die nicht, statt Lohns Genuß,
Der Grossen faulen Bauch mit sich ernähren muß;
Nur schmeichelhafte Pflicht fürs Vaterland zu streiten,
Statt eines Königes herrschsüchtgen Eitelkeiten,
Um die ein rasend Schwerd eh tausend Bürger frißt,
Als er ein einzig Wort in seinem Tittel mißt:
Nur dieses, Freunde, macht der Freyheit schätzbar Wesen,
Für die schon mancher Held den süssen Tod erlesen.

Sagt denn ob man bey ihr die Tugend missen kann,
Dir ihr so kühn verletzt, als kühner kein Tyrann?
Ist denn der Blutdurst auch zu einer Tugend worden?
Und ist es Bürgerpflicht, die Bürger zu ermorden?
Ein Vorsatz gleicher Art steht nur Rebellen an.
Seyd ihr Rebellen? Wohl! Geht, sucht euch euren Mann.
Für Helden hielt ich euch, die für den Riß sich stellen,
Von diesen ward ich Haupt, und kein Haupt von Rebellen.

Richard. (spöttisch)

Gewiß ein feiner Grif! hört und bewundert ihn!
Daß man Vorwürfe macht, Vorwürfen zu entfliehn.
Ist denn die Untreu auch zu einer Tugend worden?
Welch Laster ziert uns mehr, verrathen oder morden?

Henzi.

Was sagst du? — — Solchen Spott verstehet Henzi nicht.
Ich hör es allzuwohl, daß Dücret aus euch spricht.
Wars ihm noch nicht genug, ins Laster euch zu stürzen?
Müßt ihr, auf seinen Trieb, auch Henzis Ehre kürzen?
Scheint der, der für sich nichts, und alles für den Staat,
Und eure Rechte thut, euch fähig zum Verrath?
Wie? oder ist bey euch, wer sich ein Missethäter
Zu werden scheut — — ist der so gleich auch ein Verräther?
Noch reuet mich es nicht, was ich im Zorn gethan.
Der Zorn war tugendhaft. Er stünd euch allen an.
Die unglückselge Roll riß ich in hundert Stücken.
O möcht ein gleiches mir mit euren Herzen glücken!
Riß ich die Wuth heraus, noch eh sie Wurzel schlägt,
Noch weil der seichte Geist der Menschheit Spuren hegt.
Jedoch auch die sind hin. Sonst würdet ihr erblassen,
Und nicht den, der euch straft, das was er strafet hassen.
Wann eure Wuth nur Blut, nur Blut der Bürger sucht,
So sucht nur meines erst, der sie und euch verflucht.
Eh Steiger sterben soll — —

Fuetter.

Was Rolle? Steiger? Sterben? —
Versteht ihr was hiervon?

Wyß.

Genug uns zu verderben.
Welch schrecklicher Verdacht dringt mit Gewalt in mich.
Je mehr ich ihn bestreit, je mehr bestärkt er sich.
Hört ihr, wie Steiger ihm so sehr am Herze lieget — —

Fuetter.

Wie? Zweifl' ich länger noch, ob er, ob Dücret trieget?
Nein, deine Tugend, Freund, zerstreuet den Verdacht;
Dein Herz ward uns zum Glück, nicht zum Verrath gemacht.
Man mahlt die Unschuld oft in fürchterlichen Zügen.
Wo nichts zu tadeln ist, ist dennoch Stoff zum Lügen.
Allein erkläre dich. Wer dürst nach Bürger Blut?
Wir deine —?

Henzi.

Gütger Gott! So schöpf ich wieder Muth?
So find ich noch in euch die tugendhaften Freunde?
Des Lasters Feinde zwar, doch stets menschliche Feinde.
So war es Dücret nur, der mit verfluchter Hand
Die blutgen Urthel schrieb, die mich auf euch entbrannt?
So hab ich Steigers mich vergebens angenommen? — — —
Mein Zorn verlöscht so schnell, so schnell er erst entglommen.
Erkennet nun, wie werth mir eure Tugend ist,
Erkennt es, und verzeiht — —

Fuetter.

Ha! welche Teufels List!
O Freunde! liessen wir so schimpflich uns betriegen? — —
Doch wie? — — Zorn und Verdacht scheint noch in euch zu siegen?
Seyd ihr noch nicht gewiß, daß Dücret Zwietracht spinnt,
Daß Henzi redlich ist, daß wir verrathen sind?

Richard.

Nicht der, deß böser Sinn am Unglück sich ergötzet,
Der Redlichkeit und Wort für nichts als Worte schätzet,
Nicht der allein verräth, auch der, dem Pflicht und Freund
Auf seine Heimlichkeit ein Recht zu haben scheint,
Der aus blöder Begier sich alle zu verbinden,
Auch alle läßt den Weg uns zu verderben finden.

Henzi.

Genug! ich höre schon, worauf dein Eyfer geht.
Wahr ists, ich war zu schwach. Ein Freund hat mich erfleht.
Ich hab ihm unsern Zweck — —

Fuetter.

Du hast — —

Wyß.

O Lasterthaten!

Henzi.

Hört mich!

Richard.

Wir hörens schon. Wir sind — —

Wyß.

Wir sind verrathen!

Fuetter.

So hast du Wort und Schwur — —

Henzi.

Die hab ich nicht verletzt,
Weil ihr dieß neue Glied selbst eurer würdig schätzt.
Ein Mann, von alter Treu, in Glück und Sturm geübet,
Der nur die Tugend mehr als seine Freyheit liebet,
Sonst alles für sie wagt, und für euch wagen wird — —

Fuetter.

Ja, wenn im Urtheil sich die Freundschaft nie geirrt,
So wär dein Fehl vielleicht — —

Wyß.

Kannst du ihn noch vertreten?

Henzi.

Wer so wie ich gefehlt, Freund, hat es nicht vonnöthen.

Wyß.

Wie? Nicht vonnöthen? Ey! du tugendhafter Mann,
Der schlechter als ein Weib den Mund regieren kann!
Verführer, was wirst du uns noch bereden wollen,
Wann du verrathen willst, und wir nicht murren sollen?
„Ein Freund hat mich erfleht!" O träfe der Verrath,
Nur unser Glücke mehr und weniger den Staat,

So könnte noch dein Blut für deinen Frevel büssen,
So wär er grösser nicht, als wir die Strafe wissen.
Doch einem Feind des Staats wär dieß mehr Gnad als Pein,
Ein Leben voller Schimpf muß seine Strafe seyn.
Die Enkel werden dich noch mit Entsetzen nennen,
Für deren Freyheit wir nun nichts als sterben können.
Denn wer steht uns dafür, daß dein unwürdger Freund,
Kein gleicher Schwätzer ist, daß er es treuer meint?

Henzi.

Er selber steht dafür! Jedoch, ich seh ihn kommen,
Und eurem Vorwurf ist zugleich die Kraft benommen.

Dritter Auftritt.

Wernier, und die vorigen.

Fuetter, Richard, Wyß zugleich voller Erstaunen.

Wie? Wernier? (Sie umarmen ihn.)

Henzi.

Wie nun? Umarmt ihr euren Feind?
Was ändert euch so schnell? Flieht ihn! Er ist mein Freund!
Flieht ihn, er ist wie ich ein Schwätzer und Verräther,
Ein Feind des freyen Staats, ein Schaum der Uebelthäter!
Flieht ihn! Er ist mein Freund; wie wär er tugendhaft?

Wyß.

O Henzi, quäl uns nicht, wir sind genug gestraft!
Die Tugend haben wir in dir und ihm gekränket.

Richard.

Sieh, wie man irren kann, wenn man zu eifern denket.
Das Feuer riß uns hin, und mit sich selbst entzweyt,
Sieht allezeit die Furcht, was sie zu sehen scheut ꝛc.

Vier und zwanzigster Brief.

An den Herrn F.

Sie müssen sich nothwendig noch erinnern, wie viel ich jeder Zeit aus den Horatzischen Oden und aus ihrem Verfasser dem Herrn Pastor Lange gemacht habe. Ich habe ihn allezeit als einen von unsern

wichtigsten Dichtern betrachtet und seiner versprochenen Uebersetzung des Horatz mit dem unbeschreiblichsten Verlangen entgegen gesehen. Endlich ist sie diese Messe erschienen und meine Begierde hat sie mehr verschlungen als gelesen. Noch habe ich mich von dem Erstaunen, in welches sie mich gesetzt hat, nicht ganz erhohlt. Aber, guter Gott, wie unterschieden ist dieß Erstaunen von dem, welches ich mir versprach! Ein gehoftes Erstaunen über unüberschwängliche Schönheiten, hat sich in ein Erstaunen über unüberschwängliche Fehler verwandelt. Gleich der erste Blick, den ich hinein that, war entsetzlich, und beynahe hätte ich meinen eignen Augen nicht getrauet! Ich fiel auf die 14. Ode des fünften Buchs und las:

Als hätte ich mit dürren Schlund zweyhundertmal
Des ewgen Schlafes Becher durstig getrunken.

Eine gewisse Ahndung ließ mich schnell in den Text sehen, und was glauben Sie was ich entdeckte?

Pocula Lethaeos ut si ducentia somnos
Arente fauce traxerim:

so sagt Horatz; Herr Lange aber macht aus **pocula ducentia somnos**, aus schlaferweckenden Bechern, **ducenta pocula** zweyhundert Becher. O wahrhaftig er muß ihrer mehr als zwey hundert ausgeleeret haben, die ihm das innerste der Brust so stark mit Vergeßlichkeit der ersten Anfangsgründe erfüllt haben! Ich zeigte diese Stelle so gleich einem Freunde, welcher wie ich und Sie nie aufhören wird, den Horatz zu lesen. Wir wurden einig, vorher das ganze Buch durch zu laufen, ehe wir den Uebersetzer aus einem einzigen Fehler verdammten, welcher allenfalls, wenn er der einzige bliebe, auf die Rechnung der Menschlichkeit zu schreiben sey. Wir thaten es, und siehe, ich bekam dadurch ein Exemplar, welches auf allen Seiten Striche und Kreuze die Menge hatte. Das Resultat dieser Zeichen war dieses, daß Herr Lange, welcher neun Jahre mit dieser Arbeit zugebracht haben will, neun Jahre verloren habe, und daß es etwas unbegreifliches sey, den Horatz glücklich nachzuahmen, ohne ihn zu verstehen. Es liegt mir und meinem Freunde daran, daß Sie unser Urtheil nicht für übereilt halten. Sie werden uns also schon den Gefallen thun müssen, ein klein Register von Schulschnitzern zu durchlaufen, um sich ihrer Kindheit zu erinnern. Ich nenne es ein klein Register, das Sie allenfalls von ihrem jüngern Bruder, wenn Sie selbst nicht Zeit haben, bis in das unendliche können vermehren lassen.

1. B. Ode 1.

Sublimi feriam sidera vertice.

Dieses übersetzt Herr Lange

So rühre ich mit erhabnen Nacken die Sterne.

In meinem Cellario heißt vertex der Scheitel. Ein Wort das auch zwey Sylben hat.

1. B. Ode 2.

Galeae leves heissen dem Herrn Langen leichte Helme; hier müssen es blanke Helme heissen, wie es aus der Quantität der ersten Sylbe in leves zu sehen ist. Der Gradus ad Parnassum ist nicht zu verachten!

1. B. Ode 8.

— — — cur olivum
Sanguine viperino
Cautius vitat?

Warum flieht er den Oelzweig doch
Vorsichtiger als Gift der Ottern.

Wenn Horatz gesagt hätte: Olivam, so möchte Herr Lange Recht haben. Olivum aber heißt das Oel, womit sich die Fechter beschmierten, damit sie desto schwerer zu fassen wären. Daß aber Horaz dieses Oel und nicht den Oelzweig meint, kann man aus dem was er ihm entgegen setzt, dem Gifte der Ottern, sehen.

1. B. Ode 11.

Horatz sagt vina liques, Herr Lange übersetzt: zerlaß den Wein. Was heißt das, den Wein zerlassen? War der Wein gefroren? Vielleicht lernt er es aus einer Stelle des Martials verstehen, was vina liquare heißt: 9. B. Sinnschr. 3.

Incensura nives Dominae Setina liquantur.

2. B. Ode 1.

Graves Principium amicitiae,

heissen unserm Uebersetzer, der wichtige Bund der Grossen. Er hätte wenigstens sollen sagen, der schädliche Bund.

2. B. Ode 4.

Cujus octavum trepidavit aetas
Claudere lustrum.

Heißt in der Uebersetzung: mein Alter ist schon mit Zittern zu vierzig gestiegen. Trepidare kann hier nicht Zittern bedeuten, weil

man im 40sten Jahre schwerlich schon zittert. Es heißt nichts als, eilen so wie es Herr Lange selbst an einem andern Orte, (3. B. Ode 27. Z. 17.) übersetzt hat. [1]

2. B. Ode 5.

— — nondum munia comparis
Aequare. *(valet)*

Sie ist noch der Huld des Gatten nicht gewachsen; sagt Herr Lange. Aber wer wird mit ihm von Thieren die edlen Worte, Huld und Gatte zu brauchen wagen? Doch wenn auch; Horatz will das gar nicht sagen, was ihn sein Uebersetzer sagen läßt; er bleibt bloß in der Metapher vom Joche und spricht: sie kann noch nicht mit der Stärke des Ochsen, welcher neben ihr gespannt ist, ziehen.

2. B. Ode 12.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem — —

Herr Lange sagt, indem sie den Hals den heissen Küssen entziehet. Allein das ist gleich das Gegentheil von dem, was Horatz sagen will.

3. B. Ode 6.

Horatz sagt von einem verbuhlten Mägdchen in dieser Ode:

— — — neque eligit
Cui donet impermissa raptim
Gaudia, luminibus remotis.

Was ist deutlicher, als daß er durch luminibus remotis sagen will, wenn man die Lichter bey Seite geschaft hat. Der bessere Herr Lange aber giebt es: mit abgewandten Blicke.

[[1] In der nehmlichen Ode hat Herr Lange noch einen andern Fehler gemacht: er übersetzt:

Arsit Atreides medio in triumpho
Virgine rapta.
Erhitzte denn da, selbst mitten in dem Triumphe
— — — nicht die beyden Söhne des Atreus
Die schöne Geraubte?

Die Construktion, und die Geschichte zeigt ja deutlich, daß hier nur von dem Agamemnon die Rede sey, welcher dem Achill die Briseis raubt. Und ist es wohl der Sinn des Lateinischen:

Regium certe genus et penates
Moeret iniquus

wenn Herr Lange übersetzt:

Gewiß sie beklagt das Unglück fürstlicher Kinder
Und zürnende Götter?] Diesen Zusatz hat die Ausgabe von 1785.

3. B. Ode 21.

Sollte man es sich wohl einbilden können, daß Herr Lange prisci Catonis durch Priscus Cato übersetzt? Welcher von den Catonen hat denn Priscus geheissen?

3. B. Ode 27.

Noch ein grösserer Fehler!

Uxor invicti Jovis esse nescis —

übersetzt Herr Lange, oder Gott weis welcher Schulknabe, dem er diese Arbeit aufgetragen: Du weists nicht, und bist des grossen Jupiters Gattin!

4. B. Ode 4.

Die vortreflichste Strophe in dieser Ode hat Herr Lange ganz erbärmlich mißgehandelt. So sieht, sagt der Dichter, das auf fette Weiden erpichtete Reh, den von der säugenden Brust seiner gelben Mutter verstoßnen Löwen, dessen junger Zahn es zerfleischen soll. — —

Qualemve laetis caprea pascuis
Intenta, fulvae matris ab ubere
Jam lacte depulsum leonem
Dente novo peritura vidit.

Man sehe nun, was der Uebersetzer für ein elendes Gewäsche daraus gemacht hat.

— — — — Und wie Ziegen
Mit froher Weid allein beschäftigt, den Löwen,
Von Milch und Brust der gelben Mutter vertrieben,
Sehn, und den Tod von jungen Ziegen wahrnehmen.

Und also heißt Dente novo von jungen Ziegen.

5. B. Ode 11.

Desinet imparibus
Certare summotus pudor.

Hier übersetzt Herr Lange imparibus durch nichtswürdige, da es doch offenbar ist, daß der Dichter solche versteht, welchen er nicht gewachsen ist; der 16. und 17. Vers dieser Ode zeigt es deutlich.

Bedanken Sie sich ja, daß ich nicht freygebiger gegen Sie mit solchen Sächelchen bin. Ich glaube aber, dieses wenige ist schon hinlänglich, über einen Mann den Kopf zu schütteln, welcher in der Vorrede recht darauf trotzet, daß er nichts als eine wörtliche und treue Uebersetzung habe

liefern wollen. Ob sie stark, ob sie poetisch, ob sie rein sey, ob sie sonst eine andere Vollkommenheit besitze, das mögen andre entscheiden. Ich wenigstens wüßte nicht, wo ich sie finden sollte. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Fünf und zwanzigster Brief.

An den Herrn Fa**.

Ey, mein Herr! wie kommen Sie darzu, mir einen solchen Strafbrief zu schreiben, und mir so bittre Wahrheiten zu sagen? Es ist wahr, daß ich eine allgemeine Critik des Jöcherschen Gelehrten Lexicons unter Händen habe; es ist wahr, daß schon wirklich einige Bogen davon gedruckt sind. Allein was für Grund haben Sie, an meiner Bescheidenheit zu zweifeln? Was für Grund haben Sie, mich mit einem Dunkel oder Hauber zu vermengen? Wann ich Ihnen nun sagte, daß der Herr D. Jöcher selbst, in Ansehung des Vortrags, mit mir zufrieden ist, und daß er die falschen Nachrichten, die man auch ihm davon hat hinterbringen wollen, nichts weniger als gegründet befunden hat? Wann ich Ihnen nun sagte, daß ich durchaus nicht Willens sey, nach dem Exempel genannter Herren, einen Zusammenschreiber ohne Prüfung abzugeben? Wann ich nun hinzufügte, daß ich nichts weniger als jenes grosse Werk zu vermehren suche, sondern bloß nach meinen Kräften die unzähligen Fehler darinne vermindern wolle? Was würden sie alsdenn sagen? Nicht wahr, wenn ich Ihnen alles dieses beweise, so werden Sie sich schämen, einen so übeln Begrif von mir gehabt zu haben? Und wie soll ich es Ihnen besser beweisen als daß ich eine kleine Lage beylege, und Sie mit eignen Augen sehen lasse? Wenn Sie alsdann anfangen werden, von mir besser zu urtheilen, so will ich noch dieses hinzusetzen, daß vor der Hand meine Arbeit liegen bleibt, und daß ich das Verlangen des Herrn D. Jöchers billig gefunden habe, ihm meine Anmerkungen zu den Supplementbänden zu überlassen.[1] Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Abaris.

Der Ausspruch des Apollo wird ganz verfälscht angeführt*. Ist es Plutarch der das Wunderbare, welches man von diesem scythischen Weisen erzehlt, für Fabeln gehalten? †

[1] Siehe die Briefe von Jöcher von Lessing Bd. XIII. (Leipzig, den 1. 11. 29. Oct. 1752), die Karl G. Lessing vor dem vierten Theile der gemischten Schriften 1785 hat abdrucken lassen. Vergl. Lessings Leben I, S. 149.

* „Abaris erzehlt der Herr D. J., wurde von seinen Landsleuten, „welche die Pest hart beschwerte, nach Athen abgeschickt, weil Apollo „den Ausspruch gethan, daß sie nicht eher aufhören würde, „bis die Athenienser ihm deswegen für die Hyperboreer „ein Gelübde gethan hätten." Ich weis nicht, wem der Herr Doctor hier nachgegangen ist; das weis ich, daß er dem Harpokration hätte nachgehen sollen, welcher von den Alten der einzige ist, der diesen Umstand erzehlt. *Λοιμου δε φασι*, heißt es gleich im Anfange seines Wörterbuchs, *κατα πασαν την οἰκουμενην γεγονοτος, ἀνειλεν ὁ Απολλων μαντευομενος Ελλησι και Βαρβαροις, τον των Αθηναιων δημον ὑπερ παντων εὐχας ποιησασθαι. Πρεσβευομενωνδε πολλων ἐθνωον προς αὐτους, και Αβαριν ἐξ Υπερβορεων πρεςβευτην ἀφικεσθαι λεγουσιν.* Die Pest also, welche über die ganze bewohnte Welt soll gegangen seyn, schränkt der Herr Doctor auf die einzige Hyperboreische Gegend ein; und das Gelübde, welches Apollo von den Atheniensern für alle Völker, sowohl Griechen als Barbaren, gefordert, läßt er allein auf die Landsleute des Abaris gehen. Ich für mein Theil würde diese Stelle auch nur denen zu gefallen recht treulich übersetzt haben, welche gerne so viel glauben als nur immer möglich seyn will. Eine allgemeine Pest würde für sie eine Kleinigkeit gewesen seyn.

† Ich frage; und ich werde allezeit nur fragen, so oft ich noch eine Möglichkeit sehe, daß der Herr Doctor Recht haben könnte. Ich habe die Stelle, wo Plutarch das, was von dem Pfeile des Abaris und von seinen Orakeln erzehlt wird, für ein Gedichte halten soll, vergebens gesucht. So lange also, bis man mir sie zeigen wird, werde ich glauben, daß der Herr D. anstatt Plutarch, Herodotus habe schreiben wollen, weil er ohne Zweifel bey dem Bayle gelesen: **On en debitoit tant de choses fabuleuses, qu'il semble qu'Herodote même se fit un scrupule de les raporter . . . Il se contenta de dire, qu'on disoit que ce barbare etc.** Doch auch alsdann würde er zu tadeln seyn, weil er die Behutsamkeit und das Stillschweigen des Herodotus für eine ausdrückliche Leugnung ausgegeben hätte.

Abaucas.

Eigentlich gehört dieser Mann gar nicht in ein Gelehrtenlexicon *. Doch gesetzt: so muß er Abauchas und nicht Abaucas geschrieben

werden**. Er ist kein arabischer Philosoph. † Den Lucian hat man schlecht angeführt, und noch schlechter verstanden††.

* Denn was für Recht hat er auf eine Stelle darinne? Ist es genug, eine tugendhafte That zu begehen, einen artigen Ausspruch zu thun, um in die Rolle der Gelehrten zu kommen? Aber er ist ein arabischer Philosoph. Das ist eben ein ganz besondrer Fehler: man sehe die Note †. Wenigstens ist seine Handlung eines Gelehrten sehr würdig. Vollkommen; ob sich gleich keiner die Mühe jemals nehmen wird, ihm gleich zu kommen. Wann aber das Gelehrtenlexicon zugleich ein Exempelschatz seyn soll, warum findet man nicht eben sowohl einen Sisinnes, einen Belitta, einen Dandamis, einen Demetrius, einen Zenothemis darinne? Was hat Abauchas für ein Vorrecht? Doch, mit einem Worte, Abauchas so gut wie die übrigen, die ich genannt habe, und noch mehrere, sind Namen, und keiner von ihnen, wahrscheinlicher Weise, hat jemals existirt. Wie viel Millionen Menschen würden in der Welt mehr gewesen seyn, wenn man die Namen der Moralisten realisiren wollte?

** Die Ursache sieht ein jeder ein, wenn ich ihm sage, daß ihn Lucian *Αβαυχας* und nicht *Αβαυκας* nennt.

† Je mehr ich herumsinne, je weniger begreife ich es, wie man den Abauchas zu einem arabischen Philosophen hat machen können. Lucian ist der einzige, welcher seiner gedenkt, oder vielmehr Lucian ist sein Schöpfer, und machte aus ihm nichts als einen Scythen. Die Gelegenheit ist diese. Er führt einen Griechen mit Namen Mnesippus und einen Scythen mit Namen Toxaris auf, welche er von dem Vorzuge ihrer Nationen, in Beobachtung der Pflichten der Freundschaft, streiten läßt. Er läßt sie eins werden, daß jeder fünf Beyspiele aus seinem Volk erzehlen will, deren Vorzüglichkeit ihren Streit entscheiden soll. Der Grieche fängt an, fünf Paar Griechischer Freunde aufzuführen; der Scythe folgt, und unter seinen Geschichten ist die Geschichte des Abauchas die letzte. Ist es also möglich, daß Abauchas ein Araber seyn kann? Oder ist vielleicht Arabien eine Provinz in Scythien? Auch nicht einmal ein Philosoph ist er; denn wo giebt ihm Lucian diesen Titel? Wollte man ihn aber seiner freundschaftlichen Handlung wegen also nennen, so würde man der Philosophen in Scythien beynahe so viele machen, als Scythen

selbst gewesen sind, wenigstens nach dem Zeugnisse des Lucians; wenn anders ein Satyrenschreiber bey historischen Wahrheiten ein Zeuge seyn kann. Seine Absicht war weiter keine, als auf eine angenehme Art zu lehren, wie weit die wahre Freundschaft gehen müsse, und was sie für ein weisser Rabe, nach den vollkommenen Begriffen, die man sich davon zu machen habe, sey. Diese konnte er eben so wohl durch erdichtete, als durch wahre Beyspiele erreichen. So lange man mir es also nicht durch das Zeugniß eines Geschichtschreibers beweisen kann, daß ein Abauchas wirklich in der Welt gewesen sey, so lange wird man mir es vergönnen, daß ich dem menschlichen Geschlechte diese Zierde abspreche, und glaube, Lucian habe eben das gethan, was noch heute die Sittenlehrer thun, wenn sie zeigen wollen, nicht wie die Freunde sind, sondern wie sie seyn sollten. Wenigstens hoffe ich nicht, daß mir jemand einwenden werde, Lucian lasse ausdrücklich den Scythen bey Wind und Schwerd schwören, daß er nichts als wahre Fälle erzehlen wolle.

†† Man sage mir, kann man nachläßiger citiren, als: Lucianus dialog? Man erwiedre nicht: der Gegenstand selbst zeige es leicht, daß man kein ander Gespräch des Lucians, als sein Gespräch von der Freundschaft, Toxaris, meynen könne. Derjenige, welcher es schon weis, daß Lucian ein dergleichen Gespräch geschrieben hat, kann die Citation ganz und gar entbehren. Doch es möchte citirt seyn, wie es wollte, wenn nur der richtige Verstand nichts gelitten hätte. „Er wollte, sagt „das Gelehrtenlexicon, lieber seinen Freund aus dem Feuer erretten, „als seine Frau und seine zwey Kinder, von denen das eine nur sieben „Jahr alt, das andere aber noch ein Säugling war. Das letztere (der „Säugling) kam mit seiner Mutter davon; das erste aber mußte in „den Flammen sein Leben einbüssen.“ Man vergleiche dieses mit den Worten des Lucians: *ἀνεγρομενος ὁ Αβαυχας, καταλιπων τα παιδια κλαυθμυριζομενα, και την γυναικα ἐκκρεμαμενην ἀποσεισαμενος, και σωζειν αὑτην παρακελευσαμενος, ἀραμενος τον ἑταιρον, κατηλθε και ἐφθη διεκπεσας, καθο μηδεπω τελεως ἀπεκεκαυτο ὑπο του πυρος. ἡ γυνη δε, φερουσα το βρεφος, εἱπετο, ἀκολουθειν κολευσασα και την κορην, ἡ δε ἡμιφλεκτος, αφεισα το παιδιον ἐκ της ἀγκαλης, μολις διεπηδησε την φλογα, και ἡ παις συν αὐτῃ*

παρα μικρον ἐλθουσα κακεινη ἀποθανειν. Die Frau, sagt Lucian, sey mit dem Kinde auf dem Arme dem Manne gefolgt, und habe dem Mägdchen ihr nachzufolgen befohlen. Halb verbrannt habe sie das Kind fallen lassen; und sich kaum aus der Flamme retten können; und auch das Mägdchen habe beynahe das Leben einbüssen müssen. Hier ist das Mägdchen, oder das Kind von 7 Jahren, welches der Herr D. Jöcher verbrennen läßt, glücklich gerettet. Für den Säugling aber ist mir bange, denn der ist der Mutter aus den Armen gefallen. Doch auch dieser scheinet nicht umgekommen zu seyn, wann ich anders die folgende Worte des Abauchas recht verstehe: *ἀλλα παιδας μεν, ἐφη, και αὐθις ποιησασθαι μοι ῥαδιον, και ἀδηλον εἰ ἀγαθοι ἐσονται οὑτοι. Φιλον δε οὐκ ἀν εὑροιμι ἀλλον ἐν πολλῳ χρονῳ τοιουτον, οἱος Γυνδανης* (so hieß der aus dem Feuer gerettete Freund) *ἐςι, πειραν μοι πολλην της εὐνοιας παρεσχημενος.* In den Worten *ἀδηλον εἰ ἀγαθοι ἐσονται οὑτοι,* scheint mir die glückliche Entkommung beyder Kinder zu liegen. Man sehe übrigens, wie entkräftet auch diese Stelle in der Uebersetzung des GL. klingt: „Ich könnte wohl andere Kinder bekommen, aber einen „dergleichen Freund würde ich niemalen wieder gefunden haben.“

George Abbot.

„Dieser Abbot, sagt Herr D. Jöcher, verursachte sonderlich durch „seine Schärfe gegen die Nonconformisten, daß sich viele über ihn be„schwerten.“ Gleich das erstemal, da mir diese Stelle ins Gesicht fiel, schien mir es ein wenig seltsam, daß man einem Erzbischof die Strenge gegen die Feinde seines Ansehens und seiner Kirche habe verdenken können. Nimmermehr aber hätte ich mir das träumen lassen, was ich hernach fand: daß man nehmlich die deutlichen Worte des Bayle, worinne dem Abbot gleich das Gegentheil Schuld gegeben wird, so sehr habe verfälschen können. Hier sind sie: La severité qu'il avoit pour les Ministres subalternes et sa *connivence* sur la propagation des Nonconformistes, etoient deux choses qui faisoient parler contre lui. Was connivence heisse, ist auch Leuten bekannt, welche keine Französisch verstehen. Alles was man zu seiner Entschuldigung vorbringen kann, ist die Nachbarschaft des Worts severité. Aber wer wird mit halben Augen lesen? Ich würde menschlich genug seyn und glauben, seine eilende Feder habe für Schärfe, Nachsicht schreiben wollen, wenn er nicht gleich drauf fortführe:

„Bey dem König Jacob I. machte er sich verhaßt, weil er die Heyrath „des Prinzen von Wallis mit der Infantin von Spanien nicht billigen, „sondern die Gesetze wider die Nonconformisten nach der Strenge exerciren „wollte.“ Ausser der Wiederhohlung eines Fehlers begeht der Herr Doctor noch einen neuen. In was für einer Verbindung stehen diese Heyrath und die Nonconformisten? Hätte Abbot gegen diese nicht nach der Strenge verfahren können, wenn er in jene gewilliget hätte? Kurz; ich kann hierbey gar nichts denken. In der Note * zwey Kleinigkeiten, die man etwas genauer hätte angeben können.

* Unter seinen Schriften, heißt es, sind die vornehmsten: — — *Quaestiones theologicae* — — Lieber gar keinen Titel angeführt, als ihn so angeführt, daß man mehr dabey denken kann, als man soll. Weil das Werk selbst rar ist, so will ich ihn ganz hersetzen: Quaestiones sex, 1) de mendacio, 2) de circumcisione et baptismo, 3) de astrologia, 4) de praesentia in cultu idololatrico, 5) de fuga in persecutione, 6) an Deus sit autor peccati: totidem praelectionibus in schola theologica Oxoniensi disputatae anno 1597. in quibus e sacra scriptura et Patribus quid statuendum sit definitur. Per Georg. Abbatum. Oxoniae 1598. in 4. Ferner ein Tractat von der sichtbaren Kirche. Die wahre Aufschrift heißt: von der beständigen Sichtbarkeit der wahren Kirche. Der Herr D. Jöcher ist ein zu grosser Theolog, als daß er nicht zugeben sollte, daß dieser Titel etwas ganz anders denken lasse, als der seinige.

Abraham Usque.

Der Herr Doctor bekennt es selbst, daß die rabbinischen Artikel sehr schlecht gerathen sind; und verspricht in den Supplementen auf die Besserung derselben Fleis zu wenden. Es war also billig, daß ich mir es gleich von Anfange vornahm, dasjenige zu übergehen, was der Herr Verfasser seiner eignen Feile vorzubehalten, für gut befunden hat. Nur bey diesem einzigen Artickel, weil er in die spanische Literatur mit einschlägt, erlaube man mir eine kleine Ausnahme. Meine Erinnerungen sind folgende. 1) Es ist wahr, daß wir diesem Abraham den Druck der spanischen ferrarischen Bibel zu danken haben; doch hätte man die Einschränkung nicht vergessen sollen, daß es nur von derjenigen Ausgabe zu verstehen sey, welche dem Gebrauche der Christen bestimmt war. Die Ausgabe zum Nutzen der Juden hat Duarte Pinel gedruckt. Beyde

sind von einem Jahre. 2) Daß sie zum andernmale 1630 in Holland sey gedruckt worden, ist ein offenbarer Fehler. Diese Ausgabe ist die dritte, wo nicht gar die vierte; die zweyte aber ist 5371. (1611) zu Amsterdam in Folio gedruckt worden. Die zwey Ausgaben nach der von 1630 sind von 5406 (1646) und von 5421 (1661) welcher ich unten * gedenken will. 3) Bey den Worten: Man hat angemerkt, daß die An. 1546 zu Constantinopel gedruckte spanische Bibel auch nicht in einem Worte von dieser unterschieden sey, habe ich zu erinnern: a) Eine spanische Bibel ist niemals zu Constantinopel gedruckt worden, sondern nur der Pentateuchus. b) Und auch dieser ist nicht 1546, sondern 5307, welches das Jahr 1547 ist, herausgekommen. c) Wolf sagt *fere* ad uerbum repetita est. d) Wenn man aus dem le Long, welcher die Vergleichung zwischen diesem zu Constantinopel gedruckten spanischen Pentateucho und der ferrarischen Uebersetzung angestellt hat, und aus dem Wolf etwa schliessen will, daß also die erste spanische Uebersetzung eines Stücks der Bibel zu Constantinopel herausgekommen sey, so wird man sich irren; denn eben dieser spanische Pentateuchus ist schon 5257 (1497) in Venedig gedruckt worden.

* Der Titel ist dieser: Biblia en lengua española traduzida palabra por palabra de la verdad Hebrayca por muy excelentes letrados. Vista y examinada por el officio de la Inquisition. Con privilegio del illustrissimo Señor Duque de Ferrara. Ya ora de nuevo corregida en casa de Joseph Athias y por su orden impresa. En Amsterdam Ao. 5421. in 8. Aus der Vorrede, welche Joseph Athias dieser Ausgabe vorgesetzt, sieht man, daß der Rabbi Samuel de Cazeres die Besorgung davon gehabt habe. Er hat sie nicht nur von allen Druckfehlern der vorigen Ausgabe befreyet, sondern auch die schweren und ungewöhnlichen Wörter und allzuharten Wortfügungen ausgemerzt, und bey den dunkeln Stellen einige kleine Erklärungen eingeschaltet, welche von dem Texte durch () abgesondert sind. Auf diese Ausgabe darf man es also nicht ziehen, wann das GL. sagt: „sie ist von Wort zu Wort nach dem hebräischen Text gegeben, welches „denn sehr schwer und dunkel zu verstehen; zumahl, da es in einer „ungebräuchlichen spanischen Redensart, die meistens nur in den Syna„gogen üblich, übersetzt ist.“ (Man bemerke hier im Vorbeygehen einen schönen deutschen Ausdruck: es ist dunkel zu verstehen.) Ich sollte

vielmehr meinen, daß ein Theologe nur dieser Bibel zu gefallen Spanisch lernen müßte; indem die größten Gelehrten darinne übereinkommen, daß keine einzige andere Uebersetzung die natürliche und erste Bedeutung der hebräischen Worte so genau ausdrückt, als diese. **CASP. LINDENBERGERI** *Epist. de non contemnendis ex lingua hispanica utilitatibus theologicis* in den *Nouis Literariis maris Baltici A.* 1702. Von dem Samuel de Cazeres muß ich noch gedenken, daß das Gl. dieser seiner Arbeit auf eine sehr unverständliche und unvollständige Art erwehnet, wenn es in dem Buchstaben C weiter nichts von ihm sagt, als: „ein spanischer Rabbi in der andern Hälfte des 17ten Seculi, „hat die Bibel ins spanische übersetzt zu Amsterdam 1661 in 8. edirt." Auch der Artikel des obigen J. Athias ist sehr trocken. Man gedenkt blos seiner zwey hebräischen Auflagen der Bibel, und auch dabey wird Leusdenius sowohl als die Vertheidigung des Athias gegen den Maresius vergessen. Das Geschenke der Generalstaaten würde weniger befremden, wenn man dazu gesetzet hätte: für die an sie gerichtete Dedication der spanischen Bibel. Seine Ausgaben der deutschen, englischen und der gedachten spanischen Bibel, hätten eben so wenig sollen übergangen werden, als die Art seines Todes. Sonst darf man sich in den spanischen Bibeln der Juden über das häufige vorkommende A. nicht wundern. Es ist ihre Gewohnheit, den vierbuchstäbigen Namen des Höchsten nicht anders auszudrücken.

Johannes Abrenethius.

Von diesem Manne weis das Gl. weiter nichts als: hat 1654 eine geistliche Seelenarzeney und von der Krankheit der Seelen zu Hanau edirt. Wenn man nur wenigstens noch gesagt hätte, ob er ein Franzose oder ein Russe, ein Spanier oder ein Wende gewesen wäre. Doch wenn er sein Buch deutsch und zwar zu Hanau herausgegeben hat, so wird er wohl ein Deutscher seyn. Gefehlt! Er ist ein Engländer, und das von ihm angeführte Buch ist nichts als eine Uebersetzung desjenigen, welches 1615 in London unter dem Titel a christian and heavenly treatise containing physicke for the foul herausgekommen ist.

Laurentius Abstemius.

Es ist verdrüßlich, wenn man dasjenige noch einmal anmerken soll, was man bey dem Bayle schon angemerkt findet. Er hat, sagt der

Herr D. Jöcher, dem Herzoge Guido Ubaldus einige Bücher obscurorum locorum zugeschrieben. Es sind nicht einige Bücher, sondern ein einziges, und noch dazu ein sehr kleines, wie es Abstemius selbst in der Zueignungsschrift zu seinem Hecatomythion sagt. Sonst hat er auch annotationes in obscura loca veterum geschrieben, von denen ein Stück in GRVTERI Thesauro critico stehet. Diese sind mit dem vorhergehenden Buche obscurorum locorum einerley, und hätten also unter einem andern Titel gar nicht dürfen wiederhohlet werden. Der Auszug daraus steht in dem ersten Theile des gedachten Thesauri, wo man an dem Rande diese Anmerkung des Gruterus findet ex libro obscurorum locorum Venetiis in 4. Urbini Grammaticam docuit et Bibliothecae Guidi Ubaldi Urbini ducis praeerat. Valla in illum invectus, qui in omnes stylum amarulentum strinxit adeoque fere in Christum. Von seinen Fabeln giebt weder Jöcher noch Bayle noch Gesner eine ältere Ausgabe an, als die von 1522 in Straßburg. Nevelet, wie Bayle anmerkt, hat sich noch einer jüngern bedient. Ich habe eine weit ältere vor mir, welche aber nur das erste Hundert enthält, und zu Venedig 1499 in 4. unter der Aufschrift: Fabulae per latinissimum virum LAVRENTIUM ABSTEMIVM nuper compositae gedruckt ist. Diesen sind 30 Fabeln des Aesopus, aus dem Griechischen durch den Laurentius Valla übersetzt, beygefügt. Ich nenne diese letztern deswegen ausdrücklich mit, um den Zweifel des de la Monnoie zu bestärken, den er bey der obigen Randnote des Gruterus hat, daß nehmlich Laurentius Valla diesen Abstemius sehr unhöflich durchgezogen habe. Würde es wohl Abstemius, welcher damals noch lebte, oder würden es seine Freunde, die diese Ausgabe besorgt, zugegeben haben, daß man seinen Fabeln einige kahle Uebersetzungen seines Feindes mit so vielen Lobsprüchen, als sie daselbst bekommen, beyfügen dürfe?

Abudacnus.

Seine historia Iacobitarum ist zu Oxford 1675. nicht in 12 sondern in 4 gedruckt worden. Herr Clement sagt zwar auch in 12; doch beyde berufen sich auf den Herrn von Seelen, ohne diese erste Ausgabe vielleicht jemals gesehen zu haben. Herr Clement setzt noch hinzu: pag. 75. und nennt es gleichwohl un petit traité qui ne remplit que quartre feuilles. Hier hat er sich also noch dazu verrechnet; denn wenn es vier

Bogen stark, und dennoch in 12 seyn sollte, so müßte es ja 96 und nicht 75 Seiten haben. Doch wie gesagt, es ist in Quart und nimmt nicht mehr als 30 Seiten, ohne das Titelblat und zwey Blätter Vorrede, ein. Uebrigens aber hüte man sich, die Geschichte der Jacobiten für das einzige Werk des Abudacnus zu halten. Ausser den Schriften die er im Manuscripte hinterlassen hat, und worunter sonderlich die arabische Grammatik gehöret, welche in der kayserlichen Bibliothek zu Wien aufbehalten wird, (**LAMBECIVS Tom. I. Comment.** S. 176.) hat man noch von ihm **Speculum hebraicum**, gedruckt zu Löwen 1615. Daß er in Löwen Professor der orientalischen Sprachen gewesen sey, ist ausgemacht. Der Herr D. Jöcher hätte also das soll und nach einiger Meinung ersparen können. Abraham Scultetus in seiner Lebensbeschreibung gedenkt seiner; desgleichen auch Eryc. Puteanus in dem 59ten Briefe des ersten Hunderts. Diese beyden Stellen habe ich den monatlichen Unterredungen des Herrn Tenzels zu danken; nach dessen Vermuthung der damalige Bischof, Johann Fell, die Ausgabe der Geschichte der Jacobiten soll besorgt haben.

Donat Acciajoli.

Er ist kein Plagiarius. * Er ist es nicht, welcher des Nic. Acciajoli Leben in das Italiänische übersetzt hat. ** Dieses Leben hat kein Palearius sondern Matth. Palmerius geschrieben. *** Die Lebensbeschreibungen aus dem Plutarch hat er nicht italiänisch übersetzt. Bey Gelegenheit dieser Lebensbeschreibungen noch eine Unrichtigkeit. † Eines von seinen Werken, welches das geringste nicht ist, hätte man nicht vergessen sollen. †† Ein Umstand von ihm, welcher vielleicht der bekannteste nicht ist. †††

* Wenn wird man aufhören einen ehrlichen Mann der Nachwelt mit einem Schandflecke abzumahlen, den ihm die Gelehrtesten längst abgewischt haben? Doch was pflanzt man lieber fort als Beschuldigungen? Simon Simonius war der erste, welcher dem guten Acciajoli (**epist. dedicat. comm. in lib. I. Eth. Nicom.**) das Plagium gegen seinen Lehrer Schuld zu geben schien. Naude, welcher vielen Gelehrten ihren guten Namen wiedergegeben und vielen andern genommen hat, wiederhohlte diese Beschuldigung als eine Gewißheit. Voßius zweifelte daran, und Conring wiederlegte sie, und zwar durch Anführung einer Stelle, wo es Acciajoli selbst gestehet, daß er die

Vorlesungen seines Lehrers mit seiner Arbeit verbunden habe. Alles dieses erzehlt Bayle weitläuftig. Was hilft es aber, daß billige Richter einen Ausspruch thun, wenn man dennoch die schimpflichen Vorwürfe der Ankläger fortdauern läßt? Wenn es nun jemanden einkäme, aus dem GL. die Exempel undankbarer Schüler zu sammeln; wie es denn schon zu vielen solchen schönen Sammlungen Gelegenheit gegeben hat: würde der Herr D. Jöcher nicht an der Beschimpfung dieses ehrlichen Italiäners Schuld seyn? Hätte man ihm aber ja einen gelehrten Diebstahl vorwerfen wollen, so würde man mit wenig Mühe einen andern haben finden können, dessen weder Bayle, noch sonst ein Criticus gedenkt, und weswegen ihn noch niemand ausdrücklich vertheidigt hat. Ich ziele hiermit auf das, was Friedrich Bessel in der Vorrede zu seinen animaduers. ad Eginhartum sagt: Circumfertur Caroli M. uita, quam in Hagiologiam suam transtulit GEORGIVS WICELIVS, ratus, antiqui alicuius esse scriptoris, aut plane a Plutarcho conceptam, quo nomine risum mouit Vossio; sed genuinus eius autor est DONATVS ACCIAIOLVS qui et ipse Eginhartum *fere exscribit* etc. Ich bin jetzo nicht im Stande, die Arbeit des Eginhartus mit der Arbeit des Acciajolus zu vergleichen, weil ich die letztere hier nicht bey der Hand habe; ich bin aber von seiner Ehrlichkeit so überzeugt, daß ich gleich im Voraus das Urtheil des Herrn Hofrath Buders unterschreiben will, welcher in seiner Bibl. hist. selecta auf der 895. S. sagt: Vitam Caroli M. DONATVS quoque ACCIAIOLVS Florentinus; compto stilo composuit, secutus quidem saepe Eginhartum; habet tamen quae uel apud hunc minime, uel paulo aliter expresse inueniuntur.

** Wenn man sich nur ein klein wenig näher um den Uebersetzer der Lebensbeschreibung des Nic. Acciajoli hätte bekümmern wollen, so würde man gefunden haben, daß er zwar mit unserm Acciajoli gleichen Namen führe, daß er aber wenigstens hundert Jahre nach ihm gelebt habe, und ein Rhodiser Ritter gewesen sey. Was aber das Vorgeben, als ob dieser Acciajoli der Uebersetzer dieser Lebensbeschreibung sey, am allerlächerlichsten macht, ist dieses, daß in dem Anhange derselben, welcher von der Familie des Acciajoli handelt, sein eignes Leben nebst seinem Tode erzehlt wird.

*** Daß kein Palearius der Verfasser gedachter Lebensbeschreibung

ist, kann ich nicht besser beweisen, als wenn ich den Titel derselben aus dem XIII. Tome der Scriptor. rer. ital. des Muratori hersetze: Matthiae Palmerii de uita et rebus gestis Nicolai Acciaioli, Florentini, Magnae Apuliae Senescalli ab anno 1310-1366. Ob ich mich aber, oder der Herr D. Jöcher richtiger auf diese Sammlung berufen, werden die sehen, die sie selbst nachschlagen können. Die gedachte Italiänische Uebersetzung dieser Lebensbeschreibung ist schon 1588 an das Licht getreten; und damals als der Herr de la Monnoie bey dem Bayle derselben gedenkt, war es wahr, daß das lateinische Original, wie er sagt, noch nicht im Druck erschienen sey. Man hat es nicht eher, als in dem angeführten 13ten Tome des Muratori, welcher 1728 herauskam, zu sehen bekommen.

† Ich glaube es selbst nicht, daß der Herr D. Jöcher dieses habe sagen wollen, gleichwohl aber sagt er es, und daran ist nichts Schuld, als seine verworrene Schreibart, welche gar zu viele und noch dazu verschiedene Sachen in einen Perioden bringen will. Er hat, sagt er, die vom Plutarch aufgesetzten Lebensbeschreibungen Hannibalis, Scipionis, Alcibiadis und Demetrii aus dem Griechischen, ingleichen — ins Italiänische übersetzt. Ich habe diese Lebensbeschreibungen selbst niemals gesehen; Jovius aber sagt es ausdrücklich, daß sie lateinisch sind. Wem diese Unrichtigkeit zu geringe scheint, dem will ich eine vielleicht grössere in eben den angeführten Worten zeigen. Die vom Plutarch aufgesetzten Lebensbeschreibungen Hannibalis und Scipionis. Hat es der Herr Doctor nicht bey dem Placcius und Bayle gelesen, daß Acciajoli diese beyden Stücke dem Plutarch müsse untergeschoben haben, weil man die Urschrift in seinen Werken nicht findet? Will man aber sagen, er könne wohl eine Handschrift besessen haben, die vollständiger gewesen wäre, als unsre jetzigen Abdrücke, so ist auch hierauf die Antwort leicht. Das Verzeichniß nämlich, welches Lamprias, der Sohn des Plutarchs, von den Schriften seines Vaters aufgesetzt, zeigt es augenscheinlich, daß Plutarch wenigstens niemals eine Lebensbeschreibung des Hannibals verfertiget hat. Dieses Verzeichniß hat Höschelius, der es von dem Andreas Schottus bekommen hatte, zuerst ans Licht gebracht; und wie wohl sagt er in seinem Briefe an den Raphelengius davon: Id genus indices cui usui sint non nescis.

ψευδεπιγραφα multa produnt; de amissis et latitantibus erudiunt. Wenn man hieraus schliessen will, daß also Acciajoli, gesetzt, daß er auch kein Plagiarius gewesen ist, gleichwohl ein gelehrter Betrieger gewesen sey; so kann man sich gleichwohl noch übereilen. Vielleicht hat er es selbst zugestanden, daß er in diesen beyden Lebensbeschreibungen, den Plutarch nur nachgeahmt, nicht aber übersetzt habe.

†† Ich meine nehmlich seine italiänische Uebersetzung der florentinischen Geschichte des Leon. Bruni, welche drey Jahre nach seinem Tode in Venedig unter folgendem Titel ist gedruckt worden: Storia Fiorentina tradotta in volgare per DONATO ACCIAIOLI. Impressa in Vinegia per lo diligente huomo maestro JACOMO DI ROSSI, de natione Gallo 1476. in Folio. Der Herr Clement hat sowohl diese, als eine neuere Edition von 1561. mit der Fortsetzung und den Anmerkungen des Franciscus Sansovini, angeführt, und rechnet beyde unter die seltnen Werke.

††† Daß Acciajoli seiner Vaterstadt wichtige Dienste geleistet, findet man bey dem Bayle; daß ihm aber seine Dienste sehr schlecht sind belohnt worden, und daß er einmal so gar seine Vaterstadt habe räumen müssen; findet man daselbst nicht, so wichtig auch dieser Umstand ist. Ich habe die Nachricht davon einer Stelle aus des B. Accolti Gespräche de praestantia virorum sui aevi zu danken. Hier ist sie: Fuit etiam in civitate ista praecipuae auctoritatis vir, DONATVS ACCIAIOLI equestris ordinis, prudentiae, magnitudinis animi, continentiae singularis, cujus consiliis plurima in republica utilia decreta sunt: nec tamen ob ejus egregia merita declinare invidiam potuit, quin inimicorum opera ex urbe pelleretur.

Zenobius Acciajoli.

Ueberhaupt merke ich bey diesem Artikel als einen nicht geringen Fehler an, daß man die Schriften dieses Gelehrten, welche gedruckt worden, von denen nicht unterschieden hat, die niemals an das Licht gekommen sind. Man sehe, was der Herr de la Monnoie bey dem Bayle davon erinnert. Der Herr D. Jöcher redet von Briefen an den Picus de Mirandula. Ich finde aber unter den Briefen dieses Gelehrten nicht mehr als einen einzigen von dem Zenobius und zwey Antworten an ihn. Seine Chronik eines Klosters in Florenz ist auch mit einem

Schnitzer angeführet worden, indem das GL. dieses Kloster St. Mariae anstatt St. Marci genennt hat. Was endlich des ARISTOTELIS Ethicam ad Nicomachum cum scholiis et glossis interlinearibus anbelangt, so vermuthe ich nicht ohne Grund, daß hier Zenobius Acciajoli mit dem vorhergehenden Donatus sey verwechselt worden. Von seinem Sterbejahre eine Anmerkung * welche den Herrn de la Monnoie angeht.

* Ambrosius Altamura sagt, Zenobius sey im Jahre 1520 gestorben. Dem Herrn de la Monnoie ist dieses verdächtig vorgekommen. Er sagt daher, es hielten einige dafür, er könne nicht eher als im Jahre 1537 gestorben seyn, weil Hieronymus Aleander, welcher ihm in dem Amte eines Bibliothekars im Vaticane gefolgt ist, diese Stelle nicht eher als im gedachten 1537ten Jahre angetreten habe. Allein woher hat der Herr de la Monnoie diese Nachricht? Bayle sagt: Aleandre fut d'abord placé chés le Cardinal de Medicis, auquel il servit de Secretaire: il eut ensuite la charge de Bibliothecaire du Vatican aprés la mort d'Acciajoli. Mais le grand theatre ou il commença de paroitre avec eclat fut l'Allemagne, au commencement des troubles que la Reformation y excita. Il y fut envoié Nonce du Pape l'an 1519. Ist hieraus nicht zu schliessen, daß er schon vor dem Jahre 1519 die Aufsicht über die vaticanische Bibliotheck müße gehabt haben? — — — Doch Bayle könnte vielleicht hier ein Hysteronproteron begangen haben? Ich will also den Zweifel des Herrn de la Monnoie auf eine unwiedersprechlichere Art nichtig machen: durch die Anmerkung nehmlich, daß H. Aleander 1537 schon Kardinal gewesen, oder wenigstens gleich das Jahr darauf geworden ist. Ist es also möglich, daß er dem Z. Acciajoli erst zu dieser Zeit könne gefolgt seyn? Ich will es aber gleich entdecken, woher dieser Irrthum des Herrn de la Monnoie entstanden ist. Daher nehmlich, daß er eben so wenig wie der Herr D. Jöcher, die Aufseher in der vaticanischen Bibliothek, von dem eigentlichen Bibliothekar, welches niemand anders als ein Kardinal seyn kann, unterschieden hat. Als Acciajoli 1520, oder wie ich vermuthe noch eher, starb, folgte ihm Aleander nur als Custos, oder Magister Bibliothecae Vaticanae. Nach seiner Gelangung zur Kardinalswürde aber, welches gegen das Jahr 1538 geschah, ward er eigentlicher Bibliothekarius. Ich muß mich wundern, wie sich Bayle durch einen so leicht

zu wiederlegenden Einwurf hat können irre machen lassen. Doch es scheinet, als ob er dem Herrn de la Monnoie allzuviel Genauigkeit zugetraut hätte. Und nur daher ist es vielleicht gekommen, daß er sich verschiedne Fehler von ihm hat aufheften lassen. Ich will es noch zum Ueberflusse durch ein Zeugniß beweisen, daß Acciajoli schwerlich erst 1537 könne gestorben seyn. Leander Albertus sagt in seiner Beschreibung Italiens, welche ich nach der lateinischen Uebersetzung anführen muß, von ihm folgendes: **ZENOBIUS ACCIEVOLVS ex ordine praedicatorum, qui de graecis opera quaedam in latinum convertit, nominatim Justinum Martyrem, et** ***annis superioribus*** **Bibliothecae Vaticanae Magister excessit.** Diese Stelle steht nicht weit vom Anfange eines Werks, welches der Verfasser schon 1537 völlig ausgearbeitet hatte, ob es gleich erst einige Jahr drauf gedruckt worden. Wie hätte er annis superioribus sagen können, wann er in eben dem Jahre gestorben wäre? Was die Uebersetzung des Justinus, in dieser Stelle des Albertus, anbelangt, so ist sie niemals gedruckt worden, welches denen bekannt seyn wird, welche wissen, daß wir nicht mehr als drey lateinische Uebersetzungen des Justinus haben. Die erste ist von dem Joachimus Perionius; die zweyte von dem Sigis. Gelenius, und die dritte von Johann Langen.

Aus der Berlinischen Staats- und gelehrten Zeitung

von den Jahren 1752 und 1753. [1]

Von gelehrten Sachen.

(12. Dec. 1752.) Satyrische und lehrreiche Erzehlungen des Michel de Cervantes Saavedra, Verfasser der Geschichte des Don Quischotts; nebst dem Leben dieses berühmten

[1] Bei diesen und den folgenden Jahrgängen ist die Sicherheit, daß nur Echtes ausgewählt worden sei, schon weit geringer als bei dem Jahrgang 1751. Indeß wird der Auswähler nur gelehrten, nicht aber bloß auf Gefühl beruhenden Gründen nachgeben dürfen. (K. Lachmann 1838.)

Schriftstellers, wegen ihrer besondern Annehmlichkeiten in das Teutsche übersetzt. Frankfurt und Leipzig. In der Knoch und Eßlingerischen Buchhandlung. in 8t. 1 Alphb. 13 Bogen. Der Name des Verfassers wird dieses Werk mehr anpreisen, als wir es mit aller Beredsamkeit zu thun im Stande wären. Es sind Erzehlungen, oder, wie sie Cervantes in seiner Sprache nennt, neue Beyspiele, in deren keinem man weder seinen feinen Witz, noch seine lachende Satyre vermissen wird. Wir wollten nur wünschen, daß diese Uebersetzung nach dem spanischen Originale wäre gemacht worden; anstatt daß man die ungetreue französische Uebersetzung übersetzt hat. Der Nutzen hiervon wäre nicht nur dieser gewesen, daß sich der Geist des Spaniers an unzähligen Orten in einer weit reitzendern Stärke würde gezeigt haben; sondern vornehmlich auch dieser, daß man keine fremden Werke dem Cervantes untergeschoben hätte, wie es gleich mit der ersten Erzehlung Ruis Dias und Quipaire, ergangen ist. Die übrigen, welche in diesem ersten Theile (ob man es gleich auf dem Titel nicht sagt daß es nur der erste Theil sey) enthalten sind, heissen 2) die berühmte Fregonne. 3) Der freygebige Liebhaber. 4) Die Egypterin (das ist französisch Deutsch; es sollte die Zigeunerin heissen) 5) Die Kraft des Geblüts. 6) Die betrügliche Heyrath. 7) Das Gespräch zweyer Hunde. Diese letztern sechse sind ohne Widerspruch von dem Cervantes und des Verfassers des Don Quischotts vollkommen würdig. Kosten in den Vossischen Buchläden 12 Gr.

(14. Dec.) *Amalie ou le Duc de Fois, Tragedie de Monsieur de Voltaire, Gentilhomme ordinaire de la chambre du Roi de France et Chambelan du Roi de Prusse. à Dresde* 1752. *chez G. C. Walther, Libraire du Roi,* in gr. 8v. auf 5 Bogen. Einen Voltaire loben ist eben so was unnöthiges, als einen Hancken tadeln. Ein grosser Geist hat nun einmal das Recht, daß nichts aus seiner Feder kommen kan, als was mit dem Stempel des Besten bezeichnet ist.

Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt.
Sein glücklicher Geschmak ist der Geschmak der Welt.

Was für ein Dichter! welcher auch in seinem Alter das Feuer seiner Jugend beybehalten hat; so wie er in seiner Jugend die bedächtliche Critik des Alters gleichsam sich im voraus weggenommen hatte. Man besorge nur nicht, daß er wohl noch das Schicksaal des grossen Corneille haben könne. Und gesezt; was wäre es mehr? Sind nicht auch in den jüngsten

Stücken dieses Dichters tausend Stellen, wovon eine einzige einen ganzen Colligny werth ist? . . Doch weit ist Amalie noch von diesem Falle entfernt, und wie gesichert ist sie, auch von dem partheylichsten Kunstrichter weder ein Helas noch ein Holla! zu hören. Sie hat nicht nur schöne Stellen; sie ist durchaus schön, und die Thränen eines fühlenden Lesers werden unser Urtheil rechtfertigen. Der Stof ist aus der Geschichte der mittlern Zeit genommen. Es würde eine sehr trockene und überflüßige Untersuchung werden, das wahre und das erdichtete davon zu bestimmen. Wie leicht könnte es kommen, daß das letztere das erstere verschlänge? Noch thörigter würde es seyn, wenn wir den Innhalt hier verrathen wollten. Wir wollen den Lesern das Vergnügen das aus dem Unerwarteten entsteht ganz gönnen, und ihnen weiter nichts sagen, als daß es ein Trauerspiel ohne Blut, zugleich aber ein lehrendes Muster sey, daß das tragische in etwas mehr als in der blossen Vergiessung des Bluts bestehe. Was für Stellungen! Was für Empfindungen! Lisois, was für ein Charakter! Es ist vielleicht verwegen zu sagen, der Dichter habe sich selbst darinne übertroffen. Doch es sey verwegen; giebt es nicht auch verwegene Wahrheiten? . . Kostet in den Vossischen Buchläden 6 Gr.

(19. Dec.) Idomeneus, ein Trauerspiel des Hrn. Crebillon. Stralsund u. Leipzig bey Joh. Jacob Weitbrecht. 1752. Von dem Trauerspiele selbst ist nichts zu sagen. Wer kennt den blutigen Cothurn eines grausamen Crebillon nicht? Die Uebersetzung ist in reimlosen Zeilen, mit abwechselnder Versart. Warum der Uebersetzer den Reim verbannt habe, zeigt er in der Vorrede an: weil man mitten in dem Sturme der Leidenschaften stets durch sein widerliches und unnatürliches Geklapper erinnert werde, man sey nur auf dem Schauplatze. Vortrefliche Ursache! Hieraus würde folgen, daß man mit verbundenen Augen in den Schauplatz gehen müsse. Jedes Licht, jede Verzierung der Scenen, jede Verkleidung der Schauspieler, erinnert mich weit mehr, als der Reim, daß ich nur auf dem Schauplatze bin; indem alles, was ich mit den Augen sehe, einen weit schärfern Eindruck macht, als was flüchtig durch die Ohren rauscht. Warum ist man nun nicht aufrichtig mit der Welt? Warum sagt man ihr nicht gleich? ich hatte große Lust dieses Trauerspiel zu übersetzen, ich war aber zu faul oder zu ungeschickt, die Schwierigkeiten des Reims, so wie etwa Schlegel (siehe die Vorrede zu seinen theatralischen Werken) zu übersteigen; und

habe also den Reim an Galgen heißen gehen. . . Ob er in der Wahl der jedesmaligen Versart, sagt der Herr Uebersetzer, glücklich gewesen oder nicht, werde die Aufführung dieses Stücks am besten zeigen können. Ins Ohr, mein Herr! Ihre Uebersetzung möchte wohl nimmermehr aufgeführt werden; es müßte denn von einer Gesellschaft seyn, die sie ausdrücklich dazu erbeten. Fragen Sie nur einen Schauspieler, was für Dienste ihm der Reim bey dem memoriren leiste? Sie werden alsdann aus seiner Antwort schliessen können, ob sie ihm durch ihre Neuerung eine große Gefälligkeit erzeigt haben. Werffen sie mir nicht hönisch ein, er habe ihre Verse nur als Prosa zu lernen. Sie irren sich; in der Prosa kann er hier und da ein Wort, ohne Nachtheil der Stärke der Gedanken versetzen, welches er in ihren Versen unterlassen muß, wann sie anders Verse bleiben sollen. . . Kostet in den Vossischen Buchläden 4 Gr.

(23. Dec.) *Elemens de la Philosophie moderne, qui contiennent la Pneumatique, la Metaphysique, la Physique expérimentale, le Systéme du Monde, suivant les nouvelles decouvertes. Ouvrage enrichi de Figures. Par M. Pierre Massuet, Docteur en Medicine. en II Tomes.* in 12. 1 Alph. 16 Bogen, nebst 5 Bogen Kupfer. Der Herr Massuet ist zwar nicht der erste, welcher die neuere Weltweisheit nach dem Begriffe eines jeden vorzutragen sucht; er ist aber unwidersprechlich der glücklichste. Die übrigen alle haben einer gewissen Philosophie geschworen, und theilen ihren Lesern von den neuen Entdeckungen nur diejenigen mit, welche in ihr Lehrgebäude passen. Wie viel verliert man also nicht bey diesen Herren, welche die Natur nach ihren Ideen, nicht aber ihre Ideen nach der Natur einrichten wollen? Und wie viel aufrichtiger ist Herr Massuet, welcher in allen den Stücken, worinne die Weltweisen uneinig sind, auf keines Seite trit; die Gründe für und wieder in aller ihrer Stärke vorträgt, und es dem Leser überläßt, seinen Beyfall fest zu setzen, oder welches immer das beste ist, so lange zu verschieben, bis neue Erfahrungen ein größeres Licht, in der streitigen Sache, anzünden. Diese Entfernung von allen Sekten ist ein großer Vorzug gegenwärtiger Anfangsgründe; er ist aber bey weitem nicht der einzige. Die ungemeine Deutlichkeit, und die sorgfältige Vermeidung aller unnützen Spitzfindigkeiten, hätten wir zuerst rühmen sollen. Nach dem Eingange, welcher von der Weltweisheit überhaupt handelt, theilt Hr. Massuet die ganze Philosophie in nicht mehr als drey Bücher. In dem ersten handelt er die

Pnevmatik, in dem andern die Metaphysik und in dem dritten die Experimentalphysik ab. Was werden aber unsere tiefsinnigen Terminologisten sagen, wann sie sehen werden, daß der Verfasser ihre Königin der Wissenschaften in zehen kleinen Hauptstücken abgefertiget, der Naturlehre hingegen ganzer 88 Kapitel gewidmet hat? Sie werden ohne Zweifel in der barbarischsten Sprache über Barbarey schreien, und aus Rache (wo es nur nicht auch aus Unwissenheit geschieht) in ihren nächsten Lehrbüchern der Physik die wenigsten Blätter einräumen; ja sie noch dazu so vortragen, daß man auch diese, wie gewöhnlich, ganz und gar wird überschlagen müssen. — — Sonst hat es dem Hrn. Massuet gefallen, sich der Methode durch Frag und Antwort zu bedienen; und hoffentlich wird man sich nicht daran stoßen, weil er diese Lehrart, weder von einem Hübner, noch von einem Reimann gelernt hat. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Thlr. 16 Gr.

(2. Jan. 1753.) *L'Esprit des Nations, en II Tomes. à la Haye* **1752 in 12. jeder Theil 12 Bogen.** Die edelste Beschäftigung des Menschen ist der Mensch. Man kan sich aber mit diesem Gegenstande auf eine gedoppelte Art beschäftigen. Entweder man betrachtet den Menschen im einzeln, oder überhaupt. Auf die erste Art kann der Ausspruch, daß er die edelste Beschäftigung sey, schwerlich gezogen werden. Den Menschen im einzeln zu kennen; was kennt man? Thoren und Bösewichter. Und was nützt diese Erkenntniß? uns entweder in der Thorheit und Boßheit recht stark, oder über die Nichtswürdigkeit uns gleicher Geschöpfe melancholisch zu machen. Ganz anders ist es mit der Betrachtung des Menschen überhaupt. Ueberhaupt verräth er etwas grosses und seinen göttlichen Ursprung. Man betrachte, was der Mensch für Unternehmungen ausführt, wie er täglich die Grenzen seines Verstandes erweitert, was für Weisheit in seinen Gesetzen herrschet, von was für Emsigkeit seine Denkmäler zeigen. Das einfacheste und vollkommenste Bild von ihm auf dieser Seite zu erhalten, muß man es, auf eine Lucianische Art, aus den schönsten Theilen seiner Arten, das ist der Nationen, zusammen setzen, wozu aber eine sehr genaue Charakteristik derselben, erfordert wird. Noch hatte kein Schriftsteller sich diesen Gegenstand insbesondere erwehlet; so daß der Verfasser der gegenwärtigen Schrift mit Recht von sich rühmen kan: **libera per vacuum posui vestigia princeps.** Man begreift es leicht, daß er alle seine Anmerkungen auf die Geschichte gründen müsse,

und daß, wann er nur das geringste von dem Charakter einer Nation, ohne sich auf die Erfahrung zu stützen, behaupten wollte, er eben so lächerlich werden würde, als der Naturforscher, der uns neue Entdeckungen aufdringen will, ohne sie durch Experimente zu beweisen. Man muß ihm aber mit Recht den Ruhm lassen, daß er sich als einen eben so grossen Kenner der Geschichte, als einen scharfsinnigen Weltweisen erwiesen hat. In diesen beyden ersten Theilen, denen vielleicht noch einige folgen möchten, ist seine Beschäftigung diese, daß er die Ursachen der Verschiedenheit unter den Nationen untersucht, die vornehmsten alter und neuer Zeiten mit einander vergleicht, und ihren abwechselnden Vorzug bestimmt. Eigentlich zu reden hat man keine andere als physikalische Ursachen, warum die Nationen an Leidenschaften, Talenten und körperlichen Geschicklichkeiten so verschieden sind; denn was man moralische Ursachen nennt, sind nichts als Folgen der physikalischen. Die Erziehung, die Regierungsform, die Religion zu den Ursachen dieser Verschiedenheit zu machen, zeigt deutlich, daß man es entweder schlecht überlegt hat, oder einer von denjenigen Gelehrten ist, die zum Unglück in Ländern gebohren sind, von welchen man vorgiebt, daß sie den Wissenschaften weniger günstig, als etwa Frankreich und England, wären, und also sich selbst Unrecht zu thun glauben, wann sie den Einfluß des Clima auf die Fähigkeit des Geistes zugeben wollten. Unter den Beurtheilungen verschiedener Völker, welche der Verfasser angestellet, ist insbesondere die Beurtheilung der Chineser und der alten lacedämonischen Republik ungemein lesenswürdig. Er behauptet von der letztern, daß viele Gesetze des Lycurgs allzubesonders gewesen wären, und daß die Tugenden der Spartaner nicht allezeit aus den besten Grundsätzen geflossen wären. Es war, sagt er, allzuviel Kunst und Gezwungenheit dabey. Es war Schmünke; freylich die schönste von der Welt, weil sie von Griechen und Philosophen war gemacht worden: aber es war doch Schmünke. Kostet in den Voßischen Buchläden, hier und in Potsdam, 1 Rthlr.

(6. Jan.) Bald wird in Frankreich die Profeßion eines Sittenlehrers die Profeßion eines Wagehalses werden. Schon wieder eine Moral die man in Paris verbrannt hat! Hier ist der Titel: **L'ecole de l'homme ou Parallele des portraits du siecle et des tableaux de l'Ecriture sainte. Ouvrage moral, critique et anecdotique en III Tomes,** in 8. Der Verfasser hat sich seine glücklichen Vorgänger in moralischen

Schilderungen nicht abschrecken lassen. Auch nach einem Bruyere, Claville und Panage, glaubt er etwas neues sagen zu können. Ihre Werke, behauptet er, hätten bloß die Kraft einen artigen Mann, oder aufs höchste einen ehrlichen Mann zu bilden; er aber wolle, nebst diesen, einen Christen zu bilden suchen. Und in der That, darinne geht er von allen jetztlebenden französischen Witzlingen ab; er zeigt es auf allen Seiten, daß er Religion habe, daß er sie seinen Lesern einzuflössen suche, daß er überführet sey, nur sie gäbe allen guten Eigenschaften den wahren Werth, nur durch sie könne man ein rechtschaffner Vater, ein rechtschaffner Sohn, ein rechtschaffner Ehemann, ein rechtschaffner Freund, ja sogar ein rechtschaffner Liebhaber seyn. Und das Werk eines solchen Schriftstellers, wird man sagen, ist verbrannt worden? Nicht allein; man hat sogar den Verfasser, welcher ein Soldat unter der königlichen Garde, Namens Gesnard, seyn soll, ins Gefängniß gesetzt, wo er sein Schicksal zu erwarten hat. Warum hat er mit aller Gewalt ein Lucil werden wollen, von welchem Horaz sagt:

> Primores populi rapuit, populumque tributim,
> Scilicet uni aequus virtuti atque ejus amicis.

Eine Menge satyrischer Schilderungen, in welchen man beynahe den ganzen parisischen Hof, und wer weiß was noch für hohe Häupter finden will, sind die Ursache seines Unglücks. Aber soll denn ein Sittenlehrer nicht nach dem Leben schildern? Sollen denn alle seine Gemählde ohne Aehnlichkeit seyn? Und wann er auch niemanden zu treffen Willens hat, so darf er nur die aller grotesquesten Figuren von Narren auf das Papier werfen, und die Anwendung dem Leser überlassen; er wird gewisse Personen vor den Augen müssen gehabt haben, wann er das Gegentheil auch beschwören wollte. Derjenige also hätte das Unglück des Verfassers verdient, welcher seinem Werke einen Schlüssel beygefügt hat, welcher der Verleumdung vielleicht die Geheimnisse aufschliessen soll, wo der Verfasser keine wissen will. Unterdeßen wird er gewiß mehr Leser anlocken, als es die strenge Moral des Verfassers würde gethan haben. Kostet in den Voßischen Buchläden 16 Gr.

(16. Jan.) P. J. Hollanders Bibliothek für unstudirte wahre Religionsliebhaber: oder auserlesene Schriften und Auszüge aus den alten sowohl als neuern Zeiten, zur gnugsamen Bestätigung der Wahrheiten des Seelenheils, wider die Ungläubigen, Juden und Schwärmer. *I. II.* und *III.* Theil.

Frankfurt am Mayn 1752, zu finden in der Dürenschen Buchhandlung in 8v. Wenn es wahr ist, daß in den neuern Zeiten die fürchterlichsten Bestreiter unserer Religion aufgestanden sind, so ist es auch nicht minder wahr, daß zu eben den Zeiten diese bestrittene Religion die mächtigsten Vertheidiger gefunden hat. Allein das würde offenbar falsch seyn, wenn man behaupten wollte, daß die Schriften sowohl der einen als der andern auch gleiche Wirkungen gehabt hätten. Die erstern besitzen meistentheils die unseelige Geschicklichkeit dem Falschen alle Reitze der Wahrheit zu geben, die schwächsten Gründe durch witzige Einfälle aufzustützen, und sich so auszudrücken, daß man sie ohne Kopfbrechen verstehen kann. Die andern haben meistentheils ein allzugelehrtes Ansehen, und das ist pedantisch; sie bleiben immer ernsthaft, und das ist unerträglich; sie setzen Schlüsse auf Schlüsse, und wer wird gerne seine Gedanken anstrengen. Daher kommt es, daß diese nur diejenigen zu Lesern bekommen, die sich unterrichten wollen, jene aber alle die, welche zum Zeitvertreibe lesen; so daß allezeit das kritische Wörterbuch hundert Leser, und die Theodicee einen hat. Der Herr Hollander hat es versucht diesem Uebel dadurch abzuhelfen, daß er die berühmtesten Schriften für die Religion den Unstudirten, welche die Weitläuftigkeit und dehnende Gründlichkeit oder die fremde Sprache derselben abschreckt, durch deutliche Uebersetzungen, oder faßliche Auszüge, in die Hände liefre. So rühmlich sein Vorhaben war, so wohl hat er es auch ausgeführet; welches aus nichts deutlicher erhellen wird, als wenn wir die Stücke nennen, die in diesen drey ersten Theilen enthalten sind. rc. Aus diesen Titeln wird man unschwer ermessen können, daß dieses Werk, wann die übrigen Theile diesen gleich werden, Unstudirten, welche eine nach ihren Umständen gründliche Erkenntniß von der Religion erlangen wollen, nicht genug wird können angepriesen werden. Kostet in den Voßischen Buchläden 2 Thlr.

(18. Jan.) Berlin. Die Liebe zur einzigen wahren Weltweisheit, zur Erkenntniß der Natur, scheint jetzt in Deutschland ein allgemeiner Geschmack geworden zu seyn. Hoffentlich wird das Publicum einen neuen Beweis mit so viel größern Vergnügen lesen, je gewisser es ist, daß es selbst am Ende den größten Nutzen davon haben wird. Verschiedne vornehme, gelehrte und neugierige Personen, welche überzeugt sind, daß es in den amerikanischen Ländern an sorgfältigen Beobachtern der Natur um so viel mehr fehlen müsse, je seltener es geschehe, daß man die Begierde

sich zu bereichern, von welcher fast alle Europäer in jene Gegenden getrieben werden, und die Begierde seine und des menschlichen Geschlechts Einsichten zu erweitern, beysammen fände, haben sich verbunden, einen Gelehrten auf ihre Unkosten eine physikalische Reise dahin thun zu lassen. Sie haben den Hrn. Mylius, Correspondenten der königl. großbrittanischen Akademie der Wissenschaften in Göttingen, dazu ausersehen, an dessen Fähigkeit man so wenig zweifelt, daß man gewiß glaubt, seine Erfahrungen werden bey den Naturforschern die Glaubwürdigkeit eigner Erfahrungen künftig haben. Er wird also in wenig Wochen von hier nach Holland abreisen, von dannen er im künftigen Monat März nach Surinam zu Schiffe gehen, und sich in den dortigen Gegenden ohngefehr ein Jahr aufhalten wird. Von Surinam wird er nach Carolina, und besonders nach Georgien, auch wann es die Zeit verstattet, nach Pensylvanien gehen, und auch in diesen Provinzen ein Jahr zubringen. Endlich wird er von Boston wieder nach den Antillischen Inseln segeln, und sich auf Befehl und Unkosten Sr. Königl. Majestät in Dännemark auf den beyden dänischen Inseln St. Thomas und St. Crux gleichfalls beynahe ein Jahr aufhalten, und von da über England und Dännemark nach Deutschland zurück kommen. Die Absicht dieser Reise, wie wir schon gesagt, ist physikalisch; nehmlich Beobachtungen und Versuche anzustellen, welche hier nicht können angestellt werden; Nachrichten von diesem und jenem einzuziehen, was in unsern Landen zur Aufnahme der Handlung, der Manufacturen, der Künste und Wissenschaften dienlich seyn kan; und endlich denjenigen, welche die Unkosten dieser Reise tragen, natürliche Seltenheiten aus allen Reichen der Natur zu sammeln.

(den 20. Jan.) Berlin. Der Herr von Voltaire achtet sich verbunden, hierdurch anzuzeigen, daß er keinen Antheil an den Schriften habe, die seit kurzem sowohl in der gelehrten Streitigkeit von der kleinsten Wirkung (la moindre action), als über andre Dinge herausgekommen, und die man ihm in einigen Journalen und Zeitungen beymessen wollen. Es ist ihm sehr zuwider, daß man ihn zu deren Verfasser gemacht hat, und es würde ihm noch mehr seyn, von bloß philosophischen und gelehrten Sachen auf eine Art zu schreiben, welche im geringsten die Sitten oder die Ehre eines andern, wer es auch sey, beleidigen könnte. Er nimmt übrigens an diesen Streitigkeiten gar keinen Antheil, und beschäftiget sich mit einer Arbeit von ganz andrer Art, die alle seine Zeit

erfordert; indem er an nichts weiter denket, als die Geschichte seines Vaterlandes zu vollenden, welcher er einzig und allein die wenigen Gaben, so er noch besitzet, gewidmet hat.

(23. Jan.) Gründliche Bemühungen des vernünftigen Menschen im Reiche der Wahrheit, den Verehrern des Wahren mitgetheilt von Christian Ernst Simonetti. Frankfurth an der Oder bey Joh. Chr. Kleyb. 1752. in 8vo. 1 Alphb. 3 Bogen. Unter diesem Titel hat es dem berühmten Hrn. Verfasser gefallen, der Welt eine Vernunftlehre mitzutheilen. Er ist neu, wird man sagen, aber für das darinne abgehandelte viel zu weitläuftig. Hierauf wissen wir nichts zu antworten, weil er in dem Werke selbst nirgends gerettet wird; es müßte denn dieses seyn, was man dem Leser in der Vorrede zu verstehen giebt, daß nehmlich der Herr Verfasser den vernünftigen Menschen in seinen Bemühungen im Reiche der Wahrheit künftig weiter folgen wolle, das ist, daß er unter diesem Titel einen ganzen philosophischen Cursum schreiben wolle. Und alsdann wird man weniger darwider einzuwenden haben. Von der Ausführung wird ein verständiger Leser dasjenige zu sagen gedrungen seyn, was man von allen Simonettischen Schriften schon längst gesagt hat, daß sie in einer schönen Schreibart, in einer ungezwungenen Lebhaftigkeit und in einer Ordnung abgefaßt sind, welche der Verfasser mehr in dem Kopfe als auf dem Concepte gehabt hat. Diejenigen welche viel neue Wahrheiten hier von ihm verlangen, sind sehr abgeschmackt. Das neue sollte uns in den speculativischen Theilen der Weltweisheit allezeit verdächtig seyn. Genug wann ein Schriftsteller, welchen seine äusserlichen Umstände in ein schon von vielen durchforschtes Feld nöthigen, zeigt, daß er nicht bloß nachbete, daß er es selbst durchgeforscht habe; gesetzt auch, er habe nicht mehr erforscht als seine Vorgänger. Die Wahrheit gewinnt nicht allein durch neue Entdeckungen, sondern auch durch die verschiedenen Arten sie vorzutragen. Kostet in den Voßischen Buchläden 9 Gr.

(27. Jan.) Sieg des Liebesgottes. Eine Nachahmung des Popischen Lockenraubes. Stralsund, Greifswald und Leipzig, bey J. J. Weitbrecht. 1753. Dieses comische Heldengedicht besteht aus vier Gesängen, und es ist schon ein sehr gutes Vorurtheil für den Verfasser, daß er niemand geringerm, als einem Pope nacheifert. Seine Poesie hat eine Schönheit, um die sich die wenigsten unserer jetzigen

deutschen Dichter bekümmern; sie fließt mit einer reinen Leichtigkeit dahin, ohne daß sie von Gedanken leer ist. Mahlerey, Scherz und Satyre herrscht in allen Zeilen, und wenn der Verfasser nicht mit dem Verfasser des Renomisten und der Verwandlungen eine Person ist, so wird er dem Leser das Urtheil sehr schwer machen, welcher von beyden den Vorzug verdiene. Einige Zeilen aus dem Auftritte mit Lesbien und dem Dichter Cleanth, welcher von der Raserey vorzulesen besessen ist, mögen zur Probe dienen.

O Schande, fuhr sie fort, in abgelegnen Sträuchen
Begegnet mir Cleanth; ich such ihm auszuweichen.
Er tritt mich schmeichelnd an, und, Himmel was geschieht?
Nach einem apropos! liest mir Cleanth ein Lied.
Bis an den kalten Mond entfliegt in seiner Ode
Der Unsinn, dick umwölkt und scheckigt nach der Mode;
Der Henker fliegt ihm nach! doch lob ich, was er schrieb:
Verfluchte Schmeicheley, die ihn zum Feral trieb!
Nun aber, fährt er fort und runzelt seine Stirne,
Bemüht ein Heldenlob mein kreisendes Gehirne:
Und schöne Lesbie! ich kenn ihr feines Ohr,
Wofern es nicht mißfällt, so les' ich etwas vor.
Er zieht mit voller Hand und vornehm spröden Wesen,
Ein drohend Buch hervor, und alles will er lesen.
Ich flieh, er läuft mir nach, und liest, indem er läuft.
Warum wird ein Poet nicht eh er schreibt, ersäuft!
Ich fühlte da er las das Blut im Leib erkalten.
Ach! konnte mich Cleanth nicht süsser unterhalten?
Verdrießlicher Poet! wie artig schickt sich nicht
In schattiges Gebüsch ein episches Gedicht!

Kostet in den Voßischen Buchläden 1 Gr. 6 Pf.

(30. Jan.) Ein aberwitziger Franzose schrieb im vorigen Jahre einen erbärmlichen Roman unter dem Titel **la double Marotte ou l'Antipathie couronée par l'hymen.** Ein Deutscher welcher noch aberwitziger war, hat ihn sogleich in seine Muttersprache übersetzt. Die doppelte Narrenkappe, oder die mit dem Brautkranze gecrönte Antipathie, als eine der seltensten und ausserordentlichsten Liebesgeschichten, oder unter den neuen Zeitungen die neueste, wie auch

das Bittere süsse werden kan; mit aufrichtiger Feder beschrieben und wegen ihres besondern Inhalts aus dem Französischen in das Deutsche übersetzt. Delitsch bey J. C. E. Vogelgesang 1752. in 8v. 11 Bogen. Der Franzose beklagt sich in der Vorrede, daß man nicht mehr wisse, wie man Leute, die gerne etwas lesen möchten, zufrieden stellen solle; er glaubt es gäbe nichts neues mehr, es sey alles abgenutzt, ausser der Neugierigkeit und dem Verlangen, beständig vergnügt zu seyn. . . Ein Schriftsteller der eine solche Sprache führt, kan der sich Leser versprechen? Und was ist ungegründeter als eine solche Sprache? In der Welt der Erdichtungen wird ein Genie noch immer ein Land finden, das seinen Entdeckungen aufbehalten zu seyn schien. Auch nicht einmal die Anlage zu dieser elenden Geschichte ist dem Verfasser; denn wer das Lustspiel des Herrn de l'Isle, Timon, gelesen hat, dem wird eine zur Liebe führende Antipathie nichts unerwartetes seyn; nur mit dem Unterschiede daß diese Erfindung dort mit aller Feinheit bearbeitet, und hier auf eine recht grobe Art übertrieben ist. Was sollen wir von der Schreibart, von der eingestreuten Moral, von den Schilderungen sagen? Dieses, daß man weder Schreibart, noch Moral, noch Schilderungen darinne finden wird. Den Uebersetzer bittet die deutsche Sprache durch uns, ja nichts eher wieder zu übersetzen, bis er wenigstens den Unterschied zwischen mir und mich gelernet hat. Kostet in den Voßischen Buchläden 3 Gr.

(1. Febr.) Abhandlungen zum Behuf der schönen Wissenschaften und der Religion von Carl Ludewig Muzelius, Diener am Worte Gottes in Prenzlow, Mitglied der deutschen Gesellschaft in Königsberg. Erster Theil. Stettin und Leipzig, bey J. Fr. Runkel 1752 in 8v. auf 10 Bogen. Der Herr Verfasser fängt hiermit an seine zu verschiedenen Zeiten über verschiedene Gegenstände ausgearbeiteten Abhandlungen zu sammeln und der Welt theilweise zu schenken. Sie erhält vors erste folgende, welche alle lesenswürdig sind, und sowohl von der richtigen Art zu denken, als von der ungekünstelten Beredsamkeit ihres Urhebers deutliche Beweise ablegen: 1) Der Redner nach dem Muster der Natur. Sollte sich der Herr Verfasser nicht irren, wann er, wo nicht sich, doch den Hrn. Batteux, zu dem Erfinder des Grundsatzes in den schönen Wissenschaften: ahme der Natur nach, macht? Wir glauben ihn schon bey dem Aristoteles und

Horaz gefunden zu haben, die ihn aber bey ihren Regeln in der allgemeinen Empfindung der Leser mehr voraussetzen, als erweisen. Ueberhaupt scheint er uns viel zu entfernt zu seyn, um in der Ausführung einem Anfänger nützlich seyn zu können. Was würde man von einem Schuster denken, welcher seinem Lehrjungen alle Handgriffe aus dem Grundsatze seines Handwerkes herleiten wollte: jeder Schuh muß dem Fusse passen, für den er gemacht ist? Der dümste Junge würde ihm antworten: das versteht sich. 2) Die Harmonie der Gesichtszüge mit den menschlichen Neigungen, versuchsweise erklärt. 3) Ein Brief über eine gewisse Linde, so die Eigenschaften eines Thermometers hat. 4) Die Harmonie der Sprache mit dem Charakter eines Volks. 5) Eine Predigt über das Gewitter. Kostet in den Voßischen Buchläden 3 Gr.

(10. Febr.) Klagen oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit. Englisch und Deutsch. Die vier ersten Nächte. Göttingen. Bey Joh. Wilh. Schmidt. 1752. Da uns schon der Herr Ebert eine schöne Uebersetzung dieses Meisterstücks eines der ehrbarsten Dichter geliefert hat, so wird man vielleicht sagen, daß eine neue Uebersetzung unnöthig sey, besonders wann es wahr seyn sollte, daß diese in reimlosen schlecht scandirten Versen, und jene in einer starken poetischen Prose wäre. Wir können hierzu nicht völlig ja sagen, da wir dem neuen Hrn. Uebersetzer wenigstens in der Absicht vielen Dank schuldig sind, daß er das englische Original unter uns durch seine Arbeit gemeiner macht; zumal wenn es ihm gefallen sollte, sie fortzusetzen. Statt einer Vorrede findet man einige Nachrichten von dem Verfasser D. Young, aus einem Schreiben des Hrn. von Tscharner an den Hrn. Hofrath von Haller. Die Umstände welche zu Erläuterung seiner Nachtgedanken dienen können, sind folgende: „Lucia war seine Gemahlin und Narcissens Mutter; eine „Schwester des Grafen von Litchfield, dem das fünfte Buch der Nacht„gedanken zugeschrieben ist, und eine Großtochter König Carls des zwey„ten von mütterlicher Seite. Narcisse heyrathete Philandern, einen Sohn „Mylord Palmerstons. Diese Ehe und die Familie der Lucia verband „den D. Young mit einigen der vornehmsten Häuser des Königreichs. „Philander und Narcisse starben beyde auf einer Reise, die sie nach Frank„reich unternommen hatten, um ihre Gesundheit wieder herzustellen, und „auf welcher sie von ihrem würdigen Vater waren begleitet worden. Bald „nach jenes Tode folgte sie ihrem Ehgemal: ein doppelter Verlust, der

„Young in die tieffste Betrübniß versetzte. Dieser wurde überdem auf der „Reise von Calais nach Douvre mit einem so starken Fieber befallen, daß „er sich dem Tode nahe fand. Und dieses waren die traurigen Begeben„heiten, die ihm die Gelegenheit und den Vorwurf zu den Nachtgedanken „gegeben hatten . . Kostet in den Voßischen Buchläden 6 Gr.

(15. Febr.) Seit dem Verfalle des römischen Reichs, verdient wohl die Geschichte keines einzigen Volks mit mehrerm Rechte bekannt zu seyn, als die Geschichte der arabischen Muselmänner; sowohl in Betrachtung der großen Leute welche unter ihnen aufgestanden sind, und die wunderbarsten Veränderungen vielleicht in dem beträchtlichsten Theile der Welt gemacht haben; als in Ansehung der Künste und Wissenschaften, welche ganze Jahrhunderte hindurch den schönsten Fortgang unter einem Volke genoßen, welches uns unsre Vorurtheile gemeiniglich als ein barbarisches Volk betrachten lassen. Man kan zwar nicht sagen, daß die Gelehrten in dieser Geschichte gar nichts geleistet hätten; oder man müßte, ausser den arabischen Originalscribenten, einen Pocock, einen Golius, einen Prideaux, einen Sale, einen Ockley, einen Gagnier, einen Herbelot, einen Renaudot, ganz und gar nicht kennen. Dieses aber kan man sagen, daß uns, nur noch vor einiger Zeit, ein Werk zu fehlen schien, welches auf eine unterrichtende und zugleich anmuthige Art alles, was uns genannte Gelehrte stückweise geliefert haben, zusammen faßte, ohne mit ihrer fürchterlichen Gelehrsamkeit zu prahlen. Es scheint uns aber jetzo nicht mehr zu fehlen, seit dem wir des Herrn Abts Marigny Historie der Araber unter der Regierung der Califen, erhalten haben. Dieser Schriftsteller hat sich einen Rollin zum Muster vorgestellt, und schon dieses Muster muß ein gutes Vorurtheil für ihn erwecken. Da er, wie dieser, bloß die Absicht hat eine mittle Gattung von Lesern, und vornehmlich die Jugend zu unterrichten, so hat er sich aller dunkeln Untersuchungen entschlagen, welche nur Gelehrten, die diese Geschichte in allen ihren Theilen ergründen wollen, gefallen können. Sein ganzer Fleiß geht darauf, die häufigen Revolutionen, die umgestürzten Throne, die zum Glücksballe gewordenen Monarchien, die niedrigen Sklaven, die sich zu dem Gipfel der Ehre geschwungen, und mächtige Dynastien, die durch noch mächtigere zerstöret worden, gestiftet haben, auf eine Art zu beschreiben, wodurch die Geschichte allein zum Spiegel der Klugheit wird. Man kan also sein Werk, welches aus vier Octavbänden besteht, sowohl

Anmerkungen, den Leser wieder zu Rechte helffen. Er wird noch mehr thun; er wird sein Original von einem Mangel befreyen, welcher allen französischen Schriftstellern, den einzigen Bayle ausgenommen, anklebt; von der Nachläßigkeit nehmlich im citiren, welche bey ihnen nur allzuofte daraus entsteht, daß sie ihre Citationen aus andern Citationen nehmen, ohne sie selbst nachzusehen. Man wird sich übrigens in der Uebersetzung nach der Ausgabe in drey Quartbänden richten, und gleichfalls, um ihre Eintheilung beybehalten zu können, drey Bände in Medianoctav liefern. Der Verleger in Leipzig Joh. Gottfr. Dyck läßt auf jeden Theil 1 Thlr. 12 Gr. pränumeriren, und verspricht den ersten auf die Michaelismesse 1753, und die beyden andern auf die nächsten Michaelismessen 1754 und 1755. Diejenigen, welche sich den Weg des Vorschusses nicht wollen gefallen lassen, werden alsdann das Werk nicht anders als für 7 Thlr. kauffen. Den Vorschuß wird man bis Johannis dieses Jahres in den vornehmsten Buchhandlungen Deutschlands, und hier in der Vossischen annehmen.

(15. März.) *Erzaehlungen. Heilbronn bey F. J. Eckenbrecht.* 1752. in klein 4t. 17 Bogen. Vielleicht zeigen es sogleich die lateinischen Buchstaben an, daß der Verfasser dieser Erzählungen keiner aus dem gemeinen Haufen der Dichter seyn will. Er ist es auch in der That nicht. Eine feurige und doch sittsame Einbildung, die Sprache der Natur, Schilderungen, die nicht in Eil entworffen sondern mit Fleiß ausgearbeitet zu seyn scheinen, geben ihm das Recht auf einen vorzüglichen Rang unter unsern Dichtern. Sollte aber einmal die Nachwelt sein Zeitalter nicht gleich aus gewissen transcendentalischen Ideen, aus der distillirten Zärtlichkeit, und einer mehr als thelematologischen Anatomie der Leidenschaften schliessen können? Vielleicht ist es so tadelhaft nicht, als allzustrenge Kunstrichter etwa denken, wenn man mit wesentlichen Schönheiten, die ihren Glanz durch alle Jahrhunderte behalten werden, gewisse Modeschönheiten, Geburthen eines flüchtigen Geschmacks, verbindet, um des Beyfalls so wohl der jetzigen als folgenden Zeiten gewiß zu seyn. Die richtigste Vorstellung, welche man von diesen Erzählungen machen kan, ist diese, wenn man sie Nachahmungen der Erzählungen des Thomsons nennt, deren Werth nach dem Werthe der Originale zu bestimmen ist. Es sind derselben sechse, welche folgende Aufschriften haben: Balsora, Zemin und Gulhindy, die Unglücklichen, der Unzufriedne, Melinde, Selim. Kosten in den Vossischen Buchläden 8 Gr.

(24. März.) Königsberg prangt jezo mit einem Dichter, welcher in dem vorigen Jahrhunderte zu Nürrenberg ein großer Geist hätte seyn können. Es ist derselbe Herr Johann Friedrich Lauson, wohlverdienter College bey der Kneiphöfischen Schule, J. V. C. und Verfasser eines unter der Preße schwitzenden Versuchs in Gedichten nach Königsbergischem Geschmacke, auf welchen man, nach Anzeige eines gedruckten Avertissements, 10 gute Gr. Vorschuß annimt. Dieser berühmte Mann hat bey dem am 24. May vorigen Jahres eingefallenen Gröbenschen Actu, im großen academischen Auditorio, von einem ihm daselbst versiegelt überreichten Themate, aus dem Stegreife, über eine Stunde eine Rede, (horresco referens!) in deutschen Versen gehalten. Eine so miraculöse Geschicklichkeit ist vielen, und endlich ihm selbst, so unglaublich vorgekommen, daß er nöthig befunden hat, sie mit einem Atteſtate des academischen Senats bewähren zu lassen, und dieses Attestat, aus Liebe zur Wahrheit, in der Welt herum zu senden. Was für Lobsprüche wird er nicht einsammeln! Was für Neider wird er nicht erwecken! Wir erinnern uns mit Erstaunen gelesen zu haben, daß es Kranke gegeben hat, welche bey phrenetischen Zufällen, in Reimen geredet; aber was sind diese Wahnwitzige gegen den Herrn Lauson, von welchem wir gewiß wissen, daß er ein gleiches frisch und gesund gethan hat? Nothwendig müssen die verfolgten Reime, bey jetzigen bedrengten Zeiten, ihre Zuflucht in den Mund dieses glückseligen Sterblichen genommen haben, um sich zur Beschämung ihrer Feinde, welche von ihrer Schwierigkeit so viel schreckhafte Begriffe machen, wetteifernd aus ihm zu ergiessen. Wir wünschen gedachte Rede mit unbeschreiblichem Verlangen unter seinen Gedichten zu finden, und werden uns des Vorschusses nicht entbrechen, sobald er noch ein Attestat auswirken wird, welches der Welt versichert, daß er seine Rede nicht nur in deutschen Versen, sondern auch in guten deutschen Versen gehalten hat. Doch im Ernste, die Auslassung dieses Worts, und das hinzugefügte angesuchter maaßen wird bey Vernünftigen den academischen Senat hinlänglich rechtfertigen, welcher es freylich nicht wohl hat abschlagen können, dem Herrn Lauson eine begangene Thorheit zu attestiren.

(3. April.) Wittenberg. Von hier aus verdienen zwey Streitschriften bekannt gemacht zu werden, welche der Hr. M. Immanuel Friedrich Schwarz, in den beyden letzten Monaten zu Katheder

dem innerlichen Werthe, als der äusserlichen Einrichtung nach, als eine Art von Fortsetzung der alten Geschichte des Herrn Rollins ansehen, in welcher Betrachtung es auch einen allgemeinen Beyfall erhalten hat. Und eben dieser Beyfall hat eine deutsche Uebersetzung verursacht, welcher es hoffentlich an einer guten Aufnahme nicht fehlen wird. Sie ist bereits unter der Presse, so, daß künftige Ostermesse der erste Theil unfehlbar in der Voßischen Buchhandlung erscheinen wird.

(20. Febr.) Drey Gebete eines Freygeistes, eines Christen und eines guten Königs. Hamburg, zu bekommen in Joh. Carl Bohns Buchhandlung, 1753. in groß 4t. auf 1 Bogen. Wann Worte und Redensarten, wobey gewisse große Geister vielleicht etwas gedacht haben, widerholen, denken heißt; wann kurze und nicht zusammenhangende Perioden das einzige sind, worinne der laconische Nachdruck bestehet; wann in der bunten Reihe häufiger? declamatorischer! und geheimnißvoller . . . . das Erhabene steckt; wann verwegene Wendungen Feuer, und undeutsche Wortfügungen Tiefsinnigkeit verrathen; kurz wann unserer Witzlinge neueste Art zu denken und sich auszudrücken die beste ist: so wird man hoffentlich wider angezeigten Bogen nichts zu erinnern haben; es müßte denn die Kleinigkeit seyn, daß der Verfasser vielleicht nicht gewußt hat, was beten heisset. Zuerst läßt er den Freygeist beten. Dieses Gebet schließt sich: „O könnte ich mich aufmachen, und eilen und mit „diesen Thränen der Vernichtung flehen: Erbarme dich über mich! Denn „verflucht sey der Mann, der mich gezeugt, und das Weib, die mich „gebohren hat!" Heißt denn das auch beten, müssen wir fragen, verzweifelnde Gesinnungen gegen ein Wesen ausschütten, das man nicht kennet? Das folgende Gebet des Christen, welches der vorige nach einigen Jahren seyn soll, würde dem Unsinne eines Inspirirten viel Ehre machen. Das erhabenste Gebet, welches uns Christus selbst hinterlassen hat, ist zugleich das einfältigste, und nach diesem Muster ist es wenigstens nicht gemacht. Das Gebet endlich eines guten Königs, ist so schön, daß man darauf wetten sollte, es habe es kein König gemacht. Ein orientalischer Salomon hat dagegen sehr kriechend gebetet. Kostet in den Voßischen Buchläden 1 Gr.

(1. März.) Zu der, oben in dem Artickel von Berlin, gemeldeten Abreise des Herrn Mylius, hat der Herr D. Lehmann, seinen Glückwunsch auf einen Bogen in 4t drucken lassen. Er handelt darinne vorläufig de aere sub terra latente causa movente Vulcanorum vel

montium ignivomorum, und trägt Gedanken vor, die seiner physikalischen Einsicht und bekannten Kenntniß des innern Baues der Erde Ehre machen. Herr Mylius selbst hat einen Abschied aus Europa drucken lassen, den, ohne Zweifel, alle seine Freunde schon gelesen, und ihn mit Rührung gelesen haben. Eben da er Europa als ein Naturforscher verläßt, hat er sich noch erinnert, daß er ein eben so großer Dichter ist.

(6. März.) Drey Gebete eines Anti-Klopstockianers, eines Klopstockianers und eines guten Criticus. 1753. auf einem Quartbogen. Dieses ist eine Parodie der drey Gebete eines Freygeistes, eines Christen und eines guten Königs, deren wir letzthin gedacht haben. Sie würde sehr sinnreich seyn, wenn sie nicht so leichte gewesen wäre. Warum läßt man den Herrn Klopstock die Ungereimtheit seiner Nachahmer entgelten? Wie kan man auf den Einfall kommen, ihn selbst zum Verfasser der parodirten Gebete zu machen? Er ist, aller Spöttereyen, und aller unglücklichen Nachahmungen ungeachtet, eben so gewiß ein großer Dichter, als der Verfasser dieser Parodie kein Satyricus ist. Kostet 1 Gr.

(10. März.) Auf zwey Bogen in groß Octav hat Herr Johann Adolph Schlegel, Diaconus und ausserordentlicher Collega bey der Landschule Pforte, dem Publico eine Uebersetzung von des Anton Baniers Erläuterung der Götterlehre und Fabeln aus der Geschichte angekündigt. Dieses Werk ist in Frankreich allzuwohl aufgenommen worden, als daß es sich nicht auch in Deutschland einen großen Beyfall sollte versprechen können; besonders da sich ein Mann damit abgiebt, dessen Geschmack und Verdienste um die schönen Wissenschaften nur nur allzuwohl bekannt sind. Ob schon die Mythologie aufgehört hat, den christlichen Theologen nothwendig zu seyn, so ist sie doch noch immer denen unentbehrlich, welche die alten Schriftsteller mit Nutzen lesen wollen; zu geschweigen, daß sie weder den Mahler noch Bildhauer, noch Geschichtschreiber wohl entrathen kan, welcher, wenn er ihre Fabeln von dem falschen Putze gehörig zu entkleiden weiß, selten etwas anders als wahre Begebenheiten darunter finden wird. Diesem letztern zum Dienste scheint der Abt Bannier besonders gearbeitet zu haben, ob seine Arbeit gleich auch den andern sehr große Dienste leisten kan. Da es aber nicht zu leugnen ist, daß er sich oft durch die Liebe zu seinem System allzuweit hat treiben lassen, (ein Schicksal welches er mit sehr großen Gelehrten gemein hat) so wird der Herr Diaconus Schlegel durch beygefügte kurze

Anmerkungen, den Leser wieder zu Rechte helffen. Er wird noch mehr thun; er wird sein Original von einem Mangel befreyen, welcher allen französischen Schriftstellern, den einzigen Bayle ausgenommen, anklebt; von der Nachläßigkeit nehmlich im citiren, welche bey ihnen nur allzuofte daraus entsteht, daß sie ihre Citationen aus andern Citationen nehmen, ohne sie selbst nachzusehen. Man wird sich übrigens in der Uebersetzung nach der Ausgabe in drey Quartbänden richten, und gleichfalls, um ihre Eintheilung beybehalten zu können, drey Bände in Medianoctav liefern. Der Verleger in Leipzig Joh. Gottfr. Dyck läßt auf jeden Theil 1 Thlr. 12 Gr. pränumeriren, und verspricht den ersten auf die Michaelismesse 1753, und die beyden andern auf die nächsten Michaelismessen 1754 und 1755. Diejenigen, welche sich den Weg des Vorschusses nicht wollen gefallen lassen, werden alsdann das Werk nicht anders als für 7 Thlr. kauffen. Den Vorschuß wird man bis Johannis dieses Jahres in den vornehmsten Buchhandlungen Deutschlands, und hier in der Vossischen annehmen.

(15. März.) ***Erzaehlungen. Heilbronn bey F. J. Eckenbrecht.*** 1752. in klein 4t. 17 Bogen. Vielleicht zeigen es sogleich die lateinischen Buchstaben an, daß der Verfasser dieser Erzählungen keiner aus dem gemeinen Haufen der Dichter seyn will. Er ist es auch in der That nicht. Eine feurige und doch sittsame Einbildung, die Sprache der Natur, Schilderungen, die nicht in Eil entworffen sondern mit Fleiß ausgearbeitet zu seyn scheinen, geben ihm das Recht auf einen vorzüglichen Rang unter unsern Dichtern. Sollte aber einmal die Nachwelt sein Zeitalter nicht gleich aus gewissen transcendentalischen Ideen, aus der distillirten Zärtlichkeit, und einer mehr als thelematologischen Anatomie der Leidenschaften schliessen können? Vielleicht ist es so tadelhaft nicht, als allzustrenge Kunstrichter etwa denken, wenn man mit wesentlichen Schönheiten, die ihren Glanz durch alle Jahrhunderte behalten werden, gewisse Modeschönheiten, Geburthen eines flüchtigen Geschmacks, verbindet, um des Beyfalls so wohl der jetzigen als folgenden Zeiten gewiß zu seyn. Die richtigste Vorstellung, welche man von diesen Erzählungen machen kan, ist diese, wenn man sie Nachahmungen der Erzählungen des Thomsons nennt, deren Werth nach dem Werthe der Originale zu bestimmen ist. Es sind derselben sechse, welche folgende Aufschriften haben: Balsora, Zemin und Gulhindy, die Unglücklichen, der Unzufriedne, Melinde, Selim. Kosten in den Vossischen Buchläden 8 Gr.

(24. März.) Königsberg prangt jezo mit einem Dichter, welcher in dem vorigen Jahrhunderte zu Nürrenberg ein großer Geist hätte seyn können. Es ist derselbe Herr Johann Friedrich Lauson, wohlverdienter College bey der Kneiphöfischen Schule, J. V. C. und Verfasser eines unter der Preße schwitzenden Versuchs in Gedichten nach Königsbergischem Geschmacke, auf welchen man, nach Anzeige eines gedruckten Avertissements, 10 gute Gr. Vorschuß annimt. Dieser berühmte Mann hat bey dem am 24. May vorigen Jahres eingefallenen Gröbenschen Actu, im großen academischen Auditorio, von einem ihm daselbst versiegelt überreichten Themate, aus dem Stegreife, über eine Stunde eine Rede, (horresco referens!) in deutschen Versen gehalten. Eine so miraculöse Geschicklichkeit ist vielen, und endlich ihm selbst, so unglaublich vorgekommen, daß er nöthig befunden hat, sie mit einem Atteste des academischen Senats bewähren zu lassen, und dieses Attestat, aus Liebe zur Wahrheit, in der Welt herum zu senden. Was für Lobsprüche wird er nicht einsammeln! Was für Neider wird er nicht erwecken! Wir erinnern uns mit Erstaunen gelesen zu haben, daß es Kranke gegeben hat, welche bey phrenetischen Zufällen, in Reimen geredet; aber was sind diese Wahnwitzige gegen den Herrn Lauson, von welchem wir gewiß wissen, daß er ein gleiches frisch und gesund gethan hat? Nothwendig müssen die verfolgten Reime, bey jetzigen bedrengten Zeiten, ihre Zuflucht in den Mund dieses glückseligen Sterblichen genommen haben, um sich zur Beschämung ihrer Feinde, welche von ihrer Schwierigkeit so viel schreckhafte Begriffe machen, wetteifernd aus ihm zu ergiessen. Wir wünschen gedachte Rede mit unbeschreiblichem Verlangen unter seinen Gedichten zu finden, und werden uns des Vorschusses nicht entbrechen, sobald er noch ein Attestat auswirken wird, welches der Welt versichert, daß er seine Rede nicht nur in deutschen Versen, sondern auch in guten deutschen Versen gehalten hat. Doch im Ernste, die Auslassung dieses Worts, und das hinzugefügte angesuchter maaßen wird bey Vernünftigen den academischen Senat hinlänglich rechtfertigen, welcher es freylich nicht wohl hat abschlagen können, dem Herrn Lauson eine begangene Thorheit zu attestiren.

(3. April.) Wittenberg. Von hier aus verdienen zwey Streitschriften bekannt gemacht zu werden, welche der Hr. M. Immanuel Friedrich Schwarz, in den beyden letzten Monaten zu Katheder

gebracht hat. Er hat sie Exercitationes historico criticus in utrumque Samaritanorum Pentateuchum überschrieben, wovon die ersten zwey als eine Einleitung anzusehen sind und de Samaria et Samaritanis handeln. Er untersucht den Ursprung des Namens Samaria, und leitet ihn aus dem Aethiopischen Stammworte Samara, er ist fruchtbar gewesen, her; er vergleicht diese Ableitung mit den Nachrichten, welche alte und neue Reisebeschreiber von der Fruchtbarkeit dieser Gegend geben; er wiederlegt die falschen Ableitungen, worunter diejenige, ohne Zweifel, die abgeschmackteste ist, daß das Denkmal, welches Mars seinem Sohne dem Ascalaphus in Palästina aufgerichtet, Gelegenheit dazu gegeben habe; er betrachtet die verschiednen andern Namen, welche Samaria gehabt, und besonders den Namen Sebaste; und warnet vor den Vermengungen mit andern fast gleichlautenden Benennungen. Hierauf geht er die verschiedenen Völker durch, welche als Colonisten in dieses Land gekommen, und findet deren drey, Assyrer, Phönizer, und endlich Römer, ohne Zweifel, welche Severus dahin geschickt; er kömmt ferner auf die Ursache des tödtlichen Hasses, welcher zwischen den Samaritaner und Juden gewesen, und noch jetzt ist; und erzehlt endlich die verschiedenen Vorwürfe, welche diese jenen gemacht, worunter er viele als offenbare Verleumdungen entdeckt. Alles dieses ist, oft auf eine sehr neue Art, mit einer Belesenheit ausgearbeitet, welche von des Hrn. Verfassers orientalischer Gelehrsamkeit zeigt, ohne daß man ihm vorwerffen kan, daß er sie mit Fleiß habe zeigen wollen. Auch die Schreibart ist schöner, als sie sonst in dergleichen philologischen Abhandlungen zu seyn pflegt.

(5. April.) Braunschweig. Man sieht ein mit Beysetzung dieses Ortes gedrucktes Gedicht, unter dem Titel: Professor Johann Christoph, oder der Koch, und der Geschmack, ein episches Gedicht, des Vorspiels zweyter Theil. 1753. Da diese Schrift, in welcher die Personen mit Namen genennet sind, sehr beissend und spöttisch eingerichtet ist, so tragen wir billig Bedenken, mehr, als den Titel, davon anzuführen.

(12. April.) Staats- und Liebesgeschichte der Durchlauchtigsten Prinzessin Numerane von Aquitanien. Aus dem Französischen übersetzt. Frankf. u. Leipzig. 1752. in 8. 15 Bogen. Wer sollte nicht Lust haben, die Geschichte einer Prinzeßin zu lesen, deren erstaunliche Schönheit allen denen Fesseln anlegte, welche die Augen auf

sie warffen; einer Prinzessin, deren Blicke gewiße Pfeile in aller Herzen schossen, so daß sich Junge und Alte, Könige und Helden, Chilperich und Ramfroy, Froila und Miramalin in sie verlieben mußten; einer Prinzeßin, in die sich gewiß noch weit mehrere würden verliebt haben, wann ihr Geschichtschreiber mehr Mitbuhler, zur Verwirrung seines Romans, gebraucht hätte? Man trift alles darinne an, was man nur in einer Staats- und Liebesgeschichte suchen darf; schreckliche Kriege, Turniere, Verkleidungen, wunderbare Erkennungen, kostbare Gärten, Liebeserklärungen, Eyfersucht, Verzweiflung, Hochzeiten und Mörder; nur keine gesunde Vernunft, welche auch wahrhaftig in einem zum Zeitvertreibe geschriebnen Buche sehr entbehrlich ist. Dem Uebersetzer ist man ein sehr verbindliches Compliment schuldig, daß er etwas nach dem Geschmacke seiner Landsleute zu seyn geglaubt, wovor den Franzosen schon längst geeckelt hat. Kostet in den Vossischen Buchläden 4 Gr.

Irene, oder die von der Herrschsucht erstickte Mutterliebe, ein Trauerspiel, verfertiget von M. Johann Gottfried Bernhold, der Alumnorum und der Oekonomie auf der Altdorfischen hohen Schule Inspector, und der lateinischen Gesellschaft zu Jena Ehrenmitglied. Nürnberg bey Stein und Raspe. 1752. in 8v. 5 Bogen. Der einzige, welcher Deutschland einen Corneille zu versprechen schien, war der Hr. Prof. Schlegel; allein er starb, eben da seine Landsleute auf ihn stolz zu werden anfingen. Von dem Herrn Bernhold darf man sich wohl schwerlich die Hoffnung machen, daß er uns dieses Verlustes wegen schadlos halten werde. Sein Trauerspiel wird zu wenig mehr, als zu Vermehrung der Register des Herrn Prof. Gottscheds taugen. Nur sechs Zeilen wollen wir daraus anführen, woraus man sehen wird, daß es einer Reibehandischen Bühne vollkommen werth ist. Constantinus, nachdem ihn seine Mutter verdammt hat, daß er geblendet werden soll, spricht:

Nun gute Nacht o Welt! Ich habe gnug gesehen,
Wie ungerecht es pflegt, bey Menschen zuzugehen.
Die größten Lieblinge, die werden zu Verräthern!
Die Fürsten mischen sich selbst mit den Uebelthätern!
Der Unterthan empört sich ohne Furcht und Scheu!
Freund, Feind und Mutter sind in Falschheit einerley ꝛc. ꝛc.

Kostet 2 Gr.

(3. May.) Versuch einer Theorie von dem Menschen und dessen Erziehung. Nebst einer Vorrede Sr. Hochwürden des Herrn Oberconsistorialraths und Inspector Baumgartens. Berlin, zu finden bey seel. Joh. Jac. Schützens Wittwe. 1753. in 8v. 14 Bogen. Ob wir gleich an guten Schriften von der Erziehung keinen Mangel haben, so ist doch auch die gegenwärtige nichts weniger als überflüßig, weil Herr Engel, welches der Name des Verfassers ist, hin und wieder in der That neue Wege geht. Sie hat zween Theile, deren einer von der allgemeinen Natur, der andre von der besondern Natur eines Kindes handelt. Man wird überall einen Schriftsteller wahrnehmen, welchem das Denken nicht fremd ist, und vielleicht denkt er für manche nur allzuviel. So viel wollen wir selbst gestehen, daß wir in dem Wahne sind, eine so gemeinnützige Materie müße etwas faßlicher abgehandelt werden. Er verbirgt sich oft in einem Rauche, in welchem man ihn ganz und gar verlieren würde, wann sein Geist nicht ruckweise in prächtigen Flammen hervorbräche. Und eben dieser Rauch ist es, welcher uns verhindert, einen ordentlichen Auszug aus seiner Theorie mitzutheilen. Einzele vortrefliche Gedanken daraus anzuführen, würde zwar sehr leicht seyn, aber eben deßwegen weil es leicht ist, wollen wir es nicht thun. Kostet in den Voßischen Buchläden 6 Gr.

(24. May.) Cenie oder die Großmuth im Unglück, ein moralisches Stück der Frau von Grafigny, und Cato, ein Trauerspiel des Herrn Addisons, übersetzt von Luisen Adelgunden Victorien Gottschedinn. Leipzig, verlegts B. Ch. Breitkopf 1753. in 8v. 12 Bogen. Cenie ist ein Meisterstück in dem Geschmacke der weinerlichen Lustspiele. Die Kunstrichter mögen wider diese Art dramatischer Stücke einwenden was sie wollen; das Gefühl der Leser und Zuschauer wird sie allezeit vertheidigen, wenn ihre Verfasser anders das sanftere Mitleiden eben so geschickt zu erwecken wissen, als die Frau von Grafigny. Sie hat an der Frau Gottschedin die würdigste Uebersetzerinn gefunden, weil nur diejenigen zärtliche Gedanken zärtlich verdollmetschen können, welche sie selbst gedacht zu haben fähig sind. Ihre Uebersetzung war in Wien sehr fehlerhaft abgedruckt worden, und es ist ein Glück, daß die Fr. Professorin böse werden kann, sonst würden wir diesen richtigern Abdruck nicht erhalten haben. Sie hat ihre Uebersetzung

des Cato beygefügt, weil man sie nicht mehr haben können. Kostet in den Voßischen Buchläden 5 Gr.

(26. May.) Neue Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens. Erstes Stück. Frankfurt und Leipzig bey Lankischens Erben. 1753. in 8v. 6 Bogen. Dieses ist der Anfang einer neuen periodischen Schrift, worinne die prosaischen Aufsätze mit den poetischen, die ernsthaften mit den anmuthigen abwechseln sollen. Es werden keine Uebersetzungen, wohl aber, doch nur selten, Nachahmungen darinne vorkommen; in welchem Stücke die Verfasser glücklich den Weg der Belustiger einschlagen. Und in der That, kann sich der, welcher nur ein wenig eifrig für die Ehre seiner Nation ist, wohl erniedrigen ein Uebersetzer zu werden, wenn er selbst ein Original werden kann? Und ist ein mittelmäßiges Original denn nicht immer leichter als eine gute Uebersetzung? Wir wollen den Innhalt dieses ersten Stücks anzeigen. Es kommen darinne vor 1. Der Jüngling, eine Ode. In einer Ode von siebzehn zehnzeiligen Strophen hat man es eben nicht nöthig, kurz, erhaben und mahlerisch zu seyn. 2. Der Geiz. 3. Von den Ordaliis oder Gottesurtheln der alten Deutschen. 4. Der Sturmwind, ein Gedicht. Die erste Strophe ist eben so schön als die andern mittelmäßig sind. 5. Der Knabe und der Spiegel. 6. Sendschreiben an den Herrn X. Buchhändlern in L. ob ein altes Buch unter veränderten Titel als neu zu verkauffen sey? 7. Das Bessere. 8. Leben Johann Drydens. Der Verfasser versichert uns, daß er mit den Schriften dieses englischen Dichters bekannter sey, als mit seinen Namen. 9. Die verschlagne Frau. Eine Erzählung. 10. Wein und Liebe. 11. An den Winter. 12. Das Seltene. 13. Das Gemeine. 14. Der tapfere Officier. 15. Verzeichniß einiger Schriften, welche künftige Messe in allen Buchläden zu haben seyn werden, sobald sich ein Verleger dazu gefunden. 16. Die Tugend. Alle Aergerniß zu vermeiden, werden diejenigen, welche sich jedes Stück dieser Erweiterungen etwa besonders heften lassen, wohl thun, wann sie diese letzte Seite an den Umschlag kleistern lassen. Das zweyte Stück von diesen Erweiterungen ist diese Messe auch erschienen, worinne eine gleiche Abwechselung, doch mit etwas mehr guten Stücken herrscht. Jedes Stück kostet in den Voßischen Buchläden 2 Gr.

(31. May.) Des Abts von Marigny Geschichte der Araber unter der Regierung der Califen. Aus dem Französischen.

Berlin und Potsdam bey Chr. Friedr. Voß. 1753. in 8v. 1 Alph. 12 Bog. Manche sind in den Geschichten berühmt, und manche sollten es seyn. Die Araber gehören zu den letztern. Die Thaten dieses Volks, wenn man sie auch nur seit dem Zeitpunkte des Mahomets betrachtet, geben den so gepriesenen Thaten der Griechen und Römer wenig oder nichts nach. Allein zu wie vieler Kenntniß sind sie wohl gekommen? Die vornehmste Ursache, warum sie so verborgen geblieben sind, und zum Theile noch bleiben, ist die Sprache in welcher sie hauptsächlich aufgezeichnet worden, und deren nur immer sehr wenige Gelehrte in Europa mächtig gewesen sind. Diese haben zwar verschiednes aus den Originalscribenten in die gelehrten Sprachen übergetragen, allein in wie viel Werken haben sie es nicht zerstreuet? Der Abt von Marigny hat sich die Mühe genommen, aus diesen zerstreuten Stücken ein Ganzes zu machen, und seine Mühe ist ihm so gut gelungen, daß er einer Uebersetzung gar wohl werth war. Er hat sich bloß auf die Regierung der Califen eingeschränkt, und in diesem Zeitraume, von etwas mehr als 600 Jahren, so viel merkwürdiges gefunden, als nur immer eine Geschichte aufweisen kann. Sein Werk bestehet aus 4 Theilen, welche man in der Uebersetzung auf dreye zu bringen für gut befunden hat. Dieser erste enthält die Regierung der vier ersten Califen, des Abubekers, des Omars, des Othmans und des Ali. Wann je große Geister unter einem Volke aufgestanden sind, welche die erstaunlichsten Veränderungen zu unternehmen und auszuführen im Stande waren, so sind sie damals unter den Arabern aufgestanden; und es wäre nicht möglich gewesen, daß sie ihre Eroberungen so weit hätten ausdehnen können, wenn nicht, so zu reden, jeder gemeine Soldat unter ihnen ein Held gewesen wäre. Man bilde sich aber nicht ein, daß sie sich bloß als tapfre Barbaren zeigten; auch die Tugend, und oft eine mehr als christliche Tugend, war unter ihnen bekannt, wovon man die Beyspiele gewiß mit einem angenehmen Erstaunen lesen wird. In der Vorrede des Uebersetzers zu diesem Theil, wird Marigny wegen einiger Vorwürfe vertheidigt, welche der berühmte Hr. D. Baumgarten ihm zu machen für gut befunden hat. Kostet in den Voßischen Buchläden 12 Gr.

(28. Jun.) *Vie de Madame de Maintenon. Tome premier. à Nancy chés H. Brinneau.* 1753. in 12. 10 Bogen. Eben der Verfasser, welcher uns vor einiger Zeit die Briefe der Frau von Maintenon geliefert hat, fängt mit diesem ersten Theil an, uns ihre Lebensbeschreibung zu

liefern. Bisher ist seine Heldin nur unter den Zügen der Satyre erschienen, und man hat sie nach ihrem Tode eben so sehr verleumdet, als sie bey Lebzeiten angebetet wurde. Durch eine vollkommene Unpartheylichkeit hoffet er sie in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, und der Welt den fast allgemeinen Irrthum wegen ihrer Aufführung zu benehmen. Die Franzosen haben schon längst angefangen, eben das mit dem Jahrhunderte ihres grossen Ludewigs zu thun, was man sonst nur mit dem Alterthume zu thun pflegte; sie verschönern alle Personen desselben; auch das Böse, das sie von einigen sagen müssen, sagen sie auf eine Art, die sie dem ungeachtet zu ausserordentlichen Geistern macht. Vielleicht, daß diese Anmerkung auch durch einige Stellen der gegenwärtigen Lebensbeschreibung bestätiget wird. Das Wunderbare des Romans scheint ein wenig zu sehr darinne zu herrschen, als daß das Wahre der Historie nicht hin und wieder sollte seyn verdrengt worden. Doch der Herr de la Beaumele sucht Leser; und die anzulocken ist jenes besser als dieses. Er sitzt jetzo in der Bastille, dem gewöhnlichen Aufenthalte der französischen witzigen Köpfe. Kostet in dem Voßischen Buchladen 6 Gr. und eine deutsche Uebersetzung dieses ersten Theils 4 Gr.

(7. Aug.) *Le soldat parvenu ou Memoires et Avantures de Mr. de Verval dit Bellerose par Mr. de M**. enrichi de figures en taille-douce en II Tomes. à Dresde chez G. C. Walther.* 1753. in 8v. 1 Alph. 15 Bogen. Der Herr von Marivaux schrieb einen Roman unter dem Titel der glücklich gewordene Bauer. Er fand Beyfall, weil er schön war, noch mehr aber, weil die letztern Theile desselben, wegen verschiedener darinne enthaltnen Persönlichkeiten, das Glück hatten, in Paris verbothen, oder gar, wie man sagt, verbrannt zu werden. Der Ritter Mouhy, ein nachäffender Geist, setzte bald darauf eine glücklich gewordene Bäuerin zusammen; ein Buch welches einem Langeweile machen kan, wenn man keine hat. Wir haben eine deutsche Uebersetzung davon, und auf dem Titel derselben wird, entweder aus einer albern Unwissenheit, oder aus einem sträflichen Betruge, der Herr von Marivaux als Verfasser angegeben. Wenn etwa der, der uns hier mit einem glücklich gewordenen Soldaten beschenkt, sich nur deswegen mit einem M** anfängt, damit er den Pöbel seiner Leser zu einer gleichen Vermengung verführen möge; so muß man gestehen, daß dieser Kunstgrif ein wenig zu grob ist. Wann er noch eben den ursprünglichen Witz, eben

die Kenntniß der Welt, eben die Einsicht in die Geheimnisse des menschlichen Herzens, und eben die Geschicklichkeit im Erzählen und Schildern zeigte; so möchte es hingehen: allein wir besorgen, daß Leser von Geschmack, in eben so weit unter dem Mouhy finden werden, als Mouhy unter dem Marivaux ist. Er giebt seine Geschichte für eine solche aus, die auf einem wahren Grunde ruhet; und der Hauptinhalt ist auch in der That so gemein, daß man seinem Vorgeben nicht sehr widersprechen wird. Sein Held schwinget sich aus einem bürgerlichen und dunkeln Geschlechte bis zur Stelle eines Obersten unter den Ingenieurs; und dieses durch seine Verdienste. Er gelangt zu einem ansehnlichen Vermögen; und dieses durch seine gute Gestalt, und seine Liebeshändel. Beydes ist ein Wunder, das noch ziemlich alltäglich zu seyn scheint. Doch wenn auch; es giebt eine Art auch die gemeinsten Umstände auf eine gewisse Art dem Leser so wichtig und so reitzend zu machen, daß er bey den ausserordentlichsten Zufällen nicht aufmerksamer seyn würde. Aber zum Unglücke weis der Verfasser von dieser Art gar nichts; wenigstens nichts mehr als ohngefehr genug ist, die allermüssigsten Leute mit Müh und Noth um ein Paar lange Stunden zu bringen. Kostet in den Voßischen Buchläden 1 Thl. 8 Gr.

(18. Aug.) Die Fässer an den König von Preussen von dem Herrn von Voltaire, in 8vo ½ Bogen. Dieses Gedichte selbst ist in seiner Grundsprache bekannt. Der Uebersetzer, welcher sich R. Rohde nennt, sagt, er habe sich bemüht, des Herrn von Voltaire französische Verse in eben so viel deutsche zu bringen, ohne darüber einen Haupt- oder Nebenbegrif, worauf der Dichter einigen besonderen Werth gelegt hat, zu verlieren. Daß er sich darum bemüht habe, müssen wir ihm glauben: allein, daß es ihm nicht gelungen ist, wird er so gut seyn und uns glauben. Der Anfang lautet bey ihm folgender Gestalt:

Pascal, der fromme Thor, Heraclit unsrer Zeit,
Irrt, wenn er, da die Welt ihm, er ihr, stets verhaßter,
Meynt, alles sey darinn nur Elend oder Laster.
Mit Trauern sagt er uns: Ach, es ist ohne Streit,
Ein König dem man dient, selbst einer, den man liebt,
Sobald derselbe einsam ist,
Und ihn der Höfling nicht umgiebt,
Ist Mitleids werth und findt, daß nichts sein Unglück mißt.
Er ist der Glücklichste, wofern er schaft und denket.

Dieß zeigt dein Beyspiel an, erhabener Monarch.
Entfernt vom Hofe, wo dein Fleiß nicht gnug verbarg,
Durchforschst du, wenn dein Blick sich in die Tiefe senket,
Wohin wir kraftlos sehn, verborgner Dinge Grund. ꝛc. ꝛc.

Wir können es kühnlich wagen, diesen Zeilen eine andere Uebersetzung entgegen zu setzen, welche gleichfalls Zeile auf Zeile paßt, ob man sich gleich aus dieser Sklaverey kein Verdienst macht.

Ja, Blaise Pascal irrt; laßt uns die Wahrheit ehren!
Der fromme Misanthrop, der tiefe Heraclit,
Der hier auf Erden nichts als Noth und Laster sieht,
Behauptet kühn in schwermuthsvollen Lehren:
„Ein König, den man zu ergötzen strebt,
„Ja gar ein König, den man liebet,
„Sey, wenn ihn, fern vom Prung, kein Höfling mehr umgiebet,
„Elender tausendmal, als der im Staube lebt."
Er ist der glücklichste, wofern er wirkt und denkt!
Das zeigest du, Monarch, den oft zu ganzen Tagen,
Der weisen Eule gleich, das Cabinet umschränkt,
Von da dein Adlerblick sich darf zur Tiefe wagen,
Wohin vor Blöden sich der Weisheit Licht gesenkt. ꝛc.

Kostet in den Voßischen Buchläden 1 Gr.

(21. Aug.) Hr. Peter Renatus le Bossu Abhandlung vom Heldengedichte, nach der neusten Französischen Ausgabe übersetzt, und mit einigen critischen Anmerkungen begleitet von D. Johann Heinrich Z** nebst einer Vorrede Hrn. G. Friedrich Meiers ꝛc. Halle bey Chr. Pet. Franken in 8v. 1 Alph. 8 Bogen. Dieses vortrefliche Werk kam zu einer Zeit an das Licht, als Frankreich mit Heldengedichten recht überschwemmt war. Die Chapelains, die des Marets, die Perraults, die Saint Amants glaubten Meisterstücke geliefert zu haben, welche mit den ewigen Gedichten eines Homers und Virgils um den Vorzug stritten. Ihr Stolz und ihre Verdienste schienen so schlecht zusammen zu passen, daß sich die damals lebenden wahren Kunstrichter nicht einmal die Mühe nehmen wollten, sie zurechte zu weisen. Boileau selbst that nichts, als daß er sie dem Gelächter Preis gab, indem er ihnen mehr Satyre als Gründlichkeit entgegen setzte. Der einzige Bossu unterzog sich der Arbeit, die Regeln des Heldengedichts aus den Alten

für sie aufzusuchen, und durch bloße Auseinandersetzung derselben sie stillschweigend ihre Schwäche sehn zu lassen. Die Aehnlichkeit, welche der Hr. D. Z** zwischen den damaligen und jetzigen Zeiten in Absicht auf den deutschen Parnaß findet, ist sehr in die Augen leichtend, und durch eben diese Aehnlichkeit rechtfertiget er seine Uebersetzung; wenn man anders die Uebersetzung eines vortreflichen Werks zu rechtfertigen braucht. Wir wollen zum Lobe desselben weiter nichts sagen, als daß es denjenigen, welche nur einigermassen von der allervollkommensten Art der Gedichte kunstmäßig reden wollen, unentbehrlich ist. Der Hr. Uebersetzer hat es ihnen durch verschiedene Anmerkungen, welche größten Theils nichts als kleine Anwendungen auf einige unserer neusten deutschen Heldendichter enthalten, noch brauchbarer gemacht. Sein Verfahren scheint uns übrigens sehr klug, daß er keinen tadelt als die Verfasser des Meßias und Noah, und sich für die Empfindlichkeit der andern so viel möglich in Acht nimt. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr.

(23. Aug.) Aristoteles Dichtkunst ins Deutsche übersetzt, mit Anmerkungen und besondern Abhandlungen versehen von Michael Conrad Curtius, der Königl. deutschen Gesellschaft in Göttingen Mitgliede. Hannover verlegts Joh. Chr. Richter 1753. in 8v. 1 Alph. 5 Bogen. Unter allen Schriften des Aristoteles sind seine Dichtkunst und Redekunst beynahe die einzigen, welche bis auf unsre Zeiten ihr Ansehen nicht nur behalten haben, sondern noch fast täglich einen neuen Anwachs desselben gewinnen. Ihr Verfasser muß nothwendig ein großer Geist gewesen seyn; man überlege nur dieses: kaum hörte seine Herrschaft in dem Reiche der Weltweisheit auf, als man durch diesen erloschenen Glanz einen andern in ihm entdeckte, den kein Araber, und kein Scholastiker wahrgenommen hatte. Man erkannte ihn als den tiefsten Kunstrichter, und seit der Zeit herrscht er in dem Reiche des Geschmacks unter den Dichtern und Rednern eben so unumschränkt, als ehedem unter seinen Peripatetikern. Seine Dichtkunst, oder vielmehr das Fragment derselben, ist der Quell aus welchem alle Horaze, alle Boileaus, alle Hedelins, alle Bodmers, bis so gar auf die Gottschede, ihre Fluren bewässert haben. Dieser hat uns schon seit vielen Jahren auf eine deutsche Uebersetzung derselben warten lassen; und warum er sich endlich doch einen andern damit hat zuvorkommen lassen, können wir nicht

sagen, es müßte denn die Griechische Sprache und seine eigne Dichtkunst, welche keine weder über sich noch neben sich leiden will, daran Schuld seyn. Herr Curtius besitzt alle Eigenschaften, welche zu Unternehmung einer solchen Arbeit erfordert wurden; Kenntniß der Sprache, Critik, Litteratur und Geschmack. Seine Uebersetzung ist getreu und rein; seine Anmerkungen sind gelehrt, und erleutern den Text hinlänglich; und seine eigne Abhandlungen enthalten sehr viele schöne Gedanken von dem Wesen und dem wahren Begriffe der Dichtkunst; von den Personen und Handlungen eines Heldengedichts, von der Absicht des Trauerspiels, von den Personen und Vorwürfen der Komödie, von der Wahrscheinlichkeit, und von dem Theater der Alten. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(13. Sept.) Neue Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens. Sechstes Stück. Frankfurt und Leipzig bey F. Lankischens Erben 1753. Die Verfasser schliessen mit diesem Stücke den ersten Band, und wir nehmen uns bey dieser Gelegenheit die Freyheit ihnen zu sagen, daß sie noch nicht einmal der Schatten von den Belustigern sind. Ihre prosaische Stücke sind mittelmäßig, und das ist es alles was wir auch von denen sagen können, die wir wissen nicht was für ein gelehrtes Ansehen haben wollen. Ihre poetischen Aufsätze aber sind noch unter dem Mittelmäßigen und dem Elenden ziemlich nahe. Sie reimen ohne Erfindung, ohne Witz, ohne Sprachrichtigkeit die allertrivialsten Gedanken, wenn es anders Gedanken sind. Von Gott sagt einer von ihren Dichtern S. 489.

O nein, sein Ohr ist nicht zu dick,
Sein Arm ist nicht zu kurz;
Er hört ihn, und er schaft sein Glück,
Und wendet seinen Sturz.

Von dem Joseph sagt eben dieser:

Die Brüder seine Peiniger,
Die ihm aus Neid geraubt,
Sehn nun den Bruder herrlicher
Als sie vorher geglaubt.

Ein andrer singt

Kein Haushalt mehret meinen Kummer,
Kein böses Weib stört meine Ruh.

Bey Beschreibung seines Gartens sagt er:

> Kein Jupiter schwingt seine Blitze
> Den hier des Künstlers Hand geätzt.
> Was ist ein solcher Gott mir nütze,
> Den erst sein Unterthan gesetzt?

Als wenn man Bildseulen deswegen in die Gärten setzte, um sie anzubeten. Solch Zeug wird man auf allen Seiten finden, wo die Herren ihre Prose nach gereimten Zeilen abtheilen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

(20. Sept.) Ausführliches Verzeichnis von neuen Büchern mit historischen und kritischen Anmerkungen in alphabetischer Ordnung verfaßt von Melchior Ludwig Widekind, Prediger zu Berlin. Erstes und zweytes Stück. Berlin, verlegts A. Haude und J. C. Spener. 1753. in 8v. 1 Alph. Das neuste und zum Theil vollständigste Werk von einem der angenehmsten Theile der Gelehrtengeschichte, von der Kenntniß seltner Bücher, ist ohne Streit die Bibliothek des Hrn. Clement. Da sie aber ein wenig kostbar ist, und ohne Zweifel einmal zu einer ziemlichen Anzahl von Bänden anwachsen muß, so verdient das Unternehmen des Herrn Prediger Widekinds, eine ins kurze gezogene Uebersetzung davon zu liefern, allen Dank. Diese zwey Stücke, welche der Anfang sind, gehen von A bis Ba und enthalten nicht nur alle seltne Bücher welche Herr Clement anführt, sondern auch noch verschiedne mehr, welche Theils aus der Salthenischen Bibliothek, Theils aus den Schriften des Herrn Freytags, Theils auch aus der eignen Kenntniß des Hrn. Widekinds hinzugekommen sind. Auch wird man das Beträchtlichste aus den Anmerkungen des erstern darinne finden, ob man gleich vielleicht wünschen wird, daß man ein wenig mehr Prüfung dabey angewendet hätte. Hr. Clement ist oft in seinen Urtheilen ein wenig zu geschwind, und spricht dann und wann von Büchern, die er nicht gesehen hat, eben so zuversichtlich als wenn er sie gesehen hätte. Wir wollen nur ein einziges Exempel anführen: er macht unter andern den Jacobus Angelus, wegen seiner Lebensbeschreibung des Cicero zu einem blossen Uebersetzer des Plutarchs, und setzt ganz freudig hinzu: voila donc un Auteur reduit à la condition de simple Traducteur! Wann er auch nur den Titel dieser Lebensbeschreibung gekannt hätte, so würde er schon ein bessers aus den Worten, die sich darauf

befinden: à Jacobo quodam cognomento Angelo non tam ex Plutarcho conversa quam denuo scripta, ersehen haben. Herr Widekind schreibt ihm dieses, wie fast alles nach, und giebt sich wohl gar oft Mühe, wann sein Vorgänger sich übereilt hat, noch eine Ausflucht für ihn zu finden; wie es z. E. bey dem Nonnus des P. Abrahams geschehen ist, wo man es nicht allein aus dem Titel sieht, daß er ihn niemals muß gesehen haben, sondern auch aus der falschen Anzahl der Verse, die er uns mit den bestimmtesten Zahlen angiebt. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

(13. Nov.) G. E. Leßings Schriften. Erster und zweyter Theil. Berlin bey Christ. Fr. Voß. 1753. in 12mo. 1 Alph. 3 Bogen. Der erste Theil dieser Schriften enthält zwey Bücher Lieder, Fabeln, Sinnschriften und Fragmente ernsthafter Gedichte. Diese letztern hat der Verfasser seinen Lesern nicht ganz mittheilen wollen, vielleicht ihnen den Ekel zu ersparen, den er selbst empfunden hat, wenn er um einige wenige schöne Stellen gelesen zu haben, zugleich nicht wenig schlechte, und sehr viel mittelmäßige hat lesen müssen. Der zweyte Theil bestehet aus Briefen, die man, wenn man will, freundschaftliche Briefe eines Pedanten nennen kan. Wenn es übrigens wahr ist, daß verschiedene von den in dieser Sammlung enthaltenen Stücken, den Beyfall der Kenner, gedruckt oder geschrieben, schon erhalten haben, so kan man vielleicht vermuthen, daß ihnen die Sammlung selbst nicht zuwider seyn wird. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(27. Nov.) *Le Papillon qui mord; nouveau Lucien en douze Dialogues suivis d'une lettre à Mr. Ouf par Mr. Beryber. à Berlin chez Chr. Fr. Voss.* 1753. in 12. 17 Bogen. Wann wir es darauf ankommen liessen, was sich die Leser unter diesem Titel vorstellen wollten, so zweifeln wir sehr, ob viele auf den rechten Punct kommen würden. Es sind zwölf Gespräche, welche nach Art des kleinen Herodots, von sehr wichtigen Materien handeln, und nichts geringers als die Vertheidigung der natürlichen und geoffenbarten Religion zum Zwecke haben. Der Verfasser hat darinne besonders mit dem Marquis d'Argens, mit dem Hrn. von Voltaire, mit dem Verfasser der Sitten, dem Verfasser des Geistes der Gesetze und einigen andern zu thun, welche das Unglück gehabt haben, oft unter der Larve der Philosophie sehr unphilosophische Sätze zu behaupten. Er ist aber dabey ein wahrer Schmetterling, welcher von einem

Gegenstande auf den andern flattert, und diese Flatterhaftigkeit nur dadurch entschuldigen kan, daß alle diese Gegenstände Blumen sind. So macht er zum Exempel bey Gelegenheit des Vorwurfs, daß die so genannten starken Geister, sehr kleine Helden in der Geschichte zu seyn pflegten und oft die unsinnigsten historischen Fehler begingen, eine Ausschweifung auf das Jahrhundert Ludewigs des vierzehnten, welche durch mehr als ein Gespräch dauert, und in der That lesenswürdige Anmerkungen enthält. Die Gespräche selbst werden von einem Marquis und einem Weltweisen geführt; und vielleicht wird mancher Leser dabey wünschen, daß der Verfasser diese Namen verwechselt, und den Marquis zum Philosophen, und den Philosophen zum Marquis möchte gemacht haben, weil es sich, nach der gemeinen Art zu denken, besser für einen Marquis als für einen Philosophen schickt, die Sprache eines abgeschmackten Freygeistes zu führen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(8. Dec.) *Elvire Poeme par Mr. d'Arnaud, Conseiller d'Ambassade de sa Majesté le Roi de Pologne etc. und Membre de l'Academie de Prusse. à Amsterdam* 1753. *chez Mortier.* in 8vo 6 Bogen. Der Stof zu diesem Gedichte ist eine Episode aus dem fünften Gesange der Lusiade des unsterblichen portugisischen Dichters Camoens; die Geschichte nehmlich des Don Manuel de Souze, welcher mit seiner Frau, Elvire, an den Klippen des Vorgebirges der guten Hoffnung Schiffbruch leidet, und auf eine wüste Insel geworfen wird, wo sie dem Hunger eine erschreckliche Beute werden. Was Herr Arnaud für ein Dichter sey, weiß man schon. Die Reinigkeit der Sprache, das wohlklingende der Versification, und hier und da ein Meisterzug, den er aber, wie es scheint, mehr seinem Gedächtnisse, als seinem Genie zu danken hat: dieses sind seine Schönheiten: hinlängliche Schönheiten eine an sich selbst sehr rührende Geschichte so vorzutragen, daß sie ihren Eindruck nicht verlieret. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

(25. Dec.) *Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde. Zyrich bei Orell. MDCCLIII.* in 4to 16 Bogen. Dieses ist eines von den Meisterstücken, mit welchen uns in vergangener Messe die Schweiz beschenken wollen, die sich lange genug mit trocknen Regeln beschäftiget hat, und nunmehr auch die Muster dazu geben will. Es ist aus der Feder des Hn. Wielands, eines so fruchtbaren Geistes, daß die Vielheit seiner poetischen Geburten beynahe ein Vorurtheil wider ihren innern

Werth seyn könnte, wann ihm der Gott der Critik nicht stets zur Rechten stünde, der ihn durch sein cave faxis te quidquam indignum! immer bey gleicher Stärke zu erhalten weiß. Daß es Briefe aus dem Reiche der Todten sind, sieht man aus dem Titel; und daß diese Einkleidung keine Erfindung des Hn. Wielands ist, werden diejenigen wissen, welche die Briefe der Frau Rowe und andre dieser Art kennen. Es sind deren neune, welche alle voller Seligkeiten, Tugend und Freundschaft sind, so daß uns schon der Inhalt mit aller Achtung davon zu reden bewegen muß. Ueberall herrscht darinne das feinste der feinsten Empfindungen; und die Nachrichten, die uns von dem Himmel mitgetheilt werden, sind neu und curiös. Wem die Briefe selbst ein wenig zu lang vorkommen sollten, der mag überlegen, daß die Gelegenheiten aus jenem in dieses Leben jetziger Zeit sehr rar sind, und man also den Mangel des öftern Schreibens durch das viel Schreiben ersetzen muß. Sonst aber haben wir durch eine neuere Nachricht von dorther erfahren, daß man eine scharfe Untersuchung angestellt, die wahren Namen dieser Correspondenten, eines Junius, einer Lucinde, eines Teaners, und wie sie alle heissen, zu entdecken, um es ihnen ernstlichen zu verweisen, daß sie sich unterstanden haben, wider das; Sie haben Mosen und die Propheten 2c. zu handeln. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(27. Dec.) Gleich jetzo erhalte ich zwey Bogen in Octav welche in Halle bey Gebauern unter folgender Aufschrift gedruckt sind: Samuel Gotthold Langens Schreiben an den Verfasser der gelehrten Articel in dem Hamburgischen Correspondenten wegen der im 178 und 179sten Stücke eingedruckten Beurtheilung der Uebersetzung des Horatz. Der Herr Pastor Lange hat mir darinnen die Ehre angethan, auf meine Critik zu antworten; und sich die Schande, es auf eine so abgeschmackte Art zu thun, daß nichts darüber geht. Indem er seine Fehler entschuldigen will, macht er neue, einen über den andern. Sie scheinen mir unter sich zu wetteifern, welche ihn am lächerlichsten machen können; und es gelingt ihnen so gut, daß ich einige Tage Bedenkzeit haben muß, wenn ich den Ausspruch thun soll. Ein einziger Punkt ist es, über welchen ich mich nicht zeitig genug erklären kan. Was ich mir nie von einem vernünftigen Manne, geschweige von einem Geistlichen vermuthet hätte, muß ich von ihm erfahreu, von ihm, der meine Vermuthung nicht das erstemal übertrift. Er greift meinen moralischen

Charakter an, auf welchen es bey grammatikalischen Streitigkeiten, sollte ich meinen, nicht ankäme. Er giebt mir auf der 25ten Seite einen recht abscheulichen Anstrich; er macht mich zu einem critischen Breteur, welcher die Schriftsteller herausfordert, damit sie ihm die Ausfoderung abkaufen sollen. Ich weis hierauf nichts zu antworten als dieses: daß ich hier vor aller Welt den Herrn Prediger Lange für den boshaftesten Verleumder erkläre, wenn er mir die auf der angeführten Seite gemachte Beschuldigung nicht beweiset. Ich lege ihm eine Unmöglichkeit auf; mir aber ist das Gegentheil zu erhärten eine Kleinigkeit; und zwar durch das schriftliche Zeugniß eben des dritten Mannes, auf welchen er sich beruft. Ich will es in meiner Antwort der Welt vorlegen, und man wird daraus erkennen, daß mir die angemuthete Niederträchtigkeit nie in den Sinn gekommen ist. Ich bin bis dahin sein Diener.

Gotthold Ephraim Leßing.

(29. Dec.) Zu dem instehenden neuen Jahre wird es wohl nicht undienlich seyn, eine Leipziger Galanterie bekannt zu machen, durch welche man eine kalte Mode wenigstens in einen Scherz verwandeln kan. Es sind satyrische und moralische Neujahrswünsche; an der Zahl vier Dutzend, zwey für Mannspersonen und zwey für Frauenzimmer. Sie sind in Form einer Spielkarte, aus der man sich ein Blatt nach Belieben zieht, und allenfalls den darauf enthaltenen Spruch als eine Warnung des Himmels ansehen kan. Wir müssen gestehen, daß dieser fast durchaus eine ziemlich artige Sinnschrift ist, deren Verfasser auch ohne Zweifel auch etwas besseres machen können, als Neujahrswünsche. Zwey kleine Proben mögen es zeigen.

Für eine Mannsperson.

Dir wünsch ich, daß dies Jahr auf Erden
Nicht der Verwandlung Zeit erscheint.
Denn wie die kluge Frau gemeint,
So möchtest du zum Fächer werden.

Für ein Frauenzimmer.

Ihr Frauen von Triumph, ihr Fräuleins von Quadrille.
Das nächste Jahr geb euch in jedem Spiel Spadille!
Und stellt sich sonst kein Freyer ein,
So mags ein Kartenmahler seyn!

Ein jedes Spiel, welches sein besonderes Futeral hat, kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 9 Gr.

Ein

VADE MECUM

für den Hrn. Sam. Gotth. Lange

Pastor in Laublingen

in diesem Taschenformate ausgefertiget

von

Gotth. Ephr. Lessing.

1754.

Berlin. 1754. 96 S.

Mein Herr Pastor,

Ich weis nicht, ob ich es nöthig habe, mich viel zu entschuldigen, daß ich mich mit meiner Gegenantwort ohne Umschweif an Sie selbst wende. Zwar sollte ich, nach Maaßgebung ihrer Politik, einem dritten damit beschwerlich fallen; wenigstens demjenigen Unbekannten, dem es gefallen hat, meine Kritik über ihren verdeutschten Horaz in dem Hamburgischen Correspondenten bekannter zu machen. Allein ich bin nun einmal so; was ich den Leuten zu sagen habe, sage ich ihnen unter die Augen, und wann sie auch darüber bersten müßten. Diese Gewohnheit, hat man mich versichert, soll so unrecht nicht seyn; ich will sie daher auch jezt beybehalten.

Um Ihnen, mein Herr Pastor, gleich Anfangs ein vorläufiges Compliment zu machen, muß ich Ihnen gestehen, daß es mir von Herzen leid ist, Ihrer in dem zweyten Theile meiner Schriften erwähnt zu haben. Zu meiner Entschuldigung muß ich Ihnen sagen, was mich dazu bewog. Sie standen, und stehen noch, in dem Rufe eines grossen Dichters, und zwar eines solchen, dem es am ersten unter uns gelungen sey, den öden Weg jenes alten Unsterblichen, des Horaz, zu finden, und ihn glücklich genug zu betreten. Da Sie also eine Uebersetzung Ihres Urbildes versprochen hatten, so vermuthete man mit Recht von Ihnen ein Muster, wie man den ganzen Geist dieses Odendichters in unsre Sprache einweben könne. Man hofte, Sie würden mit einer recht tiefen critischen Kenntniß seiner Sprache, einen untrüglichen Geschmack, und eine glücklich kühne Stärke des deutschen Ausdrucks verbinden. Ihre Uebersetzung erschien;

und ich sage es noch einmal, daß ich sie in der Versicherung, unüberschwingliche Schönheiten zu finden, in die Hand genommen habe. Wie schändlich aber ward ich betrogen! Ich wußte vor Verdruß nicht auf wen ich erzürnter seyn sollte, ob auf Sie, oder auf mich: auf Sie, daß Sie meine Erwartung so getäuscht hatten; oder auf mich, daß ich mir so viel von Ihnen versprochen hatte. Ich klagte in mehr als einem Briefe an meine Freunde darüber, und zum Unglücke behielt ich von einem, den ich ausdrücklich deswegen schrieb, die Abschrift. Diese fiel mir bey Herausgebung des zweyten Theils meiner Schriften wieder in die Hände, und nach einer kleinen Ueberlegung beschloß ich, Gebrauch davon zu machen. Noch bis jezt, dachte ich bey mir selbst, hat niemand das Publicum für diese Mißgeburth gewarnet; man hat sie sogar angepriesen. Wer weis in wie viel Händen angehender Leser des Horaz sie schon ist; wer weis wie viele derselben sie schon betrogen hat? Soll Herr Lange glauben, daß er eine solche Quelle des Geschmacks mit seinem Kothe verunreinigen dürfe, ohne daß andre, welche so gut als er daraus schöpfen wollen, darüber murren? Will niemand mit der Sprache heraus? — — — Und kurz, mein Brief ward gedrückt. Bald darauf ward er in einem öffentlichen Blatte wieder abgedruckt; Sie bekommen ihn da zu lesen; Sie erzürnen sich; Sie wollen darauf antworten; Sie setzen sich und schreiben ein Paar Bogen voll; aber ein Paar Bogen, die so viel erbärmliches Zeug enthalten, daß ich mich wahrhaftig, von Grund des Herzens schäme, auf einen so elenden Gegner gestossen zu seyn.

Daß Sie dieses sind, will ich Ihnen, mein Herr Pastor, in dem ersten Theile meines Briefes erweisen. Der zweyte Theil aber soll Ihnen darthun, daß Sie noch ausser ihrer Unwissenheit, eine sehr nichtswürdige Art zu denken verrathen haben, und mit einem Worte, daß Sie ein Verläumder sind. Den ersten Theil will ich wieder in zwey kleine absondern: Anfangs will ich zeigen, daß Sie die von mir getadelten Stellen nicht gerettet haben, und daß sie nicht zu retten sind; zweytens werde ich mir das Vergnügen machen, Ihnen mit einer Anzahl neuer Fehler aufzuwarten. — — Verzeihen Sie mir, daß ich in einem Briefe so ordentlich seyn muß!

Ein Glas frisches Brunnenwasser, die Wallung ihres kochenden Geblüts ein wenig niederzuschlagen, wird Ihnen sehr dienlich seyn, ehe wir zur ersten Unterabtheilung schreiten. Noch eines Herr Pastor! — — Nun lassen Sie uns anfangen.

1. B. Od. 1.

Sublimi feriam sidera vertice.

Ich habe getadelt, daß *vertex* hier durch Nacken ist übersetzt worden. Es ist mit Fleiß geschehen, antworten Sie. So? Und also haben Sie mit Fleiß etwas abgeschmaktes gesagt? Doch lassen Sie uns ihre Gründe betrachten. Erstlich entschuldigen Sie sich damit: Dacier habe auch gewußt, was *vertex* heisse, und habe es gleichwohl durch Stirne übersetzt. — Ist denn aber Stirn und Nacken einerley? Dacier verschönert einigermassen das Bild; Sie aber verhunzen es. Oder glauben Sie im Ernst, daß man mit dem Nacken in der Höhe an etwas anstossen kann, ohne ihn vorher gebrochen zu haben? Dacier über dieses mußte Stirne setzen, und wissen Sie warum? Ja, wenn es nicht schiene, als ob Sie von dem Französischen eben so wenig verstünden, als von dem Lateinischen, so traute ich es Ihnen zu. Lernen Sie also, Herr Pastor, was Ihnen in Laublingen freylich niemand lehren kann; daß die französische Sprache kein eignes Wort hat, der Lateiner *vertex* oder unser Scheitel auszudrücken. Wenn sie es ja ausdrücken will, so muß sie sagen: sommet de la tête. Wie aber würde dieses geklungen haben, wenn es Dacier in einer nachdrücklichen Uebersetzung eines Dichters hätte brauchen wollen? Daß meine Anmerkung ihren Grund habe, können Sie schon daraus sehen, weil er nicht einmal in der wörtlichen Uebersetzung, die er bey abweichenden Stellen unter den Text zu setzen gewohnt ist, das sommet de la tête hat brauchen können, sondern bloß und allein sagen muß: de ma tête glorieuse je fraperai les astres. Sind Sie nun in gleichem Falle? Ist Nacken etwa kürzer, oder nachdrücklicher, oder edler als Scheitel? — — Lassen Sie uns Ihre zweyte Ursache ansehn. Ich habe, sagen Sie, mehr nach dem Verstande, als nach den Worten übersetzt, — — (in der Vorrede sagen Sie gleich das Gegentheil) — — und habe meinem Horaze auf das genauste nachfolgen wollen. Sie setzen sehr witzig hinzu: ich sollte mir ihn nicht als Cartesianisches Teufelchen vorstellen, welches im Glase schnell aufwärts fährt, oben anstößt, und die Beine gerade herunter hangen läßt. Wen machen Sie denn damit lächerlich, Herr Pastor? Mich nicht. Wenn Horaz nicht sagen will: Dann werde ich für stolzer Freude auffahren, und mit erhabnem Scheitel an die Sterne stossen; was sagt er denn? Wir

sprechen in gemeinem Leben: für Freuden mit dem Kopfe wider die Decke springen. Veredeln Sie diesen Ausdruck, so werden Sie den Horazischen haben. Eine proverbialische Hyperbel haben alle Ausleger darinne erkannt, und Dacier selbst führt die Stelle des Theocritus:

Ες οὐγανον ἀμμιν ἀλευμαι

als eine ähnliche an. Hat sich dieser nun auch den Horaz als ein Glaßmännchen vorgestellt? Doch Sie finden ganz etwas anders in den streitigen Worten, und sehen hier den Dichter, wie er an dem Sternenhimmel schwebet und herab schauet — — O daß er doch auf Sie herab schauen, und sich wegen seiner Schönheiten mit Ihnen in ein Verständniß einlassen möchte! — — Ich soll mir ihn nicht als ein Cartesianisches Teufelchen einbilden, und Sie, Herr Pastor, Sie machen ihn zu einem Diebe am Galgen, oder wenigstens zu einem armen Terminusbilde, welches mit dem Nacken ein Gebälke tragen muß. Ich sage mit Bedacht tragen, weil ich jezo gleich auf einen Verdacht komme, der nicht unwahrscheinlich ist. Huy, daß Sie denken *feriam* heisse: ich will tragen; weil Sie sich erinnern von feram einmal ein gleiches gehört zu haben? Wenn das nicht ist, so können Sie unmöglich anders als im hitzigen Fieber auf den Nacken gekommen seyn.

1. B. Od. 2.

galeaeque leves

Sie sind ein poßierlicher Mann, mein Herr Gegner! Und also glauben Sie es noch nicht, daß levis, wenn die erste Syllbe lang ist, allezeit glatt oder blank heißt? Und also meinen Sie wirklich, daß es bloß auf meinen Befehl so heissen solle? Wahrhaftig Sie sind listig! Die Gebothe der Grammatik zu meinen Gebothen zu machen, damit Sie ihnen nicht folgen dürfen! Ein Streich, den ich bewundere! Doch, Scherz bey Seite; haben Sie denn niemals gehört, wie lēvis nach der Meinung grosser Stylisten eigentlich solle geschrieben werden? Haben Sie nie gehört, daß alle Diphthonge lang sind? Ich vermuthe, daß in Laublingen ein Schulmeister seyn wird, welcher auch ein Wort Latein zu verstehen denkt. Erkundigen Sie sich bey diesem, wenn ich Ihnen rathen darf. Sollte er aber eben so unwissend seyn, als Sie; so will ich kommen und die Bauern aufhetzen, daß sie ihm Knall und Fall die Schippe geben. Ich weis auch schon, wen ich ihnen zum neuen Schulmeister vorschlagen will. Mich. Ihr Votum, Herr Pastor, habe ich schon. Nicht?

Alsdann wollen wir wieder gute Freunde werden, und gemeinschaftlich Ihre Uebersetzung rechtschaffen durchackern. Vor der Hand aber können Sie, auf meine Gefahr, die leichten Helme immer in blanke verwandeln: Denn was Ihre Ausflucht anbelangt, von der weis ich nicht, wie ich bitter genug darüber spotten soll. — Horaz, sagen Sie, kehrt sich zuweilen nicht an das Syllbenmaaß, so wenig als an die Schönheit der Wortfügung. — — Kann man sich etwas seltsameres träumen lassen? Horaz muß Schnitzer machen, damit der Herr Pastor in Laublingen keine möge gemacht haben. Doch stille! es steht ein Beweis dabey. In der 19ten Ode des zweyten Buchs, soll Horaz noch einmal die erste Sylbe in levis lang gebraucht haben, ob es schon daselbst offenbar leicht heisse:

Disjecta non levi ruina.

— — Allein, wenn ich bitten darf, lassen Sie den Staub weg, den Sie uns in die Augen streuen wollen. Schämen Sie sich nicht, eine fehlerhafte Lesart sich zu Nutze zu machen? Es ist wahr, wie Sie den Vers anführen, würde ich bey nahe nicht wissen, was ich antworten sollte. Zum guten Glücke aber kan ich unsern Lesern sagen, daß die besten Kunstrichter für *levi* hier leni lesen, und daß man ihnen nothwendig beyfallen muß. Ich berufe mich deswegen von Herr Langen dem Uebersetzer, auf Herr Langen den Dichter. Dieser soll mir sagen, ob nicht *non levis ruina* ein nicht leichter Fall für den Horaz ein sehr gemeiner Ausdruck seyn würde? Und ob das Beywort *non lenis* ein nicht sanfter ihm nicht weit anständiger sey? Sie setzen mir die besten Handschriften entgegen. Welche haben Sie denn gesehen, mein Herr Pastor? War keine von denen darunter, von welchen Lambinus ausdrücklich sagt, *leni* habent aliquot libri manuscripti? Und wissen Sie denn nicht, daß auch in den allerbesten die Verwechslung des n in u, und umgekehrt nicht selten ist? Ueberlegen Sie dieses, vielleicht sagen Sie endlich auch hier: als ich recht genau zu sahe, so fand ich, daß ich Unrecht hatte.

— — — Ich hatte hier die Feder schon abgesetzt, als ich mich besann, daß ich zum Ueberflusse Ihnen auch Autoritäten entgegen setzen müsse. Bey einem Manne, wie Sie, pflegen diese immer am besten anzuschlagen. Hier haben Sie also einige, die mir nachzusehen die wenigste Mühe gekostet haben. Lambinus schreibt laeves. Mancinellus erklärt dieses Wort durch splendentes; Landinus durch politae und setzt mit ausdrücklichen Worten hinzu: leve cum prima syllaba correpta

sine pondere significat: sin autem prima syllaba producta profertur significat *politum*. Beruht dieser Unterschied nun noch bloß auf meinem Befehle? Hermannus Figulus umschreibt die streitige Stelle also: qui horrendo militum concurrentium fremitu et formidabili armorum strepitu ac *fulgore* delectatur. Lassen Sie uns noch sehen, wie es Dacier übersetzt; er, der so oft ihr Schild und Schutz seyn muß: qui n'aimés à voir que l'eclat de casques. In der Anmerkung leitet er levis von λειος her und erklärt es durch polies und luisantes. Habe ich nun noch nicht Recht? O zischt den Starrkopf aus!

1. B. Od. 11.

Vina liques.

Zerlaß den Wein. Ich habe diesen Ausdruck getadelt, und mein Tadel besteht noch. Mein ganzer Fehler ist, daß ich mich zu kurz ausgedruckt, und Sie, mein Herr Lange, für scharfsichtiger gehalten habe, als Sie sind. Sie bitten mich die Ruthe wegzulegen. Vielleicht, weil Sie zum voraus sehen, daß Sie sie hier am meisten verdienen würden. Ihre Antwort beruht auf vier Punkten; und bey allen vieren werde ich sie nöthig haben. Man wird es sehen.

1. Sie sagen, liquare heisse zerlassen und zerschmelzen; beydes aber sey nicht einerley. Beydes aber, sage ich, ist einerley, weil beydes in dem Hauptbegriffe flüßig machen liegt. Ein Fehler also! Der andere Fehler ist eine Boßheit, weil Sie wider alle Wahrscheinlichkeit meine Critik so aufgenommen haben, als ob ich verlangte, daß Sie vinum liquare durch den Wein schmelzen hätten geben sollen. Sie fragen mich, ob es in den Worten des Plinius alvum liquare auch schmelzen heisse? Ich aber thue die Gegenfrage: heißt es denn zerlassen? Die Hauptbedeutung ist flüßig, und folglich auch, klar machen; wie ich schon gesagt habe.

2. Nun wollen Sie, Herr Pastor, gar Scholiasten anführen, und zwar mit einem so frostigen Scherze, daß ich beynahe das kalte Fieber darüber bekommen hätte. Den ersten Scholiasten nennen Sie: Acris. Acris? Die Ruthe her! Die Ruthe her! Er heißt Acron, kleiner Knabe! Laß doch du die Scholiasten zufrieden. — — Den andern nennen sie, Herr Pastor, Landin. Landin? Da haben wirs! Merkts, ihr Quintaner, indem ich es dem Herrn Lange sage, daß man keinen Commentator aus dem 16ten Jahrhunderte einen Scholiasten nennen kann.

Es wär eben so abgeschmackt, als wenn ich den Joachim Lange zu einem Kirchenvater machen wollte.

3. Ich weis es, Herr Pastor, daß bey liquefacere in dem Wörterbuche zerlassen steht. Es ist aber hier von liquare und nicht liquefacere die Rede. Doch, wenn Sie es auch bey jenem gefunden haben, so merken Sie sich, daß nur unverständige Anfänger ohne Unterscheid nach dem Wörterbuche übersetzen. Bey vertex hätten Sie dieses thun sollen, und nicht hier; hier wo es, wenn Sie anders deutsch reden wollten, durchaus nicht anging.

4. Gut; Sanadon soll Recht haben; vinum liquare soll den Wein filtriren, oder ihn durchsäugen heissen; ob gleich noch etwas mehr dazu gehört. Ich weis es, daß es dieses heißt, zwar nicht aus dem Sanadon, sondern aus dem Columella und Plinius, von welchem letztern Sie, mein Herr Lange, nichts mehr zu wissen scheinen, als was alvum liquare heißt. Eine Belesenheit, die einen Apothekerjungen neidisch machen mag! — — Doch worauf ging denn nun meine Critik? Darauf, daß kein Deutscher bey dem Worte zerlassen auf eine Art von Filtriren denken wird, und daß ein jeder, dem ich sage, ich habe den Wein zerlassen, glauben muß, er sey vorher gefrohren gewesen. Haben Sie dieses auch gemeint, Herr Pastor? Beynahe wollte ich das juramentum credulitatis darauf ablegen! Denn was Sie verdächtig macht ist dieses, daß die Ode, in welcher die streitige Stelle vorkommt, augenscheinlich zur Winterszeit muß seyn gemacht worden. Diesen Umstand haben Sie in Gedanken gehabt, und vielleicht geglaubt, daß Italien an Lappland grenzt, wo wohl gar der Brandewein gefrührt. — — In der Geographie sind Sie ohnedem gut bewandert, wie wir unten sehen werden. — — Sie lassen also den Horaz der Leuconoe befehlen, ein Stück aus dem Fasse auszuhauen, und es an dem Feuer wieder flüßig zu machen. So habe ich mir ihren Irrthum gleich Anfangs vorgestellt, und in der Eil wollte mir keine andre Stelle aus einem Alten, als aus dem Martial, beyfallen, die Sie ein wenig aus dem Traume brächte. Was sagen Sie nun? Kann ich die Ruthe weglegen? Oder werden Sie nicht vielmehr mit ihrem Dichter beten müssen:

— — — — neque
Per nostrum patimur scelus
Iracunda Jovem ponere fulmina.

Zwar, das möchte zu erhaben seyn; beten Sie also nur lieber ihr eignes Verschen.

O wie verfolgt das Glück die Frommen!
Hier bin ich garstig weggekommen.

— — Bey Gelegenheit sagen Sie mir doch, auf welcher Seite ihrer Horazischen Oden stehen diese Zeilen? Sie machen Ihnen Ehre!

2. B. Od. 1.

Gravesque principum amicitiae.

Was soll ich von Ihnen denken, Herr Pastor? Wenn ich Ihnen zeige, daß Sie der einzige weise Sterbliche sind, der hier unter *graves* etwas anders als schädlich verstehen will, was werden Sie alsdenn sagen? Lassen Sie uns von den französischen Uebersetzern anfangen; sie sind ohnedem, wie ich nunmehr wohl sehe, ihr einziger Stecken und Stab gewesen. Ich habe aber deren nicht mehr als zwey bey der Hand; den Dacier und den Batteux. Jener sagt vous nous decouvrés le secret des funestes ligues des Princes: dieser sagt fast mit eben diesen Worten: les ligues funestes des Grands. — — Betrachten Sie nunmehr alte und neue Commentatores. Acron sezt für graves, perniciosas aut infidas; Mancinellus erklärt es durch noxias. Hermanus Figulus sezt zu dieser Stelle: puta societatem Crassi Pompeji et Caesaris, qua orbis imperium occuparunt, afflixerunt atque perdiderunt. Chabotius fügt hinzu: amicitiae Principum istorum fictae et simulatae erant, ideo et ipsis inter se et pop. Roman. *perniciosae* fuerunt. Rodellus endlich in seiner für den Dauphin gemachten Umschreibung giebt es durch perniciosas procerum coitiones — — Sagen Sie mir, ist es nun noch bloß Lessingisch? Sie erweisen einem jungen Critico, wie Sie ihn zu nennen pflegen, allzuviel Ehre, die Erklärungen so verdienstvoller Männer nach ihm zu benennen. Lassen Sie sich noch von ihm sagen, daß Horaz hier ohne Zweifel auf einen Ausspruch des jüngern Cato zielet, nach welchem er behauptet: non ex inimicitiis Caesaris atque Pompeji sed ex ipsorum et Crassi societate amica omnia Reipubl. profecta esse mala — — Ich bin des Aufschlagens müde; wann Sie aber mehr Zeit dazu haben als ich, so fordre ich Sie hiermit auf, mir denjenigen Ausleger zu nennen, welcher auf ihrer Seite ist. Ihre Entschuldigung von der Bescheidenheit des Horaz ist eine Grille, weil der Dichter nicht das zweyte sondern das erste Triumvirat will

verstanden wissen. Daß gravis eigentlich schwer heisse, brauche ich von Ihnen nicht zu lernen, und ich würde es sehr wohl zufrieden gewesen seyn, wenn Sie schwer gesetzt hätten. Allein Sie setzen wichtig und das ist abgeschmackt. Bey schweren Bündnissen hätte man wenigstens noch so viel denken können, daß sie der Republick schwer gefallen wären; bey ihrem Beyworte hingegen, läßt sich ganz und gar nichts denken. Ueberhaupt muß Ihnen das *gravis* ein sehr unbekanntes Wort gewesen seyn, weil Sie es an einem andern Orte gleichfalls falsch übersetzen. Ich meine die zweyte Ode des ersten Buchs, wo Sie *graves Persae* durch harte Perser geben. Diese Uebersetzung ist ganz wider den Sprachgebrauch, nach welchem die Perser eher ein weichliches als ein hartes Volk waren. In eben dieser Ode sagt Horaz *grave seculum Pyrrhae* welches Sie ein klein wenig besser durch der Pyrrha betrübte Zeit ausdrücken. Was erhellet aber aus angeführten Orten deutlicher als dieses, daß es dem Dichter etwas sehr gemeines sey, mit dem Worte *gravis* den Begrif, schädlich, schreklich, fürchterlich zu verbinden? Ohne Zweifel glauben Sie dem Dacier mehr als mir; hören Sie also was er sagt, und schämen Sie sich auch hier ihres Starrkopfs: il apelle les Perses *graves,* c'est à dire terribles, redoutables, à cause du mal qu'ils avoint fait aux Romains, comme ils a deja apellé le siecle de Pyrrha *grave,* par la même raison. An einem andern Orte sagt eben dieser Ausleger, daß gravis so viel als horribilis wäre; ein Beywort welches Horaz den Medern, so wie jenes den Persern giebt.

2. B. Od. 4.

Cujus octavum trepidavit aetas
Claudere lustrum.

Hier weis ich nicht, wo ich zuerst anfangen soll, Ihnen alle ihre Ungereimtheiten vorzuzählen. Sie wollen mir beweisen, daß trepidare an mehr als einer Stelle, zittern heisse, und verlangen von mir, ich solle Ihnen die Ausgabe des Cellarius angeben, in welcher eilen stehe. Sagen Sie mir, Herr Pastor, führen Sie sich hier nicht als einen tückischen Schulknaben auf? Als einen Schulknaben, daß Sie verlangen, Ihnen aus dem Cellarius mehr zu beweisen, als darinne stehen kann; als einen tückischen, daß Sie meine Worte verdrehen, als ob ich gesagt hätte, daß trepidare überall eilen heisse. Sehen Sie doch meinen Brief nach: wie habe ich geschrieben? Trepidare, sind meine Worte, kann hier

nicht zittern heissen; es heißt nichts als eilen. Verstehen Sie denn nicht, was ich mit dem hier sagen will? Ein Quintaner weis es ja schon, wenn er dieses Wörtchen lateinisch durch h. l. ausgedrückt findet, daß eine nicht allzugemeine Bedeutung damit angemerkt werde. Doch was predige ich Ihnen viel vor? Sie müssen mit der Nase darauf gestoßen seyn. Nun wohl! Erst will ich Ihnen zeigen, daß trepidare gar oft, auch bey andern Schriftstellern eilen heisse; und zum andern, daß es hier nichts anders heisse. Schlagen Sie also bey dem Virgil das neunte Buch der Aeneis nach; wie heißt der 114 Vers?

Ne trepidate meas, Teucri, defendere naves.

Was heißt es nun hier? Eilen. Haben Sie den Julius Cäsar gelesen? haben Sie nicht darinne gefunden, daß dieser trepidare und concursare mit einander verbindet? Was muß es da heissen? Eilen. Drey Zeugen sind unwidersprechlich. Schlagen Sie also noch in dem Livius nach, so werden Sie, wo ich nicht irre, in dem 23ten Buche finden: cum in sua quisque ministeria discursu trepidat. Trepidare kann also eilen heissen, und heißt auch nichts anders in der streitigen Stelle des Horaz. Alle Ausleger, so viel ich deren bey der Hand habe, sind auf meiner Seite. Acron erklärt es durch festinavit: Landinus durch properavit. Chabotius setzt hinzu verbum est celeritatis: Lambinus fügt bey: usus est verbo ad significandum celerrimum aetatis nostrae cursum aptissimo. Noch einen kan ich anführen, den Jodocus Badius, welcher sich mit dem Scholiasten des Worts festinavit bedienet. Wollen Sie einen neuern Zeugen haben, so wird Ihnen vielleicht Dacier anstatt aller seyn können. Sie scheinen seine Uebersetzung nur immer da gebraucht zu haben, wo sie zweifelhaft ist. Hätten Sie doch auch hier nachgesehen, so würden Sie gefunden haben, daß er es vollkommen nach meinem Sinne giebt: un homme dont l'age s'est hatė d'accomplir le huitieme lustre — — Hier könnte ich abbrechen, und meine Critik wäre erwiesen genug, wenn ich nicht noch auf ihre seltsame Entschuldigungen etwas antworten müßte. Ich hatte gesagt, es müsse deswegen hier eilen heissen, weil man in dem 40ten Jahre schwerlich schon zittere. Hierauf aber antworten Sie ganz eifrig: Was? ist das so etwas seltsames, daß ein Trinker, wie Horaz, der auch nicht keusch lebte, im 40ten Jahre zittert? — — Mit ihrer Erlaubniß, Herr Pastor, das ist nicht ihr Ernst. Oben lachte ich schon über Sie, daß Sie, sich zu entschuldigen, den Horaz zu

einem Dichter machen, welcher sich weder um das Syllbenmaß, noch um die Wortfügung bekümmert. Was soll ich nun hier thun, hier, wo Sie ihn, sich zu retten, gar zu einem Trunkenbolde und Hurer machen, welcher in seinem vierzigsten Jahre die Sünden seiner Jugend büssen muß? Wann Sie von dem guten Manne so schlecht denken, so ist es kein Wunder, daß er Sie mit seinem Geiste verlassen hat. Daß dieses wirklich müsse geschehen seyn, zeigen Sie gleich einige Zeilen darauf, indem Sie auf eine recht kindische Art fragen: Was denn das eilen hier sagen könne? Ob Horaz schneller 40 Jahr alt geworden, als es von Rechts wegen hätte seyn sollen? Ob sein achtes Lustrum weniger Wochen gehabt, als das siebende? Wahrhafte Fragen eines Mannes, bey dem die gesunde Vernunft Abschied nehmen will! Sind Sie, Herr Pastor, in der That noch eben der, welcher in seinen Horazischen Oden so vielen leblosen Dingen Geist und Leben gegeben, so manchem nothwendigen Erfolge Vorsatz und Absicht zugeschrieben, so manchen Schein für das Wesen genommen, kurz alle poetische Farben so glücklich angebracht hat? Wie kann Sie jezt ein Ausdruck befremden, der wenn er auch uneigentlich ist, doch unmöglich gemeiner seyn kann? Das Jahr eilt zu Ende; die Zeit eilt herbey; sind Redensarten, die der gemeinste Mann im Munde führet. Aber wohin verfällt man nicht, wenn man sich, in den Tag hinein, ohne Ueberlegung vertheidigen will! Die Rechthaberey bringt Sie so gar so weit, daß Sie sich selbst an einem andern Orte eines Fehlers beschuldigen, um ihren Fehler nur hier gegen mich zu retten. Was ich tadle muß recht seyn, und was ich lobe muß falsch seyn. Ich hatte nehmlich ihre eigene Uebersetzung der Stelle:

Sed vides quanto trepidet tumultu
Pronus Orion

wider Sie angeführt, wo Sie das trepidare schlechtweg durch eilen übersetzt haben. Allein Sie wollen lieber das Zittern weggelassen haben, als mir Recht geben. Pronus trepidat, sagen Sie, heißt: er eilt zitternd hinunter. Ich habe das Wort pronus —— (Hier mag ich mich in Acht nehmen, daß ich für Lachen nicht einen Kleks mache) —— durch eilen ausgedrückt, das Zittern habe ich weggelassen, weil ich zu schwach war das schöne Bild vollkommen nachzumahlen. Und also haben Sie in der That pronus durch eilen ausgedrückt? Ich denke dieses heißt hier zum Untergange? Sagen Sie es nicht selbst?

Doch siehst du nicht mit was vor Brausen Orion
Zum Untergang eilet

Wahrhaftig Sie müssen jetzt ihre Augen nicht bey sich gehabt haben; oder ihre Uebersetzung hat ein anderer gemacht. Sie wissen ja nicht einmal was die Worte heissen, und wollen das durch eilen gegeben haben, was doch wirklich durch zum Untergange gegeben ist. — — Ich will nur weiter gehen, weil es lächerlich seyn würde, über einen Gegner, der sich im Staube so herum winden muß, zu jauchzen.

2. B. Od. 5.

Nondum munia comparis
Aequare (valet.)

Dieses hatten Sie, mein Herr Pastor, durch: sie ist noch der Huld des Gatten nicht gewachsen, übersetzt. Ich tadelte daran, theils daß Sie hier ganz an der unrechten Stelle, allzu edle Worte gebraucht, theils daß Sie den Sinn verfehlt hätten. Auf das erste antworten Sie: Horaz brauche selbst ole Worte, welches auch Dacier erkannt habe. Allein verzeihen Sie mir, Horaz braucht nicht edle sondern ehrbare Worte, und wenn Dacier sich erkläret c'est un mot honête, so kann nur einer welcher gar kein Französisch kan, wie Sie hinzusetzen: merks ein edel Wort! Merks selber: honete heißt nicht edel sondern ehrbar. Ich habe ihnen nicht verwehren wollen ehrbare Worte von Thieren zu brauchen; wohl aber edle. Jene haben schon Chabotius, und andre, in der Stelle des Horaz erkannt, ob dieser gleich hinzu setzt: non minus esse in his verbis translatis obscoenitatis, quam si res fuisset propriis enunciata, aut rigido pene, aut mutone. etc. Diese aber finde ich nicht, weil Horaz ein viel zu guter Dichter war, als daß er nicht alle seine Ausdrücke nach der Metapher, in der er war, hätte abmessen sollen. Oder glauben Sie wirklich, daß munia und Huld, von gleichem Werthe sind? Ueberlegen Sie denn nicht, daß Huld ein Wort ist, welches von den Höhern gegen den Niedrigern, ja gar von GOtt gebraucht wird, das Unbegreifliche in seiner Liebe gegen den Menschen auszudrücken? Doch genug hiervon; lassen Sie uns meinen zweyten Tadel näher betrachten, welcher die Uebersetzung selbst angeht. Die ganze Strophe bey dem Horaz ist diese:

Nondum subacta ferre jugum valet
Cervice: nondum munia comparis
Aequare, nec tauri ruentis
In Venerem tolerare pondus.

Ich würde es ungefehr so ausdrücken: Noch taugt sie nicht mit gebändigtem Nacken das Joch zu tragen; noch taugt sie nicht die Dienste ihres Nebengespanns zu erwiedern, und die Last des zu ihrem Genusse sich auf sie stürzenden Stiers zu ertragen. Sie aber, der sie noch den Nachdruck des Syllbenmasses voraus haben, lassen den Dichter sagen:

Sie kann noch nicht mit dem gebeugten Nacken
Das Joch ertragen, sie ist noch
Der Huld des Gatten nicht gewachsen,
Sie trägt noch nicht die Last des brünstigen Stieres.

Hier nun habe ich getadelt, und tadle noch, daß Sie bey dem zweyten Gliede, nondum munia comparis aequare valet, ohne Noth und zum Nachtheile ihres Originals von den Worten abgegangen sind. Ich sage zum Nachtheile, weil Horaz dadurch ein Schwätzer wird, und einerley zweymal sagt. Der Huld des Gatten nicht gewachsen seyn, und die Last des brünstigen Stiers nicht tragen können, sind hier Tavtologien, die man kaum einem Ovid vergeben würde. Sie fallen aber völlig weg, so wie ich den Sinn des Dichters ausdrücke; ob Sie gleich ganz ohne Ueberlegung vorgeben, daß ich alsdann das zweyte Glied zu einer unnöthigen Wiederhohlung des ersten mache. Da, das Joch noch nicht tragen können, ohne Zweifel weniger ist, als die Dienste des Nebengespanns noch nicht erwiedern können; so steigen bey mir die Ideen, nach dem Geiste des Horaz, vollkommen schön. Muß man dieses noch einem Manne deutlich machen, der auf dem Lande in der Nachbarschaft solcher Gleichnisse lebt? Vergebens stellen Sie mir hier einige Ausleger entgegen, welche unter munia die Beywohnung verstehen. Diese Männer wollen weiter nichts sagen, als was es bey Anwendung der ganzen Metapher auf ein unreifes Mägdchen heissen könne. Sie fangen schon bey *jugum* an, die Einkleidungen wegzunehmen, und kein ander *jugum* darunter zu verstehen, als das bey dem Plautus, wo Palinurus fragt: jamne ea fert jugum? und worauf Phädromus antwortet: pudica est neque dum cubitat cum viris. Wann Sie ihnen, Herr Pastor, dort gefolgt sind, warum auch

nicht hier? Warum haben Sie nicht gleich gesagt: sie kann noch nicht besprungen werden? Es würde zu ihrem: sie ist der Huld des G tten noch nicht gewachsen, vollkommen gepaßt haben. — — Doch ich will mich hier nicht länger aufhalten; ich will bloß noch ein Paar Zeugnisse für mich anführen, und Sie laufen lassen. Erasmus sagt: Metaphora ducta a juvenca, cui nondum suppetunt vires ut in ducendo aratro pares operis vires sustineat. Cruquius setzt hinzu: quae nondum est jugalis, quae non aequo et pari labore concordiaque cum suo pari, id est, marito, jugum et munia molestiasque tractat familiares. Lubinus erklärt die streitige Stelle: nondum munia, *onera et labores,* una cum compare suo *(cum quo jugo juncta incedit)* pari robore ferre et ex aequo praestare valet. Alle diese werden es auch gewußt haben, was man unter munia verstehen könne, wenn man es nach dem sensu nupto nehmen wolle; sie haben aber gesehen, daß man es hier nicht verstehen müsse, und dieses, Herr Pastor, hätten Sie auch sehen sollen.

2. B. Od. 12.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem.

Auch hier wollen Sie noch streiten? Ihr den Hals den heissen Küssen entziehen soll also nicht das Gegentheil von dem seyn, was Horaz sagen will? Ich bitte Sie, betrachten Sie doch die Stelle mit kaltem Blute, wann sie es fähig sind, noch einmal.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem, aut facili saevitia negat
Quae poscente magis gaudeat eripi etc.

Finden Sie, der Sie sonst ein Mann von Geschmack sind, denn nicht, daß Horaz hier durch das aut einen kleinen Gegensatz macht? Jetzt, will er sagen, dreht sie den Hals schmachtend den heissen Küssen entgegen; jetzt versagt sie das mit verstellter Grausamkeit, was sie sich doch nur allzugern rauben läßt. — — Doch Sie wollen keine Gründe annehmen; Sie wollen alles nur durch Zeugnisse berühmter Ausleger beygelegt wissen. Auch mit diesen könnte ich Sie überschütten, wenn mich die Mühe des Abschreibens nicht verdrösse. Ich muß Ihnen aber sagen, daß sie alle auf meiner Seite sind, nur die zwey nicht, welche Sie anführen. Und wer sind die? Den einen nennen

Sie Acrisius und den andern Porphyr. Was ist das für ein Mann, Acrisius? — — Endlich werde ich Erbarmung mit Ihnen haben müssen, Herr Pastor. Sie wollen abermals Acron sagen. Ich hätte Ihr obiges Acris gerne für einen Druckfehler gehalten, wann mir nicht diese noch falschere Wiederholung so gelinde zu seyn verwehrte. Wissen Sie denn aber, mein lieber Herr Gegner, warum die beyden Scholiasten Acron und Porphyrio auf ihrer und nicht auf meiner Seite sind? Deßwegen, weil sie, wie es aus der Anmerkung des erstern offenbar erhellt, eine andre Lesart gehabt, und anstatt **detorquet ad oscula, detorquet ab osculis** gefunden haben. Haben Sie denn auch diese Lesart? Sie haben sie nicht, und sind ihr auch nicht gefolgt, weil Sie es sonst in ihrer Antwort würden erinnert haben. Die Anmerkung die Dacier zu dieser Stelle macht ist sehr gründlich; und nur Ihnen scheinet sie nicht hinlänglich. Aber warum denn nicht? Etwa weil sie Ihnen widerspricht? Oder haben Sie sie nicht verstanden? Das kann seyn, ich will also ein Werk der Barmherzigkeit thun und sie Ihnen übersetzen, weil sie ohnedem die beste Rechtfertigung meiner Critik seyn wird. „Es läßt sich, sagt er, „nichts galanters und nichts besser ausgedrücktes, als diese vier Verse, erdenken. Den ersten aber hat man nicht wohl verstanden, weil die Ausleger „geglaubt, Horaz wolle sagen, daß Licinia ihren Mund den Küssen des „Mäcenas entziehen wolle; allein sie haben nicht überlegt, daß er, wenn „dieses wäre, nothwendig hätte sagen müssen **detorquet ab osculo** und „nicht **ad osculum.** Horaz sagt also, daß Mäcen von Liebe gleich stark „entflammt sey, Licinia möge nun mit ihrem Munde seinen Küssen be„gegnen wollen, oder auch auf eine nicht abschreckende Art seiner Liebe „widerstehen. **Detorquet cervicem ad oscula** sagt man von einem „Mägdchen, das, indem es thut als ob es den Küssen ausweichen wolle, „seinen Hals so zu wenden weis, daß ihr Mund mit dem Munde ihres „Geliebten zusammen kömmt. Man wird gestehen, daß diese Erklärung „gegenwärtiger Stelle eine ganz andre Wendung giebt.“ — — Ich bin hier mit dem Dacier vollkommen zufrieden, nur daß er mir ein wenig zu stolz thut, gleich als ob dieser Einfall bloß aus seinem Gehirne gekommen sey, da ihn doch alle gehabt haben, und nothwendig haben müssen, welche **ab osculis** lesen. Sogar der Paraphrast Lubinus sagt: **dum roseam suam cervicem ad ascula tua,** ***ut tibi gratificetur, inclinat*** **et detorquet.**

3. B. Od. 21.

Nun komm ich auf einen Punkt, der Ihnen, Herr Pastor, Gelegenheit gegeben hat, eine wahrhafte Bettelgelehrsamkeit zu verrathen. Ich habe in dieser Ode getadelt, daß Sie prisci Catonis durch Priscus Cato übersetzt haben. Ich habe dazu gesetzt, daß man sich diese Ungereimtheit kaum einbilden könne, und endlich die Frage beygefügt, welcher von den Catonen Priscus geheissen habe? Erstlich also muß ich Ihnen zeigen, daß Sie ihrer Rechtfertigung ungeachtet dennoch falsch übersetzt haben; und hernach muß ich selbst meine eigene Frage rechtfertigen. Doch ich will das letztere zuerst thun, weil ich alsdann etwas kürzer seyn kann. Welcher von denen Catonen hat Priscus geheissen? Wider diese Frage führen Sie mir, grundgelehrter Herr Pastor, das Zeugniß des Dacier, und des Mancinelli an, welche beyde sagen, daß der ältere Cato Priscus geheissen habe. Ey! Dacier und Mancinelli! Mancinelli und Dacier! Sind das die Leute, mit welchen man etwas Streitiges aus den Alterthümern beweiset? Keine bessern wissen Sie nicht? Wahrhafte Bettelgelehrsamkeit, um es noch einmal zu wiederhohlen! Wann ich nun behauptete, Dacier habe den Mancinelli ausgeschrieben, und Mancinelli rede ohne Beweis; was würden Sie wohl thun? Sie würden diese ihre **Fontes** noch einmal zu Rathe ziehen; Sie würden sehen, ob sie keine andre **Fontes** anführen. Allein sie führen keine an; was nun zu thun? Das weis GOtt! Doch, Herr Pastor, ich will Sie in diese Verlegenheit nicht setzen. Was hätte ich davon mit etwas zurückzuhalten, welches im geringsten nicht wider mich ist. Lernen Sie also von mir, was ich weder von dem Mancinelli noch dem Dacier habe lernen dürfen, daß diese ihre beyden Helden ohne Zweifel auf eine Stelle des Plutarchs in dem Leben des ältern Cato zielen. ***Εκαλειτο δε***, heißt es auf meiner 336 Seite der Wechelschen Ausgabe, *τῳ τριτῳ των ὀνοματων προτερον οὐ Κατων ἀλλα Πρισκος, ὑϛερον δε τον Κατωνα της δυναμεως ἐπωνυμον ἐσχε. Ρωμαιοι γαρ τον ἐμπειρον Κατωνα ὀνομαζουσιν.* Wann es Ihnen, mein Herr Pastor, mit dem Griechischen etwa so gehet, wie mit den algebraischen Aufgaben, die zu verstehen, nach der 4ten Seite ihres Schreibens, es sehr viel kosten soll, so schlagen Sie die Uebersetzung des Herrn Kinds, die 520 Seite des 3ten Theiles auf, wo Sie folgendes finden werden: „im Anfange hieß „sein dritter Name Priscus, und nicht Cato, welchen man ihm wegen

„seiner Klugheit beylegte, weil die Römer einen klugen und erfahrnen „Mann Cato heissen. — — Ey, mein Herr Lange! Mache ich Ihnen hier nicht eine entsetzliche Freude! Ich gebe Ihnen den Dolch selbst in die Hand, womit Sie mich ermorden sollen. Nicht? Ehe Sie aber zu stossen, bitte ich, so sehen Sie die griechische Stelle noch einmal an. Liegen folgende Sätze nicht deutlich darinnen? Der ältere Cato hat niemals mehr als drey Namen gehabt; er hieß Priscus bis er anfieng Cato zu heissen: so bald er Cato hieß, verlohr er den Namen Priscus; und nie hat er zusammen Priscus Cato geheissen, welches vier Namen ausmachen würde, die er nach dem Zeugnisse Plutarchs nie geführt hat. Wann ich also gefragt habe: welcher von den Catonen Priscus genennet worden; so hat nur Herr Pastor Lange, der seinen Gegner für so unwissend hält, als er selbst ist, glauben können, als ob ich so viel fragen wolle, welcher von den Catonen, ehe er Cato geheissen, den Namen Priscus geführt habe? Was würde dieses zu der Stelle des Horaz helfen, wo nicht von einem Manne geredet wird, der zu verschiednen Zeiten, erst Priscus und hernach Cato geheissen, sondern von einem, welcher beyde Namen zugleich, wie Herr Lange will, geführet haben soll? Meine Frage scheinet durch die Auslassung eines einzigen Worts ein wenig unbestimmt geworden zu seyn. Ich hätte nämlich, um auch den Verdrehungen keine Blösse zu geben, mich so ausdrücken sollen: Welcher von den Catonen hat denn Priscus Cato geheissen? Auf diese Frage nun ist unmöglich anders zu antworten als: keiner. Mancinelli und Dacier selbst unterscheiden die Zeiten, und sagen nicht, daß er Priscus Cato zugleich geheissen habe. Sie begehen folglich einen Schnitzer, wann Sie nach ihrer Art recht witzig seyn wollen, und im Tone der alten Weiber sagen: es war einmal ein Mann, der hieß Priscus, und bekam den Zunamen Cato. Nein, mein altes Mütterchen, das ist falsch; so muß es heissen: es war einmal ein Mann, dessen Zunahme Priscus durch einen andern Zunamen, Cato, verdrungen ward. — — Doch lassen Sie uns weiter gehen. — — Da es also historisch unrichtig ist, daß jemals ein Priscus Cato in der Welt gewesen ist, so könnte es, wird man mir einwenden, gleichwohl dem Dichter erlaubt seyn, diese zwey Namen zusammen zu bringen. Gut! und das ist der zweyte Punkt, auf den ich antworten muß; ich muß nehmlich zeigen, daß Horaz hier gar nicht Willens gewesen ist, eine Probe seiner Kenntniß der Catonischen

Familiengeschichte zu geben, und daß ein Herr Lange, der dieses glaubt, ihn gelehrter macht, als er seyn will. Dieses zu thun will ich, um mir bey Ihnen ein Ansehen zu machen, alte und neue Ausleger anführen, und zugleich die Gründe untersuchen, welche sie etwa mögen bewogen haben, so wie ich zu denken. Ueberhaupt muß ich Ihnen sagen, daß ich unter mehr als dreyßig beträchtlichen Ausgaben keine einzige finde, die das **priscus** mit einem großen **P.** schreibet, welches doch nothwendig seyn müßte, wenn ihre Besorger es für einen Zunahmen angesehen hätten. Nennen Sie mir doch Wunders halber, diejenige die in diesem Punkte so etwas besonders hat. Ihr eigner Text, welchem es sonst an dem Besondern, wenigstens in Ansehung der Fehler, nicht mangelt, hat die gemeine Schreibart beybehalten; so daß ich schon entschuldiget genug wäre, wann ich sagte, ich habe Sie beurtheilt, so wie ich Sie gefunden. Denn weswegen läßt ein Uebersetzer sonst sein Original an die Seite drucken, wenn er es nicht deswegen thut, damit man sehen soll, was für einer Lesart, was für einer Interpunction er gefolgt sey? Geschieht es nur darum, damit das Buch einige Bogen stärker werde? Umsonst sagen Sie: es sey mit Fleis geschehen, und die Ursache gehöre nicht hieher. Sie gehört hierher, Herr Pastor, und nicht sie, sondern ihr unzeitiges Siegsgeschrey hätten Sie weglassen sollen — — Lassen Sie sich nun weiter lehren, daß alle Ausleger bey dieser Stelle sich in zwey Klassen abtheilen. Die einen verstehen den ältern Cato, den Sittenrichter, darunter; die andern den jüngern, welchen sein Tod berühmter als alles andre gemacht hat. Jene, worunter Acron, Badius, Glareanus, Lubinus und wie sie alle heissen, gehören, erklären das **prisci** durch **antiquioris** oder **veteris**, und lassen sich es nicht in den Sinn kommen, das Vorgeben des Plutarchs hierher zu ziehen, ob es ihnen gleich, ohne Zweifel, so wenig unbekannt gewesen ist, als mir. Diese, welche sich besonders darauf berufen, daß man den Sittenrichter wohl wegen der aller ausserordentlichsten Mäßigung gelobt, nirgends aber wegen des übermäßigen Trunks getadelt finde; da man hingegen von seinem Enkel an mehr als einem Orte lese, daß er ganze Nächte bey dem Weine gesessen und ganze Tage bey dem Bretspiele zugebracht habe: diese, sage ich, Lambinus, Chabotius rc. verstehen unter *priscus* einen solchen, welcher seinen Sitten nach aus der alten Welt ist, und nehmen es für **severus** an. Einer von ihnen, Landinus, scheinet so gar eine andre

Lesart gehabt und an statt prisci prisca, welches alsdenn mit virtus zu verbinden wäre, gefunden zu haben. Er setzt hinzu: *prisca virtus*, quae talis fuit qualis olim in priscis hominibus esse consuevit. Ich gestehe, daß mir diese Abweichung ungemein gefallen würde, wann sie nicht offenbar wider das Syllbenmaaß wäre. — — Doch was suche ich ihre Widerlegung so weit? Ihre zwey Wehrmänner, Mancinellus und Dacier sind Ihnen ja selbst zuwider; und wenn es nicht jedem Leser in die Augen fällt, so kömmt es nur daher, weil Sie ihre Zeugnisse minder vollständig angeführet haben. Ich will diesen kleinen Betrug entdecken. Bey dem Dacier hätten Sie nicht bloß einen Theil der Anmerkung, sondern auch die Uebersetzung selbst, beyfügen sollen. Doch das war Ihnen ungelegen, weil diese ausdrücklich für mich ist. Wann Dacier fest geglaubt hat, daß priscus den erstern Zunamen des Cato bedeute, so sagen Sie mir doch, warum giebt er es gleichwohl durch la vertu du *vieux* Caton? Scheint er dadurch nicht erkannt zu haben, daß seine Anmerkung, so gelehrt sie auch sey, dennoch nicht hierher gehöre? Was vollends den Mancinelli anbelangt, so hätten Sie nur noch einen Perioden mehr hinzusetzen dürfen, um sich lächerlich zu machen. Sagt er denn nicht ausdrücklich: poeta abusus est nomino, man muß den jüngern Cato und nicht den Sittenrichter verstehen? Oder meinen Sie etwa, daß der Widerpart des Cäsars auch Priscus einmal geheissen habe. Wenn Sie dem Mancinelli ein Factum glauben, warum auch nicht das andere? — — Doch ich will mich nicht länger bey Zeugnissen der Ausleger aufhalten, sondern will nur noch durch den Parallelismum, die wahre Bedeutung des priscus unwidersprechlich bestimmen. Ich finde zwey Stellen bey dem Horaz, von welchen ich mich wundre, daß sie kein einziger von den Auslegern, die ich habe zu Rathe ziehen können, angeführet hat. Sie entscheiden alles. Die erste stehet in dem 19 Briefe des ersten Buchs. Horaz versichert gleich Anfangs den Mäcenas, daß keine Gedichte lange leben könnten, welche von Wassertrinkern geschrieben würden; er macht diese Wahrheit zu einem Ausspruche des Cratinus und sagt:

Prisco si credis, Maecenas docte, Cratino.

Prisco Cratino. Ey, Herr Pastor; Sie sehen, es ist hier auch vom Weintrinken, wie in unsrer streitigen Stelle die Rede; sollte wohl Cratinus auch einmal mit dem Zunahmen Priscus geheissen haben? Schlagen Sie

doch geschwind den Dacier oder Mancinelli nach! — — Die andre Stelle werden Sie in dem zweyten Briefe des zweyten Buchs finden, wo Horaz unter andern sagt, daß ein Dichter, die alten nachdrücklichen Worte, um stark zu reden, wieder vorsuchen müsse:

Obscurata diu populo bonus eruet atque
Proferet in lucem speciosa vocabula rerum
Quae priscis memorata Catonibus atque Cethegis.

Hier haben Sie nun gar priscis Catonibus. Wenn in der Ode prisci der Zunahme gewesen ist, warum soll er es auch nicht hier seyn? Ohne Zweifel haben alle Catone, nicht der Sittenrichter allein, Priscus geheissen. Nicht Herr Pastor? Den Dacier nachgesehen! hurtig! — — Als den letzten Keil, will ich noch das Zeugniß eines noch lebenden Gelehrten anführen,

nostrum melioris utroque.

Es ist dieses der Herr Prof. Gesner, welcher in der Vorrede zu seinen scriptoribus rei rusticae das *priscus* ausdrücklich zu nichts als einem Horazischen Epitheto macht, ob ihm schon die Stelle des Plutarchs bekannt war, und ob er schon in andern alten Schriften gefunden hatte, daß man dieses Priscus mit unter die Namen des Cato seze. Er redet nehmlich von dem Buche dieses alten Römers über den Ackerbau, und nennt es, so wie wir es jezt aufzuweisen haben, congeriem parum digestam *oraculorum* quae Plinius vocat veri et *Prisci* Catonis, und sezt hinzu: Horatianum illud epitheton tribuunt illi etiam inter nomina libri antiqui. Dieses aber ohne Zweifel auf keine andre Art, als ihn dadurch von dem jüngern Cato, durch das Beywort des Aeltern zu unterscheiden. — — Was meinen Sie nun? Haben Sie noch richtig übersezt? Müssen Sie nun nicht gestehen, daß ich mit Grund getadelt habe? Werden Sie noch glauben, daß ich von Ihnen etwas lernen kann? Wenn Sie der Mann wären, so würde ich weiter gehen; ich würde Ihnen über die Stelle des Plutarchs selbst, ob sie mir gleich, wie Sie oben gesehen haben, nicht widerspricht, einige Zweifel machen; Zweifel, die mir nicht erst seit gestern und heute beygefallen sind. Doch, wahrhaftig ich will sie hersetzen. Wann ich schon von Ihnen keine Erleuterung zu erwarten habe; so sind doch die Leute eben so rar nicht, welche mehr als ich und Sie kennen. Vielleicht lieset uns einer von diesen, und nimmt des Geschichtschreibers

Parthey gegen mich, welches mir sehr angenehm seyn wird. Sie aber, Herr Pastor, überhüpfen Sie nur

Eine kleine Ausschweifung über obige Stelle des Plutarchs.

Der Griechische Schriftsteller meldet uns in dem angeführten Zeugnisse dreyerley. Erstlich daß Marcus Porcius der erste aus seiner Familie gewesen sey, welcher den Zunahmen Cato geführt; Zweytens, daß er diesen Zunahmen wegen seiner Klugheit bekommen. Drittens, daß er vorher den Zunamen Priscus geführt habe. — — Nun will ich meine Anmerkungen nach Punkten ordnen.

I. So viel ist gewiß, daß Plutarch der genaueste Geschichtschreiber nicht ist. Seine Fehler, zum Exempel, in der Zeitrechnung sind sehr häufig. Alsdann aber kan man ihm am allerwenigsten trauen, wenn er Umstände anführt, welche eine genauere Kenntniß der Lateinischen Sprache erfordern. Diese, wie bekannt ist, hat er nicht besessen. Er sagt in dem Leben des ältern Cato von sich selbst, daß er die Reden des Sittenrichters nicht beurtheilen könne, und die Art, wie er die lateinische Sprache erlernt zu haben vorgiebt, ist bekannt: aus griechischen Büchern nehmlich, welche von der römischen Historie geschrieben. Grundes also genug, ihn allezeit für verdächtig zu halten, so oft er sich in die römische Philologie wagt, die er wenigstens aus keinem griechischen Geschichtschreiber hat lernen können.

II. Daß unser Sittenrichter der erste aus der Porciusischen Familie gewesen sey, welcher Cato geheissen habe, muß ich dem Plutarch deswegen glauben, weil man auch andre Zeugnisse dafür hat. Eines zwar von den vornehmsten, wo nicht gar das einzige, ich meine das Zeugniß des Plinius, (B. 7. Kap. 27.) ist sehr zweydeutig. Er sagt Cato primus Porciae gentis. Kann dieses nicht eben sowohl heissen, Cato welcher der erste war, der den Namen Porcius führte; als es nach der gemeinen Auslegung heissen soll: derjenige aus dem Porciusischen Geschlechte, welcher den Namen Cato bekam? Doch es mag das letzte heissen, so kann ich doch wenigstens

III. die Plutarchische Ableitung mit Grunde verdächtig machen. Er sagt *Ρωμαιοι τον ἐμπειρον Κατωνα ὀνομαζουσιν*. Dieses ist offenbar falsch, und er hätte anstatt *Κατωνα*, nothwendig *Κατον* schreiben sollen; weil das Adjectivum der Lateiner nicht cato sondern catus heißt. Sein lateinischer Uebersetzer Hermannus Cruserus

scheint diesen Fehler gemerkt zu haben, und giebt deswegen die angeführten Worte: romani experientem Catum vocant. Doch, wird man sagen, ungeachtet dieses Fehlers kan die Ableitung dennoch richtig seyn; das Adjectivum mag catus heissen; vielleicht aber ist es in cato verwandelt worden, wann es die Römer als einen Zunamen gebraucht haben — — Allein auch dieses vielleicht ist ungegründet. Man sieht es an dem Beyspiele des Aelius Sextus, welcher eben diesen Zunamen bekam; und gleichwohl nicht Cato sondern Catus genennet ward. Ein Vers, welchen Cicero in dem 1ten Buche seiner Tusculanischen Streitunterredungen anführt, und der ohne Zweifel von dem Ennius ist, soll es beweisen:

Egregie cordatus homo Catus Aeliu' Sextus.

Das Catus kan hier nicht als ein bloses Beywort anzusehen seyn, weil cordatus das Beywort ist, und die lateinischen Dichter von Häufung der Beywörter nichts halten. Es muß also ein Zunahme seyn, und wann es dieser ist, so sage man mir, warum ist er auch nicht hier in Cato verwandelt worden, oder warum hat nur bey dem Porcius das catus diese Veränderung erlitten? Wollte man sagen, jenes sey des Verses wegen geschehen, so würde man wenig sagen; oder vielmehr man würde gar nichts sagen, weil ich noch ein weit stärkeres Zeugniß für mich aufbringen kann. Das Zeugniß nehmlich des Plinius, welcher (7 B. Kap. 31) mit ausdrücklichen Worten sagt: praestitere ceteros mortales sapientia, ob id Cati, Corculi apud Romanos cognominati. Warum sagt Er, welcher den alten Cato bey aller Gelegenheit lobt, Cati und nicht Catones, wenn er geglaubt hätte, daß die letzte Benennung eben diese Abstammung habe?

IV. Ich will noch weiter gehen, und es auch durch einen historischen Umstand höchst wahrscheinlich machen, daß er den Zunamen Cato nicht seines Verstandes und seiner Weisheit wegen bekommen habe. Ich berufe mich deswegen auf das, was Cicero de senectute anführt; er berichtet uns nehmlich, daß Cato erst in seinem Alter den Zunamen Sapientis, des Weisen, erhalten habe. Nun sage man mir, wenn man hieran nicht zweifeln kan, ist es wohl wahrscheinlich, daß man ihm aus einer Ursache zwey Zunamen solle gegeben haben? daß man ihn schon in seiner Jugend den Klugen genennt, erst aber in seinem Alter für würdig erkannt habe, den Zunamen der Weise zu führen?

Denn dieses ist aufs höchste der Unterscheid, welchen man zwischen catus und sapiens machen kann. Wenn mir jemand diesen Zweifel heben könnte, so wollte ich glauben, daß auch die andern zu heben wären. Die Ausflucht wenigstens, catus für acutus anzunehmen, so wie es Varro bey dem Aelius Sextus haben will, und zu sagen, unser Porcius sey in seiner Jugend acutus, das ist verschmitzt, und in seinem Alter erst weise genennt worden, wird sich hierher nicht schicken, weil das Verschmitzte ganz wider den Charakter des alten Sittenrichters ist, der in seinem ganzen Leben immer den geraden Weg nahm, und mit der falschen Klugheit gerne nichts zu thun hatte.

V. Weil nun Plutarch in den obigen Stücken höchst verdächtig ist, so glaube ich nunmehr das Recht zu haben, über das Priscus selbst eine Anmerkung zu machen. Da der ältere Cato von verschiedenen Schriftstellern mehr als einmal Priscus genennt wird, theils um dadurch die Strenge seiner Sitten anzuzeigen, welche völlig nach dem Muster der alten Zeiten gewesen waren, theils ihn von dem jüngern Cato zu unterscheiden: da vielleicht dieses Beywort auch in den gemeinen Reden, ihn zu bezeichnen, üblich war, so wie etwa in den ganz neuern Zeiten, einer von den allertapfersten Feldherren beynahe von einem ganzen Lande der Alte, mit Zusetzung seines Landes, genennt ward; da, sage ich, diese Verwechselung eines Beyworts in einen Zunahmen ungemein leicht ist: so urtheile man einmal, ob sie nicht ein Mann, welcher die lateinische Sprache nur halb inne hatte, ein Plutarch, gar wohl könne gemacht haben? Ich glaube, meine Vermuthung wird noch ein ausserordentliches Gewichte mehr bekommen, wann ich zeige, daß ein Römer selbst, und sonst einer von den genauesten Geschichtschreibern, einen gleichen Fehler begangen habe. Ich sage also, daß so gar Livius das Wort priscus als einen Namen angenommen hat, wo es doch nichts als ein Unterscheidungswort ist; bey dem ersten Tarquinius nehmlich, welcher blos deswegen Priscus genennet ward, um ihn mit dem Superbo gleiches Namens nicht zu verwechseln. Festus bezeiget dieses mit ausdrücklichen Worten, wenn er unter Priscus sagt: Priscus Tarquinius est dictus, quia prius fuit quam superbus Tarquinius. Man schließe nunmehr von dem Livius auf den Plutarch. Wäre es unmöglich, daß ein Grieche da angestossen hätte, wo ein Römer selbst anstößt?

Hier, mein Herr Pastor, können Sie wieder anfangen zu lesen. Haben Sie aber ja nichts überhüpft, so sollte es mir leid thun, wann durch diese Ausschweifung etwa ihre Vermuthung lächerlich würde, daß ich deswegen von dem Namen Priscus nichts gewußt habe, weil Bayle seiner nicht gedenket. Wer weis zwar, was ich für eine Ausgabe dieses Wörterbuchs besitze. Wo es nur nicht gar eine ist, die ein prophetischer Geist mit den Schnitzern des Laublingschen Pastors vermehrt hat. — — Doch lassen Sie uns weiter rücken.

3. B. 27. Od.

Uxor invicti Jovis esse nescis.

O Herr Pastor, lehren Sie mich es doch nicht, daß diese Stelle eines doppelten Sinnes fähig ist. Als Sie vor neun Jahren den Horaz auf deutsch zu mißhandeln anfingen, wußte ich es schon, daß es heissen könne: Du weißt es nicht, daß du die Gattin des Jupiters bist und du weißt dich nicht als die Gattin des Jupiters aufzuführen. Wenn ich nöthig hätte mit übeln Wendungen meine Critik zu rechtfertigen, so dürfte ich nur sagen, daß ihre Uebersetzung von diesem doppelten Sinne keinen, sondern einen dritten ausdrücke.

Du weists nicht und bist des grossen Jupiters Gattin. Kann dieses nicht ohne viele Verdrehung heissen: Ob du schon des Jupiters Gattin bist, so weißt du dennoch dieses oder jenes nicht. Doch ich brauche diese Ausflucht nicht; und meinetwegen mögen Sie den ersten Sinn haben ausdrücken wollen. Sie haben doch noch Schulknaben mäßig übersetzt. Denn was thut ein Schulknabe bey solchen Gelegenheiten? Er nimmt den ersten den besten Sinn, ohne sich viel zu bekümmern, welchen er eigentlich nehmen sollte. Er ist zufrieden, es sey nun auf die eine, oder auf die andere Weise, den Wortverstand ausgedrückt zu haben. Dieses nun haben Sie auch gethan, atqui, ergo. Umsonst sagen Sie mit dem Dacier, Ihr Sinn sey dem Zusammenhange gemässer. Ich sage: nein, und jedermann wird es mit mir sagen, der das, was darauf folgt, überlegen will. Durch was hat Horaz das zweydeutige

Uxor invicti Jovis esse nescis;

gewisser bestimmen können, als durch das gleich darauf folgende?

Mitte singultus: bene ferre magnam
Disce Fortunam.

Was ist deutlicher, als daß Horaz sagen will: glaubst du, daß Seufzer

und Thränen einer Gattin des Jupiters anstehen? Lerne dich doch in dein Glück finden! Lerne doch zu seyn, was du bist! — — Ich will noch einen Beweis anführen, den sich ein Herr Lange freylich nicht vermuthen wird, der aber nicht weniger schliessend ist. Es ist unwidersprechlich, daß Horaz in dieser Ode das Idyllion des Moschus, Europa, in mehr als einer Stelle vor Augen gehabt hat. Es ist also auch höchst wahrscheinlich, daß Horaz die Europa in den Umständen angenommen habe, in welchen sie Moschus vorstellt. Nun weis sie es bey diesem, daß nothwendig ein Gott unter dem sie tragenden Stiere verborgen seyn müße. Sie sagt:

Πῃ με φερεις, θεοταυρε; — — —

— — — — — —

Ἡ ῥα τις ἐσσι θεος; — — — —

— — — — *ἐλπομαι εἰσοραασθαι*

Τον δε κατιθυνοντα πλοον προκελευθον ἐμειο

Und der Stier spricht ausdrücklich zu ihr:

Θαρσει παρθενικη — — —

Αὐτοσ τοι Ζευσ εἰμι, και ἐγγυθεν εἰδομαι εἰναι

Ταυρος.

Sollte ihr also Horaz nicht eben diese Wissenschaft gelassen haben? Nothwendig, weil er sie erst alsdenn klagen läßt, nachdem ihr Jupiter, unter einer bessern Gestalt, den Gürtel gelöset hatte.

— — *Ζευς δε παλιν ἑτερην ἀνελαζετο μορφην,*

Λυσε δε οἱ μιτρην — — —

Wußte sie es aber schon, daß Jupiter ihr Stier gewesen war, so wäre es wahrhaftig sehr abgeschmackt, wann ihr Cupido bey dem Horaz mit dem

Uxor invicti Jovis esse nescis

nicht mehr sagen wollte, als sie schon wußte, und wann seine Worte keine consolatio cum *reprehensione* wären, wie sich ein Ausleger darüber ausdrückt.

4. B. Ode 4.

Nehmen Sie mir es doch nicht übel, mein Herr Pastor; mit dem Vorwande eines Druckfehlers kommen Sie hier nicht durch. Denn gesetzt auch, es sollte statt Ziegen, Zähne heissen; so würde Ihre Uebersetzung gleichwohl noch fehlerhaft seyn. Sehen Sie doch die Stelle noch einmal an! Heißt denn caprea lacte depulsum leonem dente novo peritura vidit, die Ziege sieht den Löwen, und nimmt den Tod von

jungen Zähnen wahr? Es ist hier etwas mehr als wahrnehmen, Herr Pastor. Sie soll selbst der Raub der jungen Zähne seyn. Ausserdem ist noch dieses zu tadeln, daß Sie caprea durch Ziege übersetzen, und es für einerley mit capra halten. Einem wörtlichen Uebersetzer, wie Sie seyn wollen, muß man nichts schenken!

5. B. Ode 11.

Und endlich, komme ich auf die letzte Stelle, bey welcher ich das wiederhohlen muß, was ich schon oben angemerkt habe. Sie scheinen dem Dacier nur da gefolgt zu seyn, wo seine Uebersetzung zweifelhaft ist. So geht es einem Manne, dem das Vermögen zu unterscheiden fehlt! Wann doch dieser französische Uebersetzer so gut gewesen wäre, und hätte nur ein einziges anderes Exempel angeführt, wo impar, *indigne* heißt. Zwar Herr Pastor, auch alsdenn würden Sie nicht Recht haben: denn ich muß auch hier ihre Unwissenheit in der französischen Sprache bewundern! Heißt denn indigne nichtswürdig? Unwürdig heißt es wohl, und dieses hätte in ihrer Uebersetzung mögen hingehen. Nichtswürdig aber ist wahrhaftig zu toll. Oder glauben Sie, daß beydes einerley ist? Gewiß nicht! Sie sind zum Exempel ein unwürdiger Uebersetzer des Horaz; sind Sie deswegen ein nichtswürdiger? Das will ich nicht sagen; ich hoffe aber, daß es die Welt sagen wird. — — Ohe jam satis est — —

Ja wirklich genug und allzuviel; ob es schon für einen Mann, wie Sie mein Herr Lange sind, noch zu wenig seyn wird! Denn niemand ist schwerer zu belehren, als ein alter, hochmüthiger Ignorante. Zwar bin ich einigermassen selbst daran Schuld, daß es mir schwer geworden ist. Warum habe ich Ihnen nicht gleich Anfangs lauter Fehler wie das ducentia vorgeworfen? Warum habe ich einige untermengt, auf die man zur äussersten Noth noch etwas antworten kann? — — Doch was ich damals nicht gethan habe, das will ich jetzt thun. Ich komme nehmlich auf meine zweyte Unterabtheilung, in welcher wir mit einander, wann Sie es erlauben, nur das erste Buch der Oden durchlauffen wollen. Ich sage mit Fleiß nur das erste, weil ich zu mehrern nicht Zeit habe, und noch etwas Wichtigers zu thun weis, als ihre Exercitia zu corrigiren. Ich verspreche Ihnen im Voraus, durch das ganze Buch in jeder Ode wenigstens einen Schnitzer zu weisen, welcher unvergeblich seyn soll. Alle werden sie mir freylich nicht in der Geschwindigkeit in

die Augen fallen; nicht einmal die von der ersten Grösse alle. Ich erkläre also, daß es denjenigen die ich übersehen werde, nicht präjudicirlich seyn soll; sie sollen Fehler, nach ihrem ganzen Umfange bleiben; so gut als wenn ich sie angemerkt hätte! Zur Sache.

1. B. 1. Ode.

Trabe Cypria heißt nicht auf Balken aus Cyprien. Die Insel heißt Cyprus, oder Cypern; Cyprius, a, um, ist das Adjectivum davon. Hier mache also der Herr Schulmeister ein Kreutz! Es ist sein Glück, daß sich der Knabe hier nicht mit dem Druckfehler entschuldigen kann, weil Cypern, so wie es eigentlich heissen sollte, wider das Sylbenmaaß seyn würde.

Am Ende dieser Ode sagen Sie, Hr. Pastor: Die Flöte beziehen. Eine schrecklich abgeschmakte Redensart!

2. Ode.

Die Zeilen:

Vidimus flavum Tiberim, retortis
Littore Etrusco violenter undis

übersetzen Sie:

So sahn auch wir die rückgeschmißnen Wellen
Des gelben Tybers am Etruscischen Ufer rc.

Falsch! Es muß heissen:

So sahn auch wir die vom Etruscischen Ufer
Des gelben Tibers rückgeschmißne Wellen.

3. Ode.

Tristes Hyadas würde nicht der trübe Siebenstern sondern das trübe Siebengestirn heißen, wenn nur Plejades und Hyades nicht zweyerley wären. Ha! ha! ha!

Vada hätten Sie nicht durch Furthen geben sollen, weil man über Furthen nicht mit Nachen zu setzen nöthig hat. Sehen Sie nach, was Dacier bey diesem Worte angemerkt hat.

4. Ode.

Cytherea Venus geben Sie durch Zythere. Wann dieses Wort auch recht gedruckt wäre, so würde es dennoch falsch seyn; weil Cythere zwar die Insel, aber nicht die Venus die nach dieser Insel genennt wird, heissen kann.

5. Ode.

Quis multa gracilis te puer in rosa
Perfusus liquidis urget odoribus,
Grato, Pyrrha, sub antro.

Dieses übersetzen Sie so:

Was vor ein wohlgestalter Jüngling, o Pyrrha,
Bedient dich im dicken Rosengebüsche
Von Balsam naß in angenehmer Grotte.

Wachsen etwa in Laublingen dicke Rosengebüsche in Grotten? Das in rosa hätten Sie durch, auf dem Rosenbette, geben sollen.

6. Ode.

Die Zeile cantamus vacui, sive quid urimur haben Sie ungemein schlecht übersetzt: von Arbeit befreyt und wenn die Liebe mich reitzet. Erstlich haben Sie den Gegensatz verdorben und das sive in und verwandelt, welches ohne Zweifel daher entstanden ist, weil Sie, zweytens, die Kraft des Worts vacuus nicht eingesehen haben; es heißt hier vacuus ab amore nicht aber a labore.

7. Ode.

Es ist Ihnen nicht zu vergeben, daß Sie in der 15 Zeile die wahre Stärke des mobilibus nicht gewußt, und es durch ihr elendes nimmer stille gegeben haben.

8. Ode.

Aus dieser Ode ist der getadelte Oelzweig. Ich kann sie aber deswegen auch hier nicht übergehen, weil ich aus ihrer Uebersetzung mit Verwunderung gelernet habe, daß schon die alten Römer, vielleicht wie jezt die sogenannten Schützengilden, nach der Scheibe geschossen haben. Sie sagen:

Den ehemals der Scheibenschuß und Wurfspies erhoben.

9. Ode.

Hier tadle ich, daß Sie Diota durch Urne übersetzt haben. Sie müssen eine vortrefliche Kenntniß der alten römischen Maasse haben! Merken sie sich doch, daß Diota so viel als Amphora, Urna aber das dimidium amphorae ist.

10. Ode.

Nepos Atlantis — — zusammen ihr Schulknaben, um ihn auszuzischen! — — giebt Herr Lange durch: Du Sohn des Atlantes.

Erstlich des Atlantes; es heißt nicht *Atlantes* gen. *Atlantis,* sondern Atlas, antis. Zweytens Nepos heißt nicht Sohn, sondern Enkel. Merkur war der Maja und des Jupiters Sohn; Maja aber war die Tochter des Atlas.

11. Ode.

Aus dieser kleinen Ode ist das zerlaß den Wein. Noch will ich anmerken, daß das oppositis pumicibus durch nahe Felsen schlecht übersetzt ist.

12. Ode.

Quem virum, aut heroa, lyra vel acri
Tibia sumis celebrare Clio?
Quem deum?

Dieses übersetzen Sie?

Sprich Clio, was ists vor ein Mann,
Was vor ein Held, den du jezt mit der Leyer;
Was ists vor ein Gott, den du
Mit scharfer Flöte feyerlich willst loben?

Bestimmen Sie doch nichts, was Horaz hat wollen unbestimmt lassen! Sie stolpern überall, wo Sie auch nur den kleinsten Tritt vor sich thun wollen. Sie ziehen die Flöte auf den Gott, und die Leyer auf den Mann, welches gleich das Gegentheil von dem ist was Dacier und andre angemerkt haben. On remarque, sagt jener, que la lire etoit pour les louanges des Dieux, et la flute pour celles des hommes.

13. Ode.

Seu tibi candidos turparunt humeros immodicae mero rixae: Dieses geben Sie so: wenn deine Schultern ein schrankenloser Zank mit Weine beflecket. Ey! wo ist denn ihr kleiner Schulknabe, den Sie das Nachdenken getauft haben, hier gewesen? Er würde Ihnen gewiß gesagt haben, daß man das mero nicht zu turparunt sondern zu immodicae ziehen müsse.

14. Ode.

Carinae würden Sie in der siebenden Zeile nicht durch Nachen gegeben haben, wann Sie die wahre Bedeutung dieses Worts gewußt hätten. Carina ist der untere Theil des Schifs; und eben das, was die Griechen *τροπις* nennen.

15. Ode.

Calami spicula Gnossii übersetzen Sie durch Gnossus scharfe

Pfeile, zum sichern Beweise, daß Sie weder wissen was calamus heißt, noch warum Horaz das Beywort Gnoßisch dazu gesetzt hat.

16. Ode.

Die Ueberschrift dieser Ode ist vollkommen falsch. Sie sagen: An eine Freundin, die er durch ein Spottgedicht beleidiget hatte. Sie irren mit der Menge; nicht diese Freundin selbst, sondern ihre Mutter hatte er ehedem durchgezogen, wie es aus der Ode selbst unwidersprechlich erhellet.

Noch finde ich hier zu erinnern, daß man bey Dindymene, das e, wie Sie gethan haben, nicht weglassen darf, weil man es alsdenn für ein Masculinum annehmen könnte.

Ferner; wenn Sie sagen: aus seiner Grotte die er bewohnt, so haben Sie das lateinische incola ganz falsch auf adytis gezogen, anstatt daß Sie es auf mentem sacerdotum hätten ziehen sollen.

17. Ode.

Die Verstümmlung des Thyoneus in Thyon ist unerträglich.

18. Ode.

Nullam sacra vite prius severis arborem; Pflanze eher keinen Baum als den geweihten Weinstock. Prius heißt eher, ja: allein hier heißt es noch etwas mehr, weil Horaz nicht blos sagen will, daß er den Weinstock eher, vor andern Bäumen, der Zeit nach, sondern auch vorzüglich, mit Hintenansetzung andrer Bäume, pflanzen soll. So ein vortreflicher Boden, ist seine Meinung, muß mit nichts schlechtern besetzt werden, als mit Weinstöcken.

19. Ode.

In der letzten ohne einen Zeile tadle ich das geschlachtet. Nur derjenige hat mactare so grob übersetzen können, welcher nicht gewußt hat, daß man der Venus nie ein blutiges Opfer habe bringen dürfen. Noch muß ich an dieser Ode aussetzen, daß der Schluß der dritten Strophe, welcher doch so viel sagt, nec quae nihil attinent, in der Uebersetzung schändlich ausgeblieben ist.

20. Ode.

Hier kommen zwey entsetzliche geographische Schnitzer. Sie sagen die Keltern um Calenis, und es muß Cales heissen. Sie sagen der Berg bey Formian und der Ort heißt gleichwohl Formiae. Sie

haben sich beydemal durch die Adjectiva *Caleno* und *Formiani* verführen lassen. Einem Manne, wie Sie, wird alles zum Anstosse.

21. Ode.

Auch in dieser Ode ist ein eben so abscheulicher Schnitzer, als die vorhergehenden sind. Natalem Delon Apollinis, übersetzen Sie, mein vielwissender Herr Lange, durch Delos die Geburtsstadt des Apollo. Delos also ist eine Stadt? Das ist das erste, was ich höre.

22. Ode.

Lupus heißt keine Wölfin, wie Sie wollen, sondern ein Wolf. Lernen Sie ein wenig besser, welche Worte *επικοινα* sind. Ein Wölfin heißt lupa.

23. Ode.

Wann ich doch ihres seel. Herrn Vaters lateinische Grammatik bey der Hand hätte, so wollte ich Ihnen Seite und Zeile citiren wo Sie es finden könten, was sequor für einen Casum zu sich nimmt. Ich habe Schulmeister gekannt, die ihren Knaben einen Eselskopf an die Seite mahlten, wenn sie sequor mit dem Dativo construirten. Lassen Sie einmal sehen, was Sie gemacht haben?

Tandem desine matrem
Tempestiva sequi viro.

Dieses übersetzen Sie:

Laß die Mutter gehen
Nun reif genug dem Mann zu folgen.

Sie haben also wirklich geglaubt, daß man nicht sequi matrem, sondern sequi viro zusammen nehmen müsse.

24. Ode.

In dieser Ode ist ein Schnitzer nach Art des Priscus; und es kann kein Druckfehler seyn, weil er, sowohl über dem Texte als über der Uebersetzung stehet. An den Virgilius Varus. Was ist das für ein Mann? Sie träumen, Herr Pastor; sie vermengen den, an welchen die Ode gerichtet ist, mit dem, über welchen sie verfertiget worden, und machen aus dieser Vermengung ein abgeschmaktes Ganze. Sie ist an den Virgil gerichtet, über den Tod des Quintilius Varus.

25. Ode.

Angiportus durch Gang übersetzen, heißt gestehen, daß man nicht wisse, was angiportus heißt.

26. Ode.

Fons integer heißt kein reiner Quell, sondern ein Quell, woraus man noch nicht geschöpft hat.

27. Ode.

Der schärfliche Falernus sagen Sie? Wieder etwas von Ihnen gelernet. Vinum ist also generis masculini, und es ist falsch wenn man sagt vinum Falernum. Sie werden sagen, es sey ein Druckfehler für Falerner. Aber warum erklären Sie nicht gleich ihr ganzes Buch für einen Druckfehler?

28. Ode.

In dieser Ode setzt es mehr wie einen Schnitzer. Erstlich lassen Sie sich wieder durch das Adjectivum Matinum verführen, ein Ding daraus zu machen welches Matinus heissen soll. Zweytens sagen Sie Panthus anstatt, daß Sie sagen sollten Panthous. Wollen Sie es zu einem Druckfehler machen, so wird Ihnen Ihr Sylbenmaß widersprechen. Drittens heissen hier Fluctus Hesperii nicht das spanische Meer, wie Sie es übersetzt haben, sondern das italiänische. Behalten Sie doch lieber ein andermal das Hesperische, wenn Sie es nicht ganz gewiß wissen, ob Hesperia magna oder ein anderes zu verstehen sey.

29. Ode.

Puer ex aula heißt Ihnen ein Prinz. Mir und andern ehrlichen Leuten heißt es ein Page.

30. Ode.

Sperne in der zweyten Zeile durch Verachte geben, heißt die wörtliche Uebersetzung bis zu dem Abgeschmackten und Unsinnigen treiben.

31. Ode.

In der zweyten Zeile sagen Sie ein Dichter und es muß der Dichter heissen. Der Fehler ist größer als man denken wird.

Novum liquorem geben Sie durch jungen Saft znm Beweise, daß Sie es nicht wissen, wem der junge Wein, oder die Erstlinge des Weins geopfert wurden. Merken Sie es, niemanden als dem Jupiter, und nicht dem Apollo. Sie hätten bei dem Worte bleiben sollen, welches Sie bey nahe nur immer da thun, wo es falsch ist. Novus liquor heißt hier Saft, der bey einer neuen Gelegenheit vergossen wird.

Sie sagen die Calenschen Hippe, und sollten die Calesische sagen; Ein Fehler den ich schon vorher angemerkt habe, und den ich hier

noch einmal anmerke, um zu zeigen, daß er aus keiner Uebereilung, sondern aus einer wahrhaften Unwissenheit herkommt.

32. Ode.

Sive jactatam religarat udo
Littore navim.

Das **religarat** übersetzen Sie hier durch befestigen und hätten es durch losbinden geben sollen. Sie sagen also hier gleich das Gegentheil von dem was Horaz sagen will. **Religare** ist hier nach Art des **refigere** der 28. Ode des ersten Buchs, und des **recludere** in der 24. Ode eben desselben Buchs, zu nehmen.

33. Ode.

Auch hier hätten Sie bey dem Worte bleiben und **junior** nicht durch ein neuer Buhler, sondern durch ein jüngrer Buhler geben sollen. Sie gehen eben so unglücklich davon ab, als unglücklich sie dabey bleiben.

34. Ode.

Diese ganze Ode haben Sie verhunzt. Da Sie die Erklärung, welche Dacier davon gegeben hat, nicht annehmen, sondern die gemeine; so hätten Sie die zweyte Strophe ganz anders geben sollen. Ich will mich mit Fleiß nicht näher ausdrücken, sondern Sie ihrem Schulknaben, dem Nachdenken, überlassen.

35. Ode.

Clavos trabales übersetzen Sie durch Balken und Nägel. Sie wissen also die Stärke des **Adjectivi trabalis, e**, nicht, und können es jetzt lernen. Wenn die Lateiner etwas recht großes beschreiben wollen, so sagen sie: so groß wie ein Balken. Bey dem Virgil werden Sie daher **telum trabale** finden, welches man, nach Ihrer Art zu übersetzen, durch Pfeil und Balken geben müßte.

36. Ode.

Breve lilium heißt nicht kleine Lilie. Horaz setzt das **breve** dem **vivas** entgegen, daher es denn nothwendig die kurze Dauer ihrer Bluth anzeigen muß. Auch das **vivax** haben Sie durch das bloße frisch sehr schlecht gegeben.

37. Ode.

Velut leporem citus venator in campis nivalis Aemoniae. Dieses übersetzen Sie: gleich dem schnellen Jäger, der Hasen jaget auf den Feldern des stets beschneiten Hömus. Wer heißt Ihnen

denn, aus der Landschaft Aemonien, oder welches einerley ist, Thessalien, den Berg Hömus machen? Und wer heißt Ihnen denn, auf dem Berge Hasen hetzen zu lassen? Der Jäger bricht den Hals; es ist augenscheinlich. Wollen Sie denn mit aller Gewalt lieber

equitem rumpere quam leporem?

38. Ode.

Ende gut alles gut! Ich weis wahrhaftig bey dieser letzten Ode des ersten Buchs nichts zu erinnern. Sie ist aber auch nur von acht Zeilen. Wann Sie, Herr Pastor, alle so übersetzt hätten, wie diese, so würden Sie noch zur Noth ein Schriftsteller seyn, qui culpam vitavit, laudem non meruit.

Und so weit wären wir. — — Glauben Sie nun bald, daß es mir etwas sehr leichtes seyn würde, zwey hundert Fehler in ihrer Uebersetzung aufzubringen, ob ich gleich nirgends diese Zahl versprochen habe? Wenn das erste Buch deren an die fünfzig hält, so werden ohne Zweifel die übrigen vier Bücher nicht unfruchtbarer seyn. Doch wahrhaftig, ich müßte meiner Zeit sehr feind seyn, wenn ich mich weiter mit Ihnen abgeben wollte. Diesesmal habe ich geantwortet, und nimmermehr wieder. Wann Sie sich auch zehnmal aufs neue vertheidigen sollten, so werde ich doch weiter nichts thun, als das Urtheil der Welt abwarten. Schon fängt es an, sich für mich zu erklären, und ich hoffe die Zeit noch zu erleben, da man sich kaum mehr erinnern wird, daß einmal ein Lange den Horaz übersetzt hat. Auch meine Critik wird alsdenn vergessen seyn, und eben dieses wünsche ich. Ich sehe sie für nichts weniger, als für etwas an, welches mir Ehre machen könnte. Sie sind der Gegner nicht, an welchem man Kräfte zu zeigen Gelegenheit hat. Ich hätte Sie von Anfange verachten sollen, und es würde auch gewiß geschehen seyn, wann mir nicht ihr Stolz und das Vorurtheil welches man für Sie hatte, die Wahrheit abgedrungen hätten. Ich habe Ihnen gezeigt, daß Sie weder Sprache, noch Critik, weder Alterthümer, noch Geschichte, weder Kenntniß der Erde noch des Himmels besitzen; kurz daß Sie keine einzige von den Eigenschaften haben, die zu einem Uebersetzer des Horaz nothwendig erfordert werden. Was kann ich noch mehr thun?

Ja, mein Herr, alles dieses würde eine sehr kleine Schande für Sie seyn, wenn ich nicht der Welt auch zugleich entdecken müßte, daß Sie eine sehr niederträchtige Art zu denken haben, und daß Sie, mit

einem Worte, ein Verläumder sind. Dieses ist der zweyte Theil meines Briefes, welcher der kürzeste aber auch der nachdrücklichste werden wird.

Unser Streit, mein Herr Pastor, war grammatikalisch, das ist, über Kleinigkeiten, die in der Welt nicht kleiner seyn können. Ich hätte mir nimmermehr eingebildet, daß ein vernünftiger Mann eine vorgeworfene Unwissenheit in denselben für eine Beschimpfung halten könne; für eine Beschimpfung, die er nicht allein mit einer gleichen, sondern auch noch mit boßhaften Lügen rächen müsse. Am allerwenigsten hätte ich mir dieses von einem Prediger vermuthet, welcher beßre Begriffe von der wahren Ehre und von der Verbindlichkeit bey allen Streitigkeiten den moralischen Charakter des Gegners aus dem Spiele zu lassen, haben sollte. Ich hatte Ihnen Schulschnitzer vorgeworfen; Sie gaben mir diese Vorwürfe zurück, und damit, glaubte ich, würde es genug seyn. Doch nein, es war Ihnen zu wenig, mich zu widerlegen; Sie wollten mich verhaßt, und zu einem Abscheu ehrlicher Leute machen. Was für eine Denkungsart! Aber zugleich was für eine Verblendung, mir eine Beschuldigung aufzubürden, die Sie in Ewigkeit nicht nur nicht erweisen, sondern auch nicht einmal wahrscheinlich machen können!

Ich soll Ihnen zugemuthet haben, mir meine Critik mit Gelde abzukaufen. — — Ich? Ihnen? Mit Gelde? — — Doch es würde mein Unglücke seyn, und ich würde mich nicht beruhigen können, wenn ich Sie bloß in die Unmöglichkeit setzte, ihr Vorgeben zu erhärten; und wenn ich mich nicht durch ein gutes Schicksal in den Umständen befände, das Gegentheil unwiedersprechlich zu beweisen.

Der dritte, durch den ich das niederträchtige Anerbieten soll gethan haben, kann kein andrer seyn als eben der Hr. P. N. dessen Sie auf der 21ten Seite gedenken; weil dieses der einzige lebendige Mensch ist, der Sie und mich zugleich von Person kennt, und der einzige, mit dem ich von meiner Critik über ihren Horaz, ehe sie gedruckt ward, gesprochen habe. Nun hören Sie.

Es war im Monat März des 1752. Jahrs als dieser Herr P. N. durch Wittenberg reisete, und mich daselbst der Ehre seines Besuchs würdigte. Ich hatte ihn nie gesehen, und ihn weiter nicht als aus seinen Schriften gekannt. In Ansehung Ihrer aber war es ein Mann, mit welchem Sie schon viele Jahre eine vertraute Freundschaft unterhalten hatten. Als er wieder in Halle war, fanden wir es für gut, unsre

angefangne Freundschaft in Briefen fortzusetzen. Gleich in meinem ersten, wo ich nicht irre, schrieb ich ihm, daß ich ihren Horaz gelesen und sehr merkliche Fehler darinne gefunden hätte; ich sey nicht übel Willens die Welt auf einem fliegenden Bogen dafür zu warnen, vorher aber wünschte ich, sein Urtheil davon zu wissen. Sehen Sie nun, was er hierauf antwortete — — Es thut mir leid, daß ich freundschaftliche Briefe so mißbrauchen muß. — —

„Oeffentlich, sind seine Worte, wollte ich es niemanden rathen, „Herrn Langen anzugreiffen, der etwa noch — — — — — — — — — —[1] „Indessen kenne ich ihn als einen Mann, der folgt, wenn man ihm etwas „sagt, das ihm begreiflich ist. Diese Fehler, dächte ich, wären ihm be„greiflich zu machen. Sollte es also nicht angehen, daß man ihn selbst „aufmunterte Verleger von den Bogen zu seyn, die Sie wider ihn ge„schrieben haben. Nicht in der Absicht, daß er dieselben drucken läßt; „sondern daß es in seiner Gewalt stehet, die Verbesserungen derselben bey „einer neuen Auflage oder besonders drucken zu lassen. Er muß sich aber „auch alsdenn gegen den Hrn. Verfasser so bezeigen, als ein billiger Ver„leger gegen den Autor. Sie müssen keinen Schaden haben, sondern ein „Honorarium für gütigen Unterricht — — — —"

Ich wiederhohle es noch einmal, dieses schrieb ein Mann, den ich in meinem Leben ein einzigmal gesprochen hatte, und der ihr vertrauter Freund seit langer Zeit war. Ich habe nicht Lust, mich durch niederträchtige Aufbürdungen Ihnen gleich zu stellen, sonst würde es mir etwas leichtes seyn, die Beschuldigung umzukehren, und es wahrscheinlich zu machen, daß Sie selbst hinter diesem guten Freunde gesteckt hätten. So wahrscheinlich es aber ist, so glaube ich es doch nicht, weil ich den friedfertigen Charakter dieses ohne Zweifel freywilligen Vermittlers kenne. Ich will wünschen, daß er meine Briefe mag aufgehoben haben; und ob ich mich schon nicht erinnere was ich ihm eigentlich auf seinen Vorschlag geantwortet, so weis ich doch so viel gewiß, daß ich an kein Geld, an kein Honorarium gedacht habe.[2] Ja, ich will es nur gestehen; es verdroß

[1] „Hoffnung haben könnte, im Preußischen sein Glück zu finden. Herr Lange kann viel bey Hofe durch gewisse Mittel ausrichten." So lautet das Fehlende nach dem Abdrucke des Briefes vom Professor Gottlob Samuel Nicolai in der Vorrede zum vierten Theil der vermischten Schriften S. 11.

[2] „In dieser Antwort schreibt Er, nachdem Er mir seine Gedanken über eine Anmerkung die ich Ihm bey einem Bogen seiner schon gedruckten Critik des Gelehrten Lexici vom Abbot,

mich ein wenig, daß mich der Hr. P. N. für eine so eigennützige Seele ansehen können. Gesetzt auch, daß er aus meinen Umständen geschlossen habe, daß das Geld bey mir nicht im Ueberflusse sey, so weiß ich doch wahrhaftig nicht, wie er vermuthen können, daß mir alle Arten Geld zu erlangen, gleichgültig seyn würden. Doch schon diesen Umstand, daß ich ihm meine Critik nicht geschickt habe, hat er für eine stillschweigende Mißbilligung seines Antrags annehmen müssen, ob ich ihn schon ohne Verletzung meiner Denkungsart hätte ergreifen können, weil er ohne mein geringstes Zuthun an mich geschah.

Was antworten Sie nun hierauf? Sie werden sich schämen ohne Zweiffel. Zwar nein; Verläumder sind über das schämen hinaus.

Sie sind übrigens zu ihrem eignen Unglücke so boßhaft gewesen, weil ich Ihnen heilig versichre, daß ich ohne die jezt berührte Lügen, Ihrer Antwort wegen gewiß keine Feder würde angesetzt haben. Ich würde es ganz wohl haben leiden können, daß Sie als ein senex ABCdarius, mich einen jungen frechen Kunstrichter, einen Scioppius, und ich weis nicht was nennen; daß Sie vorgeben, meine ganze Gelehrsamkeit sey aus dem Bayle; zu meiner Critik über das Jöcherische Gelehrten Lexicon hätte ich keinen Verleger finden können, (ob ich gleich einen so gar zu einer Critik über Sie gefunden habe) und was dergleichen Fratzen mehr sind, bey welchen ich mich unmöglich aufhalten kann. Mein Wissen und Nichtwissen kan ich ganz wohl auf das Spiel setzen lassen; was ich auf der einen Seite verliere, hoffe ich auf der andern wieder zu gewinnen. Allein mein Herz werde ich nie ungerochen antasten lassen, und ich werde Ihren Namen in Zukunft allezeit nennen, so oft ich ein Beyspiel eines rachsüchtigen Lügners nöthig habe.

Mit dieser Versicherung habe ich die Ehre, meinen Brief zu schließen. Ich bin — — doch nein, ich bin nichts. Ich sehe, mein Brief ist zu einer Abhandlung geworden. Streichen Sie also das übergeschriebne Mein Herr aus, und nehmen ihn für das auf, was er ist. Ich habe weiter

über Vorschläge von seiner Uebersetzung der spanischen Bücher des Albrete und Susa, und der lateinischen Uebersetzung des Meßias die Er damals angefangen, freundschaftlich eröfnet hatte: „Auch Ihren Vorschlag wegen der Beurtheilung über des Herrn Langens Ueber„setzung des Horaz lasse ich mir gefallen. Ich will wann Sie es meinen, ehestens an Ihn „schreiben, und ihm zum Anbisse mit aller Höflichkeit nur hundert Donatschnitzer zuschicken. „Ich werde sehen wie Er es aufnehmen wird, und darnach will ich mich richten" G. S. Nicolai in seinem Antwortsschreiben an Herrn Pastor Lange, Frankfurt den 13. Mai 1754. (Lessings vermischte Schriften IV, S. 301.)

nichts zu thun als ihn in Duodez drucken zu lassen, um ihn dazu zu machen, wofür Sie meine Schriften halten; zu einem Vade mecum, das ich Ihnen zu Besserung ihres Verstandes und Willens recht oft zu lesen rathe. Weil endlich ein Gelehrter, wie Sie sind, sich in das rohe Duodez Format nicht wohl finden kann, so soll es mir nicht darauf ankommen, Ihnen eines nach der Art der A B C Bücher binden zu lassen, und mit einer schriftlichen Empfehle zu zuschicken. Ich wünsche guten Gebrauch!